

Komitet redakcyjny/Redaktionsbeirat
Bernd Ulrich Biere, Hans Wolf Jäger, Marek Jaroszewski,
Andrzej Kątny (przewodniczący/Vorsitzender),
Grażyna Łopuszańska, Stefan Michael Newerkla,
Marian Szczodrowski, Eugeniusz Tomiczek

Redaktorzy tomu/Herausgeber
Andrzej Kątny / Katarzyna Lukas

Recenzenci/Gutachter
prof. zw. dr hab. Marek Jaroszewski
prof. zw. dr hab. Marian Szczodrowski

Anschrift der Redaktion:
Instytut Filologii Germańskiej
ul. Wita Stwosza 55
Pl – 80952 Gdańsk
email: sekger@univ.gda.pl

Skład i łamanie
Marek Smoliński

Wydanie publikacji sfinansowano ze środków Fundacji im. J.G. Herdera
przy Uniwersytecie Gdańskim

Copyright by Instytut Filologii Germańskiej
Uniwersytet Gdański, 2011

ISSN 1230-6045
ISBN 978-83-7326-874-6

Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego
81-824 Sopot, ul. Armii Krajowej 119/121, tel./fax (58) 550-91-37
<http://wyd.ug.gda.pl>; e-mail: stenia@gnu.univ.gda.pl

Inhaltsverzeichnis

Andrzej Kątny / Katarzyna Lukas	
<i>Sprach- und Kulturkontakte aus interkultureller Sicht</i>	9

THEMATISCHER SCHWERPUNKT: SPRACH- UND KULTURKONTAKTE AUS INTERKULTURELLER SICHT

Izabela Olszewska / Marta Turska	
<i>Sprachlich-kulinarische Berührungspunkte im Deutschen, Jiddischen und Polnischen am Beispiel ausgewählter Wörterbücher und Nachschlagewerke</i>	21
Czesława Schatte	
Polak, Węgier – dwa bratanki: i do szabli, i do szklanki. <i>Zu titelbildenden Potenzen eines Sprichwortes</i>	41
Anna Słupecka	
<i>Deutsch-polnische Sprachkontakte im Lichte der Onomastik: Die Straßennamen der Danziger Altstadt</i>	54
Andrzej S. Feret	
<i>Zu Lehnbildungen mit der deutschen Basis in der polnischen Pressesprache von Rzeszów um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts</i>	65
Joanna Kilian	
<i>Kulturspezifika im deutsch-polnischen Großwörterbuch PONS</i>	76
Anna Małgorzewicz	
<i>Sprache als Trägerin und Vermittlerin von Kultur, dargestellt am Beispiel des Epos Pan Tadeusz von Adam Mickiewicz und seiner Übertragungen in die deutsche Sprache</i>	87
Janina Gesche / Jörg Gesche	
<i>Der Erhalt von Neologismen in der deutschen und schwedischen Übersetzung von Stanisław Lems Erzählung Der futurologische Kongress</i>	98
Karolina Prykowska-Michalak	
<i>Theater als Kulturtransfer. Deutsche Familiendramen auf polnischen Bühnen</i>	110
Janina Gesche	
<i>Das Fremde zu Eigen gemacht: Fredrik Bööks Reiseberichte über Deutschland und Polen gegen Ende des Ersten Weltkrieges</i>	119

Barbara Widawska	
<i>Informationstransfer in den deutsch-polnischen Korrespondenznetzwerken der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zum Briefwerk von Albert Zipper (1855–1936)</i>	128
Magdalena Rozenberg	
<i>Landeskunde unter den Einflüssen der Cultural Studies. Beziehungen zwischen Personen, Sprachen und Kulturen</i>	143
ANGEWANDTE SPRACHWISSENSCHAFT	
Ewa Żebrowska	
<i>Hypertexte und ihre Kohärenz</i>	152
Dagmara Grunt	
<i>Das passivische Funktionsverbgefüge und das Vorgangspassiv in ausgewählten Fachtexten des Deutschen aus kontrastiver Sicht</i>	160
Ewa Wojaczek	
<i>Die deutschen präpositionalen Verbalpräfixe mit her- und hin- und ihre Übersetzungsäquivalente im Polnischen.</i>	171
Damian Kołnierzak / Roman Opilowski	
<i>Dobry wieczór we Wrocławiu oder tertiäre Schriftlichkeit in der digitalen Kommunikationswelt</i>	181
Rafał Szubert	
<i>Zur Didaktisierung der Sprache des Rechts in dem zyklischen Teil Aus den Gerichtssälen des Wochenblatts Breslauer Gerichts-Zeitung</i>	194
Małgorzata Czarnecka	
<i>Konnotationen als soziokulturelle Aspekte der Wortbedeutung. Zur Beeinflussung der polnischen Sprache durch wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen nach der Wende '89</i>	203
Iwona Legutko-Marszałek	
<i>Empirische Untersuchungen zur Sprachverarbeitung. Eine kritische Zusammenstellung</i>	217
Jan Iluk	
<i>Stan i perspektywy nauczania dwujęzycznego w sekcjach niemieckojęzycznych w Polsce</i>	229
Iwona Wowro	
<i>Bewusst unterschätzt oder versehentlich aus dem Blickfeld geraten? Zur Rolle der Herübersetzung im Fremdsprachenunterricht und in der Sprachsensibilisierung</i>	243
Mariola Jaworska	
<i>Fremdsprachenlernen bei legasthenen LernerInnen: Aspekte einer problemorientierten Förderung</i>	268

Anna Daszkiewicz	
<i>Joseph Ratzingers theologisch und pädagogisch bedingte Bildungsperspektive</i>	278

LITERATURWISSENSCHAFT

Sebastian Mrozek	
<i>Zur Komplexität der sozialen, politischen und kulturellen Situation im Nachkriegsdeutschland der Jahre 1945–1949. Versuch einer kritischen Bestandsaufnahme</i>	289
Małgorzata Filipowicz	
„Männliche Mütter“, „mütterliche Väter“. <i>Zur Autarkie der Weiblichkeit in den autobiographischen Kinder- und Jugendromanen Christine Nöstlingers</i>	304
Tomasz Żurawlew	
<i>Zur Poetik der Ironie in ausgewählten Liebesgedichten Wisława Szymborskas</i>	314
Zdzisław Wawrzyniak	
<i>Zur Kunst des Schreibens in einigen Sprachen.</i>	328

GEDANIANA

I. Danzig i Gdańsk w artystycznej wizji Andrzeja Taranka / Danzig und Gdańsk in der künstlerischen Darstellung von Andrzej Taranek	333
Andrzej Taranek	
<i>Okruchy zebrane / Gesammelte Bruchstücke</i>	335
Paweł Huelle	
<i>W cieniu kąpieliska / Im Schatten eines Kurbads</i>	343
II. Aus der Übersetzungswerkstatt der Danziger Germanisten	351
Willibald Omankowski / Omansen (Übersetzung: Adam Gorlikowski, Agnieszka Haas, Natalia Horbacz, Katarzyna Lukas)	351
Godehard Schramm (Übersetzung: Magdalena Statkiewicz, Karolina Plichta, Monika Górecka, Adam Gorlikowski)	357

BERICHTE UND REZENSIONEN

Translation im Spannungsfeld der <i>Cultural Turns</i> / Translation Among Cultural Turns – Konferenz des Instituts für Germanistik der Universität Gdańsk, 13.–14.10.2011 (Katarzyna Bednarska)	370
Edelenbos, Peter / Kubanek, Angelika (2009): <i>Gute Praxis im Fremdsprachen-Frühbeginn</i> . Braunschweig: Westermann (Ewa Andrzejewska)	375

Fadeeva, Galina M. / Gusejnova, Innara A. / Karpenko, Elena I. (Hg.) (2011): <i>Aktuelle Probleme der modernen Lexikologie und Phraseologie. Festschrift für Professor I.I. Černyševa zum 100. Geburtstag.</i> Moskva: IPK MGLU „Rema“ (<i>Czesława Schatte</i>)	378
Grzywka, K. / Godlewicz-Adamiec, J. / Grabowska, M. / Kosacka, M. / Małecki, R. (Hg.) (2007): <i>Kultura – Literatura – Język. Prace ofiarowane Profesorowi Lechowi Kolago w 65. rocznicę urodzin / Kultur – Literatur – Sprache. Festschrift für Herrn Professor Lech Kolago zum 65. Geburtstag.</i> Warszawa: Instytut Germanistyki Uniwersytetu Warszawskiego (<i>Marta Turska</i>) . . .	381
Hofbauer, Helmut (2009): <i>Interkulturelle Kommunikation – philosophisch betrachtet. Eine (Her-)Ausführung aus der Interkulturellen Kommunikation,</i> Dresden–Wrocław: Neisse Verlag / Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe (<i>Sebastian Mrożek</i>)	387
Maliszewski, Julian (Hg.) (2010): <i>Diskurs und Terminologie beim Fachübersetzen und Dolmetschen. Discourse and Terminology in Special Translation and Interpreting</i> (= Posener Beiträge zur Germanistik, Bd. 25). Frankfurt/M.: Peter Lang (<i>Andrzej Kątny</i>)	390
Rduch, Robert (2009): <i>Unbehaustheit und Heimat. Das literarische Werk von Arnold Ulitz (1888–1971)</i> (= Danziger Beiträge zur Germanistik, Bd. 27), Frankfurt/M. [u.a.]: Peter Lang (<i>Sebastian Mrożek</i>)	391
Znamenáčková, Katarína (2007): <i>Fachsprachliche Wortgruppen in Textsorten des deutschen Zivilrechts.</i> Frankfurt/M.: Peter Lang (<i>Rafał Szubert</i>)	397
Die Autorinnen und Autoren	401
Die Herausgeber	407

Gdańsk 2011, Nr. 25

Andrzej Kątny / Katarzyna Lukas
Universität Gdańsk

Sprach- und Kulturkontakte aus interkultureller Sicht

1. Einleitung

Heutzutage unterliegt es keinerlei Zweifel mehr, dass Sprache ein psychosoziales Phänomen ist:

„Sie existiert und entwickelt sich in einem biologischen und sozialen Kontext. Sie dient als Zeichensystem den Denk-, Erkenntnis- und sozialen Handlungsprozessen der Menschen. [...] Sie spiegelt ihre Lebensäußerungen wider; mit der Sprache erwirbt ein Mensch auch soziale Normen und Verhaltensweisen sowie kulturelle Tradierungen.“ (OKSAAR 2003: 16)

Auch das Fremdsprachenlernen ist ein soziales Phänomen bzw. soziales Handeln, wobei die Unterschiede im Erwerb der Muttersprache und der Fremdsprache für jeden – sowohl in praxisbezogener als auch in theoretischer Sicht – plausibel sind; daher auch die unterschiedliche Terminologie: Muttersprache, Erstspracherwerb, Fremdsprache, Zweitsprache, natürliche Zweisprachigkeit, Mehrsprachigkeit usw.

„Soziale Phänomene sind Kenntnisse zweier oder mehrerer Sprachen deshalb, weil solche Kenntnisse nur in der Kommunikation, im sozialen Austausch mit anderen Menschen, Wirklichkeit werden. Das unterscheidet sie von anderen ‚ressources humaines‘, etwa technischen oder handwerklichen Kenntnissen. Fremdsprachenkenntnisse sind soziale Brücken über die Gräber hinweg, die Sprachgrenzen oft darstellen. [...] Sprachgrenzen sind Elemente von Gesellschaft und Kultur, die sich verändern, die Wandel unterworfen sind.“ (GLÜCK / PÖRZGEN 2007: IX)

Die Muttersprache ist Grundlage und zugleich Wegbereiter für die Beherrschung einer Fremd- oder Zweitsprache. Die Vorleistung der Muttersprache bezieht sich auf die Verstehensprozesse sowie auf alle Ebenen der Sprache samt den dialogischen Fähigkeiten, Lesen und Schreiben, grammatischem Wissen, Kommunikationsstrategien usw. (vgl. BUTZKAMM 2002: 23 ff.).

Den Empfehlungen der Europäischen Kommission zufolge werden in den meisten europäischen Staaten neben der Muttersprache zwei Fremdsprachen unterrichtet, was sich eindeutig in der Zunahme des Englischunterrichts widerspiegelt. In der Regel wird das Englische (als *lingua franca*) als die erste Fremdsprache unterrichtet, sodass die anderen Fremdsprachen als Wahlfächer gelten. Beim Erlernen einer zweiten Fremdsprache kann der Lerner auf die Erfahrungen der davor gelernten Fremdsprache (in der Regel des Englischen) und natürlich seiner

Muttersprache zurückgreifen, was leider in den neuen Programmen des Bildungsministeriums¹ kaum beachtet wird. In der Deutschlehrausbildung² muss also der Mehrsprachigkeit und dem Tertiärsprachunterricht mehr Bedeutung beigemessen werden. Auf die Probleme der Mehrsprachigkeit wird ausführlich in dem vom Europarat veröffentlichten *Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen* (im Weiteren: GER) eingegangen:

„Mehrsprachigkeit [...] betont die Tatsache, dass sich die Spracherfahrung eines Menschen in seinen kulturellen Kontexten erweitert [...]. Diese Sprachen und Kulturen werden aber nicht in strikt voneinander getrennten mentalen Bereichen gespeichert, sondern bilden vielmehr gemeinsam eine kommunikative Kompetenz, zu der alle Sprachkenntnisse und Spracherfahrungen beitragen und in der die Sprachen miteinander in Beziehung stehen und interagieren. In verschiedenen Situationen können Menschen flexibel auf verschiedene Teile dieser Kompetenz zurückgreifen, um eine effektive Kommunikation mit einem bestimmten Gesprächspartner zu erreichen“. (GER 2001, Kap. 1.3)

Wir schließen uns der Meinung von MEISSNER (1996: 285) an:

„Die Mehrsprachigkeitsdidaktik löst das Fremdsprachenlernen aus der Fixierung auf einzelne Zielsprachen [...], um das Erlernen mehrerer Sprachen instrumental, plurilingual und plurikulturell ‚zusammenzudenken‘.“

Zu den Objektfeldern einer so konzipierten Mehrsprachigkeitsdidaktik (= MSD) rechnet MEISSNER (1996: 286) u.a.:

- „– mentale Sprachverarbeitung bei unterschiedlichen Sprachenfolgen und Mehrsprachigkeitstypen“ (z.B. Rolle der Muttersprache für das Erlernen ausgewählter Fremdsprachen, Rolle der L2 für das Erlernen von L3, positiver Transfer, Interferenz);
- die interlexikalische, intergrammatikalische und interkulturelle „Input-Optimierung durch mentale Vernetzung“
- „Optimierung des der Mehrsprachigkeit verpflichteten Fremdsprachenunterrichts in instrumentaler Hinsicht.“

In der internationalen Forschung wird den Eurolexemen, den Internationalismen sowie Lehnwörtern als sprachlichen Transferbasen und Sprachenbrücken immer mehr Aufmerksamkeit gewidmet: Sie stellen die kognitive Grundlage für den Transfer dar. Die Internationalismen (Interlexeme) beschleunigen „lexikalische Findungs- bzw. sprachliche Formierungsprozesse, indem sie L1, L2-, L3-Routinen der Ln-Produktion zur Verfügung stellen“ (MEISSNER 1996: 288). Mit Hilfe von Internationalismen bzw. Lehnwörtern kann man den potentiellen Wortschatz ausbauen. Der Schwerpunkt sollte auf den Gemeinsamkeiten bzw. Ähnlichkeiten zwischen den lexikalischen und grammatischen Erscheinungen liegen, weniger auf der Interferenzgefahr. Bei der zwischensprachlichen Semantisierung sollte zwischen Wiedererkennungs- und

¹ Vgl. *Podstawa programowa z komentarzami. Języki obce w szkole podstawowej, gimnazjum i liceum* [Rahmenprogramm mit Kommentar. Fremdsprachen in der Grundschule, im Gymnasium und Lyzeum].

² Die Monographie von CHŁOPEK (2011) kann einen guten Einstieg in diesen Themenkreis bieten.

Produktionstransfer unterschieden werden; beim Ersteren handelt es sich um Formtransfer, beim Letzteren – um Inhaltstransfer (vgl. MEISSNER 2000: 66).

Die MSD soll die Sprachlernerfahrungen mit L1 (= Muttersprache), L2 (erste Fremdsprache) und L3 (zweite Fremdsprache) berücksichtigen; es handelt sich hier also um den Transfer von Lernstrategien und Lernerfahrungen. Das Kompetenzniveau der zu erlernenden L2 oder L3 kann unterschiedlich sein – es wird heutzutage nicht das Ideal der „near nativeness“ angestrebt, sondern eher Nachdruck auf bestimmte Fertigkeiten und Fähigkeiten (z.B. kommunikatives Handeln im Alltag oder Leseverstehen) gelegt.

2. Sprachkontakt, Kontaktlinguistik

Zwei oder mehr Sprachen stehen im Kontakt miteinander, „wenn sie von einunddenselben Personen abwechselnd gebraucht werden. Die die Sprachen verwendenden Individuen sind somit der Ort, an dem der Kontakt stattfindet“ (WEINREICH 1976: 15). Hier muss eindeutigkeitshalber betont werden, dass nicht die Sprachen, sondern deren Sprecher³ in Kontakt stehen oder treten. Sprachkontakt kann unter systemlinguistischer, soziolinguistischer, psycholinguistischer und pragmlinguistischer Perspektive untersucht werden; zwischen diesen Perspektiven oder Forschungsbereichen gibt es fließende Übergänge. Im Fokus der linguistischen Forschungsrichtung liegen sprachliche Spuren, die der Kontakt hinterließ; es handelt sich um Lehnwörter, Lehnübersetzungen und Lehnübertragungen, Lehnbedeutung sowie hybride Bildungen. Gegenstand der Untersuchung sind Prozesse der Assimilation (Anpassung) an das System der Nehmersprache auf allen Sprachebenen, potentielle Ursachen und Zeitpunkt der Übernahme des fremden Wortgutes. Zu den Ursachen und Motiven von Entlehnungen gehören Bezeichnungsnotwendigkeit, Bezeichnungsökonomie, kommunikative Bedürfnisse (verhüllende oder beschönigende Ausdrucksweise, Präzision, Stilvariation, Reiz des fremden Lexems, Blickfang und Lokalkolorit). Die Zahl der Entlehnungen und die Beeinflussung von anderen Subsystemen der Sprache hängen primär von der Kontaktintensität⁴ ab. Folgende Faktoren sind für die Bestimmung der Kontaktintensität relevant: Kontaktdauer, Anzahl der Sprecher, Anzahl der bilingualen Sprecher, sozioökonomische Dominanz, Einstellung der Sprecher (vgl. THOMASON 2001: 66ff.; KOCYBA 2007: 51ff.).

Im Falle der soziolinguistischen Perspektive handelt es sich um den Kontakt in derselben Gruppe oder Gesellschaft. Weinreich betont in diesem Kontext die Relevanz des soziokulturellen Rahmens und weist darauf hin, dass viele Anthropologen „Sprachkontakt als nur einen Aspekt von Kulturkontakt und sprachliche Interferenz als eine Seite der Ausbreitung von Kulturen und des kulturellen Einflusses“ (WEINREICH 1976: 20) betrachten. Im Mittelpunkt der soziolinguistischen Untersuchungen stehen u.a. Diglossie (soziale Mehrsprachigkeit – Verwendung von zwei funktional unterschiedlichen Varietäten der gleichen oder verwandten

³ Auch wenn im Weiteren stellenweise die Ausdrücke ‚Sprachen im Kontakt‘ oder ‚Kontaktlinguistik‘ verwendet werden, meinen wir natürlich die Sprecher, Sprechergemeinschaften der jeweiligen Sprachen. Unter Sprache werden unterschiedliche Lekte (Dia-, Sozio-, Xenolekte) und Varietäten verstanden.

⁴ „[...] intensity is hard to define. In general, though, it has to do with the amount of cultural pressure exerted by one group of speakers on another [...]“. (THOMASON 2001: 66)

Sprache; *High Variety, Low Variety*), Code-switching, Spracherhaltung, -verlust, Pidgin- und Kreolsprachen, Auslandsregister (*Foreigner Talk*).

In psycholinguistischen Forschungsansätzen stehen die Probleme des Erwerbs der Zwei- und Mehrsprachigkeit im Vordergrund; grundsätzlich kann man – auch wenn die Grenzen fließend sind – zwischen dem gesteuerten und dem ungesteuerten (natürlichen) Zweitspracherwerb unterscheiden. Für die Kontaktlinguistik ist insbesondere der ungesteuerte Spracherwerb von Interesse; untersucht werden u.a. solche Probleme, wie: Lernervarietäten (Interlanguages), bilingualer Erstspracherwerb, Erwerbsphasen, kombinierte, koordinierte Zweisprachigkeit; Spracherwerb in Migrantenfamilien, bei Spätaussiedlern; zweisprachige Erziehungsprojekte (totale, partielle Immersion), individuelle und soziale Mehrsprachigkeit, Domänen des Sprachgebrauchs bei Bilingualismus.

„Das Lernen einer neuen Sprache ist im Prinzip zuerst immer *kulturelles* Lernen, da diese ebenso wie die Erstsprache kulturgeprägt ist. Erst im reflektierenden Kontakt des Eigenen mit dem Fremden durch den Lerner kann es als *interkulturelles* Lernen gesehen werden“ (OKSAAR 2003: 38).

OKSAAR (2003: 38f.) weist auf das Zusammenspiel der verbalen, der nonverbalen (Mimik, Gestik, Körperhaltung, Körperbewegung) und der extraverbalen Mittel (Zeit, Raum, Proxemik, soziale Variablen) in zwischenmenschlicher Kommunikation hin und unterscheidet zwischen Kulturemen und Behavioremen:

„Kultureme sind abstrakte Einheiten des sozialen Kontaktes, die in verschiedenen kommunikativen Akten durch *Behavioreme* realisiert werden, bedingt u.a. durch alters-, geschlechts-, beziehungs- und statusspezifische Faktoren.“ (OKSAAR 2003: 39)

Die vorher erwähnten Mittel sind bei der Ausführung verschiedener Sprechakte, die ja kulturgeprägt sind, äußerst wichtig, so z.B. beim Ansprechen, Begrüßen, Bitten, bei Einladungen, höflichen Verweigerungen, Verboten usw. Relevant ist in diesem Kontext z.B. die Differenzierung zwischen Rede- und Schweigekulturen (OKSAAR 2003: 146):

„Auch fortgeschrittene Lerner aus der Schweigekultur, wie z.B. Finnen, Esten und Schweden, transferieren ihre Schweigekonventionen bei der Verwendung der Redekultursprachen in diese, z.B. Deutsch, Englisch, südeuropäische Sprachen, mit situationellen Interferenzen als Folge.“

Zudem sei noch auf die wichtige Rolle der kontrastiven Linguistik für die Sprachkontaktforschung sowie synchrone Analyse der Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen zwei oder drei Sprachen hinzuweisen. Dank der Einführung des Studienfaches „Kontrastive Linguistik Deutsch-Polnisch“ (Englisch-Polnisch) in den 1970er Jahren kam es zu einer Intensivierung der Forschung in diesem Bereich und es wurde möglich, den Studierenden die Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen den ausgewählten Ebenen und Strukturen innerhalb des jeweiligen Sprachenpaars bewusst zu machen. Man muss jedoch kritisch anmerken, dass den Unterschieden und der potentiellen Interferenz der Muttersprache zuweilen zu viel Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Insgesamt jedoch haben die in die didaktischen Lehrmaterialien

z.T. umgesetzten kontrastiven Studien die Grundlage für einen effektiveren Deutschunterricht (Englischunterricht) in Polen geschaffen. Im Kontext der europäischen Mehrsprachigkeit und der MSD muss auch die kontrastive Linguistik ihren Forschungsbereich auf weitere Sprachen im Sinne der Tertiärsprachenforschung ausdehnen; einen guten Rahmen dafür bietet die Eurolinguistik.

3. Interkulturalität in der Germanistik

Die Beiträge in diesem Band, die dem thematischen Schwerpunkt „Sprach- und Kulturkontakte aus interkultureller Sicht“ zugeordnet sind, stehen unter dem gemeinsamen Nenner der interkulturellen Germanistik. In dieser Ausrichtung der germanistischen Philologie, die sich mindestens bis in die 1980er Jahre zurückverfolgen lässt, sehen wir eine ertragreiche Schnittstelle zwischen Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft sowie der Methodik des DaF-Unterrichts.

Bevor die einzelnen Beiträge skizzenhaft dargestellt werden, wollen wir kurz auf das Konzept der Interkulturalität und seine Relevanz für die Germanistik bzw. Philologie überhaupt eingehen. Interkulturalität – ein Begriff kulturwissenschaftlicher Provenienz – bedeutet kein bloßes *cross-cultural event*, in dem verschiedene Sprachen, Literaturen, Gemeinschaften oder deren Einzelvertreter aufeinander treffen, ohne dass ihre Integrität tangiert wird; Interkulturalität impliziert stets einen bereits vorhandenen oder erst zu erschaffenden *Zwischenraum*, in dem verschiedene Entitäten in Konfrontation mit dem Anderen einer Wandlung unterliegen. In der Kulturwissenschaft wurde dafür der Begriff ‚Interkultur‘ geprägt: eine „kommunikative Zwischenkultur“, in der „die Kommunikationspartner signifikant anders reagieren als in Kommunikationssituationen mit Vertretern aus der eigenen Kultur“ (LÜSEBRINK 2008: 314). Innerhalb dieser Zwischenwelt – einer *third culture*, an der sich Vertreter mehrerer unterschiedlicher Kulturen (A, B, C...) beteiligen, konstituieren sich neue Maßstäbe, Wertevorstellungen, Konventionen, Verhaltensregeln usw., die mit denjenigen der beteiligten Kulturen A, B, C usw. nicht identisch sind, sondern neue Größen darstellen. Die ‚Interkultur‘ zeichnet sich durch „eine eigene, interaktive Dynamik aus, in der Kommunikations- und Verhaltensregeln ‚ausgehandelt‘ werden und deren Verlauf durch die Kommunikations- und Kulturstandards der Beteiligten nur in begrenztem Maße gesteuert wird und demzufolge vorhersehbar ist“ (LÜSEBRINK 2008: 314–315). Interkulturalität bedeutet also eine notwendige Horizonterweiterung durch die Erkenntnis, dass die eigene Identität nur scheinbar selbstbezogen ist, in Wirklichkeit aber erst durch Referenz auf den Anderen/Fremden oder in Abgrenzung von ihm feste Konturen gewinnt.

Innerhalb der (binnendeutschen) Germanistik hat sich das Konzept der Interkulturalität in mehreren Teilbereichen der Disziplin zugleich durchgesetzt: in der DaF-Methodik, in der Literaturwissenschaft (darunter in der Mediävistik), in der Sprachwissenschaft. Voraussetzung dafür war, dass sich Germanistik bzw. Philologie überhaupt der Kulturwissenschaft annähern oder sogar in dieser aufgehen.

Die Vorstellung einer interkulturellen Germanistik „als Teil einer angewandten Kulturwissenschaft“ (WIERLACHER 1985: X) hat sich ursprünglich aus dem Fach **Deutsch als**

Fremdsprache weiterentwickelt (vgl. WIERLACHER 1993: 10–11, GUTJAHR 2002: 351). In der DaF-Methodik hat man schon früh erkannt, dass die Beherrschung einer Fremdsprache mit der Fähigkeit zur interkulturellen Kommunikation zusammenfällt und dass das DaF-Fach „auf dem Umweg über das Fremdkulturelle das Eigenkulturelle erhellen, dadurch zu einer Germanistik beitragen [könnte], die sich auch als regionspezifische Sozialwissenschaft versteht“ (GÖHRING 1980: 82). Die Aufgabe eines Deutschlehrers würde darin bestehen, die Lernenden zur selbstständigen Auseinandersetzung mit den für sie fremden (nicht nur sprachlichen, sondern auch kulturellen) Phänomenen anzuhalten. Eine auf Vermittlung einer Fremdsprache ausgerichtete Fremdsprachenphilologie wäre somit als Fremdkulturwissenschaft (vgl. WIERLACHER 1993: 9) aufzufassen, und dem interkulturell ausgerichteten Fach Deutsch als Fremdsprache käme die Bedeutung einer Gelenkstelle zwischen der binnendeutschen und Auslandsgermanistik zu (vgl. WIERLACHER 1987: 14, nach GUTJAHR 2002: 349). In der heutigen DaF-Didaktik betont man – wie oben bereits ausgeführt wurde – die Notwendigkeit, mehrere Fremdsprachen zu erlernen, um so das Fremde in vielen unterschiedlichen Gestalten zu erfahren und zu erleben; man konzentriert sich daher verstärkt auf Probleme der Mehrsprachigkeitsdidaktik.

Parallel dazu sind in der **Literaturwissenschaft** mit deren zunehmender Annäherung an die Kulturwissenschaft solche Problemfelder, wie Alterität, Alienität und Differenz in den Blick gerückt (vgl. etwa HOFMANN 2006: 9–26). Interkulturelle Literaturwissenschaft setzt sich somit zum Ziel, „kulturelle Deutungsmuster des Fremden“ und „Modi der Fremderfahrung“ (MÜNKLER 2002: 326) sowie deren literarische Repräsentationen zu erforschen. In der Prosa werden narrative Muster untersucht, die „eine dialogische Struktur zwischen dem Eigenen und dem Fremden im Text [...] herstellen“ (MÜNKLER 2002: 332); denn es sind bestimmte poetische Mittel und Verfahren zur Gegenüberstellung von „Ich“ und „Nicht-Ich“, Identität und Alterität, die das Fremde überhaupt erst darstellbar machen. Die Erforschung von kulturellen Zwischen- bzw. Dritträumen, die sich aus realen und fiktiven Alteritäts- und Alienitätserfahrungen ergeben, gehört ebenfalls zu den Aufgaben der Interkulturellen Germanistik.

Auch die **Mediävistik** – lange Zeit von der mit der neueren deutschen Literatur gleichgesetzten Literaturgeschichte abgetrennt und marginalisiert (vgl. BENTHIEU / VELTEN 2002: 10–11) – hat wohl ihre Stellung innerhalb der interkulturellen Germanistik neu definiert: Als ausgesprochene „Wissenschaft vom Fremden“ erschließt die Mediävistik dem heutigen Leser die „Alterität des mittelalterlichen Weltmodells“ (JAUSS 1977: 18), das in literarischen Werken und anderen Kulturtexten aus weit zurückliegenden, für die heutige Rezeptivität oft schwer zugänglichen Epochen verschlüsselt ist. Als „Ensemble aus historischen und philologischen Disziplinen (Archäologie, Geschichtswissenschaft, Kunstgeschichte und Literaturwissenschaft)“ (BÖHME / MATUSSEK / MÜLLER 2007: 30) ist Mediävistik wohlbemerkt schon immer interdisziplinär und kulturwissenschaftlich vorgegangen.

Entgegen der hie und da anzutreffenden Meinung, für die germanistische Linguistik seien kulturwissenschaftliche Ansätze nicht entscheidend (vgl. BENTHIEU / VELTEN 2002: 9), lässt sich auch die heutige **Sprachwissenschaft** u.E. sehr wohl in die Interkulturelle Germanistik mit deren Interesse für (sprachliche) Zwischenräume einfügen. Innerhalb der Sprachwissenschaft ist ja die Eurolinguistik gerade dabei, sich mit der Erforschung von Eurolexemen,

Internationalismen (vgl. SCHATTE / KĄTNY 2011, TURSKA 2009) sowie pragmatischen und phraseologischen Gemeinsamkeiten der Sprachen Europas zu etablieren. Dabei liefert sie wichtige Impulse an die Methodik des DaF-Unterrichts – auch dadurch, dass sie bei Deutschlernenden die Erkenntnis fördert, „Welthandel und Weltverkehr sowie die Herausbildung einer weltweiten Informationsgesellschaft haben längst in den meisten Sprachen [...] dazu geführt, daß sie Fremdes in vielerlei Gestalt aufgenommen [...] haben“ – so, dass es heute durch die wachsende Zahl von Internationalismen „keine schlechthin fremden Sprachen mehr“ gibt (WEINRICH 1993: 142).

Das Konzept der Interkulturalität bietet also die Chance, die unterschiedlichen und sonst nicht immer gern miteinander kooperierenden philologischen Teilgebiete zu verbinden. Es verweist nicht nur auf einen „Dritten Raum“ als Untersuchungsgegenstand der Philologie, sondern auch auf „Zwischenräume“ in metatheoretischem Sinne: Schnittstellen zwischen Literaturwissenschaft, Linguistik und kulturell orientierter Fremdsprachendidaktik, aus denen interdisziplinär neue wissenschaftliche Qualitäten und Erkenntnisse hervorgehen.

Um etwaige Bedenken aus dem Weg zu räumen, müsste man noch die Frage des räumlichen bzw. geographischen Geltungsbereiches der Interkulturalität erörtern und die Relevanz der im Schwerpunkt des Bandes angesagten „interkulturellen Sicht“ für die in den einzelnen Beiträgen behandelten Sprach- und Kulturkontakte begründen. Welche Sprachen / Kulturen / Gemeinschaften müssen nämlich in Kontakt zueinander treten, damit man legitimerweise von Interkulturalität sprechen kann?

Ein Interkulturalitätsverhältnis entsteht, „wenn Nähe zwischen sozialen Gruppen und Individuen hergestellt wird, die zuvor in größerer geographischer und sozialer Distanz gelebt haben. Interkulturalität bezeichnet unter diesem sozial-räumlichen Aspekt ein Beziehungsverhältnis, das durch Nähe intensiviert und dadurch potenziell konflikthaft aufgeladen wird“ (GUTJAHR 2002: 346). Es stellt sich die Frage, wie groß die ursprüngliche Distanz sein sollte, bevor es zur Annäherung kommt? Passen denn Kontakte zwischen Nachbarländern (z.B. Deutschland und Polen) ins Konzept der Interkulturalität, oder wird stillschweigend vorausgesetzt, dass eine interkulturelle Relation nur bei weit voneinander entfernten, sich gegenseitig als exotisch wahrnehmenden Kulturräumen (wie etwa Europa und Asien) entsteht?⁵ Das Letztere scheint der Fall zu sein, wenn man Sammelbände zur Hand nimmt, die sich mit Themen der Interkulturellen Germanistik bzw. einer kulturwissenschaftlich orientierten Philologie beschäftigen, wie etwa mit literarischen Repräsentationen des Fremden. Besonders symptomatisch scheinen hier u.E. die neueren Arbeiten zur Translationswissenschaft zu sein. Bei BACHMANN-MEDICK (1997), BASSNETT / TRIVEDI (1999), SIMON / ST-PIERRE (2000), WOLF (2006) – um nur einige Beispiele zu nennen – finden sich Fallstudien, die (v.a. im Zuge des *postcolonial turn*) von translatorischer Vermittlung zwischen deutscher oder englischer Literatur einerseits und den persischen, indischen, chinesischen, indonesischen, lateinamerikanischen, kanadischen oder sonstigen außereuropäischen Kulturräumen andererseits handeln. Man gewinnt dadurch den Eindruck, das fremde Gegenüber, zu dem ein Interkulturalitätsverhältnis aufgebaut wird, wäre weit außerhalb Europas zu suchen.

⁵ Den Hinweis auf diese Problemstellung verdanke ich Dr. Eliza Szymańska von der Universität Gdańsk (Anm. K.L.).

Allerdings findet man in der Forschung Indizien dafür, dass sich Interkulturalität genauso gut zwischen benachbarten Kulturgemeinschaften verorten lässt. Dies impliziert etwa SCHULTZE (1997), wenn sie die Konfrontation deutscher Übersetzer mit dem Fremden in Gestalt des polnischen Kulturwortes *cham* als einen Fall „innereuropäischer Fremdheit“ wertet. Hier ist nicht die geographische Entfernung, sondern die historische Entwicklung der beiden einander gegenübergestellten Gemeinschaften, ihre Zugehörigkeit zu verschiedenen Sprachfamilien und neuerdings auch zu unterschiedlichen politischen Systemen für das Entstehen einer Interkulturalitätsrelation ausschlaggebend. Europa ist ein innerlich dermaßen ausdifferenzierter Kontinent, dass man hier zahlreiche kulturelle Zwischenräume vorfinden, entdecken bzw. definieren kann. Dabei sollte man jedoch ständig berücksichtigen, dass ein solcher „Dritter Raum“ nicht unbedingt mit der Interaktion von jeweils nur zwei einander gegenübergestellten (sprachlichen, ethnischen, nationalen u.a.) Gruppen zusammenhängt; besteht man darauf, unbedingt nur zwei Entitäten in ein Alteritäts- und damit Interkulturalitätsverhältnis einzuspannen, so läuft man Gefahr, künstlich wirklichkeitsfremde binäre Oppositionen aufzustellen und ein komplexes Beziehungsgefüge zu vereinfachen. Interkulturalität ergibt sich oft gerade erst aus dem Miteinander von mehreren unterschiedlichen Gemeinschaften.

Eine weitere Bekräftigung der Anwendbarkeit des Interkulturalitätsbegriffs auf Kontakte zwischen benachbarten Kulturgemeinschaften kann man aus den Überlegungen von Harald WEINRICH (1993) zum Thema Fremdheit ableiten. Weinrich äußert sich zwar zur Fremdheit als sprachliches Phänomen im Kontext des Fremdsprachenunterrichts, aber auch Interkulturalität lässt sich durchaus in Analogie dazu sehen:

„Nun habe ich [...] die Fremdheit mit ihren verschiedenen Graden, Arten und Formen immer nur im Verkehr zwischen den Sprachen, also im Bereich der ‚Interlinguistik‘ [...] aufgesucht. Wir wollen das zur Unterscheidung Außen-Fremdheit nennen. Es gibt aber darüber hinaus in jeder Sprache auch Formen einer Binnen-Fremdheit, mit denen sich das Sprachbewußtsein nicht minder intensiv [...] beschäftigt. Bestimmte regionale und schichtenspezifische Ausdrucksweisen können dazu führen, daß man gegenüber ihren Sprechern ‚fremdet‘.“ (WEINRICH 1993: 146)

Auch Interkulturalität ist eine relationale Größe, die in verschiedenen Graden, Arten und Formen vorkommt und bei deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein es vielmehr auf die Perspektivierung denn auf räumliche Entfernungen ankommt: Genauso wie Weinrich zwischen Fremdheit auf inter- und intralingualer Ebene unterscheidet, kann man Interkulturalität in globaler Dimension („interkontinental“, auf möglichst große Distanz) oder aber regional – „intrakontinental“ sehen, gleichsam durch ein Vergrößerungsglas, durch das man auf der Landkarte Europas viele kleine, unscheinbare „Orte der Interkulturalität“ zwischen lokalen bzw. regionalen Entitäten entdeckt. Dabei braucht man also nicht über eine eurozentrische Perspektive hinauszugehen.

Vor dem Hintergrund einer solchen Auffassung der Interkulturalität sollen die vorliegenden Beiträge mit dem Schwerpunkt „Sprach- und Kulturkontakte aus interkultureller Sicht“ gelesen werden. Die Aufsätze zur allgemeinen Sprachwissenschaft, darunter Parömiologie, Lexikographie, Morphosyntax, Lexik (Kulinaristik), des Weiteren Kulturgeschichte, Übersetzungs- und Theaterwissenschaft, bestätigen die bisherigen Ausführungen, die sich wie folgt rekapitulieren lassen: **Interkulturalität ist graduierbar, relational und von der Optik des**

Forschern abhängig, zudem involviert sie oft mehrere Sprachen / Kulturen / Gemeinschaften zugleich.

Letzteres lässt sich hervorragend an den Beiträgen von **Izabela Olszewska / Marta Tur-ska** und **Janina Gesche / Jörg Gesche** veranschaulichen. Der kulinarische Wortschatz des Jiddischen, Deutschen sowie der slawischen Sprachen, der sich im jahrhundertelangen Miteinander der einzelnen mitteleuropäischen Sprach- und Kulturgemeinschaften entwickelte, ist ein „Dritter Raum“ der Interkulturalität *par excellence*: das kulinarische Wortgut in diesen Sprachen besteht oft aus hybriden lexikalischen Gebilden, die Spuren von multilateralen, manchmal nicht mehr klar nachvollziehbaren Einflüssen aufweisen. Bei **Janina Gesche / Jörg Gesche** kommt der hybride Charakter einer Übersetzung zum Vorschein, die auf dem Umweg über eine andere Übertragung zustande gekommen ist; in diesem Fall handelt es sich um schwedische Fassungen der ins Deutsche übertragenen Prosa von Stanisław Lem. In solch einer Übersetzung begegnen einander drei Sprachen: Denn auch wenn im Text explizit nur die Zielsprache Schwedisch präsent ist, „schimmern“ im Translat doch die Ausgangssprache Polnisch und die Relaisprache Deutsch durch. Und der Interkulturalitätscharakter der schwedischen Übertragung als „Dritter Raum“ kommt erst recht zur Geltung, wenn man herausfindet, dass die Sprachform des Translates den in Schweden üblichen Restriktionen bezüglich der *political correctness* unterliegt. An der translatorischen Schnittstelle zwischen dem polnischen Original, dessen Autor mit Sicherheit nicht auf die Idee einer dahingehenden Selbstzensur gekommen wäre, und dem Translat, in dem zielkulturelle (schwedische) Werterhaltungen verschlüsselt sind, entsteht somit eine neue, hybride, durchaus interkulturelle ästhetische Qualität.

Einen zweiten Beitrag zur Übersetzungsforschung leistet im vorliegenden Band **Anna Małgorzewicz**, die deutsche Übertragungen des Epos *Pan Tadeusz* von A. Mickiewicz mit Methoden der kognitiven Linguistik untersucht. Die kulturelle Andersartigkeit des Originals für deutsche Leser äußert sich in Kulturspezifika, aber auch im unterschiedlichen Stellenwert derselben Symbole in der polnischen und der deutschen Gemeinschaft, wie die Autorin am Beispiel der *Herz*-Metapher ausführt. Wie also der Fall der (nach Małgorzewicz) erfolgreichen translatorischen Vermittlung beweist, besteht die kulturelle Differenz, die das Gefühl der Alienität hervorruft, „seltener in ungleichen Merkmalen als in dem unterschiedlichen Stellenwert von gleichen Merkmalen“ (MECKLENBURG 1987: 87, zit. nach HOFMANN 2006: 54). Fremdheit wäre somit „nicht immer nur von der groben Dichotomie des Eigenen und des Fremden her zu betrachten“, denn „[e]s gibt Fremdheiten sehr verschiedenen Grades und sehr unterschiedlicher Art“ (WEINRICH 1993: 150).

Ein weiterer „Dritter Ort“ interkultureller Begegnung ist der von **Janina Gesche** behandelte Reisebericht des Schriftstellers und Publizisten Friedrich Böök über Polen. Der Fall des Schweden, der Fremdes (= Polen) mit einem durch seine Bewunderung für ebenfalls Fremdes (= Deutschland) geprägten Blick betrachtet, verkörpert eine der unzähligen Formen, die die Dialektik zwischen dem Eigenen und dem Fremden annehmen kann und die ein großes Forschungsthema der Interkulturellen Germanistik darstellt. Auch der Beitrag von **Barbara Widawska**, die sich mit den ausgesprochen interkulturellen Aktivitäten des Philologen, Übersetzers und Kulturmittlers Albert Zippers aus dem multikulturellen Galizien des 19. Jahrhunderts beschäftigt, lässt die psychologisch relevante Frage nach dem Grad der

Verinnerlichung des Fremden aufkommen – oder überhaupt nach dem Sinn, bei kulturell hybriden, zwei- bzw. mehrsprachig aufgewachsenen Individuen streng zwischen dem „Fremden“ und dem „Eigenen“ zu unterscheiden.

Einen wichtigen Aspekt der Interkulturalitätsforschung, nämlich den Kulturtransfer, berührt **Karolina Prykowska-Michalak**, die über die polnische Rezeption deutscher Familiendramen seit den 1990er Jahren schreibt. Das Theater wird in diesem Fall zum Ort der ‚Interkultur‘ schlechthin: Im Rezeptionsakt als einer besonderen Kommunikationssituation reagiert das polnische Publikum auf das (z.T. dem Brutalismus zugeordnete) deutsche Theater signifikant anders als in Kommunikationssituationen mit Vertretern der eigenen (Theater-) Kultur (vgl. LÜSEBRINK 2008: 314).

Vier Beiträge, die unter den hier besprochenen thematischen Schwerpunkt fallen, sind der Sprachwissenschaft gewidmet. **Anna Słupecka** verfolgt die bewusst eingesetzten Wortbildungsverfahren, nach denen die Danziger Straßen nach 1945 umbenannt wurden, um der Topographie der Stadt durch die Sprache eine polnische Prägung zu verleihen. Der Aufsatz thematisiert eines der Probleme, die in Interkulturalitätsstudien häufig auftauchen, nämlich den Umgang mit Alienität. Man betont zwar, dass die Einbürgerung des Fremden (hier konkret: Umbenennung der deutschen Straßennamen, also deren Überführung in vertraute Formen) nur eine der möglichen Reaktionen auf Fremdheit darstellt; genauso denkbar sind Verdrängung, Ablehnung oder Subversion durch parodistische Nachahmung des Fremden – die letztgenannte Strategie ist für die postkoloniale Theorie von besonderem Interesse. Trotzdem würden wir die Behauptung wagen, dass der Versuch, das Andere zu integrieren und zu verinnerlichen, die am häufigsten beobachtete Form des Umgangs mit Alienität darstellt.

Andrzej Feret nimmt die Pressesprache der galizischen Stadt Rzeszów aus dem 19. Jh. unter die Lupe und identifiziert darin zahlreiche v.a. lexikalische Einflüsse des Deutschen. Seine Befunde machen den interkulturellen Charakter des Orts – eines provinziellen Kulturzentrums – evident. **Joanna Kilian** wendet sich der Beschreibung und Übersetzung der Realien (Kulturspezifika) in der zweisprachigen Lexikographie zu; die Realien als „Identitätsträger eines nationalen / ethnischen Gebildes einer nationalen / ethnischen Kultur“ (SNELL-HORNBY 1998: 288) stellen für Lexikographen und Übersetzer eine nicht leicht überbrückbare Hürde dar. Da die modernen Wörterbücher als Kulturvermittler fungieren, sollte die Erklärung der Einträge und deren Übersetzung in einem zweisprachigen Wörterbuch kultursensitiv sein.

Sprach- und Kulturkontakte finden in Sprichwörtern ihren Ausdruck; die Bibel, die Antike, nachklassische Weltliteratur, Fabeln und Erzählungen stellen Motive und Quellen für die Parömiologie der europäischen Sprachen dar. Das von **Czesława Schatte** untersuchte Sprichwort *Polak, Węgier – dwa bratanki: i do szabli, i do szklanki* gehört zu den parömiologischen Ethnika. Seine Entstehung lässt sich auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Polen und Ungarn zurückführen. Da dieses Sprichwort als kulturelle Metapher fungiert, wird es in Artikelüberschriften oft als Handlungsanweisung gebraucht; die Autorin geht auf seine titelbildenden Potenzen und Modifikationen ein.

Den thematischen Schwerpunkt rundet der Beitrag von **Magdalena Rozenberg** ab. Die Autorin setzt sich mit der Stellung der an Kulturwissenschaft gekoppelten Landeskunde im Fremdsprachenunterricht auseinander und stellt ihr neue Aufgaben in der DaF-Didaktik

in Aussicht. Somit wird hier auf die Quellen des Interkulturalitätsbegriffs verwiesen, den man an die Methodik des DaF-Unterrichts wieder zurückbindet.

Literatur

- BACHMANN-MEDICK, Doris (Hg.) (1997): *Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen* (= Göttinger Beiträge zur Übersetzungsforschung 12). Berlin.
- BASSNETT, Susan / TRIVEDI, Harish (Hg.) (1999): *Post-colonial Translation. Theory and practice*. London, New York.
- BENTHIEN, Claudia / VELTEN, Hans Rudolf (Hg.) (2002): *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Reinbek bei Hamburg.
- BÖHME, Hartmut / MATUSSEK, Peter / MÜLLER, Lothar (2007): *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek bei Hamburg.
- BONACCHI, Silvia (2011): *Höflichkeitsausdrücke und anthropozentrische Linguistik*. Warszawa.
- BUTZKAMM, Wolfgang (2002): *Psycholinguistik des Fremdsprachenunterrichts. Von der Muttersprache zur Fremdsprache*. 3. neubearbeitete Auflage. Tübingen und Basel.
- FÖLDES, Csaba (2003): *Interkulturelle Linguistik. Vorüberlegungen zu Konzepten, Problemen und Desiderata*. Wien.
- CHLOPEK, Zofia (2011): *Nabywanie języków trzecich i kolejnych oraz wielojęzyczność* [Erwerb von Tertiär- und weiteren Sprachen und Mehrsprachigkeit]. Wrocław.
- GER (2001) = *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: Lernen, lehren, beurteilen*. In: www.goethe.de/referenzrahmen
- GLÜCK, Helmut / PÖRZGEN, Yvonne (2007): Einleitung. In: PÖRZGEN, Yvonne / TKOCZ, Marcelina: *Deutschlernen in den polnischen Ländern vom 15. Jahrhundert bis 1918*. Wiesbaden, IX–XXVIII.
- GOEBL, Hans u.a. (Hg.) (1996): *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Vol. 1. Berlin / New York.
- GÖHRING, Heinz (1980): Deutsch als Fremdsprache und interkulturelle Kommunikation. In: WIERLACHER, Alois (Hg.): *Fremdsprache Deutsch: Grundlagen und Verfahren der Germanistik als Fremdsprachenphilologie*. Bd. 1. München, 70–90.
- GUTJAHN, Ortrud (2002): Alterität und Interkulturalität: Neuere deutsche Literatur. In: BENTHIEN, C. / VELTEN, H.R. (Hg.): *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Reinbek bei Hamburg, 345–369.
- HOFMANN, Michael (2006): *Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Paderborn.
- JAUSS, Hans Robert (1977): Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. In: Ders.: *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976*. München, 9–47.
- KOCYBA, Piotr (2007): Die Entlehnungsskala als Grundlage einer vergleichenden Sprachkontaktforschung. In: KAŃNY, Andrzej (Hg.): *Słowiańsko-niesłowiańskie kontakty językowe. Słowisch-nichtslawische Sprachkontakte*. Olecko, 49–58.

- LÜSEBRINK, Hans-Jürgen (2008): Kulturraumstudien und Interkulturelle Kommunikation. In: NÜNNING, Ansgar / NÜNNING, Vera (Hg.): *Einführung in die Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*. Stuttgart; Weimar, 307–328.
- MECKLENBURG, Norbert (1990): Über kulturelle und poetische Alterität. Kultur- und literaturtheoretische Grundprobleme einer interkulturellen Germanistik. In: KRUSCHE, Dietrich / WIERLACHER, Alois (Hg.): *Hermeneutik der Fremde*. München, 80–102.
- MEISSNER, Franz-Joseph (1996): Eurolexis und Fremdsprachenunterricht. In: MUNSKE, Horst H. / KIRKNESS, Allan (Hg.): *Eurolatein. Das griechische und lateinische Erbe in den europäischen Sprachen*. Tübingen, 284–305.
- MÜNKLER, Marina (2002): Alterität und Interkulturalität: Ältere deutsche Literatur. In: BENTHIEN, C. / VELTEN, H.R. (Hg.): *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Reinbek bei Hamburg, 323–343.
- OKSAAR, Els (2003): *Zweitspracherwerb. Wege zur Mehrsprachigkeit und zur interkulturellen Verständigung*. Stuttgart.
- SCHATTE, Czesława / KAŁNY, Andrzej (2011): Zur Erstellung eines parömiologischen Minimums für die Zwecke der Mehrsprachigkeitsdidaktik im Lichte der Eurolinguistik. In: KAŁNY, Andrzej / LUKAS, Katarzyna (Hg.): *Germanistik in Polen: Geschichte – Perspektiven – interdisziplinärer Dialog*. Frankfurt/M., 229–248.
- SCHULTZE, Brigitte (1997): Innereuropäische Fremdheit: der polnische *cham* – übersetzt und umschrieben, fremdgehalten und akkulturiert. In: BACHMANN-MEDICK, Doris (Hg.): *Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen* (= Göttinger Beiträge zur Übersetzungsforschung 12). Berlin, 140–161.
- SIMON, Sherry / ST-PIERRE, Paul (Hg.) (2000): *Changing the Terms. Translating in the Postcolonial Era*. Ottawa.
- SNELL-HORNBY, Mary (Hg.) (1998): *Handbuch Translation*. 2., verb. Aufl. Tübingen.
- THOMASON, Sarah G. (2001): *Language contact. An introduction*. Washington.
- TURSKA, Marta (2009): *Internationalismen in der Fachsprache der Gastronomie und Kochkunst im fünfsprachigen Vergleich*. Frankfurt/M.
- WEINREICH, Uriel (1976): *Sprachen in Kontakt: Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von A. de Vincenz (*Languages in Contact. Findings and Problems*. New York 1953). München.
- WEINRICH, Harald (1993): Fremdsprachen als fremde Sprachen. In: WIERLACHER, Alois (Hg.): *Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeitsforschung*. München, 129–151.
- WIERLACHER, Alois (1985): Einleitung. In: Ders. (Hg.): *Das Fremde und das Eigene: Prologomena zu einer interkulturellen Germanistik*. München, VII–XV.
- WIERLACHER, Alois (1987): Einführung. In: Ders. (Hg.): *Perspektiven und Verfahren interkultureller Germanistik. Akten des I. Kongresses der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik*. München, 13–17.
- WIERLACHER, Alois (1993): Vorrede. In: Ders. (Hg.): *Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeitsforschung*. München, 9–15.
- WOLF, Michaela (Hg.) (2006): *Übersetzen – Translating – Traduire: Towards a „Social Turn“?* Wien, Berlin.

Gdańsk 2011, Nr. 25

THEMATISCHER SCHWERPUNKT: SPRACH- UND KULTURKONTAKTE AUS INTERKULTURELLER SICHT

Izabela Olszewska / Marta Turska
Universität Gdańsk

Sprachlich-kulinarische Berührungspunkte im Deutschen, Jiddischen und Polnischen am Beispiel ausgewählter Wörterbücher und Nachschlagewerke

Linguistic and culinary correspondence between German, Polish and Yiddish based on the example of selected dictionaries and lexicons. – This article is devoted to linguistic contacts in the culinary lexicon of German, Yiddish and Slavonic languages. Cuisine is a cultural phenomenon which is spread in the process of communication and cultural transfer between members of different nations or ethnic and social groups. In Central Europe, in the long-term relationship of Jews, Germans and Slavs culinary lexicon of these languages underwent reciprocal influence. In the culinary vocabulary of Yiddish, excerpted from two Yiddish-English dictionaries, it has been pointed out that there are a lot of borrowings from the neighbouring languages and also a large number of international lexemes.

Kontakty językowo-kulinarne między językiem niemieckim, polskim i jidysz na przykładzie wybranych słowników i leksykonów. – Niniejszy artykuł poświęcony jest kontaktom językowym w zakresie leksyki kulinarnej języka niemieckiego, jidysz i języków słowiańskich. Kuchnia jest fenomenem kulturowym, który w procesie komunikacji i transferu kulturowego rozprzestrzenia się pomiędzy przedstawicielami różnych narodów oraz grup etnicznych i socjalnych. W Europie Środkowej, na obszarze długotrwałych kontaktów Żydów, Niemców i Słowian leksyka kulinarna tych języków ulegała wzajemnym wpływom. W słownictwie kulinarnym jidysz, wyekscerpowanym z dwóch słowników jidysz-angielskich, wykazano wiele pożyczek z języków sąsiadów, a także wskazano dużą ilość leksemów międzynarodowych.

1. Vorbemerkungen

Jedes Land, jede Region und Gegend hat eine eigene Küche entwickelt, deren Eigenart biologisch und klimatisch bedingt, gleichzeitig aber auch das Ergebnis sozialer Ideen und Interessen ist (vgl. BARLÖSIUS 1988: 423). Das Essen ist viel mehr als nur eine physiologische Nahrungsaufnahme. „Alle Ernährung hat einen körperlich-materiellen und einen

psychisch-soziokulturellen Aspekt“ (WIERLACHER 2008: 3). Das soziale und kulturelle Phänomen des Essens ist stark im Wertesystem des Einzelnen und einer Nation verankert.

Die Küche, die Essgewohnheiten und Essenordnungen stellen einen gewichtigen Teil der Alltags- und Festtagskultur dar. Sie bilden sich im Laufe der Zeit, parallel zur Kulturentwicklung und im engen Zusammenhang mit ihr, heraus. Alois WIERLACHER (2003) erklärt den Stellenwert der Essensgewohnheiten innerhalb der Kultur folgendermaßen:

„Essenordnungen sind wie Rechtsordnungen distinktive Merkmale von Kulturen. Kulturspezifische Normen und das Geflecht von Bedeutungen, in denen Menschen im Rahmen von Makro-, Regional- und Subkulturen ihre Erfahrungen interpretieren, bestimmen mit, was als Lebensmittel angesehen, zum Verzehr zubereitet und aus welchem Anlass, in welcher Situation, wie, warum und mit wem gegessen wird. Das Essen ist als Handlung und Symbol ein ‚soziales Totalphänomen‘ (Marcel Mauss), das zu den Handlungs- und Symbolfeldern der gesellschaftlichen Wirklichkeit im Alltag und im Festtag gehört, die sowohl in der Identitätsbildung der Kulturen als auch in der interkulturellen Fremdheitserfahrung und den öffentlichen Diskursen, vor allem der poetischen Literatur, besondere Bedeutungen besitzen.“ (WIERLACHER 2003: 165)

Die Nahrungsgewohnheiten spielen bei der Identitätsbildung des Einzelnen und der sozialen Gruppe eine wichtige Rolle. Sie sind an den „Prozessen der individuellen und kollektiven Konstruktion und Demonstration von Identitäten“ (KALINKE et al. 2008: 8) beteiligt. Die Nahrungsgewohnheiten sind ein Unterscheidungsmerkmal, eine Art Grenze zwischen verschiedenen ethnischen oder auch sozialen Gruppen innerhalb einer Gesellschaft. Sie trennen das Eigene vom Fremden. Bestimmte Vorlieben, Neigungen und Ordnungen werden im Prozess der Sozialisation und der Inkulturation angeeignet und geschult, sie sind relativ konstant und ändern sich im Laufe des kulturellen Wandels nur langsam, was am Beispiel der Migranten zu beobachten ist.

Eigenartig und beständig (vgl. GELLER 2008: 40) ist auch die Küche der mitteleuropäischen Juden. Die jüdische Küche ist durch *kaschrut*, d.h. Regelungen für die Zubereitung sowie den Genuss von Speisen, bestimmt und von der Küche aller Diasporaländer, in denen die Juden lebten, beeinflusst. Als Basis vieler Speisen der aschkenasischen Küche gelten Kartoffeln (Kugel, *Tscholent*, *Latkes*), Grütze und Linsen. Zu den beliebtesten Zutaten und Gerichten gehören vor allem Zwiebeln und Mohrrüben, Fisch (Hecht, Karpfen, Hering – gesalzen oder geräuchert) sowie Fleischgulasch. Die meist verwendeten Kräuter waren Petersilie, Dill und Schnittlauch. Auch Obst und Gemüse befanden sich auf dem Speiseplan, weil sie sowohl mit Fleischigem als auch Milchigem gegessen werden durften (vgl. BAROWICZ 2007: 5–6). Die jüdischen Feiertage haben auch ihre traditionellen Gerichte: für den Sabbat werden *Challa*, *Tscholent* und *Kugel*, für Chanukka – *Latkes*, für das Purim – *Hamantaschen* und für das Pesach-Fest – *Matze*, *Matzknödel* sowie *Charosset* vorbereitet.

Im Folgenden wird der kulinarische Wortschatz des Jüdischen¹ in Bezug auf die Nachbarsprachen Deutsch und Polnisch und einen breiteren internationalen lexikalischen Kontext betrachtet.

¹ Im vorliegenden Beitrag werden die Bezeichnungen ‚Jüdisch‘ und ‚Jiddisch‘ synonymisch für die Benennung der Sprache der Aschkenasim, der Juden der ost- und mitteleuropäischen Diaspora, verwendet.

2. Kulinarischer Wortschatz als Zeugnis der Kulturkontakte

Kultur, Küche und Kommunikation sind eng miteinander verbunden. Kulturelle Phänomene und Ordnungen werden zwischen verschiedenen Kulturen, Völkern, Ländern und sozialen Gruppen übermittelt und von einer Kultur in die andere übernommen. Als kulturelle Phänomene können im Prozess des Kulturtransfers auch das Essverhalten, die Essenordnung sowie verschiedene, mit der Nahrungsaufnahme verbundene Sitten und Bräuche verbreitet werden. Die Grundlage für den Kulturtransfer bildet die Kommunikation:

„Es ist hinreichend gesichert, dass die Kommunikation eine zentrale Rolle bei der Ausbreitung und Vereinheitlichung von Kulturformen spielt. Je dichter die Kommunikationskontakte der Menschen, um so wahrscheinlicher kommt es zu kulturellen Übernahmen. Beim Vordringen von Innovationen gilt die Regel: Je intensiver die Kommunikation in einem Gebiet, um so rascher breiten sich Neuerungen dort aus. Und für die einheitliche Prägung der Kultur einer Region ist eine weitflächige, längerfristige, relativ dichte Kommunikation innerhalb des regionalen Rahmens notwendige Vorbedingung.“ (WIEGELMANN 1996: VIII)

Kulturelle, soziale und wirtschaftliche Phänomene bedürfen einer sprachlichen Benennung. Unterschiedliche und vielschichtige Kommunikationssituationen schaffen gute Voraussetzungen für den Kulturaustausch und somit auch für den Austausch auf kulinarischem Gebiet, der sprachlich registriert wird.

Anlass zur Kommunikation, zum Sprach- und Kulturtransfer und damit auch zur lexikalischen Annäherung verschiedener Sprachsysteme geben Kontakte zwischen den Sprechern verschiedener Sprachen, die auf unterschiedlichen Ebenen stattfinden. Bezüglich der uns hier interessierenden mitteleuropäischen Essenordnungen, insbesondere aber der der Juden, Deutschen und der slawischen Völker, bildeten die gemeinsame Lebenspraxis und die Akkulturationsprozesse zwischen den Zuwanderern und den Aufnahmegesellschaften u.a.m. die Grundlage dafür.

Das Zusammenwirken und die kulturgeschichtlichen Verflechtungen von Deutschen, Polen und Juden hinterließen ihre Spuren in deren Sprachen. In allen diesen Sprachen gibt es eine große Anzahl von unterschiedlichen, direkten und indirekten Wortentlehnungen, Lehnbildungen (Lehnübersetzungen und Lehnübertragungen) sowie Lehnbedeutungen aus den anderen mitbeteiligten Sprachen (vgl. KAṬNY 2010, GELLER 2008). Die Entstehung gemeinsamer Zeicheninventare ist auf die in einem konkreten kultur- und zeitgeschichtlichen Kontext angesiedelten, raumbezogenen, regionalen kulinarischen Praktiken sowie auf das Kennenlernen und auf die Herausbildung gewisser Vorlieben in Bezug auf die Küche der Nachbarn zurückzuführen. Anzahl und Verbreitung der Entlehnungen hängen von solchen extralinguistischen Faktoren, wie Kontaktdauer, Zahl der Sprecher, Anzahl der bilingualen Sprecher, der sozioökonomischen Dominanz sowie der Einstellung der Sprecher ab (vgl. KAṬNY 2010: 58).

3. Juden im mitteleuropäischen Kulturraum: kultur- und sprachhistorischer Rückblick

Die Anfänge der jüdischen Anwesenheit in Germanien werden auf die römische Zeit datiert. Im 14./15. Jahrhundert beobachtete man die Massenmigrationen der Juden nach Polen. Das jahrhundertelange jüdisch-polnische sowie deutsch-jüdische Zusammenleben wird heutzutage aber in erster Linie unter dem Aspekt des Antisemitismus und Holocausts betrachtet.²

Sowohl im polnischen als auch im deutschen Kulturraum kann dieses Zusammenleben als gemeinsames Bemühen um eine friedliche Koexistenz bezeichnet werden (vgl. DYLEWSKI 2002: 4) oder aber etwas neutraler:

„Juden und Polen lebten neben-, aber nicht miteinander. Das ergab sich in großem Maße aus religiösen Bedingungen. Ein Beweis dafür sind die geringen Zahlen polnisch-jüdischer Mischehen [...]. Das polnisch-jüdische Verhältnis ist als korrekt anzusehen. Meistens gestaltete sich das Zusammenleben mit den Polen einwandfrei. Die Kämpfe mit den Juden waren in der Regel Kämpfe um die Konkurrenz im Handel und Gewerbe oder aber Exzesse mit einfachem, rowdyhaftem Hintergrund.“ (SKAKUJ 2005: 103; eigene Übersetzung)

In der gemeinsamen Kulturgeschichte waren die Kontakte³ zwischen diesen Nationen, ungeachtet der kulturellen, religiösen oder mentalen Unterschiede, zusätzlich noch durch das Getöleben der Juden erschwert:

„Die religiöse Kultur der Hauptschichten der jüdischen Gesellschaft war und blieb für die deutsche Welt vollkommen verschlossen [...]. Wenn der Einfluss der deutschen Umgebung – schließlich überall anwesend – in die jüdischen Gassen vordrang, dann nicht deswegen, dass sich die Juden an sie wandten und das Verlangen zeigten, sich solche Elemente anzueignen, sondern vor allem dank dem unbewussten Prozess der Osmose. Auf diese Art und Weise verwandelten sich deutsche Kulturwerte oft in etwas Jüdisches und in der sprachlichen Sphäre ins Jiddische“ (SCHOLEM 2006: 78; eigene Übersetzung).

Die jiddische Sprache wurde von Anfang an als eine Komponentensprache⁴ betrachtet. Die einige Jahrhunderte dauernden Wanderungen der Aschkenasim führten letztlich zur

² Vgl. z.B.: „Jüdische Existenz im Nachkriegsdeutschland war und ist traumatisch bestimmt von dem ungeheuerlichsten Judenmord, den die Geschichte kennt“ (SCHOEPS 1994: 19) oder „Die heutigen Juden erinnern sich selten an die positiven Elemente der polnisch-jüdischen Beziehungen, wie die große Unabhängigkeit des jüdischen Lebens vor der Teilung Polens, sowie an die erhebliche Autonomie der jüdischen Gemeinden, dank denen Polen zur Wiege der neuzeitlichen, weltlichen und geistigen jüdischen Kultur sowie zum größten Zentrum der jüdischen Minderheit in Europa wurde [...]. Jedoch das größte Brandmal auf dem Bild der Polen drückte dem Bewusstsein der Juden der Gedanke an den Holocaust auf, der sich auf dem Gebiet unseres Landes, vor den Augen der Polen, ereignete. Polen ist für die Mehrheit der Juden das Land der Vernichtungslager, der Friedhof des jüdischen Volkes“ (PASZKO 2006: 32; eigene Übersetzung).

³ Mehr zum Thema jüdisch-polnischer sowie jüdisch-deutscher Sprach- und Kulturkontakte vgl. z.B. BRZEZINA (1986), GELLER (1994), ALTHAUS (2003), BIN-NUN (1973), STERN (2000) oder CZECH (1978), GAMM (1962), SITARZ (1992), HERTZ (2003), EGGERS (1998), PASZKO (2006), CAŁA (2005), ALTBAUER (2002).

⁴ WEISSBERG (1988: 27) äußert sich zum Mischcharakter des Jiddischen wie folgt: „Im Schmelztiegel des Jiddischen hat sich die Integration zweier indoeuropäischer und einer semitischen Sprache vollzogen. Die

Verbindung von Elementen aus mehreren Sprachen, unter denen das Hebräische, Deutsche sowie die slawischen⁵ Sprachen die entscheidende Rolle spielten:

„Es verbleiben mithin die drei Hauptbestandteile des Jiddischen: Deutsch, Hebräisch und Slawisch. Jede Komponente hat ihren Teil beigetragen zur Lautlehre, zur Wort- und Struktur, zum Lexikon. Das charakteristische Merkmal des Jiddischen ist die Konvergenz aller drei Komponenten. Als Grundlage dient das Deutsche in seiner früheren Form, dem das Hebräische Grundbegriffe zugeführt, bestimmte Vorgänge gefördert und das System gestrafft hat. Das Slawische steuerte vielfältige Möglichkeiten der Grammatik, Lexik und Wortbildung bei, bereicherte den Konsonantismus und engte Vokalismus ein.“ (WEISSBERG 1988: 27)

Die Sprachkontakte zwischen dem Jiddischen und den slawischen Sprachen nehmen vor allem die Richtung aus dem Slawischen ins Jiddische. Die slawischen⁶ Entlehnungen erschienen im Jiddischen laut GELLER (1994: 96) infolge einer Adstrat- (lang dauernder Sprachkontakt) bzw. Substratwirkung (Aufnahme von polnischsprachigen Juden in die deutschsprachige, jüdische Gemeinschaft). Der slawisch-jiddische Sprachkontakt begann im 13. Jh., „in einer Zeit also, zu der bereits unter gar keinen Umständen mehr von einer slawischen Spracheinheit ausgegangen werden kann“ (EGGERS 1998: 294). Der slawische Einfluss kommt vor allem im lexikalischen Bereich zum Tragen und betrifft einerseits alltägliche Sphären, wie Haushalt, Tier- und Pflanzenwelt oder Familienbeziehungen, andererseits aber werden geistige, materielle und wissenschaftliche Themen durch Slawismen wiedergegeben. Nach BRZEZINA gibt es im Jiddischen etwa 2000 lexikalische Polonica, die sich dem grammatischen sowie phonetischen System der Sprache angepasst haben.⁷ Als Beispiel für den entlehnten Wortschatz im Bereich der Kulinaristik nennt WEISSBERG (1988: 204): *parwe, wečere, bulke, lokčn, blince, latke, kače, kawe, krupnik, rosl, boršt, ugerke, bulbe, jagede, boruwke*.⁸ GELLER (1994: 126–137) unterscheidet im Bereich der Kulinaristik im Rahmen direkter Entlehnungen zwischen Polonismen (*drojbn, wendzlen*), Rutenismen (*med*) und Slawismen (*babke, grike, indik, jagde, kačke, kaše, kelbas/kalbas, kiške, koper, rosl, ščaw, wječere/ wečere*).

Eine andere Gruppe bilden Entlehnungen, die durch die Vermittlung des Polnischen bzw. anderer ostslawischer Sprachen ins Jiddische gelangt sind: Germanismen (*fijondre, cibeke, klops*), anderssprachliche Entlehnungen, die mittels slawischer Sprachen ins Jiddische aufgenommen wurden (*cikorje, kawe, muštarde, rožinke, ugerke*), Internationalismen (*aromat*) sowie direkte und indirekte Entlehnungen aus dem Polnischen und/oder den slawischen Sprachen

Komponenten haben ihre einstige Zugehörigkeit aufgegeben, eine neue erworben, wenn auch zuweilen das Alte und das Neue sich auf parallelen Geleisen bewegen“.

⁵ Die Allgemeinbezeichnung für west- und ostslawische Sprachen.

⁶ Die Bezeichnung ‚slawisch‘ wird hier teilweise als Synonym zu ‚polnisch‘ verwendet, denn die genauere Abgrenzung zwischen den polnischen und slawischen Einflüssen auf das Jiddische lässt sich sehr schwer feststellen.

⁷ Als Beispiel der phonetischen Adaptation gibt BRZEZINA den Übergang *a* zu *u* an: poln. *szczaw*- jidd. שטשוור.

⁸ Diese und die im Folgenden genannten Beispiele werden in der von den Autoren vorgeschlagenen Transliteration übernommen, die von der im weiteren Teil der Ausführungen, deren Ergebnisse in Tabellen präsentiert werden, angewandten Transliteration, abweichen können.

(*agres, arbut, blince, boršt, citrin, cukerke, kljuske/kliske, kojleč, maranc, suxar/ soxer, wišnik*). SITARZ (1992: 47) ergänzt diese Liste noch um *lokšn*. BRZEZINA (1986: 43) nennt im Jiddischen folgende Polonica: *rogl, koileč, zacierkes, pjark, smetane, povidle*.

Der Einfluss der slawischen Sprachen ist nicht nur als externer, sondern auch als interner Prozess zu betrachten. Dies betrifft die Gruppe der assimilierten, meist zweisprachigen Juden, die fremde, slawische Wörter ins Jiddische einführten.

Das germanische Element spielte bei der Entstehung der jiddischen Sprache eine enorme Rolle.⁹ Aber auch umgekehrt blieb das Jiddische nicht ohne Einfluss auf das Deutsche. Nach ALTHAUS (2003: 7) gelangten die jiddischen Wörter „zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen“ ins Deutsche bzw. sie wurden auf deutschem Sprachgebiet aus einem jiddischen Wort abgeleitet. STERN (2000: 19) betont die Rolle des Westjiddischen beim jüdisch-deutschen Sprachkontakt: „Die jüdischen Lehnwörter im Deutschen gehen insbesondere auf das Westjiddische zurück. In einigen Fällen liegt auch ein ostjiddischer Einfluss vor, der darauf zurückzuführen ist, dass im 19. und frühen 20. Jahrhundert zunehmend Ostjiddischsprecher nach Deutschland kamen“. Als Sprachkontakträger bei der Entlehnung des Westjiddischen im deutschen Kulturraum erwähnt STERN (2000: 8) „verschiedene soziolektale Schichtungen“: bürgerliche Schicht (zu der Reisende als Sprecher des Rotwelschen gehören), Sprecher von lokalen Standes- und Geheimsprachen (die große Mobilität der Reisenden führte zur Verbreitung des Wortschatzes) und zuletzt die Handelsprache (also direkter Kontakt zwischen Juden und Christen vor allem im Handel). Aus dem Deutschen wurden nach WEISSBERG (1988: 198) folgende Kulinarika entlehnt: *knejdl/ knajdl, krepl, cimes*.

Bei den jüdisch-deutschen sowie polnisch-jüdischen Sprachkontakten ließen sich Entlehnungen in beide Richtungen beobachten. Heute assoziiert man die jiddischen Entlehnungen in erster Linie mit den hebräisch-aramäischen Ausdrücken. Durch Jiddismen wurden sowohl im Polnischen als auch im Deutschen bestimmte Lücken im lexikalisch-kulturellen Bereich geschlossen. Nach ALTHAUS (2003: 21) bildeten die jiddischen Entlehnungen im Deutschen „auch nach dem Sprachwechsel der Juden vom Jiddischen zum Deutschen das sprachliche und kulturelle Substrat und blieben weiter in Gebrauch“. Im Polnischen nennt SITARZ (1992: 48) solche Entlehnungen, wie *koszerny, trefny* oder *cymes*.

Im Folgenden wird das Augenmerk auf die Spuren der Kulturkontakte im kulinarischen Wortschatz des Deutschen, des Polnischen und des Jiddischen gelenkt. Den Ausgangspunkt der Untersuchung bilden jiddischen Lemmata,¹⁰ die mangels einsprachiger jiddischer Lexika, aus den jiddisch-sprachigen Teilen der Wörterbücher *Modern English-Yiddish, Yiddish-English Dictionary* von Uriel WEINREICH sowie *Yiddish-English, English-Yiddish Dictionary* von Alexander HARKAVY exzerpiert und mit den deutschen und polnischen Entsprechungen, stellenweise auch mit englischen und russischen Vergleichslexemen, die in mehreren ein- und

⁹ Vgl. z.B. WEISSBERG (1988: 21): „Das Deutsche und im gewissen Grad das Westgermanische war und bleibt für das Jiddische entscheidend.“

¹⁰ Die transkribierten Judaica stehen im folgenden Artikel in der Form der Quelle, aus der sie zitiert wurden. Die jiddischen Lemmata (WEINREICH / HARKAVY) wurden nach den Regeln der philologischen Transliteration umschrieben.

zweisprachigen Wörterbüchern und Nachschlagewerken gefunden wurden, zusammengestellt und verglichen werden.

Das Ziel der Untersuchung war zu erforschen, welche Spuren das Leben in einem gemeinsamen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umfeld in der Sprache hinterlassen hat. Die ethnischen, religiösen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschen, Polen und Juden, zwiespältig zwischen der Nähe des Alltags einerseits und der von Religion und Ökonomie begründeten Distanz andererseits, führten, so vielschichtig und kompliziert sie auch waren, zu zahlreichen lexikalischen Übernahmen und zur Herausbildung gemeinsamer Wortschatzbestände, auch, wie oben bereits angedeutet, im Bereich der Küche.

In der kulinarischen Lexik der Vergleichssprachen lassen sich bestimmte Grundzüge der gegenseitigen Beeinflussung sowie Zeugnisse der Aufnahmebereitschaft gegenüber weiteren kulturellen und sprachlichen Trends feststellen, die im Folgenden besprochen werden.

4. Entlehnungen aus den slawischen Sprachen im Jiddischen

Die slawischen Elemente im Jiddischen, insbesondere im Ostjiddischen, entstammen vor allem dem Polnischen, Ukrainischen und dem Russischen. Die lexikalischen Elemente slawischen Ursprungs bezeichnen vor allen Gegenstände und Erscheinungen des alltäglichen Lebens, es ist also zu erwarten, dass auch im kulinarischen Wortschatz viele solche Elemente zu finden sind.

Im Folgenden werden Beispiele präsentiert, die den slawischen Einfluss auf das Jiddische illustrieren. In der Tabelle werden jüdische Lexeme, ihre polnischen Entsprechungen und die Bedeutung angegeben. Da es kaum möglich ist, Herkunft und Entlehnungsgeschichte der jüdischen Lexeme zu bestimmen, sind die polnischen Lexeme keinesfalls als Vorlage anzusehen (obwohl sie im Falle mancher Lexeme oder ihrer früheren Entwicklungsstadien möglicherweise als Vorlagen gedient haben), sondern als Vergleichslexeme, die einem besseren Erkennen des slawischen Elements dienen sollen.

Tabelle 1: Entlehnungen aus den slawischen Sprachen im Jiddischen

Polnisch	Jiddisch		Bedeutung
	Hebräische Schrift	Transliteration	
agrest	אַגֶרעס m	agres	Stachelbeere f
arbuz	אַרבוז m	arbuz	Wassermelone f
barszcz	באַרשט m	boršt	Borschtsch m
bób	באָב m	bob	Ackerbohne f
borówka, czarna jagoda	טשערניצע f	černice	Preiselbeere f
burak	בוריק m	burik	Rübe f
burak ćwikłowy	צוויק m	cvik	Rote Beete
cukierek	צוקערל n	cukerl	Bonbon m
dynia	דיניע f	dinie	Kürbis m

Polnisch	Jiddisch		Bedeutung
	Hebräische Schrift	Transliteration	
fasola	פּאָסאָליע f	fasolie	Bohne f <i>reg. österr.</i> Fisolet f
flądra	פּלאַנדערקע f	flonderke	Flunder f
kaczka	קאַטשקע f	katške	Ente f
kalafior	קאַליפּיאָר m	kalifior	Blumenkohl m
kasza	קאַשע f	kaše	Grütze f
kawa	קאַווע f	kave	Kaffee m
kiszka	קישקע f	kiške	Grütwurst m
krupnik	קרוּפּניק m	krupnik	Graupensuppe f
malina	מאַלענע f	malene	Himbeere f
musztarda, gorczyca	גאַרטיצע f	gortšice	Senf m
okoń	אָקון m	okun	Barsch m
pajda	פּיידע f	pajde	Schnitte, Scheibe f
pieróg, pierogi	פּראָג m	prog	Pirogge f
placki ziemniaczane	לאַטשקע f	latke ¹¹	Kartoffelpuffer m
podroby	דּרויב n	drojb	Innereien (<i>PL.</i>)
pomarańcza	מאַראַנץ m	maranc	Orange f
pomidor	פּאָמידאָר m	pomidor	Tomate f
powidła	פּאָוידלע f	powidle	Marmelade <i>reg. österr.</i> Powidl m
poziomka	פּאָזעמקע f	pozemke	Waldbeere f
rak	ראַק m	rak	Krebs m
sok	סאַק m	sok	Saft m
suchar	סוכער m	suxer	Zwieback m
szczaw	שטשאַוּ m	ščav	Ampfer m
truskawka	טרוסקאַפּקע f	truskafke	Erdbeere f
twaróg, twarożek ziar-nisty	טרוקענער צוואַרעך m	trukener cvorex	Hüttenkäse m
węgorz	ווענגער m	wenger	Aal m
zakwas, zaczyn	ראַשטשענע f	rožčene	Sauerteig m

Die obige Auflistung veranschaulicht das Vorhandensein von Slawismen in der kulinarischen Sprache des Jiddischen, sie erschöpft aber keinesfalls das Thema und lässt sich mit Sicherheit um weitere Lexeme erweitern, die in den hier als Quellen dienenden jiddisch-englischen Wörterbüchern nicht vorkommen, wie z.B. die folgenden von GELLER (2008) genannten Slawismen: *bulbes*, *blintse/blince*, *rosl*, *bulke*, *smetene*, *babke*, *ciebele*, *nalešnik*, *rogalox* (vgl. GELLER 2008: 41, 43, 50 ff.)

¹¹ Vgl. GELLER 2008: 43.

5. Entlehnungen aus dem Jiddischen im Polnischen

Die Juden siedelten sich schon im frühen Mittelalter in Polen an. Die jahrhundertelange Nachbarschaft, die gegenseitigen polnisch-jüdischen Beziehungen, mussten natürlich lexikalische Übernahmen zur Folge haben. Auch im Polnischen haben sich, was die kulinarische Sprache betrifft, zahlreiche Wörter jüdischer Herkunft eingebürgert, z.B.: *bajgiel / bajgele / bajgele, chata / chatka, cymes, czulent, farfelki, gefilte fisz, koszerny, kugiel / kugel / gugiel, makagiga / makagigi, meczyje, pejsachówka, trefny* (vgl. WITASZEK-SAMBORSKA 2005: 99, vgl. KAŹNY 2010: 60, SITARZ 1992: 48).

6. Deutsch-jiddische Sprachkontakte

Im kulinarischen Wortschatz des Jüdischen und des Deutschen wundert die Übereinstimmung der sprachlichen Zeichen nicht, die auf die genetische Verwandtschaft dieser Sprachen sowie auf sehr viele deutsche Entlehnungen im Jiddischen zurückzuführen ist. In der folgenden Übersicht werden die Lexeme des Jiddischen und ihre deutsche Entsprechungen dargestellt. Es wäre ein schwieriges Unterfangen, entscheiden zu wollen, ob die jiddischen Lexeme auf germanische Wurzeln zurückzuführen sind oder aus dem Deutschen übernommen wurden (wenn ja, zu welchem Zeitpunkt?), wobei aber die Gemeinsamkeiten zwischen den sich entsprechenden Lexemen augenfällig sind.

Tabelle 2: In unterschiedlichem Maße kongruente und äquivalente kulinarische Bezeichnungen im Jiddischen und Deutschen – Beispiele

Jiddisch		Deutsch
Hebräische Schrift	Transliteration	
אַרבעס m	arbes	Erbse f
לגייב m	bejgl	Bagel m
ביר n	bir	Bier n
בלומענקרויט n	blumenkroj	Blumenkohl m
צימרינג m	cimring	Zimt m
איי n	ej	Ei n
עפל m	epl	Apfel m
צימעס עפל m	epl-cimes	Apfelmus n
עפלויין m	eplvaj	Apfelwein m
עסיק m	esik	Essig m
פייג f	fajg	Feige f
פיינקוכן m	fajnkuxn	Pfannkuchen m
פֿעטס n	fets	Fett n
פֿיש m	fiš	Fisch m
פֿלייש n	flejš	Fleisch n
פֿלויים f	floem	Pflaume f

Jiddisch		Deutsch
Hebräische Schrift	Transliteration	
פֿרגערֿיכט n	fargerixt	Vorgericht n
פֿרוכט f	fruxt	Frucht f
אויפס n	ojps	Obst n
געצוקערט	gecukert	kandiert
געלכל n	gell	Eigelb n
געטראַנק n	getrank	Getränk n
געטריקנטע פֿלויים f	getriknte floem	Trockenpflaume, Backpflaume
הזיר־פֿלייש n	hazer flejš	Schweinefleisch n
הזיר־שמאַלץ f	hazer šmalc	Schmalz n
הייִוון PL	hejwn	Hefe f
הערינג m	hering	Hering m
הינדל n	hindl	Hendl n
המנטאַש m	homen taš	Hamantasche f
האַניק m	honik	Honig m
האַזן n	hozn nisl	Haselnuss f
קאַרטאָפֿל m	kartofl	Kartoffel f
קעלבערנס n	kelberns	Kalbfleisch n
קירבעס m	kirbes	Kürbis m
קנאַבל m	knobl	Knoblauch m
קרויט n	krojt	Kraut n
קרויטסאַלאַט m	krojtsalat	Krautsalat m
לעבער f	leber	Leber f
לעבל n	lebl	Laib m
לאַקס m	laks	Lachs m
לאַרבערבלאַט m	lorberblat	Lorbeerblatt n
מישמילך f	mišmilx	Milchshake m
ניט־דערקאָכט	nitderkoxt	angekocht
נאַכגעריכט n	noxgerixt	Nachspeise f
נוס m	nus	Nuss f
רינדפֿלייש n	rindflejš	Rindfleisch n
שינקע f	šinke	Schinken m
שניטקע f	šnitke	Schnitte f
שניטקע זוייערע f	sojere krojt	Sauerkraut n
שטרודל m	štrudl	Strudel m
טייג n	tejg	Teig m
אונגעזייערט	umgezojert	ungesäuert
וויינטרויב f	wajntrojeb	Traube f
וורשטל n	wurčl	Wurst, n Würstchen f
וורשט m	wuršt	Wurst f
זאַפט m	zaft	Saft m

Jiddisch		Deutsch
Hebräische Schrift	Transliteration	
זאלץ m	zalc	Salz n
זעלצער־וואַסער n	zelcer waser	Selterwasser n
זענעפֿט m	zeneft	Senf m
זויער	zojer	sauer
זויערמילך f	zojermilx	Sauermilch f
זויערטייג n	zojertejg	Sauerteig m

Im Deutschen haben sich aber einige kulinarische Bezeichnungen aus dem Jiddischen, vor allem die Namen von Speisen und Gerichten, in ihrer jiddischen und nicht eingedeutschten Schreibweise eingebürgert, z.B. Beispiel: *gefülte Fisch*.

Der Mischcharakter des Jiddischen ist nicht nur an den lexikalischen Übernahmen, sondern auch an Morphologie und Syntax zu erkennen (vgl. GELLER 2008). In folgenden Beispielen treten in einem kulinarischen Namen germanische und slawische Elemente nebeneinander auf:

Tabelle 3: Germanische und slawische Elemente aufweisende kulinarische Lexeme des Jiddischen

Polnisch	Jiddisch		Bedeutung
	Hebräische Schrift	Transliteration	
nadziewana kiszka	קישקע געפֿילטע f	gefülte kiške	Grützwurst f, gefüllter Darm
niedogotowany	ניט־דערקאָכט	nit-derkoxt	halbgar, nicht ganz weich gekocht
twarożek ziarnisty	טרוקענער צוואַרעך m	trukener cvorex	Hüttenkäse m
sznycza, kromka	שניטקע f	šnitke	Schnitte f
chude, odłuszczone mleko	מילך אָפּגעשעפּטע f	opgešapte milx	Magermilch f
przekąska, zakąska	איבערבײסן n	iberbajsn	Snack m, Vorspeise f, Appetithappen m
potrawka, mięso duszone z warzywami	געדישעכץ n	gedišexc	Schmortopf, Eintopf m

Im kulinarischen Wortschatz des Jiddischen, Deutschen und Polnischen finden sich Wörter, die ein klares Zeugnis der kulturellen Nähe und einer besonders intensiven gegenseitigen Beeinflussung von benachbarten, geographisch nahen und politisch verbundenen Sprachen und Kulturen sind (vgl. NEWERKLA 2007: 38 ff.), sich auf ein bestimmtes Areal beschränken und in die Sprachen der unmittelbaren Nachbarn eindringen. Ihr Auftreten ist an ein bestimmtes geographisches Gebiet gebunden, auf dem die Sprachen besonders intensiv aufeinander trafen, wie z.B. dt. *Schinken*, poln. *szynka*, jidd. *šinke*; poln. *fasola*, russ. *fasol'*, jidd. *fasolie*, dt. reg. *Fisolen*, oder slawisches Wortgut in russ. *boršč*, *kaša*, *povidlo*, poln. *barszcz*, *kasza*, *powidła*, dt. *Borschtsch*, *Kascha* / *Kasch*, reg. österr. *Powidl*, jidd. *boršt*, *kaše*, *powidle*.

Die arealbeschränkten und -bedingten Kontakte zwischen dem Deutschen, Polnischen und Jiddischen entwickelten sich aber nicht in einem Vakuum. Die Sprachen blieben in engem Verhältnis untereinander, jede von ihnen öffnete sich aber auch nach außen, hatte Kontakte mit anderen Sprachen und schöpfte aus deren Beständen. Auf die Intensität der sprachlichen und kulturellen Kontakte zwischen verschiedenen Völkern in der europäischen Vergangenheit weist ausdrücklich die Verbreitung von internationalen Wortschätzen hin. Die Teilhabe der untersuchten Sprachen am gemeinsamen europäischen Kulturerbe ist deutlich an ihren lexikalischen Beständen im Bereich der Kochkunst zu erkennen.

7. Internationalismen

Viele der im vorliegenden Beitrag untersuchten kulinarischen Bezeichnungen des Deutschen, Jiddischen und Polnischen gehören zu den sog. Internationalismen.

Der Terminus ‚Internationalismus‘ wird als eine Sammelbezeichnung für interlinguale Einheiten unterschiedlicher Komplexität verstanden, die, den meisten Definitionen nach, in mindestens drei Sprachen aus mindestens zwei Sprachgruppen oder Sprachfamilien vorkommen und ein gewisses Maß an inhaltlicher und formaler Übereinstimmung aufweisen.

Als Grundkriterium der inhaltlichen Übereinstimmung der einzelsprachlichen Vertreter eines Internationalismus wird das Vorkommen von mindestens einem gemeinsamen Semem gefordert. Dieses Kriterium wird erfüllt und die inhaltliche Übereinstimmung ist gesichert, denn kulinarische Lexik bezieht sich auf konkrete und eindeutig definierbare Objekte der alltäglichen Erfahrungsumwelt. Die Vergleichslexeme sind also äquivalent, auch wenn sie manchmal abweichende Gebrauchsregeln aufweisen und nicht immer deckungsgleich sind.

Unter dem Kriterium formaler Übereinstimmung ist eine gleiche oder ähnliche, d.h. die Identifizierung ermöglichende Schreibung *oder* Lautung zu verstehen. Formale Übereinstimmung auf beiden Ebenen, d.h. gleiche oder ähnliche Schreibung *und* Lautung, würde die Sprachen, die sich eines differenten Schriftsystems bedienen, wie z.B. Russisch, Hebräisch, ausschließen, was nicht plausibel scheint.

Den obigen Ausführungen zufolge ist das polnische Wort *alkohol* noch kein Internationalismus. Erst eine Gruppe einzelsprachlicher Lexeme, die in den Kriterien der formalen Kongruenz und inhaltlichen Äquivalenz übereinstimmen, z.B. poln. *alkohol*, dt. *Alkohol*, eng. *alcohol*, jüd. *אלקוהול*, bildet auf interlingualer Ebene einen Internationalismus, genauer gesagt – ein Interlexem.

Der Ursprung vieler international verbreiteter Wörter lässt sich häufig kaum erkennen, sie „scheinen überall heimisch zu sein“ (SCHMITZ 1995, zit. nach SCHAEDEER 2003: 76). Lexeme, die vor allem die materiellen und geistigen Errungenschaften der Antike, des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit bezeichnen, heißen auch Wanderlexeme oder Wanderwörter. Beispiele solcher Wanderwörter lassen sich unter den untersuchten Kulinarikern leicht erkennen.

Die folgende Tabelle (vgl. Tab. 4) zeigt, dass das Deutsche, Jiddische und Polnische an gemeinsamen internationalen Wortschatzbeständen teilhaben. In der Tabelle wird eine Übersicht von Internationalismen präsentiert, die ihre Vertreter in vielen europäischen

Sprachen haben, darunter auch im Deutschen, Jiddischen, Polnischen. Als Vergleichssprachen werden die verschiedenen Sprachgruppen repräsentierenden Sprachen Englisch, Spanisch und Russisch einbezogen, aber die Pendanten der folgenden Internationalismen lassen sich leicht in kulinarischen Wortschätzen weiterer romanischer, germanischer, slawischer u.a. Sprachen finden.

Tabelle 4: Internationalismen im kulinarischen Wortschatz mehrerer Sprachen

Deutsch	Jiddisch		Polnisch	Englisch	Spanisch	Russisch ¹²
	Hebräische Schrift	Transliteration				
Ale n	אײל m	ejl	ale	ale	ale	эль, el'
Alkohol m	אַלקאָהאָל m	alkohol	alkohol	alcohol	alcohol	алкоголь, alkogol'
Ananas f	אַנאַנאַס m	ananas	ananas	(<i>pineapple</i>)	(<i>piña</i>), ananas	ананас, ananas
Anschovis f, Anchovis f	אַנטשאַװס m	antšous	anchois	anchovy	anchoa	анчоус, ančous
Aroma n	אַראָמאַט m	aromat	aromat	aroma	aroma	аромат, aromat
Artischocke f	אַרטישעק m	artišok	karczoch	artichoke	alcachofa	артишок, artišok
Auster f	אױסטער m	ojster	ostryga	oyster	ostra	устрица, ustrica
Avocado f	אַװאָקאַדאַ m	avokado	awokado	avocado	reg. <i>avocado</i>	авокадо, avokado
Bacon m	באַקאָן m	bekon	bekon	bacon	beicon, bacón	бекон, bekon
Banane f	באַנאַן m	bonan	banan	banana	reg. <i>banana</i>	банан, banan
Beefsteak n	בעפֿשטיק m	befštik	befsztyk	beefsteak	bistec, bisté	бифштекс, bišteks
Chale f	חלה f	hale	chała	hallah		хала, chala
Champagner m	שאַמפּאַניער m	šampanier	szampan	champagne	champán	шампан- ское, šampanskoe
Cocktail m	קאָקטייל m	koktejl	koktail	cocktail	cóctel	коктейль, koktejl'
(<i>englische Creme</i>)	קאָסטאַрд m	kostard	custard	custard		
Feige f	פֿײַג f	fajg	figa	fig	higo	фига, figa
Filet n	פֿילע m	file	filet	fillet	filete	филе, филей file, filej

¹² Die russischen Internationalismen-Vertreter bzw. die russischen Entsprechungen der Interlexeme (kursiv markiert und in Klammern) werden in der Originalschreibung (Kyrillisch) und darunter in der transliterierten Version angegeben. Die Transliteration wurde nach der Norm DIN 1460 durchgeführt (vgl. DUDEN 2006: 139).

Deutsch	Jiddisch		Polnisch	Englisch	Spanisch	Russisch
	Hebräische Schrift	Transliteration				
Flunder f	פֿלאַנדערקע f	flonderke	flądra	flounder		(камбала, kambala)
Gans f	גאַנז f	gandz	gęś	goose	ganso	гусь, gus'
Gelatine f	זשעלאַטין m	żelatin	żelatyna	gelatin	gelatina	желатина, želatina
Gin m	דזשין m	džin	gin	gin	gin, ginebra	джин, džin
Grapefruit f	גרייפֿפֿרוט m	grejpfрут	grejpfрут	grapefruit		грейпфрут, grejpfрут
Gulasch m	גולאַש m	gulaś	gulasz	goulash	gulash	гуляш, guljaś
Hamantatsche f	האַמאַנטאַש m	homen taś	hamantasze	hamantash		
Hamburger m	האַמבאָרגער m	hamburger	hamburger	hamburger	hamburgeresa	гамбургер, gamburger
Heilbutt m	האַליבאָט m	halibut	halibut	halibut	halibut	(налимус, paltus)
Ingwer m	אינגבער m	ingber	imbir	ginger	jengibre	имбирь, imbir'
Jogurt m	יאָגורט m	jogurt	jogurt	yoghurt	yogur	йогурт, jogurt
Kaffee m	קאַווע f	kave	kawa	coffee	café	кофе, kofe
Kakao m	קאַקאַ m	kakao	kakao	cocoa	cacao	какао, kakao
Kapaun m	קאַפּהאַן m	kapxon	kapłon	capon	capón	каплун, kaplun
Karpfen m	קאַרפּ m	karp	karp	carp	carpa	карп, karp
Kartoffel f	קאַרטאָפּל m	kartofl	kartofel	(potato)	(patata)	картофель, картошка, kartofel', kartoška
Kaviar m	קאַוויאַר m	kaviar	kawior	caviar	caviar	(укра, ikra)
Ketchup m/n	קעטשאַפּ m	kečop	ketchup	ketchup, catchup	ketchup	кетчуп, ketchup
Kokosnuss f	קאָקאָסנוס m	kokosnus	kokos	coconut	coco, nuez de coco	кокос, кокосовый орех, kokos, kokosovj orech
Kotelett n	קאָטלעט m	kotlet	kotlet	cutlet		котлета, kotleta
Krabbe f	קראַב m	krab	krab	crab		краб, krab
Lakritze f	לאַקריצע m	lakrec	lukrecja	licorice		лакрица, лакричник lakrica, lakričnik

Deutsch	Jiddisch		Polnisch	Englisch	Spanisch	Russisch
	Hebräische Schrift	Transliteration				
Likör m	ליקער m	liker	likier	liqueur	licor	ликёр, likër
Limonade f	לימענאָד m	limenad	lemoniada	lemonade	limonada	лимонад, limonad
Limone f	לימענע f	limene	limon, limona	lemon	limón	лимон, limon
Lorbeerblatt n	לאָרבערבלאַט m	lorberblat	laur, liść laurowy	laurel	laurel	лавр, лавровый лист, lavr, lavrovyy list
Makkaroni (Pl.)	מאַקאַראָנען PL	makaronen	makaron	macaroni	macarrones	макароны, makarony
Makrone f	מאַקערנאָדל m	makerondl	makaronik	macaroon		
Mandel f	מאַנדל m	mandel	migdał	almond	almendra	миндаль, mindal'
Manna n	מן m	man	manna	manna	maná	манна, крупа манная, манка, manna, kgrupa mannaja, manka
Margarine f	מאַרגאַרין f	margarin	margaryna	margarine	margarina	маргарин, margarin
Marmelade f	מאַרמעלאַד m	marmelad	marmolada	marmalade	mermelada	мармелад, marmelad
Marzipan n/m	מאַרצעפאַן m	marcepan	marcepan	marzipan	mazapán	марципан, marcipan
Matze f	מצה f	mace	maca	matzah		маца, masa
Mayonnaise f Majonäse f	מאַיאָנעז m	maionez	majonez	mayonnaise		майонез, majonez
Melone f	מעלאָן m	melon	melon	melon	melón	(дыня, dynja)
Menü n	מעניו m	menu	menu	menu	menú	меню, menju
Milch f	מילך f	milx	mleko	milk		молоко, moloko
Muskat m Muskatnuss m	מושקאַט m	muškat	muszkat, gałka muszkatołowa	nutmeg	moscada	мускат, muskat
Omelette n	אָמלעט m	omlet	omlet	omelet		омлет, omlet
Pie f	פּי m	paj	paj, pie	pie		
Pirogge f	פּראָג m	prog	pieióg, pierogi	piroshky, pirogi	pirogí, pirog	пирог, pirog

Deutsch	Jiddisch		Polnisch	Englisch	Spanisch	Russisch
	Hebräische Schrift	Transliteration				
Pizza f	פּיצע f	pice	pizza	pizza	pizza	пицца, picca
Reis m	רײַז m	rajz	ryż	rice	arroz	рис, ris
Rum m	רױם m	rom	rum	rum	ron	ром, rom
Safran m	זאַפֿרען m	zafren	szafran	saffran	azafrán	шафран, šafrań
Salami f	סאַלאַמי m	salami	salami	salami	salami	салами, saljami
Salat m	סאַלאַט m	salat	sałata	salad	ensalada	салат, салат латук, salat, sa- lat latyk
Salz n	זאַלץ m	zalc	sól	salt	sal	соль, sol'
Sand- wich m/n	סענדוויטש m	sendvič	sandwich	sandwich	sándwich	сандвич, sandvič
Sardine f	סאַרדין m	sardin	sardynka	sardine	sardina	сардин(к)а, sardin(k)а
Sauce, Soße f	סאַס m	sos	sos	sauce	salsa	соус, sous
Sauerkraut n	קרויט זויערע f	sojere krojt	sauerkraut, kiszona kapusta	sauerkraut	sauer kraut	(кислая капуста, kislaja kapusta)
Schmalz n	חזיר-שמאַלץ f	hazer šmalc	smalec	schmaltz		смалец, smalec
Schnaps m	שנעפּפּל n	šnepsl	sznaps	schnapps		шнאַпс, šnaps
Schokolade f	שאַקאָלאַד m	šokolad	czekolada	chocolate	chocolate	шоколад, šokolad
Sellerie m/f	סעלערע f	selere	seler	celery		сельдерей, sel'derej
Selzwasser n	זעלצער-וואַסער n	zelcer wa- ser	woda sel- cerska	seltzer water		
Sirop m	סירעפּ m	sirep	syrop	syrup	sirope	сироп, sirop
Spaghetti (Pl.)	ספּאַגעטי	spageti	spagetti	spaghetti	espagueti	спагетти, spagetti
Steak n	סטײַק m	stejk	stek, steak	steak	steak	стейк, stejk
Strudel m	שטרוּדל m	štrudl	strudel	strudel		штрудель, štrudel'
Suppe f	זופּ f	zup	zupa	soup	sopa	суп, sup
Tarte f	טערטעל n	tertcl	tarta	tart	tarta	тарта, tarta
Thunfisch, Tunfisch m	טונפֿיש m	tunfiš	tuńczyk	tuna fish	atún	тунец, tunec
Toast m	טאָסט m	tost	tost	toast	tostada	тост, tost

Deutsch	Jiddisch		Polnisch	Englisch	Spanisch	Russisch
	Hebräische Schrift	Transliteration				
Vanille f	וואַניל m	wanil	wanilia	vanilla	vainilla	ваниль, vanil'
Waffel f	וואַפּלע f	wafle	wafel	waffle		вафля, вафель, vaffja, vafel'
Wein m	וויין m	wajn	wino	wine	vino	вино, vin
Wermut m Bitterwein m	ווערמוט m	wermut	wermut	vermouth	vermú, vermut	вермут, vermut
Zitrone f	ציטריין m	citrin	cytryna	citron	citrón	(лимон, limon)
Zucker m	צוקער m	cuker	cukier	sugar	azúcar	сахар, sachar
Zwiebel f	ציבעלע f	cibele	cebula	(onion)	cebolla	цыбуля, cybulja

Das Vorhandensein lexikalischer Gemeinsamkeiten in mehreren Sprachen spiegelt die Wechselwirkungen der europäischen und weltweiten Kulturverhältnisse wider. Aus der obigen Tabelle ist zu erkennen, dass die jüdische Sprache sowie die Nachbarsprachen Deutsch und Polnisch erwartungsgemäß an den Sprachkontakten intensiv beteiligt waren und den kulinarischen Pluralismus, die Vielfalt verschiedener und nebeneinander existierender Geschmacksrichtungen, wechselnde Moden, ausländische Einflüsse, Einführung und Popularisierung neuer, auch außereuropäischer Gerichte und Lebensmittel aufgenommen und sprachlich verarbeitet haben.

8. Internationalismen jüdischen Ursprungs

In der Internationalismen-Forschung wurde bereits festgestellt, dass die Internationalismen jeder Sprache entstammen können. Die dominierende Rolle der antiken Sprachen als Gebersprachen unterliegt keinerlei Zweifel. Sehr verbreitet ist das Wortgut gräkolateinischer Herkunft. Eine weitere Quelle der Internationalismen sind sog. Großsprachen, wie Englisch und Französisch. Es gibt aber auch zahlreiche Internationalismen, die aus sog. Kleinsprachen stammen, die wiederum wegen der Kolonialherrschaft der europäischen Mächte über andere Kontinente und der weltweiten Handelsbeziehungen den großen Weltsprachen ihre Verbreitung zu verdanken haben (vgl. BRAUN 1990: 27 ff.). Die deutschen Wörter *Ketschup*, *Schokolade* und ihre anderssprachigen Pendanten aus der obigen Tabelle sind fernetymologisch auf solche „Kleinsprachen“ (d.h. Malaisisch und Nahuatl) zurückzuführen, wurden aber mithilfe anderer Sprachen verbreitet.

Auch das Jiddische wurde zur Quelle einiger Internationalismen. Die in der folgenden Tabelle aufgeführten Internationalismen kommen entweder aus dem Hebräisch-Aramäischen und wurden durch das Jiddische verbreitet (poln. *chata*, *maca*, *manna*) oder entstammen der jiddischen Sprache (manche wurden aus dem mittelhochdeutschen Wortgut gebildet, z.B. poln. *bajgiel*, *cymes*).

Tabelle 5: Internationalismen jüdischen Ursprungs

Jiddisch		Deutsch	Polnisch	Englisch	Russisch
Hebräische Schrift	Transliteration				
בייגל m	bejgl	Beigel/ Beugel n	reg. bajgiel	bagel	багель
חלה f	hale	Chale f	chala/chałka	hallach, hallah	хала
צימס m	cimes	Zimess	cymes	tsimes, tzimes	цимес
געפילטע פֿיש m	gefilte fiš	Gefilte Fisch	gefilte fisz	gefilte fish	
מאן	man	Manna n	manna	manna	манна/ крупа манная/ манка
מצה f	mace	Matze, Mazze f, Matzenbrot n, Mazzen m	maca	matzo, matzoh	маца
טשאלנט	čolent	Tscholent	czulent	cholent	

Die obigen Ausführungen bestätigen eindeutig, dass das Jiddische zweifellos Mitglied eines mitteleuropäischen Sprachareals bzw. eines Sprachbunds (vgl. NEWERKLA 2007, MAĆKIEWICZ 2000, 2004) ist und seine Rolle bei der Herausbildung und Verbreitung der gemeinsamen mitteleuropäischen Wortschätze nicht zu unterschätzen ist.

Leider gehören die jiddisch-deutschen sowie polnisch-jiddischen Sprach- und Kulturkontakte der Geschichte an. Der Zweite Weltkrieg führte zur Verdrängung vieler Jiddismen aus beiden Sprachen und obwohl heutzutage von der Tendenz einer Wiederbelebung der jüdischen Kultur gesprochen werden kann, spielt das im lexikalischen Bereich leider keine bedeutende Rolle.

Quellen

- WEINREICH, Uriel (1977): *Modern English-Yiddish, Yiddish-English Dictionary*. New York.
 HARKAVY, Alexander (1910): *Yiddish-English, English-Yiddish Dictionary*. New York. <http://www.cs.uky.edu/~raphael/yiddish/harkavy/index.utf8.html>

Bibliographie

- ALTBAUER, Mosze (2002): *Wzajemne wpływy polsko-żydowskie w dziedzinie językowej* [Gegenseitige polnisch-jüdische Einflüsse im sprachlichen Bereich]. Kraków.
 ALTHAUS, Hans Peter (2003): *Kleines Lexikon deutscher Wörter jiddischer Herkunft*. München.
 BAROWICZ, Tadeusz (2007): *Kuchnia żydowska* [Jüdische Küche]. Warszawa.
 BIN-NUN, Jechiel (1973): *Jiddisch und die deutschen Mundarten*. Tübingen.
 BRAUN, Peter (1990): Internationalismen – Gleiche Wortschätze in europäischen Sprachen. In: BRAUN, Peter / SCHAEFER, Burkhard / VOLMERT, Johannes (Hg.): *Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie*. Tübingen, 13–33.

- BRAUN, Peter / SCHAEDEER, Burkhard / VOLMERT, Johannes (Hg.): (1990): *Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie*. Tübingen.
- BRAUN, Peter / SCHAEDEER, Burkhard / VOLMERT, Johannes (Hg.): (2003): *Internationalismen II. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie*. Tübingen.
- BRZEZINA, Maria (1986): *Polszczyzna Żydów* [Das Polnisch der Juden]. Warszawa, Kraków.
- CAŁA, Alina (2005): *Wizerunek Żyda w polskiej kulturze ludowej* [Das Bild des Juden in polnischer Volkskultur]. Oficyna Naukowa, Warszawa
- CZECH, Joachim / LOTH, Heinz-Jürgen / TRZASKALIK, Friedrich / TWORUSCHKA, Udo (1978): *Judentum*. München.
- DYLEWSKI, Adam (2002): *Śladami Żydów polskich* [Auf den Spuren polnischer Juden]. Bielsko-Biała.
- EGGERS, Eckhard (1998): *Sprachwandel und Sprachmischung im Jiddischen*. Frankfurt/M.
- GAMM, Hans-Jochen (1962): *Judentumskunde. Eine Einführung*. Frankfurt/M.
- GELLER, Ewa (1994): *Jidysz – język Żydów polskich* [Jiddisch – die Sprache polnischer Juden]. Warszawa.
- GELLER, Ewa (2008): Jidysz „od kuchni“ – polszczyzna we współczesnej koszernej kuchni żydowskiej [Jiddisch „von der Küche her“ – die polnische Sprache in der gegenwärtigen koscheren jüdischen Küche]. In: MOSKOVICH, Wolf / FIJAŁKOWSKA-JANIAK, Irena (Hg.): *Jews and Slavs*. Vol. 21. *Jews, Poles and Russians*. Jerusalem, Gdańsk, 40–56.
- GREULE, Albrecht (1994): Internationalismen – falsche oder echte Freunde? In: Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hg.): *Germanistentreffen Bundesrepublik Deutschland – Polen: 26.09.-30.09.1993. Dokumentation der Tagungsbeiträge*. Bonn, 305–312.
- HERTZ, Aleksander (2003): *Żydzi w kulturze polskiej* [Juden in der polnischen Kultur]. Warszawa.
- KALINKE, Heinke M. / ROTH, Klaus / WEGER, Thomas (Hg.) (2010): *Esskultur und kulturelle Identität – Ethnologische Nahrungsforschung im östlichen Europa*. München.
- KĄTNY, Andrzej (2010): Zum kulinarischen Wortschatz des Polnischen im Lichte der deutsch-polnischen Sprach- und Kulturkontakte. In KALINKE, Heinke M. / ROTH, Klaus / WEGER, Thomas (Hg.): *Esskultur und kulturelle Identität – Ethnologische Nahrungsforschung im östlichen Europa*. München, 59–68.
- MAĆKIEWICZ, Jolanta (1984): Co to są tzw. internacjonalizmy? [Was sind die sog. Internationalismen?]. In: *Język Polski* LXIV (3), 176–184.
- MAĆKIEWICZ, Jolanta (2000): Czy Polska jest częścią Europy? Polszczyzna w europejskiej lidze językowej [Ist Polen ein Teil Europas? Das Polnische in der europäischen Sprachliga]. In: SZPIŁA, Grzegorz (Hrsg.): *Język trzeciego tysiąclecia* [Die Sprache des dritten Jahrtausends]. Kraków, 49–56.
- MAĆKIEWICZ, Jolanta (2004): Czy istnieje środkowoeuropejska wspólnota językowa? (na podstawie występowania europeizmów w językach Europy Środkowej) [Gibt es eine mitteleuropäische Sprachgemeinschaft? Am Beispiel von Europäisimen in den Sprachen Mitteleuropas]. In: KĄTNY, Andrzej (Hg.): *Kontakty językowe w Europie Środkowej / Sprachkontakte in Mitteleuropa*. Olecko, 7–14.
- MAIER, Johann (1988): *Das Judentum. Von der biblischen Zeit bis zur Moderne*. München.

- NEWERKLA, Stefan Michael (2007): Kontaktareale in Mitteleuropa. In: KĄTNY, Andrzej (Hg.): *Słowiańsko-niesłowiańskie kontakty językowe / Slawisch-nichtslawische Sprachkontakte*. Olecko, 29–48.
- PASZKO, Katarzyna (2006): *Polacy i Żydzi w dialogu w latach 1979–1997* [Polen und Juden im Dialog 1979–1997]. Warszawa.
- SCHAEDEER, Burkhard (2003): Neuerlicher Versuch einer theoretischen und methodischen Grundlegung der Internationalismen-Forschung. In: BRAUN, Peter / SCHAEDEER, Burkhard / VOLMERT, Johannes (Hg.): *Internationalismen II. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie*. Tübingen, 71–107.
- SCHOEPS, Julius / HEID, Ludger (1994): *Juden in Deutschland. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. München, Zürich.
- SCHOLEM, Gershom (2006): *Żydzi i Niemcy. Eseje. Listy. Rozmowa* [Juden und Deutsche. Essays. Briefe. Ein Gespräch]. Sejny.
- SITARZ, Magdalena (1992): *Z dziejów jidysz – jednego z języków żydowskich* [Aus der Geschichte des Jiddischen – einer der jüdischen Sprachen]. Kraków.
- SKAJUK, Dorota (2005): Żydzi w powiecie biłgorajskim w okresie międzywojennym [Juden im Kreis Biłgoraj in der Zwischenkriegszeit]. In: ADAMCZYK-GARBOWSKA, Monika / WRÓBLEWSKI, Bogusław (Hg.): *Biłgoraj czyli raj. Rodzina Singerów i świat, którego już nie ma* [Biłgoraj oder das Paradies. Die Familie Singer und die Welt, die es nicht mehr gibt]. Lublin, 93–105.
- STERN, Heidi (2000): *Wörterbuch zum jiddischen Lehnwortschatz in den deutschen Dialekten*. Tübingen.
- TURSKA, Marta (2009): *Internationalismen in der Fachsprache der Gastronomie und der Kochkunst im fünfsprachigen Vergleich*. Frankfurt/M. [u.a.].
- WEISSBERG, Josef (1988): *Jiddisch. Eine Einführung*. Bern.
- WIEGELMANN, Günter (1996): Thesen und Fragen zur Prägung von Nahrung und Tischkultur im Hanseraum. In: WIEGELMANN, Günter / MOHRMANN, Ruth E. (Hg.): *Nahrung und Tischkultur im Hanseraum*. Münster [u.a.], I–XX.
- WIERLACHER, ALOIS (2003): Kultur und Geschmack. In: WIERLACHER, Alois (Hg.): *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Stuttgart [u.a.].
- WITASZEK-SAMBORSKA, Małgorzata (2005): *Studia nad słownictwem kulinarnym we współczesnej polszczyźnie* [Studien zum kulinarischen Wortschatz im gegenwärtigen Polnisch]. Poznań.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Czesława Schatte
Universität Poznań

Polak, Węgier – dwa bratanki: i do szabli, i do szklanki.
Zu titelbildenden Potenzen eines Sprichwortes

The proverb *Polak, Węgier – dwa bratanki: i do szabli, i do szklanki* in press articles headlines.

– The paper presents the formal, semantic and pragmatic modifications of the Polish ethnic proverb in the headlines of the press articles. Irrespective of a kind of modification, the content of the articles is to a greater or lesser degree connected with the Polish-Hungarian or Hungarian issues.

Przysłowie *Polak, Węgier – dwa bratanki: i do szabli, i do szklanki* w nagłówkach artykułów prasowych. – Artykuł przedstawia możliwości formalnych, semantycznych i pragmatycznych modyfikacji polskiego przysłowia etnicznego w nagłówkach artykułów prasowych. Niezależnie od rodzaju modyfikacji treść artykułów związana jest w większym lub mniejszym stopniu z problematyką polsko-węgierską lub węgierską.

0. Zwischenmenschliche Kontakte jeglicher Art finden mit der Zeit ihren Niederschlag in den Sprachen der betreffenden Sprachgemeinschaften. Die Intensität, Dauerhaftigkeit und Richtung(en) der kontaktbedingten sprachlichen Einflüsse hängen von vielen Faktoren ab und bilden den Gegenstand der Kontaktlinguistik, die neuerdings von manchen Forschern dem Bereich der Eurolinguistik zugeordnet wird (vgl. u.a. GRZEGA 2006: 73–114).

Im Bereich der Parömiologie resultieren aus solchen Kontakten zahlreiche entlehnte, europäische und internationale Sprichwörter, deren Ursprung bekanntlich vor allem in biblischen, griechischen und lateinischen Quellen liegt und die einen Teil des gemeinsamen europäischen Kulturerbes ausmachen. Darüber hinaus kann jede Sprachgemeinschaft einerseits sog. nationale Varianten der LehnSprichwörter entwickeln, deren Verwendung vielfach verbreiteter ist als die des übernommenen Vorbildes (vgl. im Polnischen u.a. *Nie od razu Rzym / Kraków zbudowano*). Andererseits kann sie eigene, einzelsprachspezifische Sprichwörter herausbilden, die vor allem auf landesspezifische Gegebenheiten zurückgehen und nur für die jeweilige Gemeinschaft charakteristisch sind. Um den Hintergrund und/oder die Botschaft solcher Sprichwörter zu verstehen, ist die Kenntnis geographischer, geschichtlicher, sozialer und kultureller landeseigener Umstände notwendig.

Zu solchen Bildungen gehören Sprichwörter mit Nationalitätsbezeichnungen, da sie entweder eine Verbildlichung historischer Gegebenheiten sind oder ihnen (ethno)stereotype, positiv bzw. negativ assoziierte Vorstellungen eines Volkes von einem anderen zugrunde liegen. Parömiologische Ethnika (vgl. PAPIÓR 2010: 10f. und die Literatur dort) beziehen sich in erster Linie auf die Nachbarvölker oder die in der Geschichte des Landes eine im positiven wie negativen Sinne bedeutende und nachhaltige Rolle spielenden, wobei in nicht wenigen

Fällen die Memorisierung negativ gewerteter Erscheinungen überwiegt und die Entstehung von Negativ-Aussagen und damit dauerhaften Vorurteilen bewirkt (vgl. PAPIÓR 2010: 29ff.). Bezogen auf Materialsammlungen und Forschungsarbeiten zu diesem Thema stellt PAPIÓR (2010: 23) fest, „dass Ethnika oft bewusst zurückgedrängt oder völlig übergangen werden, so dass man immer noch wie auf brüchigem Eis einhergeht.“ Positiv wertende parömiologische Ethnika werden daher nicht getrennt thematisiert, weil eine solche Unterscheidung auch auf individuellem Wissen beruhen und subjektiv sein kann.

2. Vor diesem Hintergrund soll im Weiteren das polnische nationale Sprichwort *Polak, Węgier – dwa bratanki: i do szabli, i do szklanki* [wörtlich: ‚Pole, Ungar – zwei Brüderlein: zum Kämpfen und zum Trinken‘] auf seine Herkunft, Bekanntheit und Verwendung in Artikelüberschriften als dem besonders exponierten Zeitungs-/Zeitschriftenteil der polnischen Presse untersucht werden.

Führende Wörterbücher zur Kultur und Sprichwörterbücher berufen sich in ihren Einträgen vor allem auf die geschichtliche Erklärung von KRZYŻANOWSKI (vgl. 1970: 1007), der die Entstehung des Sprichwortes in der Zeit nach dem Misserfolg der Konföderation von Bar (1768–1772) vermutet, als der Rat der Konföderation in Prešov (heute Slowakei) im damaligen habsburgischen Ungarn Zuflucht und freundschaftliche Unterstützung fand und von dort aus weiter wirken konnte (vgl. auch KOPALIŃSKI ⁴1993: 900, MARKIEWICZ / ROMANOWSKI 2005: 540). Seitdem steht der Spruch als Sinnbild freundschaftlicher Beziehung zwischen den beiden Nationen. Die guten Relationen zwischen den Polen und den Ungarn gehen allerdings schon auf das 14. Jahrhundert und ihren gemeinsamen König Ludvig zurück und lassen sich bis in die heutigen Zeiten verfolgen. Eine besondere Würdigung dieser Beziehungen bilden in unserer Zeit zwei Beschlüsse, und zwar der des ungarischen Parlaments vom 12. März 2007 und der des polnischen Sejm vom 16. März 2007, die den 23. März zum *Tag der polnisch-ungarischen Freundschaft* erklärten.

Historische Arbeiten führen diese Entstehungsgeschichte des Sprichwortes zwar an, verweisen aber zugleich darauf, dass es für sie keine Quellenbelege gibt (vgl. TAZBIR 2001: 453, im Kap. *Węgry jako symbol i przestroga w literaturze staropolskiej* [Ungarn als Symbol und Warnung in altpolnischer Literatur]). In Anlehnung an hungaristische Forschungen schließt Tazbir nicht aus, dass das Sprichwort erst später, um die Hälfte des 19. Jahrhunderts nach dem Völkerfrühling, entstanden sein könnte (vgl. TAZBIR 2001: 453 und der Verweis dort auf die Arbeit von I. CSAPLÁROS 1964), was den ersten Textbelegen zeitlich näher läge.

Als erste Verwendung des Sprichwortes werden Texte von Teodor Tomasz Jeż (1860) und Michał Czajkowski (Sadyk Pasza) (1865) angeführt (vgl. u.a. KRZYŻANOWSKI 1970: 1007, ŚWIERCZYŃSKA 2001: 389), was nach Röhrich keinesfalls mit seiner Entstehung identisch sein muss:

„Der früheste schriftliche Beleg eines Sprichworts oder einer Redensart muß nicht unbedingt auch deren Ursprung darstellen. Vielmehr können Sprichwörter und Redensarten durchaus längst schon populär gewesen sein, bevor sie in die Literatur aufgenommen worden sind. Gegenüber den literarischen und historischen Belegen ist oft auch Skepsis angezeigt.“ (RÖHRICH ¹⁰2010: 16)

Schon die ersten Belege notieren einige Varianten des Sprichwortes, darunter die Umstellung der Kernwörter *Polak, Węgier* → *Węgier, Polak*. Das Sprichwort hat auch im Ungarischen

eine Entsprechung mit den Varianten *Lengyel, Magyar / Magyar, Lengyel – két jó barát: együtt harcol, s issza barát.*

Über die Bekanntheit und Kenntnis (zum Unterschied vgl. CHLOSTA / GRZYBEK 2004: 38) des Sprichwortes liegen bisher keine Analysen vor. Es wird außer den drei schon erwähnten großen Wörterbüchern noch in ŚWIERCZYŃSKA (2001: 389) und in DMOWSKA (o.J.: 189 und 262 – hier in der oben erwähnten Variante mit umgestellten Kernwörtern) verzeichnet. Nicht verzeichnet ist es in MASŁOWSCY (2003), im polnisch-deutschen Sprichwörterbuch von WÓJCIK / ZIEBART (1997) und in allen kleineren.

Es ist auch in dem von SZPILA (2002: 41f.) erstellten ersten Sprichwort-Minimum des Polnischen nicht registriert, das auf der Basis einer unter Studenten durchgeführten Umfrage 72 Sprichwörter erfasst. In den seit 2005 alljährig durchgeführten schriftlichen Befragungen von insgesamt ca. 500 Studenten der Angewandten Linguistik der Adam-Mickiewicz-Universität wurde das Sprichwort nicht genannt, aber in einer jeweils späteren mündlichen Befragung derselben Studenten zur Kenntnis der Sprichwörter mit dem Kernwort *Polak* wurde es jedesmal erwähnt. Das könnte belegen, dass das Sprichwort zwar nicht verwendet, aber in Texten erkannt und perzipiert wird, was seiner Verwendung als „sprachliche Fertigware“ (MIEDER 2004: 422) in Medientexten entgegenkommt.

3. Wie jeder Titel, dienen Artikelüberschriften „zur Identifizierung des Textes, indem [sie] explizit oder implizit Informationen über den betitelten Text, den ‚Ko-Text‘, liefer[n]“ (NORD 1993: 27) und so dem Leser „eine schnelle Orientierung“ über den Artikelinhalt (NORD 1993: 103) erlauben. Zugleich sollen sie jedoch – wie Werbeschlagzeilen – den Leser zunächst auf den Artikel aufmerksam machen und sein Interesse wecken, was eine ins Auge fallende sprachliche Struktur fördert. Da Presstexte schnell und unter Zeitdruck entstehen, werden als Vorlagen für ihre Formulierung bewährte, vorgeformte, konventionalisierte, dem Leser eventuell bekannte Strukturen gern genutzt, um nach entsprechenden Umformungen umso mehr auffallen zu können. Sprichwörter eignen sich dazu wegen ihrer kurzen, einprägsamen Form, Bildhaftigkeit, Metaphorizität und oft wertender Aussage. Als Überschrift verwendet, „dienen sie einmal der Lesewerbung, fördern die Anschaulichkeit und bilden gleichzeitig rezeptionssteuernde Signale“ (LÜGER ²1995: 36).

Dass Sprichwörter nach wie vor gern, wenn auch in anderen Funktionen als früher, gebraucht werden, haben Parömiologen in zahlreichen Untersuchungen nachgewiesen (vgl. u.a. MIEDER 2006, LITOVKINA / MIEDER 2006, UMUROVA 2005). Stellvertretend sei dazu BURGERS (1998: 116) Meinung angeführt:

„Für den heutigen Sprichwortgebrauch vor allem in öffentlicher Sprachverwendung, in den Medien oder in der Werbung, ist charakteristisch, daß die traditionellen Muster der Verwendung in den Hintergrund treten gegenüber spielerischen Verfahren, bei denen die Festigkeit des Sprachmaterials und oft auch die Metaphorizität eine zentrale Rolle spielt.“

Allerdings ist nicht jedes Sprichwort in gleichem Maße dazu geeignet. In Bezug auf die Metaphorizität erfüllt das Sprichwort *Polak, Węgier...* die von LEWANDOWSKA / ANTOS (2004: 178) festgelegten Merkmale einer kulturellen Metapher: „Sprichwörter werden als ‚kulturelle

Metaphern' in einer Gesellschaft dann (noch) gebraucht, wenn sie aufgrund ihrer ‚kognitiven Ikonizität' nicht nur als ‚Sprachbilder', sondern als ‚*sprachliche Sinnbilder*' fungieren!“. Die Beziehung zwischen den Polen und den Ungarn ist im kollektiven Bewusstsein der Polen zu einem solchen sprachlichen Sinnbild der Freundschaft geworden.

Bezogen auf die Frage, warum manche Sprichwörter häufiger als andere in Medientexten als Vorlagen dienen, meint Burger in Anlehnung an Seiler, dass Sprichwörter nicht nur Zustände bzw. Verhaltensweisen beschreiben, sondern dass „das Beschreiben implizit als Handlungsanweisung gemeint ist“ (BURGER 1998: 108). Das in dem polnischen Sprichwort vermittelte Bild der guten Beziehung zwischen beiden Nationen kann als Vorbild und Anweisung zu einem solchen Verhalten gelten. In der groß- und fettgedruckten Form der Artikelüberschrift fällt dies schneller auf, während die vor allem formalen Modifikationen zusätzlich aufmerksamkeitslenkend fungieren und das positive Verhaltensmuster exponieren. Das wird besonders deutlich, wenn durch Substitution das positive Bild auf andere Nationen oder Menschengruppen übertragen wird.

4. Textbildende Potenzen und Modifikationen als Forschungsaspekt der weit verstandenen Phraseologie sind seit Černyševs Arbeiten aus den 70. Jahren des 20. Jahrhunderts in phraseologischen wie parömiologischen Analysen präsent (vgl. u.a. BURGER 1998, SABBAN 2004, DOBROVOL'SKIJ 2011 und die Literatur dort). DOBROVOL'SKIJ (2011: 57ff.), der vor 33 Jahren unter der Betreuung von Černyševa eine seiner ersten Arbeiten zu diesem Problem verfasste, kommt in einem seiner neuesten Beiträge noch einmal darauf zurück und legt eine auf fünf unabhängigen Parametern basierende, ausgereifte Typologie möglicher Modifikationen vor. Nach dieser lassen sich folgende Modifikationen unterscheiden: Veränderungen im Ausdrucks- bzw. Inhaltsplan, Veränderungen bei Einhaltung bzw. Verletzung usueller Normen, sprachspielerische Verwendung im Kontext ohne Veränderung der Struktur, regelgeleitete bzw. idiosynkratische Veränderungen (vgl. DOBROVOL'SKIJ 2011: 81ff.), wobei die Modifikationen auch kombiniert auftreten können.

Fast alle diese Modifikationen sind in den zusammengestellten Belegen mit dem polnischen Sprichwort *Polak, Węgier – dwa bratanki...* vertreten. Dabei ist die Reduktion des zweiten Gliedes *i do szabli i do szklanki* üblich, weil das gebliebene erste Glied interpretativ offener ist und die Artikelüberschrift dadurch spannender wird. Auch in mündlicher Verwendung sind Reduktionen des zweiten Sprichwortgliedes nicht unüblich, was der Sprachökonomie und Redundanzvermeidung in der Kommunikation entspricht. Fasst man diese „obligatorische“ Reduktion als erste Modifikation der Sprichwortstruktur auf, so sind alle in den Überschriften notierten Verwendungsweisen Kontaminationen, weil am ersten Glied weitere unabhängige Modifikationen vorgenommen werden (meist Substitution oder weitere Reduktion), während Erweiterungen und Veränderungen der Modalität seltener sind und Veränderungen im Inhaltsplan vom Inhalt des annoncierten Artikels abhängen.

Die Belege illustrieren in erster Linie, welche titelbildenden Potenzen ein einziges Sprichwort hat, wie diese aktiviert werden und wie viele außersprachliche Kontexte und Gegebenheiten in ihrem Bezugspotential liegen.

Die Analyse basiert auf 41 Belegen, 32 aus der polnischen Tageszeitung *Gazeta Wyborcza* (= GW) der letzten zwölf Jahre und 9 aus verschiedenen Wochenzeitschriften der letzten fünf

Jahre. Diese Zahl bildet zwar keine valide Grundlage für repräsentative Schlussfolgerungen, lässt aber gewisse Regelmäßigkeiten feststellen. Die deutliche Überrepräsentation des Sprichwortes in einer Zeitung schließt eine individuelle Vorliebe des für Überschriften verantwortlichen Redakteurs nicht aus. In allen Belegen ist die originale Interpunktion gewahrt und in Klammern ein kurzer Hinweis auf den Inhalt des Artikels gegeben.

4.1 Wie erwähnt, wird das Sprichwort in keinem der Belege in seiner vollständigen Form verwendet, was zudem nicht im Einklang mit den von der Überschrift zu erfüllenden Funktionen der Aufmerksamkeitslenkung und Spannungserzeugung stünde. Die vorgenommenen formalen Änderungen betreffen entweder die Anfangsphase mit den Nationalitätsbezeichnungen *Polak, Węgier* oder die die Relation benennende Phrase *dwa bratanki*, nur vereinzelt die Komponenten des meistens reduzierten zweiten Gliedes. Die Phrase *dwa bratanki* stellt eine auf dieses Sprichwort beschränkte Verwendung der alten Pluralform (vgl. u.a. MARKOWSKI 2002: 72) dar, gegenüber der heute üblichen *bratankowie*, und ist somit als phraseologische unikale Komponente (vgl. BURGER 1998: 12) zu betrachten. Die Wahrung dieser alten Form in den Modifikationen ist rein grammatisch gesehen eine „Verletzung der usuellen Normen“ (DOBROVOL'SKIJ 2011: 65). Die der Kreativität dienenden Modifikationstechniken fester Formulierungen lassen das jedoch zu, weil so die Veränderung auffälliger wirkt und zugleich das Erkennen der Grundform gesichert ist.

Die einfachste und häufigste Modifikation ist die genannte Reduktion des zweiten Gliedes. Alle so betitelten Artikel hängen inhaltlich mit Ungarn (und Polen) zusammen, wenn auch auf eine recht diverse Weise:

1. *Polak, Węgier dwa bratanki* (GW 222/06; Demonstration eines Studenten vor dem ungarischen Parlament mit einem Plakat mit dem Sprichwort *Polak, Węgier...*)
2. *Polak, Węgier – dwa bratanki w Zwierzyńcu* (GW 189/07; ungarische Filme sollen bei einem Filmfestival in Zwierzyniec zeigen, ob das bekannte Sprichwort wahr ist.)
3. *Polak, Węgier, dwa bratanki* (GW 220/08; Konzert einer ungarischen Musikband in Toruń)
4. *Polak, Węgier dwa bratanki* (GW 22/00; ungarische und polnische Kinder verbringen ihre Winterferien gemeinsam in Jasło.)
5. *Polak, Węgier – dwa bratanki* (GW 111/00; Schüler einer Oberschule in Łódź haben den längsten Aufsatz der Welt über die polnisch-ungarische Freundschaft geschrieben.)
6. *Polak, Węgier dwa bratanki* (GW 180/03; eine ungarische Folkloregruppe hat der ersten Preis während der Kulturwoche in den Beskiden erhalten.)
7. *Polak, Węgier dwa bratanki* (GW 163/06; im Polnischen Institut in Budapest findet eine Ausstellung der Arbeiten des ungarischen Künstlers Peter Gemes statt.)
8. *Polak, Węgier dwa bratanki* (GW 154/06; der ungarische Generalkonsul in Krakau sucht Polen, die den Ungarn bei dem Aufstand 1956 Hilfe leisteten.)
9. *Polak, Węgier – dwa bratanki* (GW-Co Jest Grane 70/07; am 23.03 beginnt in Toruń das 6. Festival des ungarischen Films.)
10. *Polak, Węgier, dwa bratanki* (GW 249/08; die schlechte wirtschaftliche Lage in Ungarn hat Einfluss auf die Situation in Polen.)

11. *Polak, Węgier dwa bratanki...* Textanfang: ... *i do szabli, i do szklanki. Tak mówi stare przysłowie, które przypominamy z okazji przypadającego dziś Dnia Przyjaźni Polsko-Węgierskiej* [So sagt ein altes Sprichwort, an welches wir uns anlässlich des heutigen Tages der Polnisch-Ungarischen Freundschaft erinnern]. (GW 70/11)

In dem letzten Beleg bildet das in der Überschrift ausgesparte zweite Glied des Sprichwortes den Anfang des Haupttextes, womit zweierlei erreicht wird: Erstens erscheint so das Sprichwort in seiner vollständigen Form, und zweitens lässt das Verfahren die Überschrift und den Haupttext zu einer Struktureinheit zusammenwachsen. Der Inhalt des Artikels thematisiert in Anlehnung an die Herkunft des Sprichwortes den Tag der polnisch-ungarischen Freundschaft.

Eine weitere Reduktion betrifft die letzte Komponente des ersten Gliedes, wodurch der Charakter der Relation inhaltlich noch offener wird und der strukturellen Veränderung eine im Inhaltsplan folgt:

12. *Polak, Węgier dwa...* (GW 66/02; in Europas Viertelfinale im Handball spielt Polen gegen Ungarn, das Ergebnis ist zunächst unbekannt.)

Die geringste Ingerenz in die Sprichwortform besteht im Einschub des additiven Konjunktors *und* zwischen beide Nationalitätsbezeichnungen, so dass die asyndetische Verbindung der beiden Komponenten zur syndetischen wird, was die Aussage des Sprichwortes deutlicher macht:

13. *Polak i Węgier dwa bratanki* (GW Lok 65/11; Veranstaltungen am Tag der polnisch-ungarischen Freundschaft in Poznań.)

Die zweithäufigste Modifikationsart dieses Sprichwortes besteht in der Substitution des Lexems *Węgier* durch eine andere Nationalitätsbezeichnung. Diese modifikativ eingesetzte andere Bezeichnung nimmt dabei sowohl benachbarte wie auch weit entfernte Völker auf, während *Polak* erhalten bleibt. Damit wird der Leser darauf vorbereitet, dass in dem nachfolgenden Text unabhängig vom konkreten Inhalt in der Regel die Relation zwischen Polen und Vertretern anderer Nationen thematisiert wird. Die unveränderte zweite Phrase *dwa bratanki* signalisiert dagegen bereits in der Überschrift, dass die Beziehung zu dem/den Anderen in dem Artikel positiv dargestellt wird. Das historische Wissen der Rezipienten über die Beziehungen zwischen den Polen und den genannten Nationen erlaubt zu verstehen, ob die Substitution mit einer Veränderung im Inhaltsplan (vgl. DOBROVOL'SKIJ 2011: 69) einhergeht und das im originalen Wortlaut des Sprichwortes vermittelte positive Bild wahrt oder dieses gegen die stereotype Erwartung zu einem solchen geworden ist bzw. werden sollte. Erst dem Inhalt des Artikels ist zu entnehmen, ob die Substitution nicht lediglich ein allein der Aufmerksamkeitslenkung dienendes Verfahren ist, denn die suggerierten Beziehungen sind in Wirklichkeit zu abstrakt (vgl. 18) oder das Thema betrifft weniger die ethnischen Relationen (vgl. 19):

14. *Polak, Niemiec – dwa bratanki* (*Wprost* 21/06; der deutsche Schriftsteller und Nobelpreisträger Günter Grass und der polnische Dichter Tadeusz Różewicz treffen sich auf der Buchmesse in Warszawa.)

15. *Polak, Niemiec dwa bratanki* (GW 150/07; die Ergebnisse einer Umfrage zeigen, dass die beiden Nationen ihre Beziehung positiv beurteilen.)
16. *Polak Niemiec dwa bratanki* (*Angora* 34/11; Artikel aus der Serie *Poczet nazwisk polskich* über den eventuellen Einfluss des Deutschen auf verschiedene Schreibweise eines polnischen Namens, mit bzw. ohne diakritische Zeichen.)
17. *Polak, Czech – dwa bratanki* (*Wprost* 9/07; gute Beziehungen zwischen den Präsidenten der beiden Länder.)
18. *Polak, Chińczyk – dwa bratanki*. Untertitel: *Chiny przed Olimpiadą 2008* [China vor den Olympischen Spielen 2008] (*Angora* 17/08)
19. *Polak, Masaj – dwa bratanki*. Untertitel: *Nie dzielmy ludzi na rasy* [Wir sollen die Menschen nicht in Rassen einteilen] (*Angora* 1/07; Menschen von verschiedenem Äußeren können genetisch sehr ähnlich sein.)

Deutlich sprachspielerisch ist eine mehrfache Substitution, bei der zum einen die zweite Nationalitätsbezeichnung durch eine andere ersetzt wird und zum anderen für die beiden Bezeichnungen englische Lexeme verwendet werden, was zwar zu kontextueller Unverträglichkeit (vgl. DOBROVOL'SKIJ 2011: 78) führt, aber gleichzeitig Doppeldeutigkeit entstehen lässt. Die Überschrift allein suggeriert, dass es in dem Artikel um die Beziehungen zwischen Polen und Engländern geht, während der Inhalt die Notwendigkeit des frühen Lernens der englischen Sprache in polnischen Schulen betrifft:

20. *Polish, English dwa bratanki* (*Newsweek Polska* 1/06; in Polen soll der Englischunterricht in der Schule mit spätestens sieben Jahren beginnen.)

Eine Substitution in Kombination mit Umkehrung der Folge der Nationalitätsbezeichnungen soll vielleicht Akzentverlegung signalisieren und den Tagungsgästen „Vorrang geben“:

21. *Niemiec – Polak dwa bratanki* (GWLok 134/11; Bericht über die Tagung *Drogi pojednania / Wege der Versöhnung*, die das Westinstitut / Instytut Zachodni in Poznań anlässlich des 20-jährigen Jubiläums des polnisch-deutschen Vertrages organisiert hat. Der allgemeine Ausklang der Referate und Diskussionen ist, dass es sich in den deutsch-polnischen Beziehungen zwar viel geändert hat, aber manche Stereotype noch abzubauen sind.)

Auch eine weitere Reduzierung des Sprichwortes um beide Nationalitätsbezeichnungen erlaubt nach wie vor das Erkennen der Basisform, während die Überschrift offen lässt, wen im nachfolgenden Text die freundschaftlichen Beziehungen betreffen, obwohl die Assoziation mit Ungarn als erste nicht ausgeschlossen ist:

22. *Dwa bratanki* (*Polityka* 39/06; Gespräch mit einem Professor der Budapester Universität über die aktuelle wirtschaftliche und politische Situation in Ungarn und Polen.)

Dass durch die Substitution die von dem Sprichwort vermittelte positive Relation auf andere Subjekte bezogen werden kann, zeigt der folgende Beleg mit den Namen zwei gegnerischer,

zerstrittener polnischer Parteien statt der Nationalitätsbezeichnungen. Der Überraschungseffekt einer solchen Überschrift wirkt sicher bei vielen polnischen Rezipienten:

23. **PiS, Platforma – dwa bratanki** (*Polityka* 48/06; beide Parteien stehen sich trotz ständigen Streits programmatisch nahe.)

Die bisherigen Modifikationen haben die vermittelte Positiv-Aussage des Sprichwortes entweder gewahrt, was die Beziehung Polen – Ungarn betrifft, oder sie haben diese positive Wertung durch die Substitution auf andere Nationen oder Gruppen ausgeweitet bzw. wider Erwarten ein negatives Beziehungsklischee ins Gegenteil (vgl. 14–16) umgewandelt. Die Modifikation kann auch im „Negation-Affirmation-Wechsel“ (DOBROVOĽSKIJ 2011: 67) bestehen, indem durch die Hinzufügung der Negationspartikel *nicht* das im Sprichwort vermittelte positive Bild der Beziehungen zwischen Polen und Ungarn ins Gegenteil verkehrt wird. Der Inhalt des Artikels legt fest, welches konkrete, als negativ empfundene aktuelle Ereignis die sprichwörtlich gute Beziehung in Frage stellen oder bedrohen könnte:

24. **Polak – Węgier nie bratanki** (GW 52/09; Polen hat den Antrag Ungarns auf finanzielle Unterstützung aus den EU-Mitteln nicht befürwortet.)

Formveränderungen fallen als erste ins Auge, während ihre semantischen Folgen einer Überlegung bedürfen. Umso wichtiger ist, dass die ersten nicht zur Entstehung inkorrekt oder grammatisch fraglicher Verbindungen führen, wie bei der Erweiterung des ersten Gliedes in folgendem Beleg:

25. **Polak Węgier dwa bratanki do prezydencji w Unii Europejskiej** (*Życie Uniwersyteckie* UAM 4/11; Rundtischgespräch über die ausgehende ungarische und beginnende polnische Präsidentschaft in der EU.)

Da Sprichwörter in Überschriften vordergründig keine informative Funktion, sondern die des Blickfangs, der Aufmerksamkeitssteuerung und Lesewerbung (vgl. LÜGER 1999: 230) haben, sind ihre formal abweichenden und inhaltlich überraschenden Modifikationen nicht nur üblich, sondern auch reizvoll für den Leser, der sich damit zum Memorieren der Grundform und Suchen nach Zusammenhängen mit dem Artikelinhalt angehalten fühlt.

Die Substitution im Beleg 26 ergibt eine sprachspielerische Effekte erzeugende semantische Unverträglichkeit (vgl. DOBROVOĽSKIJ 2011: 78). Die beiden Bezeichnungen der Nationalität sind durch die der Landeswährung ersetzt, auf die somit die positive Relation übertragen wird. Die hinzugefügte Phrase schließt aus dieser Relation die Vertreter der einen Nation aus und stellt so die wörtliche Bedeutung in den Vordergrund. Das Sprachspiel erklärt sich dem Leser im Inhalt des Artikels:

26. **Forint, złoty, dwa bratanki. Niestety nie dla Polaków.** (GW 239/08; Westbanken betrachten Mitteleuropa als einen Organismus. Wenn der Forint fällt, überträgt sich das auf die übrige Währung der Region, darunter auf den Złoty, auch wenn dieser stabil und stark ist.)

Infolge der Substitution der Phrase *dwa bratanki* gewinnt die Anfangsphase eine wörtliche Lesart und die figurative Bedeutung geht verloren. Die behaltene Nationalitätsbezeichnung lässt zwar die Assoziation mit dem Sprichwort zu, die vorgenommene Veränderung spricht jedoch für die wörtliche Auslegung der auffälligen neuen Formulierung, was der Artikeltext bestätigt:

27. *Polak, Węgier przed tablicą* (GW 68/11; der polnische und der ungarische Präsident haben in Warschau eine Gedenktafel zu Ehren der polnischen Militärhilfe für Ungarn in der Zeit 1919–1921 feierlich enthüllt.)

4.2 An der zweiten Phrase des Sprichwortes *dwa bratanki* werden Modifikationen seltener vorgenommen, meistens Reduktion des Zahlwortes und Hinzufügung einer weiteren Phrase als aktueller Kontext. In vielen Fällen unterliegt das Substantiv *bratanki* grammatischer Anpassung in Kasus und Numerus an den Kontext und verliert dabei seine charakteristische alte Flexionsform. Bleibt diese alte Form des Schlüsselwortes *bratanki* erhalten, ist sie im neuen Kontext zwar grammatisch nicht korrekt, erleichtert aber die Identifikation des Sprichwortes. Relativ stark in die formale Struktur eingreifende Veränderungen und eine damit verbundene inhaltliche Verfremdung illustrieren weitere Belege, in denen der Bezug zur Originalform des Sprichwortes nur durch ein Schlüsselwort gesichert wird, was einem belesenen Rezipienten im Prinzip genügt. Andernfalls kommt die Assoziation nicht zustande, zumal in den meisten Fällen die starke Reduktion von mit dem Sprichwortbild nicht immer kompatiblen textbezogenen Erweiterungen begleitet ist:

28. *Wczoraj o bratankach, dziś parodie bitów* (GW 54/09; ein ungarischer Tag im Rahmen der Woche der europäischen Kultur.)
29. *Festyn u bratanków* (GW 200/02; ein Fest der ungarischen Küche in Warschau.)
30. *W deszczu u bratanków* (GW 172/08; Studenten aus Łódź werben in verschiedenen Ländern Europas für Łódź als europäische Kulturstadt 2016, in Ungarn hat es gerade stark geregnet.)
31. *Bratanki w okopach wroga* (GWL 47/01; 1944 haben junge ungarische Offizieranwärter heimlich eine Reise nach Deutschland unternommen.)
32. *Nie tylko bratanki* (GW 231/01; Tage der ungarischen Kultur in Radom.)
33. *Energetyczne bratanki* (GW 12/11; Ungarn und Polen, die 2011 Präsidentschaft in der EU haben, sollen sich gemeinsam für eine engere Zusammenarbeit im Bereich der Elektroenergie zwischen Nord- und Südeuropa einsetzen.)
34. *Bratank na patrolu* (GW 108/03; Treffen der Polizisten aus den EU-Ländern in Gliwice.)
35. *Dwudziestu bratanków* (GW 54/99; in Krakau werden Arbeiten von zwanzig jungen ungarischen Künstlern ausgestellt.)

Gehäufte Modifikationen der Struktur können Veränderungen auf der kommunikativen Ebene verursachen und die Sprichwort-Aussage in eine Frage oder einen Wunsch verwandeln.

Im Beleg (36) ist das Schlüsselwort mit der hinzugefügten, aus Abtönungspartikel und Negationspartikel bestehenden Phrase *oby nie* in Verbindung mit der Vergleichspartikel *jak* zu dem Wunsch ausgebaut:

36. **Oby nie jak bratanki** (GW 160/04; die Ungarn haben Probleme mit der Nutzung der EU-Gelder, die Polen sollen daraus lernen.)

Die nächste Überschrift in Form einer Frage mit dem Schlüsselwort *bratanki* ist deshalb interessant, dass im Untertitel das besagte Sprichwort in ungarischer und in polnischer Sprache angeführt, am Textanfang dessen Entstehungsgeschichte angesprochen und am Textende eine polnische und ungarische Dankesformel verwendet wird. Damit illustriert der Beleg nicht nur die titel-, sondern auch die textbildenden Potenzen des Sprichwortes. Der Zeitungsartikel gewinnt so eine stilistisch ausgereifte Form:

37. **Jak nie zawieść bratanków?** [Untertitel:] „Lengyel, Magyar – két jó barát, együtt harcol, s issza borát, czyli Polak, Węgier, dwa bratanki, i do szabli, i do szklanki”. [Textanfang:] „Tak mówi stare przysłowie wywodzące się z czasów upadku konfederacji barskiej. Polacy i Węgrzy rzeczywiście mają do siebie słabość od stuleci. I nie tylko do węgryzyna i szabelki. W historii widać było to nie raz. [Textabschluss:] „Bracia Węgrzy, z góry wam dziękuję. Köszönom.“ (GW 131/11; Polen übernimmt nach Ungarn die EU-Präsidentschaft; die heutigen Beziehungen zwischen Polen und Ungarn sind vor dem historischen Hintergrund dargestellt.)

In zwei weiteren Belegen mit dem kontextuell anders eingebundenen und grammatisch angepassten Schlüsselwort in der Überschrift eröffnet das volle Sprichwort den Haupttext, womit die textuelle Einheit der Überschrift mit dem Haupttext explizite hergestellt ist (vgl. auch 11):

38. **Wizyta bratanków** – als Textanfang steht das Sprichwort im vollen Wortlaut (GW 164/00; das bevorstehende Fußballspiel Polen – Ungarn.)
39. **Kraj bratanków** – als Textanfang steht das Sprichwort im vollen Wortlaut (GW 185/98; Verlag *Europa* stellt seinen neuen Reiseführer über Ungarn vor. Im Artikel wird auch auf die Geschichte der beiden Länder und die Personalunion im 14. Jahrhundert eingegangen.)

Die größte Ingerenz in die Sprichwortstruktur besteht in mehrfacher Kontamination, die beide konstitutiven Sprichwortglieder lexikalisch modifiziert, ihre Reihenfolge vertauscht und sie syndetisch-additiv verknüpft:

40. **Polska szklanka i wino bratanka** (GW 122/ 99; Polen, Ungarn, Deutschland und Weißrussland diskutieren über wirtschaftliche Zusammenarbeit.)

Die textbildende Potenz des Sprichwortes kann aktiviert werden, ohne dass das Sprichwort selbst verwendet wird, wie in dem Beitrag über den Schuldenberg der Ungarn. Die Anspielung entsteht zwischen der in der Überschrift gebrauchten, aus dem Ungarischen übernommenen alten Bezeichnung der Ungarn (*Madziarzy*) und dem in der ersten Zeile des Artikeltextes verwendeten Lexem *bratankowie* in seiner heute üblichen Flexionsform. Das so angedeutete Sprichwort fügt hier die Überschrift und den Haupttext zu einer Struktur Ganzheit:

41. Zadłużeni **Madziarzy**. [Textanfang:] **Nasi bratankowie** nie mogą do siebie dojść po kryzysie finansowym – z opublikowanych właśnie danych wynika, że przynajmniej co dziesiąty Węgier ma poważne kłopoty ze spłatą zobowiązań. (GW 170/11)

4.3 Bezogen auf den Inhalt des jeweiligen Artikels lassen sich unter den Modifikationen des Sprichwortes drei Verwendungen unterscheiden:

- In der Mehrzahl der Überschriften betrifft der Text die im Sprichwort genannten Nationen bzw. eine von ihnen und ihre Probleme.
- Der Text betrifft andere Nationen oder nur eine von ihnen in ihrer Beziehung zu Polen immer dann, wenn die zweite Nationalitätsbezeichnung substituiert ist.
- Nur vereinzelt betrifft der Text andere Gegebenheiten und hat mit beiden Nationen oder einer davon lediglich marginal oder indirekt zu tun.

5. Die Analyse zeigt, dass das thematisierte Sprichwort für zahlreiche formale, kontextuelle und inhaltliche Modifikationen geeignet ist und als Überschrift viele Inhalte ankündigen kann – auch solche, die mit der Sprichwort-Aussage nur bedingt zu verbinden sind. Das ist ein Indiz dafür, dass Sprichwörter in der Überschrift primär Lock- und Werbefunktion haben. Von der formalen Beschaffenheit des Sprichwortes hängt ab, wie viele Veränderungen es zulässt und dennoch Identifikation mit der Grundform erlaubt, soweit diese dem Rezipienten bekannt ist. Im Falle des untersuchten Sprichwortes kann die Identifikation dadurch erleichtert sein, dass es das einzige Sprichwort des Polnischen mit den Lexemen *Węgier* und *bratanki* ist. Die im Sprichwort erhaltene alte Pluralform *bratanki* fällt gegenüber der heute üblichen *bratankowie* auf und ist als phraseologische unikale Komponente zu betrachten. Aus den Belegen geht weiter hervor, dass alle Modifikationen in verschiedener Weise gerade diese beiden Schlüsselwörter betreffen, indem eines von ihnen erhalten bleibt und die Identifikation sichert.

Die von DOBROVOL'SKIJ (2011) aufgezählten Modifikationsarten und ihre Kombinationen ließen sich in allen gefundenen Belegen für Artikelüberschriften bestätigen, was die spezifischen titelbildenden Potenzen des Sprichwortes beweist. Auch die textbildenden Potenzen werden an wenigen Belegen deutlich, wobei als stilistisch besonders interessant diejenigen Artikel zu werten sind, deren Überschrift und Textanfang (samt Textabschluss) das Sprichwort oder seine Fragmente enthalten. Der Inhalt der einzelnen Artikel betrifft überwiegend polnisch-ungarische oder ungarische Problematik im weiteren Sinne, jedoch kaum speziell nationale. Meist geht es um aktuelle Probleme aus Kultur, Sport, Sozialpolitik, Wirtschaft, Wissenschaft. Wird die eine Nationalitätsbezeichnung substituiert, betrifft der Inhalt die dabei entstandene neue Beziehung.

Literatur und Quellen

- BURGER, Harald (1998): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. Berlin.
- CHLOSTA, Christoph / GRZYBEK, Peter (2004): Was heißt eigentlich „Bekanntheit“ von Sprichwörtern? Methodologische Bemerkungen anhand einer Fallstudie zur Bekanntheit anglo-ame-

- rikanischer Sprichwörter in Kanada und in den USA. In: FÖLDES, Csaba (Hg.): *Res humanae proverbiorum et sententiarum. Ad honorem Wolfgangi Mieder*. Tübingen, 37–58.
- DMOWSKA, Alicja (o. J.): *Podręczny słownik przysłów i powiedzeń* [Handwörterbuch der Sprichwörter und Redensarten]. Warszawa.
- DOBROVOL'SKIJ, Dmitrij O. (2011): Zur Typologie der Idiom-Modifikationen. In: FADEEVA, Galina I. / GUSEJNOVA, Innara A. / KARPENKO, Elena I. (Hg.): *Aktuelle Probleme der modernen Lexikologie und Phraseologie. Festschrift für Professor I.I. Černyševa zum 100. Geburtstag*. IPK MGLU „Rema“, Moskva, 57–88.
- GRZEGA, Joachim (2006): *Eurolinguistischer Parcours. Kernwissen zur europäischen Sprachkultur*. Frankfurt/M.
- KOPALIŃSKI, Władysław (⁴1993): *Słownik mitów i tradycji kultury* [Wörterbuch der Mythen und Kulturtraditionen]. Warszawa.
- KRZYŻANOWSKI, Julian (1970): *Nowa księga przysłów i wyrażeń przysłowiowych polskich* [Neues Buch polnischer Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten]. Bd. 2. Warszawa.
- LEWANDOWSKA, Anna / ANTOS, Gerd (2004): Sprichwörter als kulturelle Metaphern oder „Warum gebrauchen wir heute noch Sprichwörter?“ Ein kultur-kognitiver Erklärungsversuch. In: FÖLDES, Csaba (Hg.): *Res humanae proverbiorum et sententiarum. Ad honorem Wolfgangi Mieder*. Tübingen, 167–186.
- LITOVKINA, Anna T. / MIEDER, Wolfgang (2006): *Old Proverbs Never Die, They Just Diversify. A Collection of Anti-Proverbs*. Burlington, Veszprém.
- LÜGER, Heinz-Helmut (²1995): *Pressesprache*. Tübingen.
- LÜGER, Heinz-Helmut (1999): *Satzwertige Phraseologismen. Eine pragmalinguistische Untersuchung*. Wien.
- MARKIEWICZ, Henryk / ROMANOWSKI, Andrzej (2005): *Skrzydlate słowa. Wielki słownik cytatów polskich i obcych* [Geflügelte Worte. Großwörterbuch polnischer und fremder Zitate]. Kraków.
- MARKOWSKI, Andrzej (2002): *Nowy słownik poprawnej polszczyzny PWN* [Das neue Wörterbuch: richtiges und gutes Polnisch]. Warszawa.
- MASŁOWSCY, Dorota und Włodzimierz (2003): *Przysłowia polskie i obce* [Polnische und fremdsprachige Sprichwörter]. Warszawa.
- MIEDER, Wolfgang (2004): „Andere Zeiten, andere Lehren“ – Sprach- und kulturgeschichtliche Betrachtungen zum Sprichwort. In: STEYER, Kathrin (Hg.): *Wortverbindungen – mehr oder weniger fest*. Berlin / New York, 415–438.
- MIEDER, Wolfgang (2006): „Andere Zeiten, andere Lehren“. *Sprichwörter zwischen Tradition und Innovation*. Baltmannsweiler.
- NORD, Christiane (1993): *Einführung in das funktionale Übersetzen*. Tübingen.
- PAPIÓR, Jan (2010): *Aus fremden Rücken ist gut Riemen schneiden. Das deutsche parömiologische Bild Polens (Ein Versuch)*. Poznań.
- RÖHRICH, Lutz (¹⁰2010): *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. Freiburg/Br.
- SABBAN, Anette (2004): Zur Rolle der Phraseme für die Konstitution und Funktion des Textes. Ein Beitrag zum Konzept der textbildenden Potenzen. In: STEYER, Kathrin (Hg.): *Wortverbindungen – mehr oder weniger fest*. Berlin / New York, 238–261.
- SCHATTE, Czesława / KĄTNY, Andrzej (2001): Zur Erstellung eines parömiologischen Minimums für die Zwecke der Mehrsprachigkeitsdidaktik im Lichte der Eurolinguistik. In: KĄTNY, Andrzej /

- LUKAS, Katarzyna (Hg.): *Germanistik in Polen. Geschichte – Perspektiven – interdisziplinärer Dialog* (= *Danziger Beiträge zur Germanistik* 39). Frankfurt/M., 229–248.
- SZPIŁA, Grzegorz (2002): Minimum paremiologiczne języka polskiego – badania pilotażowe [Das parömiologische Minimum des Polnischen – eine Pilotstudie]. In: *Język Polski* LXXXII/1, 36–42.
- ŚWIERCZYŃSKA, Dobrosława (2001): *Przysłowia są... na wszystko* [Für alles findet man... ein Sprichwort]. Warszawa.
- WÓJCIK, Alina / ZIEBART, Horst (1997): *Słownik przysłów niemiecko-polski, polsko niemiecki* [Sprichwörterbuch deutsch-polnisch, polnisch-deutsch]. Warszawa.
- TAZBIR, Janusz (2001): *Sarmaci i świat* [Sarmaten und die Welt]. Kraków.
- UMUROVA, Gulnas (2005): *Was der Volksmund in einem Sprichwort verpackt... Moderne Aspekte des Sprichwortgebrauchs anhand von Beispielen aus dem Internet*. Bern.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Anna Ślupecka
Ruhr-Universität Bochum

Deutsch-polnische Sprachkontakte im Lichte der Onomastik: Die Straßennamen der Danziger Altstadt

German-Polish language contacts from the perspective of onomastics: The street names of the historic district of Gdańsk. – The article discusses selected issues regarding the effects of the German-Polish language contacts within the scope of onomastics. It focuses on the street names of the historic district of the city of Gdańsk, during the time of their translation from German into Polish as a part of Polonization after 1945. After the Second World War the Free City of Gdańsk was incorporated into the People's Republic of Poland. The article presents the morphological and semantic level of changes of the German street names from an onomastic perspective. On the one hand, the formal adjustments of the German street names to the Polish system of names are interesting, on the other, the typology of adaption types themselves, as well as the semantic variances which the street names pass through are to be considered.

Niemiecko-polskie kontakty językowe w świetle onomastyki: Nazwy ulic Starego Miasta w Gdańsku. – Celem artykułu jest omówienie wybranych pytań z zakresu niemiecko-polskich kontaktów językowych z perspektywy onomastycznej. Obiektem badań są nazwy ulic Starego Miasta w Gdańsku w okresie ich adaptacji z języka niemieckiego do polskiego w ramach działań polonizacyjnych po roku 1945, kiedy to dawne Wolne Miasto Gdańsk zostało włączone do Polskiej Rzeczypospolitej Ludowej. Artykuł przedstawia zachodzące zmiany między niemiecko-polskimi nazwami na płaszczyźnie morfologicznej oraz semantycznej, cechujące się z jednej strony formalną integracją nazw do polskiego systemu nazewnictwa, z drugiej natomiast zmianami semantycznymi w wyniku procesów adaptacyjnych.

1. Historischer Hintergrund und Aufgabenstellung

Danzig, eine der ältesten Städte Polens mit multikultureller Vergangenheit, war bereits seit Jahrhunderten ein Ort des Aufeinandertreffens verschiedener Sprachen und Nationalitäten. Sie wurde schon früh Heimat für Deutsche, Polen sowie Einwanderer aus zahlreichen anderen europäischen Ländern. Doch besonders die deutsch-polnischen Kontakte sind vielseitig prägend gewesen.

Bereits vor der Machtübernahme durch die Kreuzritter im Jahre 1308 war Danzig Heimat deutscher Siedler und bis ins 20. Jahrhundert hinein eine Stadt mit überwiegend deutschem Charakter. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erfolgte die Eingliederung der Freien Stadt Danzig in die Volksrepublik Polen und deren zügige Polonisierung. Mit Änderung der Amtssprache und stetiger Zunahme Polnisch sprechender Bevölkerung bestand die Notwendigkeit zur Übertragung sämtlicher, bis dahin deutscher Namen und Bezeichnungen

ins Polnische. Straßennamen (oder Hodonyme, im Weiteren jedoch SN genannt) gehören neben Namen für Stadtviertel, Vororte und beständige Punkte wie Plätze, Rondells, Gärten, Parks usw. zum städtischen Namengut (vgl. HANDKE 1995: 1477) und bilden innerhalb dieser Gruppe bereits aufgrund ihrer Anzahl im städtischen Raum eine wesentliche Größe.

Die Veränderungen im Danziger Straßennamengut sind das Ergebnis der Arbeit einer zu diesem Zweck einberufenen Gruppe,¹ deren Arbeitsergebnisse in dem im Jahre 1946 erschienenen Heft *Informator Miasta Gdańska* [„Informationsblatt der Stadt Danzig“] veröffentlicht wurden. Im Vorwort der Redaktion heißt es:

„Potrzeba publikacji, która zobrazowałaby ukształtowanie się stosunków społecznych, administracyjnych, handlowych i ogólnogospodarczych w Gdańsku, jest w chwili obecnej niepomierne palącą. [...] przemianowanie prawie wszystkich niemieckich nazw ulic na nazwy o brzmieniu polskim; nieustanne codzienne pytania dziesiątków tysięcy Polaków o ulice, o instytucje polskie, o adresy urzędów, na które przechodnie Polacy nie są w stanie dać odpowiedzi, jako że sami również dopiero niedawno do Gdańska przybyli, a tym bardziej przechodnie Niemcy, pojmujący tylko dawne nazwy ulic o brzmieniu niemieckim i tylko język niemiecki [...] stwarzają konieczność wydania publikacji o charakterze informacyjnym.“² (GRANKE 1946: 4)

Die Herausgeber ordnen den Prozess der Adaption der deutschen SN ins Polnische in den allgemeinen Prozess der administrativen und sozialen Veränderungen im Zusammenhang mit den Ereignissen jener Zeit ein. Deutlich ausgedrückt ist der Wunsch nach wiederkehrender Ordnung und Strukturen innerhalb der Stadt und der damit verbundenen Möglichkeit zur Verständigung und Orientierung.

Im Folgenden werden Ergebnisse der Untersuchung zum semantischen und strukturellen Status der deutsch-polnischen Namenpaare vor und nach ihrer Adaption sowie Beobachtungen zum eigentlichen Adaptionsprozess zusammengefasst. Im Fokus der Betrachtungen stehen 135 SN der ältesten Gebiete Danzigs: die Altstadt (*Stare Miasto*), Rechtstadt (*Glównie Miasto*), Alte Vorstadt (*Stare Przedmieście*), Speicherinsel (*Wyspa Spichrzów*), Hakelwerk (*Osiek*) und das Alte Schloss (*Zamczysko*). In Anlehnung an den ursprünglichen Klassifikationsvorschlag von HANDKE (1970) sind diese zunächst grundsätzlich in **semantisch motivierte** und **semantisch unmotiviert** SN unterteilt worden.

Ein SN ist semantisch motiviert, wenn dem Namen eine bestimmte außersprachliche Benennungsmotivation zugrunde liegt. Diese Benennungsmotivation ist eine typische Eigenschaft älterer, nicht-administrativ vergebener SN und kann auch als der ursprüngliche

¹ Es handelt sich dabei um Marian Pelczar, u.a. den ehemaligen Direktor der Danziger Bibliothek PAN. Weitere Recherchen ergaben, dass der Initiator und treibende Kraft des Vorhabens, zumindest anfänglich, Władysław Czerny, der damalige Vizepräsident der Stadt, gewesen ist.

² „Es besteht dringender Bedarf an einer Publikation, welche die Gestaltung der sozialen, administrativen, geschäftlichen und allgemeinwirtschaftlichen Beziehungen in Danzig wiedergibt. [...] die Umbenennung beinahe sämtlicher Straßennamen in solche mit polnischem Wortlaut; tägliche Anfragen vieler Tausend Polen nach Straßen, polnischen Institutionen oder Adressen der Ämter, die weder durch polnische Passanten beantwortet werden können, da diese selbst vor Kurzem nach Danzig gekommen sind, noch durch Deutsche, die ausschließlich deutsche Straßennamen kennen und die deutsche Sprache verstehen [...], tragen zur Notwendigkeit einer solchen Publikation mit informativem Charakter bei.“ (Übers.: A.S.)

Sinnbezug zwischen einer Straße als individuelles Objekt und ihrem Namen beschrieben werden. Die lexikalische Bedeutung des Wortbildungsstammes eines semantisch motivierten SN ist eng mit den damaligen, zum Benennungszeitpunkt relevanten Gegebenheiten im Zusammenhang mit jener Straße verbunden. Durch Veränderung dieser Gegebenheiten im Laufe der Zeit oder Änderungen des SN selbst kann die semantische Motiviertheit an Transparenz verlieren und teilweise oder gänzlich nicht mehr nachvollziehbar sein. Die Transparenz und Nachvollziehbarkeit des Sinnbezuges als semantischer Wert wird im Folgenden in Abgrenzung zur lexikalischen Bedeutung eines Wortes als **historische Bedeutung** bezeichnet. Die semantischen Typen richten sich nach typischen außersprachlichen Motiven zur Benennung einer Straße, etwa wie Personennamen (PN) oder Ortsnamen (ON), topographische Bezeichnungen, Bezeichnungen der Menschen oder heutzutage verstärkt der Typus der Gedenknamen, gebildet aus Namen und Bezeichnungen für herausragende Persönlichkeiten oder Ereignisse.

2. Zur Morphologie und Semantik deutscher und polnischer SN allgemein und in Danzig

Die Struktur deutscher SN besteht üblicherweise aus einem Grundwort und einem Bestimmungswort (vgl. FUCHSHUBER-WEISS 1996: 1468). In seiner Funktionsweise entspricht das Grundwort der identifizierenden Komponente eines SN (*ulica, aleja, bulwar* usw.) und dient zur Identifikation des betreffenden Objektes als eine bestimmte Straße. Heutzutage ist das häufig *-straße*, früher innerhalb geschlossener Orte *-gasse* und außerhalb geschlossener Orte *-steig* oder *-straße*. Das Bestimmungswort, ähnlich der unterscheidenden Komponente im Polnischen (z.B. *Długa, Tokarska, Heweliusza*), kann aus Eigennamen oder Appellativa gebildet werden. Morphologisch treten deutsche SN häufig als Kompositionen, etwa wie bei *Johannissgasse, Böttchergasse* oder *Brocklosengasse*, auf. Es handelt sich dabei um aus einem Grund- und Bestimmungswort zusammengesetzte SN. Darüber hinaus treten, wenn auch seltener, einfache, nicht zusammengesetzte SN (z.B. *Hakelwerk, Lastadie*) oder präpositionale Ausdrücke (z.B. *Am Sande*) auf.

Im Hinblick auf die historische Bedeutung lassen sich ähnliche Benennungsmotive wie die der polnischen SN aus jener Zeit feststellen. Hierzu zählen beispielsweise markante Punkte und Objekte in der Straße und Umgebung, Bezeichnungen der Menschen, Form und Beschaffenheit der Straße. Ein für ältere SN typisches Benennungsmotiv waren Namen herausragender Familien (vgl. FUCHSHUBER-WEISS 1996: 1470). GLASNER (2001: 293f.) verweist anhand des Kölner Straßennamenmaterials aus dem Hochmittelalter auf rund 35% aus Anthroponymen gebildete SN. Ihre Anzahl verringerte sich bis zum 16. Jahrhundert, jedoch konnte immer noch rund ein Viertel aller SN diesem Typus zugeordnet werden. Ferner beobachtete STEPHAN (1911: 19) während seiner Studien über Danziger SN folgenden Zusammenhang: „Die adjektivische Bildung ist bei Danziger Straßennamen ein charakteristisches Merkmal für Ableitung von Personennamen.“

Die adjektivische Form ist dagegen charakteristisch für eine große Zahl polnischer SN. Häufig wird die beschreibende Komponente durch Ableitung einer bestehenden Wortbildungsbasis gebildet und anschließend adjektivisiert, z.B.: *garncarz – Garncarska, warzywo – Warzywnicza* bei gleichzeitiger Ellipse der identifizierenden Komponente, etwa *ulica*.

Mit entsprechenden Wortbildungsverfahren gebildete polnische SN nehmen eine vorrangige Stellung innerhalb des städtischen Namensguts ein. Dies sind einerseits abgeleitete, andererseits zusammengesetzte Namen. Bei einer Ableitung aus Appellativa oder Nomina propria entstehen durch Affigierung von Wortbasen neue, abgeleitete Formen, so genannte Derivate (*zamek – Zamkowa, warzywo – Warzywnicza, tkacz – Tkacka*). Das Genus der beschreibenden Komponente wird an das der identifizierenden Komponente angeglichen (vgl. HANDKE 1996: 1477).

Neben Derivation können SN durch Zusammensetzung mehrerer Wörter gebildet werden: entweder durch Komposition, also ein Konstrukt aus zwei Adjektiven (z.B. *Staromiejska*), oder eine syntaktische Zusammenstellung, die aus einem Adjektiv und Substantiv (*Długi Targ*) oder einem Substantiv und Adjektiv (*Targ Rybny*) bestehen kann. Präpositionale Ausdrücke (*Za Murami, U Furty*) gehören ebenfalls zu der Gruppe der zusammengesetzten und historisch zur Schicht der ältesten SN. Heutzutage gibt es nur noch wenige dieser Art, da sie im Laufe der Zeit formal an die Konstruktion des zweigliedrigen, adjektivischen Typus angepasst wurden.

Neben abgeleiteten SN treten auch sogenannte einfache SN auf, welche nicht das Produkt eines Wortbildungsverfahrens sind. Es handelt sich dabei um adjektivische oder substantivische SN. Wird ein Wort ohne formale Veränderungen in die Kategorie der Straßennamen übertragen, so ist es ein einfacher SN, der mittels einer direkten semantischen Übertragung ohne entsprechende Wortbildungsverfahren entstanden ist (*Plebania, Doki, Chłodna*). Dagegen sind genitivische SN wie *Złotników* oder *Kotwiczników* weder ein Wortbildungsprodukt, noch gleichen sie formal einfachen SN, da sie einen anderen Kasus aufweisen. Es handelt sich hierbei oftmals um aus Personennamen oder Bezeichnungen der Menschen gebildete SN.

3. Die Adaption der SN und deren Auswirkungen auf morphologischer Ebene

Bei der Adaption der betreffenden SN in Danzig ist das jeweilige Grundwort des deutschen SN an das polnische Namenssystem angepasst und entsprechend übersetzt oder ersetzt worden. Bei allen ehemals deutschen SN mit dem Grundwort *-gasse* ist die Ersetzung durch das polnische *ulica* und anschließende Adjektivierung der beschreibenden Komponente erfolgt, beispielsweise bei *Rittergasse – Rycerska, Turmgasse – Basztowa, Theatergasse – Teatralna*. Seltener auftretende Grundwörter wie *-hof, -gang, -markt* oder *-stadt* sind entweder durch ein lexikalisches Äquivalent oder ebenfalls durch *ulica* ersetzt worden, z.B.: *Lazarettgang – Szpitalna, Pfarrhof – Plebania, St. Bartholomäi-Kirchhof – Zaułek św. Bartłomieja*. Auffallend ist die formale Wiedergabe der im Deutschen als Komposita auftretenden SN größtenteils als Derivate im Polnischen, beispielsweise *Beutlergasse – Kaletnicza, Junkergasse – Pańska, Drehergasse – Tokarska* oder *Zapfengasse – Czopowa*. Kompositionen mit einem anderen deutschen Grundwort sind häufig durch syntaktische Zusammenstellungen wiedergegeben, z.B.: *Holzmarkt – Targ Drzewny, Altstädtischer Graben – Podwale Staromiejskie, Langer Markt – Długi Targ, Kohlenmarkt – Targ Węglowy, Niedere Seigen – Rybaki Dolne*. Lediglich in einem Fall ist ein deutscher SN mit einem Kompositum wiedergegeben: *Johannissgasse – Świętojańska*. Die deutschen Präpositionalkonstruktionen sind durch gleiche Formen, Derivate oder Genitivkonstruktionen wiedergegeben: *Am Sande – Na Piaskach, Am Haustor – U Furty, Hinter Adlers Brauhaus – Browarna, Am brausenden Wasser – Wartka* und *An der Katharinenkirche*

– *Katarzynki*. Im Falle von *Hintergasse* dagegen ist mit *Za Murami* eine neue präpositionale Konstruktion entstanden.

Einfache SN treten sowohl innerhalb des deutschen als auch des polnischen Namenmaterials deutlich seltener als zusammengesetzte oder abgeleitete SN auf. Hier ist eine Tendenz zur Beibehaltung der gleichen Formen zu erkennen: *Damm I-IV* – *Grobla I-IV*, *Hakelwerk* – *Osiek*, *Lastadie* – *Lastadia*. In zwei Fällen ist ein Kompositum durch einen einfachen SN wiedergegeben: *Pfarrhof* – *Plebania* und *Tagnetergasse* – *Tandeta*.

Ebenfalls gering ist die Anzahl der polnischen Genitivkonstruktionen: *Ankerschmiedegasse* – *Kotwiczników*, *Büttelgasse* – *Pacholów*, *Große Hosennähergasse* – *Pończoszników* und *Goldschmiedegasse* – *Złotników*. Diese Form war bei älteren SN üblich und ist heute nur noch selten anzutreffen, da viele dieser SN bereits adjektiviert worden sind.

Eine weitere Tendenz zur Bildung älterer, für das 20. Jahrhundert eher untypischer Konstrukte bei SN zeigt sich bei folgenden Beispielen: Die beschreibende Komponente des SN besteht in der maskulin unbelebten Form: *Bäckergasse* – *Piekary*, *Scheibenrittergasse* – *Szklary*, *Große Gerbergasse* – *Garbary*.

4. Die Adaption der SN und deren Auswirkungen auf semantischer Ebene

Die Klassifizierung in semantisch motivierte und unmotivierte SN erlaubt bei einer Gegenüberstellung der Namenpaare zu entscheiden, ob gewissermaßen eine semantische Kontinuität vorliegt oder nicht – mit anderen Worten: ob und in welcher Weise die historische Bedeutung der SN nach der Adaption weiterhin transparent ist oder diese Transparenz nicht mehr vorhanden ist. Bei der Klärung dieser Frage ist jeweils die Rekonstruierbarkeit derselben ausschlaggebend, denn nicht nur bei einer wörtlichen Übertragung, sondern auch im Falle einer teilweisen Übertragung des deutschen SN ins Polnische oder gar Substitution kann eine Kontinuität der semantischen Motiviertheit vorliegen, welche dann zunächst nicht oder nur bedingt sichtbar ist. Es ist demnach von Interesse, inwieweit der Vorgang der Adaption Veränderungen auf semantischer Ebene der SN auslöst. Mit Sicherheit muss diese Frage vor dem Hintergrund der Diskussion zur prinzipiellen Semantizität der Eigennamen (im Weiteren EN genannt) betrachtet werden. Der Aspekt des Bedeutungsinhaltes der EN ist linguistisch wie sprachphilosophisch und auch übersetzungswissenschaftlich interessant und bringt teils recht unterschiedliche Ansichten zum semantischen Status hervor. Eine Vielzahl der Forscher³ weist dem EN als sprachlicher Einheit einen ausschließlich referierenden Status zu, der jegliche Bedeutung ausschließt. Demgegenüber wird die These von dem semantischen Wert der EN gestellt. Danach verfügen diese neben ihrer identifizierenden Funktion über einen semantischen Inhalt, welcher sich durch den Benennungsakt selbst als auch durch die ursprüngliche lexikalische Bedeutung des dem EN zugrundeliegenden Wortes und ihren Grad an Transparenz sowie mit dem EN verbundene Konnotationen definieren.

³ Einen guten Überblick über die wichtigsten Standpunkte bieten ULLMANN (1967) und BLANK (2001) sowie, aus der sprachphilosophischen Perspektive, WOLF (1993).

Das Thema Semantik der EN fügt sich an dieser Stelle ebenfalls in die Überlegungen zu ihrer Übersetzung, oder breiter gefasst, Adaption in eine andere Sprache. Unter dem Begriff ‚Adaption‘ werden im Zusammenhang mit den Danziger SN alle sichtbaren Arten der Umsetzung deutscher SN in die polnische Sprache erfasst. In Hinblick auf die Adaption der SN wird an dieser Stelle angenommen, dass „insbesondere übersetzen, also einem Code bzw. Sprachenwechsel unterziehen, kann man nur das, was einen semantischen Inhalt, eine Bedeutungsseite hat“ (KALVERKÄMPER 1996: 1018).

Nachfolgend werden Beobachtungen in Bezug auf die Arten der Adaption der relevanten Danziger SN und die Auswirkungen dieser Prozesse auf semantischer Ebene zusammengefasst. Unter diesem Gesichtspunkt lassen sich die Namenpaare zunächst grob in drei Gruppen gliedern: Erstens mittels Lehnübersetzung oder Lehnübertragung adaptierte SN mit weiterhin transparenter und nachvollziehbarer historischer Bedeutung, zweitens SN, die infolge einer semantischen Verschiebung adaptiert wurden, jedoch weiterhin in einer bestimmten Relation zu ihrem Vorgänger stehen, und drittens substituierte SN, die einen Verlust der historischen Bedeutung aufweisen oder diese durch mangelnde Transparenz erschwert nachvollziehbar ist.

4.1 Lehnübersetzungen und Lehnübertragungen

Die erste Gruppe der mittels Lehnübersetzung oder Lehnübertragung adaptierten SN ist am stärksten vertreten und weist folgende Besonderheiten auf: Auffällig ist hier die häufige Präsenz der aus topographischen Bezeichnungen gebildeten SN. Den Namen liegen bestimmte Eigenschaften oder Objekte des Terrains zugrunde, welche bis auf wenige Beispiele durch Lehnübersetzungen ins Polnische übertragen worden sind (z.B.: *Breitgasse – Szeroka, Langgasse – Długa, Hakelwerk – Osiek, Holzmarkt – Targ Drzewny, Mühlengasse – Młyńska, Postgasse – Pocztowa* oder *Schlossgasse – Zamkowa*). Wenige polnische SN sind das Ergebnis einer Lehnübertragung wie bei *Kleine Knüppelgasse – Dylinki* oder *Kleine Mühlengasse – Podmłyńska*.

Ebenfalls häufig vertreten sind in dieser Gruppe aus Personenbezeichnungen (Berufsbezeichnungen, Orden, Verbände, Gruppierungen, Organisationen, Positionen oder Titel) gebildete SN, welche durch Lehnübersetzung (z.B. *Böttchergasse – Bednarska, Ankerschmiedegasse – Kotwiczników, Junkergasse – Pańska, Rittergasse – Rycerska, Schmiedegasse – Kowalska* oder *Tischlergasse – Stolarska*) und durch Lehnübertragung als sinngemäße, jedoch nicht wörtliche Wiedergabe deutscher SN mit den Zusätzen *Große* und *Kleine* wie *Große Gerbergasse – Garbary, Kleine Gerbergasse – Podgarbary* oder *Große Wollwebergasse – Tkacka, Kleine Wollwebergasse – Wehniarska* und *Kleine Krämergasse – Podkramarska* sowie *Große Hosennähergasse – Pończoszniców* ins Polnische adaptiert wurden. Wenige SN sind auf Bezeichnungen für Flora und Fauna zurückzuführen und mittels Lehnübersetzung adaptiert: *Hopfungasse – Chmielna, Katergasse – Kocurki, Kuhgasse – Krowia, Neunaugengasse – Minogi, Ziegenasse – Kozia*, sowie auf abstrakte Eigenschaften der jeweiligen Straße zurückführbare Bezeichnungen: *Paradiesgasse – Rajska, Rosengasse – Różana* und *Samtgasse – Aksamitna*. Schließlich sind hier noch aus Personen- und Ortsnamen gebildete SN vertreten: *Heilig-Geistgasse – Św. Duchy, Johannissgasse – Świętojańska, St. Elisabeth-Kirchengasse – Elżbietańska, St. Trinitatis-Kirchengasse – Św. Trójcy* und *Thornsche Gasse – Toruńska*.

4.2 Semantische Verschiebung

In der zweiten Gruppe der mittels einer semantischen Verschiebung adaptierten SN sind Namenpaare erfasst, deren lexikalische Bedeutung der jeweils deutschen und polnischen Wortbildungsbasis der beschreibenden Komponente unterschiedlich ist. Diese SN sind nicht mittels einer Lehnübersetzung oder Lehnübertragung ins Polnische adaptiert, es besteht jedoch ein semantischer Zusammenhang zwischen beiden SN, der mit Hilfe der historischen Bedeutung als Referenzpunkt bestimmt werden kann. BELCHNEROWSKA (1988) und GACZYŃSKA-PIWOWARSKA (2005) nehmen Bezug auf ähnliche Erscheinungen und verweisen auf SN, die semantisch durch den jeweiligen Vorgänger suggeriert sind. Diese Erscheinung bezeichnen sie als semantische Transposition. Die Untersuchung der relevanten Danziger Namenpaare zeigt weiterhin, dass der semantische Zusammenhang auf der jeweils ursprünglichen Benennungsmotivation beruht. Demnach ist semantischer Zusammenhang gegeben, wenn beide Bedeutungen Teile des gleichen semantischen Rahmens sind, der durch den Benennungsakt und das Wissen um die jeweilige Straße entsteht. Oftmals ist ein solcher Zusammenhang mühelos erkennbar, in manchen Fällen ist dagegen eine Auseinandersetzung mit der Genese eines SN erforderlich. So ist bei dem Namenpaar *Groß Ölmühlengasse – Olejarna* der historische Hintergrund als Ort der Ölherstellung überschaubar und der semantische Rahmen kann als „Ölherstellung“ bezeichnet werden. Bei *Nonnenhof – Brygidki* dagegen ist zunächst zu klären, dass jene Straße an der ehemaligen *Brigittinnenkirche*, heute *Św. Brygidy*, gelegen ist.

Gestalttheoretisch werden semantische Rahmen als *Frames* bezeichnet. Frames können als semantische Rahmen verstanden werden, in denen semantische Konzepte gebündelt sind. Die semantischen Unterschiede zwischen dem ursprünglichen und adaptierten SN können demnach auf konzeptuelle Differenzen bei der Versprachlichung eines Objektes zurückgeführt werden.

RUTKOWSKI (2005) wies bereits auf die Rolle der Metonymie in Benennungsprozessen hin. Danach sind innerhalb der onymischen Klassen differenzierte metonymische Modelle hinter der Benennung von Personen und Objekten zu beobachten. Bei der Betrachtung der semantischen Verschiebung bei den Danziger SN kommt metonymischen Prozessen ebenfalls eine bedeutende Rolle zu. BLANK (2001) versteht den metonymischen Prozess gestalttheoretisch als Figur-Grund-Effekt, bei dem jeweils ein Konzept vor dem Hintergrund hervorgehoben (fokussiert) wird. Die verschiedenen Kontiguitätsrelationen können mit „Konzeptmetonymien“ (BLANK 2001: 80) zum Ausdruck gebracht werden, da sie die typischen Beziehungen darstellen, z.B.: Handelnder – Gegenstand der Handlung, Ganzes – Teil, Produzent – Produkt, Ursache – Wirkung. Da solche sprachlichen Operationen zu einer Verschiebung des semantischen Fokus führen, wird an dieser Stelle für die Adaptionsart der Danziger SN in der zweiten Gruppe der Terminus **semantische Verschiebung** gewählt.

Ähnliche Mechanismen lassen sich auch bei den Namenpaaren beobachten. Deren Quell- und Zielkonzepte stehen, bedingt durch semantische Verschiebung, jeweils in einer Kontiguitätsrelation zueinander. Auffällig sind dabei die Relationen Produkt – Produzent oder Gegenstand der Handlung – Handelnder, welche auch eine Verschiebung des semantischen Typus der SN bewirken: *Schüsseldamm – Łagiewniki*, *Seifengasse – Mydlarska*, *Zwirngasse – Przędzalnicza*, *Hohe Seigen / Niedere Seigen – Rybaki Górne / Rybaki Dolne*, *Kohlengasse*

– *Węglarska* oder *Portechaisengasse* – *Lektykarska*. Analog dazu erfolgt eine Verschiebung des semantischen Typus der SN in die Gruppe der aus Berufsbezeichnungen gebildeten SN: Hier ist eine deutliche Tendenz zur Angleichung an die bereits innerhalb der ersten Gruppe besprochenen SN zu beobachten. Des Weiteren bestehende Relationen innerhalb der adaptierten SN in dieser Gruppe sind Teil – Ganzes, z.B.: *Pfefferstadt* – *Korzenna*, *Milchkannengasse* – *Stagiewna*, *Petersiliengasse* – *Warzywna* oder *Pferdetränke* – *Wodopój*. In einem Fall besteht die umgekehrte Relation Ganzes – Teil: *Hundegasse* – *Ogarna*.

4.3 Substitutionen

In der dritten Gruppe sind substituierte SN mit anschließendem Verlust des Bedeutungsbezuges vertreten oder solche SN, deren historische Bedeutung nach dieser Art der Adaption nicht eindeutig zu erkennen ist. Die Grenzen zwischen der semantischen Verschiebung und Substitution können mitunter fließend sein und die semantischen Veränderungen unterschiedlich graduierbar. Deshalb finden sich hier auch Namenpaare, die nicht eindeutig einem Adaptionstyp zugeordnet werden können bzw. dieser nicht lediglich als Substitution einzuordnen ist. Trotz dieser Vorbehalte können hier bestimmte Tendenzen aufgezeigt werden. Der Verlust jeglichen Bedeutungsbezuges infolge der Adaption ist eher selten zu beobachten. Die Ersetzung eines deutschen SN erfolgte meist nur in bestimmten Fällen, andererseits scheinen die Substitute nicht willkürlich gewählt, sondern ebenfalls in einer Weise durch den Vorgänger suggeriert, auch wenn der semantische Bezug hier geringer ist als bei den Namenpaaren der zweiten Gruppe. Auffällig ist die Ersetzung aller ehemals aus deutschen PN gebildeten SN und solchen, die aus Bezeichnungen für Objekte, welche zum Zeitpunkt der Adaption nicht mehr existierten, gebildet worden sind. Die *Bertholdsche Gasse* (benannt nach dem Hypothekengläubiger Berthold) wurde in *Mieszkańska*, die *Baumgartsche Gasse* (benannt nach einem gewissen Baumgart, Hausbesitzer in dieser Straße) in *Heweliusza* und die *Matzkausche Gasse* (ebenfalls nach einem Hausbesitzer benannt) in *Ławnicza* umbenannt. Bei *Baumgartsche Gasse* – *Heweliusza* ist der polnische PN als neue Wortbildungsbasis nicht wahllos gewählt, lebte und arbeitete der Astronom Jan Heweliusz bekanntermaßen doch genau in dieser Gegend. Mit anderen Worten, hier ist ein neuer Bedeutungsbezug zur direkten Umgebung der Straße entstanden. Ebenso verhält es sich bei *Matzkausche Gasse* – *Ławnicza*. Die Geschworenen oder Beisitzer (poln. *ławnik*) haben früher in der Nähe dieser Straße gearbeitet. Auch hier ist ein neuer Bedeutungsbezug entstanden, der zwar nicht im ursprünglichen SN enthalten ist, sich jedoch aus dem außersprachlichen Wissen um diese Straße als Objekt, dem konnotativen Wert erschließt. Daher kann an dieser Stelle von einer Neusemantisierung des SN gesprochen werden.

Darüber hinaus gibt es auf der Speicherinsel eine Gruppe von Straßen, die nach den dort ehemals gebauten Speichern zur Lagerung von Getreidesorten benannt wurden: *Kiebitzgasse*, *Maussegasse*, *Adebergasse*, *Münchengasse*. Diese Speicher sind während des Zweiten Weltkrieges zerstört worden. Die deutschen SN sind jeweils ersetzt durch: *Jaglana*, *Owsiana*, *Pszenna* und *Żytnia*. Diese SN sind aus Bezeichnungen für damals typische Handelswaren in den Speichern gebildet.

Ein weiteres Beispiel für semantische Kontinuität trotz Substitution lässt sich anschaulich anhand des Namenpaares *Ketterhagerstrasse* – *Zbytki* darstellen. STEPHAN (1911: 57f.) sowie

CARSTENN (1922: 81) gehen davon aus, dass diese Straße früher eine so genannte *Bordellgasse* gewesen ist, worauf sowohl die Quellen als auch der Name selbst hindeuten. Das Wort *ketzer* oder *ketter* bedeutete neben ‚Häretiker‘ auch einen lasterhaften Menschen. Historische Quellen belegen hier „Localitäten zur Befriedigung der Sinneslust“ (CARSTENN 1922: 81). *Zbytki* bedeutet dagegen im Polnischen ‚Streiche, Unfug‘, früher bedeutete *zbytkować* auch ‚übertreiben, verschwenderisch leben‘ (KRASIŃSKI 1885: 169). Die historische Bedeutung des Wortes *zbytkować* ist demnach auch negativ behaftet und bietet Parallelen zum früheren Bild eines Häretikers als eines lasterhaften Menschen. Insofern handelt es sich hier um gleichen Bedeutungsbezug trotz Ersetzung der für den polnischen Sprecher eher unverständlicher und undurchschaubarer Wortbildungsbasis.

Der Verlust des Bedeutungsbezuges kann auch durch Veränderung oder Verengung der lexikalischen Bedeutung der Wortbildungsbasis eines SN zustande kommen; so z.B. wie es bei *Professorgasse – Profesorska* der Fall ist. Als *Professen* oder *Professoren* wurden früher Geistliche bezeichnet, welche ein Gelübde, auch *Profes* genannt, ablegten. Auch im Polnischen wurden so Geistliche, Lehrende bezeichnet. Heute bezieht sich das Wort *Professor* bzw. *profesor* nur auf die wissenschaftlich lehrende Tätigkeit ohne Bezug zum Glauben.

Namenpaare wie *Köcksche Gasse – Refektarska* und *Spendhausche Neugasse – Stare Domki* sind wohl die wenigen Beispiele für eine Substitution des SN ohne semantische Kontinuität. Bei *Köcksche* handelt es sich wahrscheinlich um eine entstellte Form von *ketisch* oder *kätschl ketsch* (‚breiartig, weich, schmierig‘) und *katschkern* (‚durch dünnen Kot gehen‘) (vgl. STEPHAN 1911: 58). Der motivierende Bezug zur schlechten Beschaffenheit der Straße ist bei *Refektarska* nicht mehr zu finden; ebenso ist bei *Spendhausche Neugasse – Stare Domki* der Bezug zum ehemaligen Armen- und Waisenhaus nicht gegeben.

5. Schlussbemerkungen

Insgesamt ist ein großer Teil der SN durch Lehnübersetzungen und Lehnübertragungen wiedergegeben. Auf diese Weise sind hauptsächlich aus Bezeichnungen für Menschen und aus topografischen Bezeichnungen gebildete SN adaptiert, also jener semantischer Typen, welche auch häufig bei älteren polnischen SN vertreten sind. Mittels semantischer Verschiebung adaptierte SN weisen trotz unterschiedlicher lexikalischer Wortbildungsbasis einen engen semantischen Bezug zu ihrem Vorgänger auf, wobei diese Verschiebungen auf bestimmten kognitiven und sprachlichen Mechanismen beruhen. Auch substituierte SN weisen einen lockeren semantischen Bezug zum Vorgänger auf. Dieser erschließt sich aus dem außersprachlichen Wissen um die jeweilige Straße und nicht oder nicht nur aus dem deutschen SN. Die Grenzen zwischen semantischer Verschiebung und Substitution sind nicht in allen Fällen scharf gezeichnet. Bemerkenswert ist die vollständige Verschönerung der SN von für diese Zeit ideologisch beeinflussten Namensänderungen, welche im Zuge der Adaption hätten durchgeführt werden können. Die Ergebnisse der Adaption zeigen vielmehr eine Tendenz zur Orientierung an älteren polnischen Namenmodellen durch sprachliche Stilisierung und Hervorhebung polnischer Motive. Diese Tendenz erscheint verständlich im Zusammenhang mit dem auch schon im Vorwort des Informationsblattes der Stadt Danzig geäußerten Bestreben nach Schaffung neuer, polnischer Strukturen.

Literatur

- ANSTATT, Tanja (2009): Typen semantischer Relationen. In: BERGER, Tilman / GUTSCHMIDT, Karl / KEMPGEN, Sebastian / KOSTA, Peter (Hg.): *Die slavischen Sprachen. Ein internationales Handbuch zu ihrer Geschichte, ihrer Struktur und ihrer Erforschung*. Berlin, 906–916.
- BELCHNEROWSKA, Aleksandra (1988): *Toponimia miasta Szczecina* [Toponymie der Stadt Szczecin/Stettin]. Szczecin.
- BLANK, Andreas (2001): *Einführung in die lexikalische Semantik*. Tübingen.
- CARSTENN, Edward (1922): *Was die Danziger Straßennamen erzählen*. Danzig.
- FUCHSHUBER-WEISS, Elisabeth (1996): Straßennamen: deutsch. In: EICHLER, Ernst (Hg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Berlin, 1468–1475.
- GACZYŃSKA-PIWOWARSKA, Hanna (2005): Nazwy ulic dolnośląskich miast dawniej i dziś (na przykładzie Jeleniej Góry i Jawora) [Straßennamen niederschlesischer Städte früher und heute (am Beispiel von Jelenia Góra und Jawor)]. In: *Nazewnictwo na pograniczach* [Namengut in Grenzgebieten]. Szczecin, 277–289.
- GLASNER, Peter (2001): Vom Ortsgedächtnis zum Gedächtnisort: Straßennamen zwischen Mittelalter und Neuzeit. In: EICHHOFF, Jürgen / SEIBICKE, Wilfried / WOLFFSOHN, Michael (Hg.): *Name und Gesellschaft. Soziale und historische Aspekte der Namensgebung und Namenentwicklung*. Mannheim, 282–302.
- GLÄSER, Rosemarie (1976): Zur Übersetzbarkeit von Eigennamen. In: DEBUS, Friedhelm / SEIBICKE, Wilfried (Hg.): *Reader zur Namenkunde I (= Germanistische Linguistik 98–100)*. Hildesheim / Zürich / New York, 67–78.
- GRANKE, Maksymilian (1946): *Informator miasta Gdańska* [Informationsblatt der Stadt Danzig]. Gdańsk.
- GUTSCHMIDT, Karl (1980): Bemerkungen zur Wiedergabe von Eigennamen beim Übersetzen. In: SCHULTHEIS, Johannes / WALTHER, Hans (Hg.): *Namenkundliche Informationen, Beiheft 2: Studia Onomastica I*. Leipzig, 47–54.
- HANDKE, Kwiryna (1996): Straßennamen: slavisches. In: EICHLER, Ernst (Hg.): *Namenforschung. Ein Internationales Handbuch der Onomastik*. Bd. 1. Berlin, 1476–1481.
- HANDKE, Kwiryna (2005): Nazewnictwo miejskie [Städtische Toponymie]. In: *Polskie nazwy własne. Encyklopedia* [Polnische Eigennamen. Enzyklopädie]. Kraków.
- HANDKE, Kwiryna (1992): *Polskie nazewnictwo miejskie* [Städtische Toponymie Polens]. Warszawa.
- KALVERKÄMPER, Hartwig (1996): Namen im Sprach Austausch: Namenübersetzung. In: EICHLER, Ernst (Hg.): *Namenforschung. Ein Internationales Handbuch der Onomastik*. Bd. 1. Berlin, 1018–1025.
- KRASIŃSKI, Stanisław (1885): *Słownik synonimów polskich* [Wörterbuch der polnischen Synonyme]. Kraków.
- LEYS, Odo (1979): Was ist ein Eigenname? Ein pragmatisch orientierter Standpunkt. In: DEBUS, Friedhelm / SEIBICKE, Wilfried (Hg.): *Reader zur Namenkunde I (= Germanistische Linguistik 98–100)*. Hildesheim / Zürich / New York, 143–165.
- RUTKOWSKI, Mariusz (2008): Modele onimiczne w procesie onimizacji [Onymische Modelle im Onymisierungsprozess]. In: *Acta Onomastica* 49, 299–307.

STEPHAN, Walther (1911): *Die Strassenamen Danzigs*. Danzig.

ULLMANN, Stephen (1967): *Grundzüge der Semantik*. Berlin.

WOLF, Ursula (1993): *Eigennamen: Dokumentation einer Kontroverse*. Frankfurt/M.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Andrzej S. Feret
Universität Rzeszów

Zu Lehnbildungen mit der deutschen Basis in der polnischen Pressesprache von Rzeszów um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts

On loan translations of German origin in the Polish-language press in Rzeszów at the turn of the 20th century. – The aim of this paper is to study and describe the influence of German on the Polish language at the turn of the 20th century. Its research body is the press published in the period 1890–1910 in Rzeszów, the former free royal city in the Kingdom of Galicia and Lodomeria. This is the time (since 1873) in which Galicia as a part of Austria-Hungary enjoys complete autonomy under Polish leadership. The influence of German is no longer as strong as in the pre-autonomous period, but it is still there. It comes over in the form of foreign words, borrowings and more or less successful loan translations, which, although constructed of native lexemes of Polish, show their German origin clearly. The paper tries to show how much of the German vocabulary there was in the Polish of the time, and the way it was assimilated as well.

Kalki i repliki niemieckiego pochodzenia w języku polskim w prasie rzeszowskiej na przełomie XIX i XX wieku. – Celem niniejszego artykułu jest zbadanie i opis wpływu języka niemieckiego na język polski na przełomie XIX i XX wieku. Materiał badawczy stanowi prasa wydawana w latach 1890–1910 w Rzeszowie – dawnym wolnym królewskim mieście w Królestwie Galicji i Lodomerii. Jest to czas, w którym Galicja (od 1873 roku) cieszy się pełną autonomią w ramach monarchii austro-węgierskiej, pozostając pod polskim przywództwem. Wpływy niemieckie nie są już tak silne jak w okresie przedautonomicznym, jednak są nadal obecne, m.in. w postaci wyrazów obcych, pożyczek leksykalnych oraz mniej lub bardziej udanych kalk i replik. Te ostatnie, choć zbudowane z rodzimych leksemów polskich, ujawniają wyraźnie swoje niemieckie pochodzenie. W artykule starano się pokazać, jak wiele słownictwa niemieckiego funkcjonowało w ówczesnym języku polskim oraz w jaki sposób ulegało ono asymilacji.

Das Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, den Einfluss des Deutschen auf die polnische Sprache um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts zu schildern, der sich in Form von Lehnbildungen mit der deutschen Basis manifestiert hat. Das Untersuchungskorpus bildet die Presse, die in der Zeitspanne zwischen 1890 und 1910 in Rzeszów, der damaligen freien königlichen Stadt im Königreich Galizien und Lodomerien, herausgegeben worden ist.

Es handelt sich um die Zeit, in der sich Galizien im Rahmen der österreichisch-ungarischen Monarchie seit 1873 unter polnischer Führung der vollständigen Autonomie erfreut. Der Einfluss des Deutschen lässt gegenüber der vorautonomischen Zeit des aufgeklärten Absolutismus deutlich nach. Bereits 1866 wird Polnisch zur offiziellen Amtssprache erhoben, ab 1869 ist sein Gebrauch in offiziellen Angelegenheiten verpflichtend. Das Schulwesen wird

insoweit polonisiert, als neben dem Deutschunterricht auch das Polnische unterrichtet wird. Das Deutsche wird im öffentlichen Dienst in einem Mindestmaß gebraucht, wobei lediglich das Militär und die Staatsbahnen bei der deutschen Dienstsprache bleiben. Insgesamt konnte man dann in Galizien recht gut leben, ohne die deutsche Sprache zu beherrschen (vgl. URBAŃCZYK 1987: 247f.).

In der k. k. Kreisstadt Rzeszów, in der genannten Zeit bis zu 24 Tausend Einwohner,¹ scheint man im Gebrauch des Polnischen rigoröser zu sein als in der kosmopolitischen Hauptstadt Galiziens Lwów / Lemberg (vgl. NOWOWIEJSKI 1996: 178ff.). Davon möge das folgende Zitat zeugen:

„C. k. Prokuratorya państwa uprawia niczem niewy tłumaczony kult germanizatorstwa! Dla ułatwienia c. k. prokuratorowi państwa wpisał drukarz, u którego nasz tygodnik się drukuje, do zeszytu [...]. P. Prokuratorowi nie pozostało nic więcej do zrobienia, jak ją podpisać. [...] zamiast samego podpisu umieszczono dosłownie: ‚Eingelangt am 5. November 1905, um 10 Uhr 30. M. Vor Mittag.‘ – podpis nieczytelny. Bez komentarzy!“² (TR 4/12.11.1905: 3)³

Das Deutsche ist aber im galizischen Alltag mehr oder weniger explizit vorhanden. Man vergleiche die Zitate unten:

„Pan hrabia jest niepospolitym talentem poetyckim. Her Graf ist ein verkapptes Genie.“⁴ (TR 3/5.10.1905: 2)

„Przed paru miesiącami [...] grzywny za niebacznie wypowiedziane w toku rozmowy słowo niemieckie przyniosły sporo grosza. Wszak u nas germanizmy są na porządku dziennym. [...] z tych grzywien kilkucentowych, składałyby się czasem wielkie sumy z których gmachy stawiać by można.“⁵ (GR 2/19.10.1899: 3)

Genauso wie es in der gesprochenen Sprache der Fall ist, macht sich der Einfluss des Deutschen auch in der Presse bemerkbar (vgl. WALCZAK 2001: 537 ff., CZYŻEWSKA 2003: 849 ff.). Er kommt in Form von Fremdwörtern, Entlehnungen und Lehnwörtern⁶ auf, die nicht alle

¹ Der Kreis Rzeszow hat im Jahre 1990 987 km² Fläche und 134.322 Einwohner (vgl. EBERHARDT 2003:92 f.).

² [Die k. k. Staatsanwaltschaft treibt einen unerklärlichen Germanisierungskult! Zur Erleichterung der k. k. Staatsanwaltschaft hat der Drucker, bei dem unser Magazin gedruckt wird, eingetragen [...]. Der k. k. Staatsanwaltschaft blieb nichts Anderes mehr zu tun, als es zu unterzeichnen. [...] Anstelle der Unterschrift stand buchstäblich: ‚Eingelangt am 5. November 1905 um 10 Uhr 30 M. Vor Mittag.‘ Unterschrift unleserlich. Ohne Kommentar!]

³ In sämtlichen Zitaten und Belegen stammen die Auslassungen und der Sperrdruck von A.S.F., die Rechtschreibung und Interpunktion sind dagegen originalgetreu angeführt.

⁴ [Herr Graf ist ein ungewöhnliches Talent für Poesie.]

⁵ [Vor ein paar Monaten [...] haben Geldstrafen für ein im Laufe des Gesprächs achtlos ausgesprochenes deutsches Wort eine Menge Geld gebracht. In der Tat stehen Germanismen bei uns auf der Tagesordnung. [...] diese Ein-Paar-Cent-Bußen würden zusammen manchmal große Summen erbringen, von denen ganze Gebäude erbaut werden könnten.]

⁶ Zur Terminologie und Klassifizierung des Lehnguts vgl. CIENKOWSKI (1964: 417 ff.) sowie KARSZNIEWICZ-MAZUR (1994: 223 ff.).

gleichermaßen ins Polnische übertragen werden, und schließlich von mehr oder weniger gelungenen Lehnprägungen⁷ und -bildungen,⁸ die zwar aus einheimischen Lexemen des Polnischen konstruiert sind, doch ihren deutschen Ursprung erkennen lassen. Im Folgenden wird versucht zu zeigen, welchen Anteil die letztgenannte Lehngutart im damaligen Polnisch ausmacht und auf welche Art und Weise es assimiliert wird.

Am untersuchten Material haben die verdeckten Übersetzungen den größten Anteil von 90%. Im Einzelnen sieht es folgendermaßen aus:

„Wykaz stanu zwierząt pożytkowych, znajdujących się w tamtejszej gminie (obszarze dworskim)”⁹ (DR, 5/1.3.1910: 2)

Der Ausdruck *zwierzęta pożytkowe* stellt eine direkte Übersetzung der deutschen Vorlage *Nutztiere* dar. Im modernen Polnisch ist es nicht mehr gebräuchlich und wird durch *zwierzęta użytkowe* ersetzt.

„Wzywam zatem Naczelnika gminy, aby wraz z pisarzem gminnym wszystkie listy pospolitego ruszenia zapomocą przyległego wyciągu cyfrowego tamtejszej ewidencji wojskowej i innych legitymacyj [...]”¹⁰ (DR, 8/16.4.1910: 2)

Das Wort *przyległy* geht offensichtlich auf den deutschen Amtsausdruck *beiliegend* zurück, der gegenwärtig als *załączony* wiedergegeben wird. Im Beleg oben lässt sich auch ein weiterer Einfluss des Deutschen finden, weil das Wort *zapomocą*, das hier zusammen geschrieben ist, eine Übersetzung von *mithilfe* darstellt, wobei von seinem deutschen Ursprung auch die Schreibweise zusätzlich zu zeugen scheint. Nach den Regeln der modernen polnischen Rechtschreibung wird es als eine Präpositionalphrase betrachtet und konsequenterweise getrennt geschrieben.

„Dyrekcja zarządu może [...] udzielać wedle uznania ulgi gościom kąpielowym, mieszkającym w ubikacjach stojących pod zarządem Dyrekcji [...]”¹¹ (DR, 4/16.2.1910: 2)

⁷ Lehnprägungen entstehen, wenn die Lücke im Wortgut durch einheimische Sprachmittel ohne fremde Lexeme gefüllt wird, wobei nach dem Vorbild der ausländischen Wörter übersetzt wird (vgl. KUCZEK 2009: 31f.).

⁸ Lehnbildung ist eine Art Lehnprägung. Dazu gehören in dem uns hier interessierenden Bereich Lehnformungen, die formale Ähnlichkeiten mit der fremden Vorlage aufzeigen. Sie entstehen infolge dauerhaften Nebeneinanderlebens zweier Sprachgemeinschaften und dringen in die Struktur einer Sprache tiefer als lexikalische Entlehnungen ein (vgl. LIPCZUK 2001: 1ff.). Eine Untergruppe von Lehnformungen stellen Lehnübersetzungen dar, die als Glied-für-Glied-Übersetzungen bezeichnet werden (vgl. DŁUGOSZ-KURCZABOWA 2006: 45). Diese werden weiter in Lehnwendungen und Lehnwortbildungen eingeteilt.

⁹ [Die Liste der in der örtlichen Gemeinde (in einem Grundbesitz) befindlichen Nutztiere.]

¹⁰ [Ich fordere daher den Gemeindevorsteher dazu auf, zusammen mit dem Gemeindevorsteher alle Listen des Landsturms mithilfe des beigefügten Ziffernauszugs aus der Stammrolle und anderer Ausweise [...]].

¹¹ [Die Vorstandsleitung kann nach eigenem Ermessen eine Kostenermäßigung den Badegästen in den Unterkünften gewähren, die unter der Verwaltung der Direktion stehen.]

Der Ausdruck *stojący pod zarządem* lässt sich ausweisen als unter dem direkten Einfluss des deutschen *unter Verwaltung stehen* entstanden. Darüber hinaus enthält der obige Beleg auch das Lehnwort *ubikacya*, das dabei in der heute veralteten Bedeutung von *Unterkunft* verwendet wird, die die Vorlage in der österreichischen Variante des Deutschen hatte (vgl. EBNER 2009: 460).

„Sprawdzenie idetyczności zmarłego“ (DR, 5/1.3.1910: 3)

Der angeführte Beleg enthält ein Wort, das den deutschen Ursprung deutlich erkennen lässt: Es handelt sich offensichtlich um *Überprüfung der Identität des Verstorbenen*. Im modernen Polnisch wird an dieser Stelle ein anderer Ausdruck verwendet: *tożsamość*, das seinerseits auch eine Lehnbildung ist.¹²

Aus dem Obigen könnte man den Schluss ziehen, die Lehnbildungen deutscher Herkunft wären im damaligen galizischen Polnisch eine Besonderheit der behördlichen Presse gewesen, weil alle bis dahin angeführten Belege dem Verordnungsblatt des k. k. Bezirkshauptmannschaftsrates und des k. k. Bezirksschulrates in Rzeszów¹³ entnommen sind. Dass dies aber eine voreilige Schlussfolgerung wäre, mögen die Belege unten beweisen, die aus anderen im damaligen Rzeszów veröffentlichten Zeitschriften und aus unterschiedlichen Lebensbereichen stammen.

In *Głos Rzeszowski*,¹⁴ einer Wochenzeitschrift, findet man Folgendes:

„[...] najlepsze ze wszystkich mydeł toaletowych; udelikatnia cerę; usuwa piegi, liszaje i wszelkie wyrzuty skórne.“¹⁵ (GŁR, 1/1.1.1899: 4)

Im Falle des mit Sperrdruck markierten Ausdrucks im obigen Beleg lässt der Kontext erkennen, dass es sich hier um *Hautausschläge* handelt. Dabei sei festgestellt, dass man hier durch einheimische Sprachmittel versucht hat, die Lücke im Wortgut ohne fremde Lexeme zu füllen: Als Ersatzmittel für die fremde Einheit wurde die Bezeichnung nach dem Vorbild des fremdsprachigen Wortes übersetzt (= Lehnübersetzung). Der Ausdruck selbst bleibt bis heute im Gebrauch.

„Stare żelazo lane do przetapiania kupuje po najwyższych cenach fabryka maszyn w Rzeszowie ulica Sobieskiego.“¹⁶ (GŁR, 2/8.1.1899: 4)

¹² Auch nach der analysierten Zeitperiode wurde der Ausdruck in der polnischen Amtssprache gebraucht, z.B. *Za pomocą daktyloskopii sprawdza się często idetyczność osoby* (vgl. JAKUBIEC 1920: 7).

¹³ *Dziennik Rozporządzeń c. k. Starostwa i c. k. Rady szkolnej okręgowej w Rzeszowie*, herausgegeben von C. k. Starostwo w Rzeszowie, verantwortlicher Redakteur: Antoni Czuhajowski, gedruckt von der Druckerei J.A. Pelar.

¹⁴ Herausgegeben von Edward Arvay, verantwortliche Redakteure: Ludwik Holzer und Leon Różycki, gedruckt von der Druckerei J.A. Pelar.

¹⁵ [...] [die beste aller Feinseifen; macht die Haut geschmeidig, entfernt Sommersprossen, Flechten und jegliche Hautausschläge]

¹⁶ [Altes Gusseisen zum Umschmelzen kauft zu höchsten Preisen die Maschinenfabrik in Rzeszów, Sobieski-Straße.]

Im Beleg oben befindet sich ein Ausdruck, der vom Standpunkt des modernen Polnischgebrauchs nicht bzw. falsch verstanden werden kann: *żelazo lane*. Dabei handelt es sich offensichtlich um die direkte Übersetzung der deutschen Vorlage *Gusseisen*, wobei dafür heute ein anderes Äquivalent gewählt wird: *żeliwo*.¹⁷

Es kommt auch vor, dass in ein und demselben Text ein Wort mit nicht indigener Basis bzw. eine Lehnübersetzung und ein entsprechendes polnisches Pendant nebeneinander vorkommen:

„Na żądanie Mojżesza Geschwinda, odbędzie się dnia 20 marca 1901 o godz. 10 przed południem w sądzie niżej wymienionym, licytacja realności Nr. D. 475 l. oz. 10 przy ulicy Krakowskiej w Rzeszowie [...]. Nieruchomość powyższa wystawiona na licytację jest ocenioną na 58.226 koron [...].“¹⁸ (GŁR, 8/24.2.1901: 4)

Das Wort *realność* wird dabei in der Bedeutung verwendet, die das Wort *Realität* in der österreichischen Variante der Juristensprache hat: *Immobilie*. Parallel dazu existiert im damaligen galizischen Polnisch das einheimische Wort *nieruchomość*, das eine Lehnübersetzung aus dem Lateinischen ist (vgl. KOPALIŃSKI 2007: 467).

In derselben Zeitschrift findet man auch ein Buchhandlungsangebot, in dem der Titel eines Buches ins Polnische direkt übersetzt wurde, wobei die Übersetzung heute nicht mehr merkwürdig vorkommt:

„Weinzierl dr Teodor v. O zestawianiu i uprawie mieszanek traw.“¹⁹ (GŁR, 3/15.1.1899: 4)

Das Wort *zestawianie* geht auf das deutsche *Zusammenstellung* zurück; man könnte sich zwar auch andere Entsprechungen einfallen lassen, doch die Übersetzung sollte diesmal als gelungen eingestuft werden.

In *Gazeta Rzeszowska*²⁰ findet man u.a. folgende Belege:

„H. Wierzycki w Rzeszowie ulica Kościuszki poleca swój bogato zaopatrzony Handel towarów drobiazgowych, galanteryjnych i papierowych tudzież wszelkich przyborów do robót ręcznych, maszynowych i haftu.“²¹ (GR, 4/5.11.1899: 4)

¹⁷ In der Erstauflage des Wörterbuchs von KARŁOWICZ / KRYŃSKI / NIEDŹWIEDZKI (1900–1917) (im Vorliegenden zit. als 1952²) ist das Wort noch nicht verzeichnet (vgl. KARŁOWICZ / KRYŃSKI / NIEDŹWIEDZKI 1952: 706, Bd. 8).

¹⁸ [Auf Antrag von Mojżesz (Moses) Geschwind findet am 20. März 1901 um 10 Uhr Vormittag im unten genannten Gericht die Versteigerung der Realität Nr. D. 475 l. 10 in der Krakowska-Straße in Rzeszów statt [...]. Das oben zur Versteigerung angebotene Anwesen wird auf 58.226 Kronen geschätzt.]

¹⁹ [Weinzierl, Theodor Ritter von (1898): *Über die Zusammenstellung und den Anbau der Grassamen-Mischungen.*] Wien: Wilhelm Frick.

²⁰ Herausgegeben von Zygmunt Jaśkiewicz, verantwortlicher Redakteur und Mitherausgeber: Eugeniusz Łucyan Pietrzycki, gedruckt von der Druckerei J.A. Pelar.

²¹ [H. Wierzycki in Rzeszów, Kościuszko-Straße, empfiehlt seine reich belieferte Handlung von Klein-, Galanterie- und Papierwaren sowie jeglichen Utensilien zur Hand-, Nähmaschinen- und Stickarbeit.]

Die polnische Nominalphrase *towary drobiazgowe* geht auf das deutsche Kompositum *Kleinwaren* zurück. Die Bedeutung bleibt beibehalten, es liegt eine formabhängige Lehnübersetzung²² vor. Ähnlich verhält es sich im Beleg unten:

„Zbliżający się koniec ostatniego dziesięciolecia wieku i nadchodzący z nim nowy spis ludności, powodują nas do zwrócenia uwagi na niektóre statystyczne daty, dotyczące naszego miasta.”²³ (GR, 2/19.10.1899: 2)

Die polnische Wortgruppe aus attributivem Adjektiv und Nomen *statystyczne daty* lässt sich als eine Übersetzung ausweisen, deren Vorlage der Ausdruck *statistische Daten* bildet.

Der Einfluss des Deutschen ist nicht nur im lexikalischen Bereich bemerkbar. Unten wird ein Beleg angeführt, in dem ein verdeckter, nicht offensichtlicher, dabei syntaktisch motivierter Einfluss des Deutschen angenommen werden kann:

„Licytacja ofertowa na wydzierżawienie sklepu Nr. I (od strony Rynku) w ratuszu miejskim od 1 listopada 1899 do 30 czerwca 1900 odbędzie się w biurze Magistratu [...], gdzie również bliższe warunki przejrzeć można.”²⁴ (GR, 2/19.10.1899: 4)

Im markierten Teil des obigen Belegs kann die Letztstellung des finiten Verbs und die direkte Vorletztstellung des zum Prädikat gehörenden Infinitivs festgestellt werden, die der polnischen Sprache der damaligen Zeit eigentlich fremd waren (vgl. KLEMENSIEWICZ 2007: 625 ff.). Allerdings kann dabei auch angenommen werden, dass es sich nicht um den Einfluss des Deutschen handelt, sondern um eine veraltete polnische Ausdrucksweise (vgl. KLEMENSIEWICZ 2007: 595 ff.). Dies scheint aber eine unnötige Vorsicht zu sein, zumal in anderen ähnlichen Texten das Finitum an der Zweitstelle gefolgt von dem dazugehörigen Infinitiv steht:

„Licytacja ustna i ofertowa na zabezpieczenie dostawy potrzebnej ilości owsa, siana i słomy dla 3 par koni miejskich na rok 1900 odbędzie się [...] w Magistracie, gdzie też można przejrzeć bliższe warunki”²⁵ (GR, 2/19.10.1899: 4)

Eine andere Zeitschrift, *Rzeszowianin*,²⁶ ist Quelle u.a. folgender Belege:

²² Dabei ist anzumerken, dass der Ausdruck auch in dem damals ins russische Zarenreich integrierten polnischen Gebiet verwendet wurde (vgl. LINDE 1807: 527).

²³ [Das nahende Ende des letzten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts und die damit herannahende neue Volkszählung machen uns auf einige statistische Daten aufmerksam, die unsere Stadt betreffen.]

²⁴ [Angebotsversteigerung zur Pacht vom Geschäft Nr. I (Ringseite) im Rathaus vom 1. November 1899 bis zum 30. Juni 1900 findet im Magistratsgebäude statt [...], wo man sich auch nähere Bedingungen ansehen kann.]

²⁵ [Mündliche Angebotsversteigerung zur Sicherung der Versorgung der erforderlichen Menge von Hafer, Heu und Stroh für 3 Paar Stadtpferde für das Jahr 1900 findet [...] im Magistratsgebäude statt, wo man sich auch nähere Bedingungen ansehen kann.]

²⁶ Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Antoni Kaczorowski, gedruckt von der Druckerei J.A. Pelar.

„Zastępstwo Banku krajowego we własnym budynku przy ul. Sokolej l. 10 (obok klasztoru OO. Bernardynów) przyjmuje wkładki oszczędności w każdej wysokości od członków Towarzystwa i innych [...]”²⁷ (RZ, 8/15.4.1903: 4)

Der Ausdruck *wkładki oszczędności* geht auf das deutsche Kompositum *Spareinlagen* zurück. In modernen Polnisch ist es nicht gebräuchlich, an seiner Stelle treten *lokata oszczędnościowa* bzw. *wkłady oszczędnościowe* auf. Aber im Vorkriegspolen war es immer noch im Gebrauch.²⁸

„Upraszając Szanowną P.T. Publiczność o łaskawe względy, kreślę się z wysokim poważaniem.”²⁹ (RZ, 7/8.4.1903: 4)

Der Ausdruck *z wysokim poważaniem* hat seinen Ursprung in der deutschen Wendung *mit Hochachtung* bzw. *Hochachtungsvoll*. Im modernen Polnisch gilt er als veraltet, weswegen seine Verwendung vermieden werden sollte (vgl. DOROSZEWSKI 2000).

„Alojzy Fröhlich kantor wymiany w Rzeszowie kupuje i sprzedaje wszelkie papiery wartościowe i losy, oraz monety i banknoty zagraniczne po kursie dziennym z doliczeniem skromnej prowizji.”³⁰ (RZ, 11/6.5.1903: 4)

Der markierte Satzteil oben ist ein Ausdruck, der auf die deutsche Wortgruppe *nach Tageskurs* zurückgeht. Unter den im Vorliegenden behandelten Lehnbildungen stellt er insoweit eine Besonderheit dar, als er immer noch im Gebrauch ist, während die Mehrheit des hier angesprochenen Lehnguts nicht mehr verwendet wird.

„Sprzedaż losów na miesięczne spłaty częściowe pod bardzo przystępnymi warunkami.”³¹ (RZ, 12/13.5.1903: 4)

Der Ausdruck *pod bardzo przystępnymi warunkami*, dem die deutsche Präpositionalphrase *unter sehr günstigen Bedingungen* zu Grunde liegt, wird auch im modernen Polnisch verstanden und verwendet. Allerdings existiert dazu in der polnischen Gegenwartssprache eine Konkurrenzform *na warunkach*, von der häufig Gebrauch gemacht wird, insbesondere dann, wenn das Substantiv attribuiert wird (vgl. DOROSZEWSKI 2000).

²⁷ [Die Vertretung der Nationalbank nimmt in ihrem Gebäude an der Sokola-Straße 10 (neben dem Bernhardinerkloster) die Spareinlagen in jeder Höhe von den Mitgliedern der Gesellschaft und anderen [...].]

²⁸ Vgl. Rozporządzenie Ministra Spraw Wewnętrznych z dn. 13 marca 1925 r.

²⁹ [Sehr geehrte Damen und Herren, ich bitte Sie um Ihre gnädige Gunst und versichere meiner vorzüglichen Hochachtung.]

³⁰ [Alojzy (Alois) Fröhlich, Wechselstube in Rzeszów kauft und verkauft alle Wertpapiere und Lose sowie ausländische Münzen und Scheine nach Tageskurs zuzüglich einer bescheidenen Provision.]

³¹ [Verkauf von Losen für die monatliche Teilzahlung unter sehr günstigen Bedingungen.]

In der Wochenzeitschrift *Kuryer Rzeszowski*³² kann der Ausdruck *wagi wodne* (KR, 2/7.10.1894: 5) gefunden werden; er geht auf das deutsche Kompositum *Wasserwage* zurück. Er kann zwar verstanden werden, doch im modernen Polnisch funktioniert die Bezeichnung *poziomica*.

Eine weitere Lehnbildung, die man in der genannten Zeitschrift findet, ist *towarzystwo komandytowe* (KR, 1/29.9.1894: 4). Dabei handelt es sich um einen Ausdruck, der seinen Ursprung in der Bezeichnung *Kommanditgesellschaft* hat. Im modernen Polnisch wird anstelle von *towarzystwo* in diesem Fall *spółka* verwendet.

Was bei der Analyse von *Kuryer Rzeszowski* besonders auffällt, ist eine geringe Anzahl von Lehnbildungen. Andere Lehngutarten kommen dagegen häufiger vor, was davon zeugen mag, dass die Herausgeber sprachbewusster als andere vorgingen bzw. den puristischen Standpunkt vertraten und auf die „korrekt polnische“ Ausdrucksweise einen größeren Wert legten.

Auch die letzte in Frage kommende Zeitschrift, *Tygodnik Rzeszowski*,³³ beinhaltet, wohl aus demselben Grund, nur einige wenige Lehnbildungen:

„Ulica Grottgera, prowadząca wzdłuż magazynów kolejowych od ul. Sandomierskiej aż do stacji kolejowej, została obecnie uporządkowaną i opatrzoną chodnikami.“³⁴ (TR, 3/5.11.1905: 3)

Der markierte Ausdruck scheint auf den ersten Blick seine fremde Herkunft zu verraten; ihm liegt die deutsche Vorlage *die Straße wurde mit Gehwegen versehen* zu Grunde. Auch im modernen Polnisch wird das angesprochene Verb verwendet, doch mit einer anderen Aktionsart als *zaopatrzyć / zaopatrywać*.

„[...] trzymali się ściśle przepisów instrukcyi służbowej i wypełniając je co do joty, spowodowali w przeciągu 48 godzin ogólny zamęt w kursowaniu wszystkich pociągów, szczególnie ciężarowych.“³⁵ (TR, 4/12.11.1905:2)

Der Ausdruck *pociąg ciężarowy* (vgl. LEHR-SPLAWIŃSKI 1939) geht auf das deutsche Kompositum *Lastzug* zurück. In Bezug auf die im Vorliegenden berücksichtigte Zeitspanne handelt es sich um einen Güterzug der k.k. Staatsbahn. Als moderne polnische Entsprechung gilt *pociąg towarowy*, das Wort *Lastzug* dagegen bezeichnet heute einen Lastkraftwagen mit einem Anhänger.

Bei der Analyse von *Tygodnik Rzeszowski* wurden keine weiteren Lehnbildungen gefunden, zahlreicher sind dagegen andere Lehngutarten vertreten; deren Berücksichtigung würde aber den Rahmen des vorliegenden Beitrags sprengen.

³² Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Józef Ziemiński, gedruckt von der Druckerei J.A. Pelar.

³³ Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Władysław Szczęścikiewicz, gedruckt von der Druckerei Z. Kisielewski.

³⁴ [Die Grottger-Straße, die den Bahnlagerhäusern entlang von der Sandomierska-Straße bis zur Bahnstation führt, wurde nun geordnet und mit Gehwegen versehen.]

³⁵ [...] [sie haben die Vorschriften der Dienstordnung streng beachtet und diese bis auf den I-Punkt befolgt, damit haben innerhalb von 48 Stunden allgemeine Verwirrung im Bahnverkehr verursacht, insbesondere bei Güterzügen.]

Die obige, an sich fragmentarische Skizze lässt die Schlussfolgerung zu, dass die Einflüsse des Deutschen in der polnischen Sprache Galiziens zahlreiche Spuren hinterlassen haben. Der Assimilationsprozess verlief dabei immer unbewusst (vgl. ŻYDEK-BEDNARCZUK 1973: 69 ff.), die Lehnbildungen waren damals kaum zu identifizieren, da die deutsche Vorlage in Kultur, Alltagserfahrungen, Dienst- und Militärtraditionen und schließlich der Identität von Einwohnern des Königsreichs Galizien und Lodomerien stets präsent war. Sie wurden als einheimische sprachliche Mittel behandelt: Ihr graphischer Ausdruck und ihre Aussprache kamen ja nicht fremd vor. Auch heute stellen sie ein vertracktes linguistisches Problem dar (vgl. DAMBORSKÝ 1970: 189 ff.), denn es ist in der Regel schwer, sie zu erkennen und ferner zu ihrer eindeutigen Quelle zu gelangen. Auch in der Fachliteratur³⁶ stößt man dabei auf widersprüchliche Angaben.

Die Lehnbildungen betreffen den Wortschatz mehrerer Lebensbereiche. Vor allem ist es die Amts- (*statystyczne daty*), Dienst- (*z wysokim poważaniem*) und Beamtensprache (*stojący pod zarządem*), in welche die Sprachmuster des Deutschen übertragen wurden; in Frage kommen aber auch andere Bereiche des damaligen Lebens wie Haushalt und Wohnwesen (*realność, ubikacja*), Landwirtschaft (*zwierzęta użytkowe*) und Industrie (*żelazo lane*), Gesundheit (*wyrzuty skórne*) und Erholung, Handel (*towary drobiazgowo, towarzystwo komandytowe*) und Geldwesen (*wkładki oszczędności, po kursie dziennym*), Verwaltung (*pod przystępnymi warunkami*), Bahnwesen (*pociąg ciężarowy*), Werbung usw. Hinzu kommen auch Belege, in denen ein grammatisch motivierter Einfluss des Deutschen angenommen werden kann.

Da ich mich im vorliegenden Beitrag auch auf das moderne Polnisch bezogen habe, mag es den Eindruck erwecken, dass die Sprache der damaligen Presse in Rzeszów vom sonstigen Polnischgebrauch unnatürlich abgewichen ist. Dass dies nicht der Fall ist, beweist der Bezug auf zeitgenössische Schriftzeugnisse sowie auf die den damaligen Sprachstand widerspiegelnden Wörterbücher von KARŁOWICZ / KRYŃSKI / NIEDŹWIEDZKI (1900–1927)³⁷ und von LEHR-SPLAWIŃSKI (1938–39). Das Ziel war es dabei, den Einfluss des Deutschen auf die polnische Sprache um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts zu schildern und aufzuzeigen, welchen Anteil das deutsche Lehngut im damaligen Polnisch ausmachte und auf welche Art und Weise es assimiliert wurde. Der Bezug auf die moderne polnische Sprache soll lediglich als Signal verstanden werden, dass bzw. inwieweit eine Lehnguteinheit bereits assimiliert worden ist.

Im Laufe der Zeit ist es gelungen, sich von vielen Lehnbildungen zu distanzieren bzw. diese erfolgreich zu vermeiden; es unterliegt keinem Zweifel, dass die Sprache ständig den fremdsprachlichen Einflüssen ausgesetzt ist. Die Lehnbildungen verbleiben als Zeugnis jenes Sprachgebrauchs, der die Identität des gegenwärtigen Polnisch mit konstituiert hat.

Quellen

DR = Dziennik Rozporządzeń c. k. Starostwa i c. k. Rady szkolnej okręgowej w Rzeszowie (Zweiwochenzeitschrift)

³⁶ Vgl. SŁAWSKI (1952–56) einerseits und ŁAZIŃSKI (2008) andererseits.

³⁷ Im Vorliegenden zit. als KARŁOWICZ / KRYŃSKI / NIEDŹWIEDZKI (1952²).

GŁR = Głos Rzeszowski (Wochenzeitschrift)
GR = Gazeta Rzeszowska (Wochenzeitschrift)
KR = Kuryer Rzeszowski (Wochenzeitschrift)
RZ = Rzeszowianin (Wochenzeitschrift)
TR = Tygodnik Rzeszowski (Wochenzeitschrift)

Literatur

- CIENKOWSKI, W. (1964): Ogólne założenia metodologiczne w badaniach zapożyczeń leksykalnych [Allgemeine methodologische Thesen zur Erforschung lexikalischer Entlehnungen]. In: *Poradnik Językowy* 10, 417–429.
- CZYŻEWSKA, M. (2003): Fremde Einflüsse auf den Pressewortschatz am Ende des 19. Jahrhunderts. In: *Studien zur Deutschkunde / Studia Niemcoznawcze* 26, 849–859.
- DAMBORSKÝ, J. (1970): Kalki w aspekcie lingwistyczno-komparatystycznym [Zu Lehnbildungen aus linguistisch-komparatistischer Sicht]. In: *Studia z Filologii Polskiej i Słowiańskiej* 9, 189–202.
- DŁUGOSZ-KURCZABOWA, K. (2005): *Słownik etymologiczny języka polskiego* [Etymologisches Wörterbuch des Polnischen]. Warszawa.
- DOROSZEWSKI, W. (Hg.) (2000): *Słownik języka polskiego CD ROM Bd. 1–11* [Wörterbuch des Polnischen]. Warszawa.
- EBERHARDT, P. (2003): *Ethnic Groups and Population Changes in Twentieth-Century Central-Eastern Europe: History, Data, Analysis*. New York, London.
- EBNER, J. (2009): *Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch der österreichischen Besonderheiten*. Mannheim, Wien, Zürich.
- JAKUBIEC, J. (1920): Daktyloskopia [Daktyloskopie]. In: *Gazeta Policji Państwowej* 2, 7.
- KARŁOWICZ, J. / KRYŃSKI, A. / NIEDŹWIEDZKI, W. (1952): *Słownik języka polskiego* [Wörterbuch des Polnischen]. Warszawa.
- KARSZNIIEWICZ-MAZUR, A. (1994): Klasyfikacja i adaptacja zapożyczeń niemieckich w języku polskim [Zur Klassifizierung und Angleichung der deutschen Entlehnungen im Polnischen]. In: *Orbis Linguarum* 2, 223–232.
- KLEMENSIEWICZ, Z. (2007): *Historia języka polskiego* [Geschichte der polnischen Sprache]. Bd. 2, 3. Warszawa.
- KOPALIŃSKI, W. (2007): *Słownik wyrazów obcych i zwrotów obcojęzycznych z almanachem* [Fremdwörterbuch mit Almanach]. Warszawa.
- KUCZEK, K. (2009): *Zum Leben der deutschen Entlehnungen in der polnischen Sprache – Historischer Überblick*. Manuskript. Kraków.
- LEHR-SPLAWIŃSKI, T. (Hg.) (1938, 1939): *Słownik języka polskiego* [Wörterbuch des Polnischen]. Bd. 1, 2. Warszawa.
- LINDE, M.S.B. (1807): *Słownik języka polskiego* [Wörterbuch des Polnischen]. Bd. 1. Warszawa.
- LIPCZUK, R. (2001): Deutsche Entlehnungen im Polnischen – Geschichte, Sachbereiche, Reaktionen. In: *Linguistik Online* 8,1, 1–14. URL: http://www.linguistik-online.de/1_01/Lipczuk.html (Stand: 25.02.2009).

- ŁAZIŃSKI, M. (2008): *Słownik zapożyczeń niemieckich w polszczyźnie* [Wörterbuch der deutschen Entlehnungen im Polnischen]. Warszawa.
- NOWOWIEJSKI, B. (1996): *Zapożyczenia leksykalne z języka niemieckiego w polszczyźnie XIX wieku (na materiale czasopism)* [Lexikalische Entlehnungen aus dem Deutschen im Polnischen des 19. Jh.s (am Beispiel von Presstexten)]. Białystok.
- Rozporządzenie Ministra Spraw Wewnętrznych z dnia 13 marca 1925 r. [Verordnung des polnischen Innenministers vom 13.03.1925]. In: *Dziennik Ustaw* [polnisches GBl.] Nr. 35, Poz. 239.
- SŁAWSKI, F. (1952–56): *Słownik etymologiczny języka polskiego* [Etymologisches Wörterbuch des Polnischen]. Bde 1, 2, 3. Kraków.
- URBAŃCZYK, S. (1987): Wiek XIX w kontaktach językowych polsko-niemieckich [Das 19. Jahrhundert in den deutsch-polnischen Sprachkontakten]. In: POHL, A. / VINCENZ, A. de (Hg.): *Deutsch-polnische Sprachkontakte*. Köln, Wien, 245–256.
- WALCZAK, B. (2001): Kontakty polszczyzny z językami niesłowiańskimi [Kontakte des Polnischen mit den nichtslawischen Sprachen]. In: BARTMIŃSKI, J. (Hg.): *Współczesny język polski* [Das gegenwärtige Polnisch]. Lublin, 527–539.
- WEINZIERL, T. von (1898): *Über die Zusammenstellung und den Anbau der Grassamen-Mischungen*. Wien.
- ŻYDEK-BEDNARCZUK, U. (1973): Błędy językowe a zjawisko interferencji językowej [Sprachfehler und sprachliche Interferenz]. In: *Przegląd Glottodydaktyczny* 12, 69–73.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Joanna Kilian
Universität Gdańsk

Kulturspezifika im deutsch-polnischen Großwörterbuch PONS

Cultural components presented in the Great German-Polish PONS dictionary. The paper focuses on the analysis of cultural components presented in the German-Polish PONS dictionary. I would like to stress the fact that culture and lexicography are two interdependent disciplines. The article sheds light on the notions of culture and cultural components. It also focuses on the cultural components in the domain of tradition and everyday life. Culture-characterised notions may not have any equivalents in another culture, and therefore cause difficulties to the lexicographer. In such cases lexicographers must look for other solutions and apply non-standard translation procedures. A dictionary should serve as an intermediary between cultures. Translation procedures, as well as the presentation form applied by the authors of this dictionary in the process of translating such cultural specificities, are the subject of analysis of this article.

Elementy kulturowe w Wielkim Słowniku PONS niemiecko-polskim. – W artykule podjęto analizę elementów kulturowych przedstawionych w słowniku niemiecko-polskim. Zwracam uwagę na fakt, że kultura i leksykografia to dwie zależne od siebie dyscypliny. W niniejszym artykule omówiono elementy kulturowe dotyczące tematyki tradycji i obyczajów oraz życia codziennego. Wyrażenia nacechowane kulturowo mogą nie mieć odpowiednika w innej kulturze i tym samym sprawiać leksykografowi trudności. Leksykograf musi więc szukać rozwiązań i stosować nietypowe procedury tłumaczeniowe. Procedury te, a także forma, jaką zastosowali autorzy słownika przy tłumaczeniu tego typu słów, są przedmiotem analizy.

0. Einführung

Zur Analyse wurde in dem vorliegenden Beitrag das große deutsch-polnische Wörterbuch PONS herangezogen, das in Bezug auf die Darstellung und die Übersetzung von Kulturspezifika besprochen wird. Im Beitrag wird der Versuch unternommen, den Begriff ‚Kulturspezifika‘ zu erklären und die Rolle des Wörterbuchs als Kulturvermittler zu verdeutlichen.

Die Untersuchung wird auf diejenigen Kulturspezifika, die ‚Traditionen und Bräuche‘ sowie ‚Alltagsleben‘ thematisieren, beschränkt. Es werden auch die Übersetzungsprozeduren von Kulturspezifika und die damit verbundenen Schwierigkeiten beschrieben. Die hilfreichen Angaben in der Mikrostruktur des Wörterbuchs, die dem Verständnis der kulturgebundenen Lemmata dienen, werden auch bei einigen Stichwörtern analysiert.

1. Zum Begriff *Kulturspezifika*. Übersetzungsprozeduren bei Kulturspezifika

Lexikographie und Erfassung von Kulturphänomenen hängen insofern zusammen, als es die Aufgabe von zweisprachigen Wörterbüchern ist, eine Fremdsprache zu registrieren und zu beschreiben – darunter auch den Wortschatz, der einen wichtigen Bestandteil der Kultur bildet. Zweisprachige Wörterbücher beschreiben die Lexik, die mit der Kultur verbunden ist, vermitteln das Wissen über Realien und spiegeln oft die Weltanschauung der Autoren wider, was besonders im Bereich der kulturbedingten Lexik sichtbar ist. Sie sind sowohl Erzeugnisse als auch Zeugnisse der Kultur (vgl. BIELIŃSKA 2008: 256 f.). Um den Terminus ‚Kulturspezifika‘ zu definieren, muss man zuerst erläutern, was man unter ‚Kultur‘ versteht.

GRUCZA (1989: 10) bezeichnet ‚Kultur‘ als das mannigfaltige Werk der menschlichen Arbeit und des Schaffens, sowie die Lebensweise und die Art des Zusammenlebens einer Gemeinschaft. Dieses Werk ist durch die Werte, an die wir glauben und die wir akzeptieren, bedingt. Eine so verstandene Kultur umfasst also sowohl die Kunst als auch Wissenschaft, Technik, Zusammenleben und Arbeit, Lebensweise des Menschen. Die Kultur ist das Erzeugnis des menschlichen Geistes, der bewussten Bildung, des eigenen Handelns, der Verhaltensweisen und der Arbeit einerseits sowie das Ergebnis der Umformung der Gesellschaft andererseits (vgl. GRUCZA 1989: 11). Nach KIELAR (1989: 51) bedeutet Kultur alle Fertigkeiten und Bräuche, die der Mensch als Mitglied der Gesellschaft erworben hat. In diesem Sinne kann man die Kultur der Natur gegenüberstellen, d.h. all diesen Eigenschaften, die dem Menschen biologisch gegeben wurden.

Alle Begriffe, die für eine Kultur spezifisch sind, nennt man Kulturspezifika. Damit die Kommunikation in der Fremdsprache ohne Probleme verläuft, muss der Lernende die Bereiche der Kultur kennen, d.h. die Begriffe, die die Kultur beschreiben. Brigitte SCHULTZE (1994) benutzt die Bezeichnung ‚kulturelle Schlüsselbegriffe‘. Nach SCHULTZE (1994: 115) können einige kulturelle Schlüsselbegriffe Missverständnisse verursachen. Diese Schlüsselbegriffe, die eine Herausforderung für den Übersetzer darstellen, lassen sich durch sehr viele Übersetzungsvarianten wiedergeben. Die Wahl einer bestimmten Variante kann von einem persönlichen Stil oder von den Präferenzen des Übersetzers zeugen (vgl. SCHULTZE 1994: 115).

Kulturbestimmte Phänomene werden auch als Realien definiert, die nicht nur einen materiellen Charakter haben, sondern auch bestimmte Weltbilder, Weltanschauungen und Gruppenidentitäten vermitteln:

„Neben der gängigen konkreten Definition der Realie als Element des Alltags, der Geschichte, der Kultur, der Politik und dergleichen eines bestimmten Volkes, Landes, Ortes, die keine Entsprechung bei anderen Völkern, in anderen Ländern, an anderen Orten hat, würde ich verallgemeinernd noch hinzufügen: die Realien sind Identitätsträger eines nationalen / ethnischen Gebildes einer nationalen / ethnischen Kultur – im weitesten Sinne – und werden einem Land, einer Region, einem Erdteil zugeordnet.“ (SNELL-HORNBY 1998: 288)

Die Begriffe, die über kein Äquivalent in der Zielsprache verfügen, können als ‚Lakunen‘ bezeichnet werden. Dieser Terminus kommt aus der Ethnolinguistik. Die Lakune ist ein Zeichen einer fremden Kultur, das im Moment des interkulturellen Kontaktes im Vergleich zum jeweiligen Element der eigenen Kultur immer eine Lücke ist, die semantische Unterschiede

aufweist. Der Übersetzer muss über interkulturelle Kompetenz verfügen, um den kulturell bedingten Begriff zu erkennen und eine richtige Übersetzungsstrategie anzuwenden (vgl. PANASIUK 2003: 100).

Nach SIERADZKA-KULASA (2000: 59 f.) sind folgende Übersetzungsstrategien der Kulturspezifika zu unterscheiden: Zitatwort (Übernahme) / Lehnwort (Gebrauch), Lehnübersetzung, Analogiebildung, erklärende Übersetzung (Explikation), adaptierende Übersetzung (Adaptation).

Die Thematik der Kulturspezifika im lexikographischen Kontext wurde u.a. von SIERADZKA (2000, 2007, 2010), BIELIŃSKA (2008), CHOJNOWSKI (2001) und KÜHN (2002) behandelt. Diese Aufsätze haben sich bei der Analyse des vorgenannten PONS-Wörterbuchs als hilfreich erwiesen. Bei der Makro- und Mikrostrukturanalyse des Wörterbuchs habe ich die Arbeiten von FRĄCZEK (1995) und SCHLÄFER (2005) herangezogen.

Die beliebte Form der Darstellung von Kulturspezifika sind Info-Fenster:

„Gemeint sind zusätzliche Informationen zur Landeskunde der deutschsprachigen Länder und zur deutschen Sprache, die in Form von separaten enzyklopädischen Einträgen ausgesondert werden. Zusätzliche Ergänzungen zu einem Lemma, Erläuterungen der Realia-Begriffe werden in den Wörterbüchern direkt der Bedeutungsangabe nachgestellt und durch einen (farbigen) Rahmen bzw. ein Raster kenntlich gemacht, was sehr übersichtlich wirkt und die Aufmerksamkeit der Benutzer erregt.“ (SIERADZKA 2007: 149)

2. Traditionen und Bräuche

Tradition ist etwas, was von der Kultur, Geschichte, Religion abhängig ist und von Generation zu Generation weitergegeben wird. Die Gewohnheiten dagegen, die in einer Gemeinschaft fest geworden sind und sich in bestimmter Form ausgebildet haben, sind Bräuche (vgl. DUDEN 2011: 344, 1763). Die Lexik, die das Thema ‚Traditionen und Bräuche‘ betrifft, ist kulturspezifisch.

Die Feste: Ostern und Weihnachten sind den Polen bekannt. Es sind aber in dem hier zu analysierenden deutsch-polnischen PONS-Wörterbuch manche Stichwörter auffindbar, die diese Feste betreffen und die sich dem polnischen Wörterbuchbenutzer als unbekannt erweisen oder solche, bei denen Unterschiede zwischen ihrer deutschen und polnischen Ausprägungsform bestehen.

Folgende Stichwörter, die mit Ostern verbunden sind, wurden ohne längere Definition und Beispielsätze aus dem Deutschen ins Polnische übersetzt: **Ostermontag**, **Ostersonnabend**, **Ostersonntag**, **Palmsonntag**, **Gründonnerstag**, **Karfreitag**, **Osterwoche**, **Osterlamm**, **Weidenkätzchen**, **Buchsbaum**. Das ist verständlich, weil diese Realien in der polnischen Kultur auch bekannt sind.

Bei dem Stichwort **Osterhase** (*zajac wielkanocny*) hat der Autor zusätzlich den Begriff in dem Info-Fenster erklärt, was ich für unnötig halte. Man kann mit Sicherheit annehmen, dass jeder Pole weiß, was der Osterhase ist. Bei dem Stichwort **Ostermorgen** (*poranek wielkanocny*) führt der Autor einen Beispielsatz an: *am -suchten die Kinder im Garten nach Ostereiern*

(*w poranek wielkanocny dzieci szukały jajek wielkanocnych w ogrodzie*). Unter dem **Osterei** ist die Bedeutung folgendermaßen wiedergegeben: als **bemaltes Hühnerei** – *jajko wielkanocne* und als **Ei aus Schokolade** – *jajko czekoladowe*.

Das Stichwort **Osterfeuer** wurde als *ogień wielkanocny* übersetzt, was in Polen bekannt ist, aber nicht das Gleiche bedeutet. Der Wörterbuchbenutzer kann diesen Begriff mit dem polnischen verwechseln, was zu einem Irrtum führen kann. Nach Duden-Universalwörterbuch (2011: 1297) kann man *Osterfeuer* als: *ogień zapalany w górach wieczorem w przeddzień Wielkanocy jako symbol wypędzenia zimy* erklären. In der polnischen Tradition assoziiert man mit *ogień wielkanocny* Folgendes:

„Przed wielkanocną wieczorną mszą w kościołach święci się ogień, ciernie, wodę chrzcielną [...]. Wieczorem święcą kapłani ogniska rozniecone na dziedzińcu kościelnym. Od tego poświęconego ognia zapala się paschał – grubą woskowa świecę, która zostaje uroczystie wniesiona do kościoła, na wieczornej mszy świętej”. (OGRODOWSKA 2004: 155 f.)

Ostermarsch, der nicht genau mit dem Fest verbunden ist, aber das Bestimmungswort *Oster* enthält, wurde Glied für Glied übersetzt und zusätzlich in Klammern wie folgt erklärt:

Ostermarsch *m* <-es, -märsche> marsz *m* wielkanocny (*akcja protestacyjna przeciwko wojnom i zbrojeniom organizowana przez pacyfistów corocznie w czasie Świąt Wielkanocnych*)

„Ostermarsch, der: zur Osterzeit stattfindender, bes. gegen Krieg u. Rüstung mit Atomwaffen gerichteter Demonstrationmarsch“ (Duden 2011: 1297)

In diesem Fall haben wir es mit der Übersetzungsprozedur der Explikation zu tun. Das Stichwort Ostermarsch wurde, der Dudendefinition entsprechend, verständlich und treu übersetzt.

Weihnachten *nt* <-,-> *meist ohne art* Boże Narodzenie *nt*; **fröhliche** *-!* [*o* **gesegnete**] Wesolych Świąt [Bożego Narodzenia]; **zu** [*o* *bes. SÜDD an*] -na Boże Narodzenie [*o* gwiazdkę]; **jdm etw zu -schenken** podarować komuś coś na gwiazdkę; **grüne/weiße** *- fig* zielone [*o* beznieżne]/białe święta Bożego Narodzenia

In dem Eintrag **Weihnachten** ist die Information auffindbar, mit welcher Präposition man dieses Stichwort verwendet. Die diatopische Markierung ist auch vorhanden, nämlich die in Süddeutschland benutzte Präposition. Es werden auch die Kollokationen angegeben – in diesem Beispiel: die übertragene Bedeutung, die durch die diastratische Markierung unterstrichen wird.

Mit den meisten Lemmata, die das Fest *Weihnachten* betreffen, sind die Polen vertraut, die Tradition des Bescherens und des Weihnachtsbaums ist nämlich aus Deutschland nach Polen gekommen (vgl. OGRODOWSKA 2004: 31).

Interessant ist der Artikel **Weihnachtsgans**:

Weihnachtsgans *f* <-,-gänse> gęś *f*święteczna (*tradycyjna niemiecka potrawa bożonarodzeniowa*) **jdn ausnehmen wie eine** *- fam* obłupić [*o* złupić] kogoś ze skóry *geb*

Das Lexem wurde übersetzt und zusätzlich in Klammern näher erklärt. Deutsche und Polen haben nämlich der Tradition zufolge andere Weihnachtsgerichte. Es wird auch die idiomatische Bedeutung genannt und mithilfe der diastatischen Markierung die umgangssprachliche Verwendung dieses Lexems unterstrichen.

Charakteristisch für die deutsche Kultur ist der **Weihnachtsmarkt** und **Glühwein**, der am Weihnachtsmarkt serviert wird. Diese Artikel wurden ausführlich in den Info-Fenstern erklärt, die im Folgenden mit eckigen Klammern markiert werden:

Weihnachtsmarkt

[Najstłynniejszy jarmark bożonarodzeniowy (**Weihnachtsmarkt**) w Niemczech odbywa się w Norymberdze. Również w wielu innych miastach przez cały okres adwentu organizowane są jarmarki, na których sprzedaje się prezenty gwiazdkowe, dekoracje, artykuły gospodarstwa domowego i inne drobiazgi. Świąteczną atmosferę urozmaicają kołędy, gorące kasztany jadalne oraz grzane wino lub bezalkoholowy poncz dla dzieci.]

In diesem Zusammenhang ist unklar, warum die Erklärung für Glühwein im Info-Fenster angeführt wird und für Feuerzangenbowle in Klammern steht. Die Übersetzung des Getränks als *płonąca czara* ist in dem Artikel *Bowle* auffindbar und nicht bei der Erklärung *der Feuerzangenbowle*.

Feuerzangenbowle *f* <-,-n> GASTR ≈ grzane wino *nt* (przyrządzone w efektowny sposób poprzez umieszczenie nad naczyniem, w którym znajduje się czerwone wino z dodatkiem cynamonu, goździków oraz plasterków cytryny i pomarańczy, kostki cukru, którą następnie polewa się rumem i podpala).

Was dem polnischen Muttersprachler unbekannt, jedoch zu Weihnachten in Deutschland typisch ist, ist der **Weihnachtsteller** (*talerz ze słodyczami i orzechami, najczęściej tekturowy, stawiany na stole każdemu członkowi rodziny*). Das Lexem konnte man nicht mit einem Wort übersetzen, weil der polnische Benutzer es nicht kennt. Die Bedeutung von **Christstollen** (*strucla z bakaliami lub marcepanem, pieczona w Niemczech na święta Bożego Narodzenia*) wurde auch in Form einer Definition wiedergegeben.

Christkind *nt* <-[e]s, ohne pl> 1 (Jesuskind) Dzieciątko *nt* Jezus 2 SÜDD (Symbolfigur für Weihnachten) ≈ Aniołek *m* (postać dziecięca przynosząca prezenty); **er glaubt noch an das** ~ on ciągle jeszcze wierzy w Aniołka

Die Bedeutung des Lexems **Christkind** in Deutschland – und noch deutlicher in Süddeutschland – mag dem polnischen Benutzer unbekannt vorkommen. **Christkind** wird durch *Aniołek* übersetzt. Diese Entsprechung reicht aber nicht aus, da in Polen *Christkind* als Symbolfigur, die zu Weihnachten Geschenke bringt, nicht in allen Regionen verbreitet ist. Deswegen wurde das Lexem in Klammern näher definiert und an einem Beispielsatz veranschaulicht. In der polnischen Tradition sieht das folgendermaßen aus:

„W zależności od regionu prezenty gwiazdkowe przynosił i dotychczas przynosi dzieciom św. Mikołaj (w Polsce centralnej), konik szemel (na Warmii i Mazurach), Dzieciątko Jezus (na Śląsku), Stary

Józef (w Wielkopolsce), Gwiazda (na Kaszubach), a także Aniołek (w różnych regionach Polski)”. (OGRODOWSKA 2004: 32)

Im PONS-Wörterbuch sind auch die Stichwörter: **Christmette**, **Christmesse** (*pasterka*) und **Christnacht** (*noc Bożego Narodzenia*) verzeichnet.

Unter dem Stichwort **Bleigießen** erfahren wir, dass es sich um einen in Deutschland populären Brauch zum Silvester handelt, der ins Polnische als *lanie ołowiu* übersetzt wird. In Duden wird dieses Stichwort nicht angeführt.

Der Artikel, der mit dem Hochzeitsfest verbunden und auffällig ist, ist der **Polterabend**:

Polterabend m <-s,-e> *zwyczaj przedślubny polegający na tłuczeniu porcelany przed domem narzeczonej, co ma przynieść młodej parze szczęście*

Polterabend

[**Polterabend** to wieczór w przeddzień ślubu, który świętuje się w gronie przyjaciół i znajomych (najczęściej w domu rodzinnym panny młodej), rozbijając naczynia, które narzeczeni muszą wspólnie pozamiatać. Rytuał ten ma przynieść szczęście.]

Dieser Wörterbucheintrag erscheint in Form einer längeren Definition und wird auch im Info-Fenster ausgebaut. Mit diesem Brauch sind die Polen vertraut. Die Erklärung ist verständlich, aus welchem Grunde jedoch die gleichen Informationen, die in Klammern gesetzt wurden, auch im Info-Fenster erscheinen, bleibt unklar.

Da die Polen **Allerheiligen** feiern, steht bei dem Lexem **Totensonntag** (Święto Zmarłych) in Klammern, dass dieses Fest nicht dem polnischen Allerheiligen gleich ist, sondern sich auf die evangelische Kirche bezieht und auf den letzten Sonntag vor dem Advent fällt.

Bei der Übersetzung des **Schuhplattlers** (*bawarski taniec ludowy, w którym mężczyźni klepią się po udach, kolanach i podeszwach butów*) wird die nähere Erklärung angeführt.

Die Autoren des hier untersuchten Wörterbuchs haben die richtige Entscheidung getroffen, den Begriff *Karneval* im Info-Fenster zu erklären. Es bestehen nämlich Unterschiede zwischen dem Karneval in Deutschland und in Polen (vgl. OGRODOWSKA 2004: 85; KAMOOCKI / KUBIENNA 2008: 92), wenn es sich um den Zeitraum sowie die Art und Weise des Feierns handelt; als Lexika wurden angegeben: **Rosenmontag** (ostatni poniedziałek karnawału), **Rosenmontagszug** (pochód karnawałowy), **Fastnacht** (ostatki), **Fasching** (karnawał), **Faschingsdienstag** (ślędzik, podkoziółek (ostatni wieczór karnawału przed środą popielcową)). *Podkoziółek* ist jedoch nicht die genaue Entsprechung des Faschingsdienstags. Das Wort ist zwar mit diesem Tag verbunden, aber es bezeichnet eine Karnevalsparty und nicht den Tag selbst:

„Na Kujawach i w Wielkopolsce, dziewczyny, które nie *wydały się* podczas karnawału, brały udział w zabawie-obrzędzie zwanej *podkoziółkiem*”. (OGRODOWSKA 2004: 97)

Bei den Lemmata **Fasching** und **Faschingsdienstag** wurde die diastratische Markierung A und SÜDD angesetzt.

Die Aufmerksamkeit weckt auch das Lexem **Oktoberfest**. Dieses Stichwort ist inzwischen auch in Polen so bekannt, dass der Lexikograph die Übersetzungsprozedur *Übernahme*

verwendet hat, ohne jedoch auf die zusätzliche Erklärung in Klammern zu verzichten: *największe na świecie święto piwa, które odbywa się co roku na przełomie września i października na łące Teresy w Monachium*.

Der letzte Wörterbucheintrag, auf den ich hier hinweisen möchte, ist **der April**. Es handelt sich hier jedoch nicht konkret um den Monat, sondern um die Sitte, die am ersten April begangen wird. An diesem Tag macht man **Aprilscherze**. Es wurden auch folgende Kollokationen erwähnt: **jdn in den April schicken** – *robić komuś primaaprilisowy żart*, **das ist doch wohl ein April!** – *to chyba jakiś żart!*

3. Alltagsleben

Nicht nur Traditionen und Bräuche sind in verschiedenen Kulturen unterschiedlich; auch im Alltagsleben wird man oft mit Kulturspezifika konfrontiert. Die Gewohnheiten, die Formen des Zeitverbringens können für eine bestimmte Kultur spezifisch sein.

In dem hier besprochenen Wörterbuch bin ich auf folgende Angaben, die das Wortfeld Umwelt betreffen, gestoßen: **Abfalltrennung**, **Ozonalarm**, **verbleit**, **bleifrei**, **schadstoffarm**, **saurer Regen**, **Umweltverschmutzung**, **Treibhauseffekt**, **Einwegflasche**, **Müllcontainer**, **Sperrmüll**. Den Lemmata **Abfalltrennung** (sortowanie odpadów) und **Ozonalarm** sind Info-Fenster gewidmet. In Deutschland ruft man den **Ozonalarm** (alarm ozonowy) aus, wenn das Ozonmessgerät zu große Konzentration in der Atmosphäre anzeigt. Die Autogeswindigkeit auf den Autobahnen wird begrenzt und die Menschen werden vor dem Sporttreiben an der frischen Luft gewarnt. Diese Informationen sind im Info-Fenster vorhanden.

Die deutschen Bürger sind entweder **umweltfreundlich** oder gelten als **Umweltsünder**. Die meisten Deutschen verhalten sich **umweltbewusst**. **Die Pfandflaschen** werden im Keller gesammelt und anschließend wieder zurückgegeben. Auf den Etiketten kann man die Aufschrift *pfandfrei* finden, dieses Lexem fehlt aber im Wörterbuch. Das Lemma **Einwegflasche** (butelka jednorazowego użytku) ist jedoch vorhanden. Das Lexem **Kehrwoche** konnte man nur mithilfe einer längeren Erklärung übersetzen: *tydzień, w którym dany lokator sprzęta klatkę schodową*.

In Deutschland gibt es auf den **Autobahnen** keine Geschwindigkeitsbegrenzung für Pkws und man muss keine **Autobahngebühr** bezahlen. In den anderen deutschsprachigen Ländern – in der Schweiz und in Österreich – sieht die Situation anders aus. Diese Informationen werden in den Info-Fenstern vermittelt.

Die Autofahrer unterliegen einem konkreten **Punktesystem** (system punktów karnych za wykroczenie kierowcy przeciw przepisom ruchu drogowego) und jedes Auto muss von dem **TÜV** (Związek Kontroli Technicznej) überprüft werden. Man führt auch die **Abgasuntersuchung** (kontrola stężenia paliw) durch. Wie die **Nummernschilder** (tablice rejestracyjne) aussehen, welche Ziffern und Buchstaben man benutzt, wird auch in dem Info-Fenster erklärt.

Bei einer Reise mit dem Zug kann man eine **BahnCard** (karta Niemieckich Kolei Federalnych, której posiadacz uprawniony jest do zniżkowych przejazdów) kaufen. Die gleiche Information ist in dem Info-Fenster vorhanden. Folgende Züge stehen zur Wahl: **Interregio** ([pociąg] InterRegio (kursujący regularnie, najczęściej co dwie godziny, pociąg pośpieszny), **Eurocity (Eurocity-Zug)**, **Intercityzug** und **Intercityexpresszug**.

Möchten die Deutschen etwas schnell essen, so gehen sie zum **Schnellimbiss** oder zu einer **Imbissbude** (budka z jedzeniem). Einzigartig ist das Lemma **Kaffeklatsch**. Das Wort an sich wurde nicht übersetzt, sondern seine Bedeutung wurde durch Kollokationen wiedergegeben: **sich zum Kaffeklatsch treffen, das können wir beim Kaffeklatsch besprechen**. Das Wesen dieses Treffens besteht im Kaffeetrinken und Plaudern. In Schweden macht man eine Kaffeepausi, in Finnland eine Kahvipuussi: „Redefluss, ungefiltert. Begleitet von Klappern der Kuchengabeln und dem Kichern älterer Damen“ (SIEDENBERG 2009: 110). Das Wort Kaffeklatsch wurde sogar ins Englische als *kaffeklatsching* übernommen (vgl. LIMBACH 2007: 24). Solche regelmäßigen Treffen nennt man auch Kaffeekränzchen (regularne damskie spotkania przy kawie).

Die Kaffeefahrt bedeutet entweder einen Ausflug zum Nachmittagskaffee oder eine Werbefahrt, bei der die Teilnehmer Kaffee kosten und dazu beredet werden, bestimmte Waren einer Werbefirma zu kaufen. Zwei Bedeutungen wurden nummeriert und in Klammern (in den Glossen) auf Deutsch erklärt. Eine Bedeutung wurde im Info-Fenster angegeben. Das Lexem **Kaffeehaus** ist in Österreich besonders bekannt. In einem österreichischen Kaffeehaus kann man den Geschmack verschiedener Kaffeesorten genießen.

Die Deutschen treffen sich aber nicht nur zum Kaffee, sondern gehen manchmal zum **Frühschoppen** (*spotkanie przed południem w lokalu przy piwie*). In der polnischen Übersetzung steht, dass man beim Frühschoppen Bier trinkt. Im Süden trinkt man jedoch eher Wein. Bier ist also nicht das einzige Getränk, das hier „zulässig“ ist.

In dem Infokasten wurde erklärt, wie die **Postleitzahlen** in Deutschland, Österreich und in der Schweiz gebildet werden. Dem Stichwort **Ladenschlusszeiten** wird auch ein Info-Fenster gewidmet. Die Informationen betreffen auch alle drei deutschsprachigen Länder.

4. Schlussbemerkung

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit der Darstellung von Kulturspezifika im deutsch-polnischen PONS-Wörterbuch: mit deren äußeren Form und den Übersetzungsmethoden. Es wird darauf hingewiesen, dass *Kultur* und *Lexikographie* zusammenhängen. Um Klarheit und Verständlichkeit des Übersetzens zu schaffen, werden folgende Übersetzungsstrategien der kulturbedingten Phänomene angewendet: Zitatwort, Lehnübersetzung, Analogiebildung, Explikation und Adaptation.

Für die Mehrheit der hier untersuchten Kulturspezifika wird die Form des Info-Fensters gewählt. Diese Form ist besonders für Deutschlernende hilfreich, da die Kulturphänomene auf Polnisch detailliert und verständlich erklärt werden. Diejenigen, die erst anfangen, Deutsch zu lernen, möchten Kenntnisse über fremdsprachige Kulturspezifika erwerben, sie brauchen jedoch nicht unbedingt ein konkretes Wort (ein Äquivalent). Für sie wäre solch ein enzyklopädischer Eintrag die beste Übersetzungsmethode. Für Übersetzer oder Dolmetscher, die auf der Suche nach einem konkreten Einzelwort sind, dürfte sich diese Methode als wenig brauchbar erweisen.

Aufgrund der durchgeführten Analyse lässt sich auch feststellen, dass die erklärende Übersetzung (Explikation) eine besonders häufige Übersetzungsmethode in Bezug auf

Kulturspezifika ist. Eine hohe Anzahl der Kulturspezifika in dem von mir untersuchten Wörterbuch zeugt davon, dass dieses Nachschlagewerk kultursensitiv ist. Das Großwörterbuch PONS kann durchaus als Kulturvermittler gelten.

Nach der tief gehenden Analyse des Wörterbuchs lässt sich feststellen, dass sich die heutigen Lexikographen immer mehr darum bemühen, die Bedeutung der Realien und der Kulturbegriffe den Wörterbuchbenützern deutlich zu erklären. Sie haben verstanden, welche hervorragende Rolle die Kultur im Fremdsprachenunterricht spielt. Das Bewusstsein unserer Verankerung in der Kultur wird immer größer und macht sich in allen Bereichen der philologischen Wissenschaften bemerkbar: auch in der Germanistik, der angewandten Linguistik und demzufolge der Lexikographie.

Das Übersetzen von Kulturspezifika bereitet viele Schwierigkeiten und die (Er)Findung des richtigen Äquivalents stellt eine große Herausforderung dar. Eine erfolgreiche Erklärung kultureller Phänomene ist in einem traditionellen gedruckten Wörterbuch schwierig. Eine gute Methode, dem Fremden die Realien zu vermitteln, wären vielleicht visuelle oder multimediale Formen, da das Wort selbst – was auch dieser Beitrag deutlich gemacht haben dürfte – ein Medium mit eingeschränkten Möglichkeiten ist.

Quellen

- PONS: DARGACZ, Anna (Hg.) (2007): *Wielki słownik PONS niemiecko-polski*. Poznań: Lektor-Klett.
- DUDEN: SCHOLZE-STUBENRECHT, Werner et al. (Hg.) (2011): *DUDEN Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim: Dudenverlag.
- DUNAJ, Bogusław (2001): *Słownik współczesnego języka polskiego*. Warszawa: Wydanie Reader's Digest Przegląd.

Literatur

- BIELIŃSKA, Monika (2008): Słownik pośrednikiem między kulturami? Analiza jednojęzycznych słowników języka niemieckiego jako obcego [Das Wörterbuch als Kulturvermittler? Analyse einsprachiger Wörterbücher für Deutsch als Fremdsprache]. In: KĄTNY, Andrzej (Hg.): *Kontakty językowe i kulturowe w Europie. Sprach- und Kulturkontakte in Europa*. Gdańsk: Wydawnictwo UG, 255–266.
- CHOJNOWSKI, Przemysław (2001): Kulturen im Spiegel der Lexikographie. Polnisch-deutsche Wörterbücher als Hilfsmittel bei der Übersetzung kultureller Schlüsselwörter. In: SCHATTE, Christoph (Hg.): *Linguistische und didaktische Probleme der Translatork*. Poznań: Rys-Studio, 21–38.
- FRĄCZEK, Agnieszka (1999): *Zur Geschichte der deutsch-polnischen und polnisch-deutschen Lexikographie (1772–1868)*. Tübingen: Niemeyer.
- GRUCZA, Franciszek (1989): Język a kultura, bilingwizm a biculturyzm: lingwistyczne i glottodydaktyczne aspekty interlingwalnych i interkulturowych różnic oraz zbieżności [Sprache und

- Kultur, Bilingualismus und Bikulturalität: linguistische und glottodidaktische Aspekte der interlingualen und interkulturellen Unterschiede und Gemeinsamkeiten]. In: GRUCZA, Franciszek (Hg.): *Bilingwizm, bikulturyzm, implikacje glottodydaktyczne* [Bilingualismus, Bikulturalität, glottodidaktische Implikationen]. Warszawa: Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego, 9–49.
- HRYŃ-KUŚMIEREK, Renata / ŚLIWA, Zuzanna (2000): *Encyklopedia tradycji polskich* [Enzyklopädie der polnischen Traditionen]. Poznań: Podsielik, Raniowski i spółka.
- KAMOCKI, Janusz / KUBIENA, Jacek (2008): *Polski rok obrzędowy* [Polnische Feste und Bräuche im Laufe des Jahres]. Kraków: Universitas.
- KIELAR, Barbara (1992): O wzorach kulturowych i tekstowych w tłumaczeniu i w dydaktyce translacyjnej [Über Kultur- und Textmuster in der Übersetzung und Translationsdidaktik]. In: GRUCZA, Franciszek (Hg.): *Die Sprache, Kultur – die Kulturkompetenz. Język, kultura – kompetencja kulturowa*. Warszawa: Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego, 229–242.
- KÜHN, Peter (2002): Kulturgebundene Lexik und kultursensitive Bedeutungserklärungen im de Gruyter Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache. In: WIEGAND, Herbert Ernest (Hg.): *Perspektiven der pädagogischen Lexikographie des Deutschen II. Untersuchungen anhand des de Gruyter Wörterbuchs Deutsch als Fremdsprache*. Tübingen: Niemeyer, 161–199.
- LIMBACH, Jutta (2007): *Ausgewanderte Wörter*. Ismaning: Hueber Verlag.
- OGRODOWSKA, Barbara (2001): *Zwyczaje, obrzędy i tradycje w Polsce* [Sitten, Bräuche und Traditionen in Polen]. Warszawa: Wydawnictwo Księży Werbistów.
- OGRODOWSKA, Barbara (2004): *Polskie obrzędy i zwyczaje* [Polnische Sitten und Bräuche]. Warszawa: Muza.
- PANASIUK, Igor (2003): Miejsce modelu lakun w obrębie teorii tłumaczenia kultur [Die Stellung des Lakunen-Modells in der Translationstheorie der Kulturen]. In: HEJWOWSKI, Krzysztof (Hg.): *Teoria i dydaktyka przekładu* [Theorie und Didaktik des Übersetzens]. Olecko: Wszecznica Mazurska, 99–112.
- SCHLÄFER, Michael (2005): *Lexikologie und Lexikographie. Eine Einführung am Beispiel deutscher Wörterbücher*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- SCHULTZE, Brigitte (1994): Polnische Schlüsselbegriffe – als Verstehensproblem, als Aufgabe für Übersetzer. In: CONVIVIUM. Germanistisches Jahrbuch Polen. Bonn: DAAD, 115–136.
- SIEDENBERG, Sven (2009): *Besservisser beim Kaffeklatsching*. Deutsche Wörter im Ausland. München: Wilhelm Heyne Verlag.
- SIERADZKA-KULASA, Małgorzata (2000): Zur translatorischen Typik und Funktion von „Realien“ als Bezeichnung von Kulturspezifika. In: WAWRZYNIAK, Zdzisław / DRUŻYCKI, Krzysztof (Hg.): *Germanistik als interkultureller und interdisziplinärer Brückenschlag*. Rzeszów: Wydawnictwo Wyższej Szkoły Pedagogicznej, 51–61.
- SIERADZKA, Małgorzata (2007): Info-Fenster, Informationskästen und enzyklopädische Einträge in ausgewählten deutsch-polnischen Wörterbüchern und im „Langenscheidt Großwörterbuch DaF“: Freund oder Feind für Wörterbuchbenutzer? In: WIŚNIEWSKI, Jacek (Hg.): *W dialogu języków i kultur* [Sprachen und Kulturen im Dialog]. Warszawa: Wyższa Szkoła Lingwistyczna, 149–242.

- SIERADZKA, Małgorzata (2010): Wissenswertes über DACH-Länder? Überblick über die Info-Kästen mit Erläuterungen zu landeskundlichen und kulturellen Spezifika in ausgewählten deutsch-polnischen PONS-Wörterbüchern. In: *Studia Germanica Resoviensia* 7, 217–242.
- SNELL-HORNBY, Mary (Hg.) (1998): *Handbuch Translation*. Tübingen: Stauffenberg.
- ŻYBURTOWICZ, Zenon / KOKOCIŃSKA, Teresa (2009): *Polski rok. Tradycje i obyczaje* [Das polnische Jahr. Traditionen und Bräuche]. Warszawa: Świat Książki.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Anna Małgorzewicz
Universität Wrocław

Sprache als Trägerin und Vermittlerin von Kultur,
dargestellt am Beispiel des Epos *Pan Tadeusz*
von Adam Mickiewicz und seiner Übertragungen
in die deutsche Sprache

Language as a medium and intermediary of culture exemplified by Adam Mickiewicz's epic *Pan Tadeusz* and its translations into the German language. – The article considers aspects of culture against the background of contemporary translation research. It deals with the problem of understanding within communication between two languages and cultures. To explain the essence of reception processes, the author relates to Fillmore's semantic model. The analyzed problem is illustrated by examples from *Pan Tadeusz* by Adam Mickiewicz and its four translations into German. The comparison of translations is carried out on the examples of the names of offices, meals, drinks, as well as language and culture symbols which appear within idioms.

Język jako nośnik i pośrednik kultury na przykładzie eposu *Pan Tadeusz* Adama Mickiewicza i jego przekładów na język niemiecki. – Artykuł rozpatruje aspekty kultury na tle współczesnych badań przekładoznawczych. Poruszony jest w nim problem rozumienia w komunikacji między dwoma językami i kulturami. Dla wyjaśnienia istoty procesów receptywnych autorka przywołuje model semantyki Fillmore'a. Omawiany problem zilustrowany został przykładami z *Pana Tadeusza* Adama Mickiewicza i jego czterech przekładów na język niemiecki. Konfrontacji przekładowej poddane zostały nazwy urzędów, posiłków, napojów oraz symbole języka i kultury pojawiające się w idiomach.

1. Kulturbegriff in der Translationswissenschaft

Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Begriff ‚Kultur‘ aus der translationswissenschaftlichen Diskussion heute nicht mehr wegzudenken ist. Es kann ohne weiteres KOLLERS (2004: 59) Annahme zugestimmt werden, dass Translation sowohl Kultur- als auch Spracharbeit bedeutet: „Arbeit mit der anderen und an der eigenen Kultur, Arbeit mit und an der eigenen Sprache“.

Die Einführung des Kulturbegriffs in die translationswissenschaftliche Diskussion Anfang der 80er Jahre diente der Kontextualisierung der Translation, was einen markanten Niederschlag in den situativ orientierten Faktorenmodellen der Übersetzung gefunden hat. Der an die interkulturelle Germanistik anknüpfende Ansatz (vgl. VERMEER 1989: 36) wandte sich wiederum der soziologischen, auf das menschliche Verhalten konzentrierten Sicht des Kulturbegriffs zu, der dem Translator die Rolle des Kulturexperten im Rahmen der translatorischen

Handlung zuschreibt (vgl. dazu HOLZ-MÄNTTÄRI 1988, brieflich in VERMEER 1989: 23). Zum obersten Gebot der Translation wird die optimale Vermittlung der intendierten Information unter den Gegebenheiten der Zielkultur (Vermeer 1988: 138). Der Textsinn ist dabei kein statischer, ausgangskulturorientierter Begriff, sondern er soll dynamisch von Zielkultur- und Zielrezipientenseite her definiert werden. Dieser Forderung entspricht die Kohärenzregel der funktionalen Skopostheorie von Reiß und Vermeer, die besagt, dass die Translation dann geglückt sei, wenn sie vom Empfänger als hinreichend kohärent mit seiner Situation interpretierbar werde. Dieser Theorieansatz fasst die Kultur in Kategorien des erwartungskonformen Verhaltens und Handelns, lässt aber ein immer noch breites Spektrum der translationsrelevanten Herausforderungen unberücksichtigt, vor denen der Translator bei der Vermittlung zwischen fremden Sprachen und Kulturen gestellt wird. Dieses Desiderat kann die Fokussierung der kultursensitiven Translationsforschung auf mentale Prozesse des Translators und auf aus ihnen hervorgehende translationsbezogene Entscheidungen ausgleichen. Untersucht werden sollen einerseits translatorische Verfahren, die eine Vermittlung zwischen dem Ausgangstextproduzenten und Zieltextrezipienten anstreben, andererseits der intime Umgang mit dem Ausgangs- und Zieltext, an der Schnittstelle von zwei einander fremden Sprachen und Kulturen.

Im Rahmen meines Beitrags möchte ich mich auf translatorische Prozeduren konzentrieren, denen die Überführung der im Ausgangstext enthaltenen Kulturelemente in die Zielsprache zu Grunde liegt. Es handelt sich um solche Elemente, die von HANSEN (1996: 63) als ‚Kulturspezifika‘, ‚Kultureme‘ oder ‚kulturgebundene Elemente‘ bezeichnet werden und zu denen nach HEJWOWSKI (2004: 71–72) Eigennamen, Bezeichnungen und Wendungen, die mit der Lebensorganisation in der Ausgangskultur verbunden sind (z.B. politisches System, Schul-, Gesundheitswesen), Sitten und Bräuche, Zitate, Anspielungen gehören. Bei der Übersetzung dieser Einheiten wird der Translator mit der Aufgabe konfrontiert, zuerst diese Elemente vor dem Hintergrund des gesamten Ausgangstextes, in ihrer kulturellen Verankerung zu verstehen und in der darauf folgenden Etappe sie vor dem Hintergrund der Zielkultur zum Verstehen zu bringen. Diesen beiden Sphären – dem *Verstehen* und dem *Zum-Verstehen-Bringen* – gilt unser Augenmerk.

In einer sich auf diese beiden Bereiche beziehenden translationswissenschaftlichen Arbeit von KUPSCH-LOSEREIT (1995a: 195) taucht der Begriff ‚Bewusstsein‘ auf. Jede Textbehandlung soll nach Kupsch-Losereit mit den Fragen beginnen: „Welches Wissen ist im Bewusstsein der Mitglieder der Ausgangssprachkultur vorhanden?“ und „Kann der Zieltextempfänger dieses Wissen besitzen, kann er es in vorhandenes Vorwissen eingliedern, bzw. will ich (als Translator) es vermitteln und wenn ja, mit welchen zielkulturellen Mitteln?“ In der Fortführung dieses Gedankens lässt sich konstatieren, dass für eine erfolgreiche Translation ein breit ausgeprägtes *interkulturelles* oder aber *transkulturelles* Bewusstsein des Translators vorausgesetzt wird, wie es Prof. Barbara Lewandowska-Tomaszczyk in einem Vortrag auf der Konferenz der Polnischen Gesellschaft für Angewandte Linguistik im März 2010 postuliert hat.

2. Kognitive Verstehensprozesse bei der Translation

Nach kognitionswissenschaftlichen Erkenntnissen wird Textverstehen erst durch das im Langzeitgedächtnis gespeicherte Wissen über das Referenzpotential eines Ausdrucks, die mit ihm

verbundenen Situationen, den Bezug eines Ausdrucks zu vorgestellten und erinnerten Dingen, zu sozialen und interaktionellen Mustern möglich.

Referenz wird weitgehend mithilfe von semantischen Inferenzprozessen hergestellt, deren Grundfunktion in der Suche nach dem Sinn des Gesagten zu betrachten ist (vgl. STROHNER 2005: 197). Neben den semantischen Inferenzen spielen auch syntaktische und handlungsorientierte Inferenzen (vgl. dazu VAN DE VELDE 1981: 46–71 und KUBEJKO 2001: 93) bei den translatorischen Verstehensprozessen eine nicht weniger gravierende Rolle.

Damit das Verstehen bewerkstelligt werden kann, muss es also ein Zusammenspiel geben zwischen den verschiedenen Analyseebenen im Sprachverarbeitungsprozess wie Syntax, Semantik und Pragmatik. In Anlehnung an die Theorie der strategischen Sprachverarbeitung von VAN DIJK / KINTSCH (1983) lassen sich für Verstehensprozesse in der Translation solche Ebenen der Verarbeitung unterscheiden, wie die Ebene der semantischen Grundeinheiten, Wörter, die Ebene der Teilsätze, die Ebene der lokalen Kohärenz: der Satzverbindungen; die Ebene der Makrostruktur und die Ebene der Superstruktur: der konventionalisierten Formen von Textsorten (vgl. RICKHEIT / STROHNER 1993: 77). Die Kernaussage des Textes wird auf der Ebene der Makrostruktur ausgedrückt, bei deren Schaffung dem Kontextwissen des Translators eine besondere Rolle zukommt.

Das Zusammenwirken von *top-down*- und *bottom-up*-Prozessen kann auf die translationsrelevante Weise anhand des von FILLMORE (1977) entwickelten und von VANNEREM / SNELL-HORNBY (1986) in die translationswissenschaftliche Diskussion eingeführten *scene-and-frame-Semantik-Modells* ergründet werden. Mit dem Modell von Fillmore lässt sich darüber hinaus die Voraussetzung des transkulturellen Bewusstseins beim Translator erklären.

2.1 Scene-frame-Bildungsprozesse in der Translation

Frame wird von Fillmore für jedes System der sprachlichen Möglichkeiten benutzt, das mit prototypischen Szenen in Verbindung gebracht werden kann, und *scene* – für jede Art von zusammenhängenden Segmenten menschlicher Überzeugungen, Erfahrungen und Vorstellungen (vgl. HÖNIG 1998: 330). Der Sprachbenutzer findet im Verstehensvorgang zu jeder linguistischen Form (*frame*) zunächst Zugang mittels eigener kulturgeprägter Erfahrung bzw. einer Situation, die für ihn persönlich von Bedeutung ist (*scene*). Die von einem *frame*, z.B. einem Wort, evozierten Assoziationen sind Abbildungen der kulturellen Vorstellungen und Traditionen, die dieses Wort im mentalen System des Rezipienten aktiviert. *Scenes*, unsere Wissensbestände und kulturgeprägten Erfahrungen also, formieren sich als Erwartungsstrukturen in Bezug auf die Welt und die Texte, die wir wahrnehmen. Einerseits ermöglichen sie die Identifizierung und Interpretation von Objekten und Ereignissen unserer Umwelt und andererseits modellieren sie unsere Wahrnehmungen.

In der Translation baut der Translator auf der Basis der wahrgenommenen ausgangssprachlichen *frames* die von ihnen intendierten *scenes* (mentalen Bilder) auf, die die Gesamtszene des Ausgangstextes bilden. Er muss also nicht nur sprachliche Zeichen richtig identifizieren, sondern sie im Kontext der ausgangskulturellen Faktoren, auf Grund seines Wissens, seiner Erfahrungen, vor dem Hintergrund der Erwartungen und Intentionen des

Ausgangstextproduzenten und unter Einbeziehung der anderen *frames* interpretieren. Folglich kommen in dieser Verstehensphase Inferenzstrategien zum Einsatz. Die nächste Etappe bilden die mentalen Prozesse des Translators, die auf die Überführung der ausgangskulturellen *scenes* in die zielkulturellen *scenes* abzielen. Die vom sprachlichen Gewand gelöste Gesamtscene des Ausgangstextes – seine Makrostruktur – wird zum zielsprachlichen *frame* reduziert, der wiederum im mentalen System des Ziel-*frame*-Empfängers Konzepte aktiviert, die eine vom Translator angestrebte *scene* hervorrufen sollen.

Eine besondere Schwierigkeit können für den Translator die in ausgangssprachlichen *frames* enthaltenen, in der Einleitung annoncierten Kulturelemente darstellen, die sich in die kognitiven Strukturen des Zieltextempfängers nicht ohne weiteres integrieren lassen. Der Translator wird zuallererst vor die Alternative gestellt, die Szene der Ausgangskultur auch für den Zielrezipienten heraufzubeschwören oder auf eine A-Szene, eine funktional äquivalente Szene in der Zielkultur, abzielen (vgl. VERMEER / WITTE 1990: 68). Diese Entscheidung hängt oft von der behandelten Textsorte ab. So kann sich der Translator im Falle eines Gebrauchstextes der Methode der instrumentellen Übersetzung bedienen (vgl. KUPSCH-LOSEREIT 1995b: 5), dagegen bei der literarischen Übersetzung den Zielsprachenleser das Exotische und die „andere“ Ausdrucksform spüren lassen, also die kulturelle Differenz markieren. Diese Wahl bildet den Kern der von Schleiermacher formulierten und bis heute gängigen Dichotomie zwischen ‚Verfremden‘ und ‚Einbürgern‘.

Im Weiteren versuchen wir der Frage nachzugehen, welche Strategien der Translator einsetzt, um die kulturelle Fremdheit mit der mentalen Szene des Zieltext-Empfängers zusammenzuführen.

3. Vermittlung der kulturellen Andersartigkeit am Beispiel der Übersetzungen des *Pan Tadeusz* von Adam Mickiewicz

Als Untersuchungsgegenstand wird das hervorragendste Zeugnis der polnischen Kultur: das 1834 in Paris erschienene Nationalepos *Pan Tadeusz* von Adam Mickiewicz gewählt.

Die polnische Kultur spiegelt sich in *Pan Tadeusz* sowohl auf der lokalen als auch auf der globalen Ebene der Sprachverarbeitung. Auf der lokalen Ebene – in Gestalt von Trachten-, Speisen-, Tänzenamen, Amtsbezeichnungen, Beschreibungen der Sitten und Bräuche sowie kulturgeprägten phraseologischen Ausdrücken und Sprichwörtern. Die in der Makro- und Superstruktur verschlüsselte Kultur ist die Handlungsebene der dargestellten Geschichte des polnischen Adels aus den Jahren 1811 und 1812. Mit all seinen kulturtragenden Elementen wird das Werk von Mickiewicz als eine Aufzeichnung und ein Vermächtnis des Polentums betrachtet, das ein wesentliches Element der nationalen Identität und des nationalen Bewusstseins darstellt (vgl. SKIBIŃSKA 1999: 7f.). Dieses eigentümliche Gepräge des Werkes bildet seine Makroszene, die mit Hilfe der zielsprachlichen *frames* dem Zieltextrezipienten zugänglich gemacht werden soll.

Wie die Übersetzer bei der Vermittlung der kulturellen Andersartigkeit vorgehen, versuche ich am Beispiel der Übersetzungen des *Pan Tadeusz* von Siegfried LIPINER (1882), Walter PANITZ (1955), Hermann BUDDENSIEG (1963) und Walburg FRIEDENBERG (1977) aufzuzeigen.

Bevor einzelne Übersetzungspassagen behandelt werden, soll darauf hingewiesen werden, dass Mickiewicz den polnischen Leser im Zusammentreffen mit der in seinem Werk dargestellten Wirklichkeit unterstützt. Mit Hilfe einer reichhaltigen Liste von Anmerkungen klärt er ihn über die Funktionen der Ämter, über die Bedeutung der eingesetzten symbolhaften und kulturtragenden Elemente, über geschichtliche Ereignisse und sogar über den Sinn und die Etymologie der kulturgeprägten Ausdrücke und Sprichwörter auf. Damit wird nicht nur die Verarbeitung der einzelnen *frames*, sondern auch der Aufbau der Gesamtszene des Textes in höherem Maße gefördert. In diesem Zusammenhang muss die Entscheidung von Walburg Friedenberg, den Werkteil mit Erläuterungen auszulassen, auf Protest stoßen. Glücklicherweise verfallen die anderen Übersetzer dieser unverzeihlichen Verfehlung nicht. Sie bereichern sogar die Erklärungen Mickiewiczs um ihre eigenen Anmerkungen, die Informationen zu historischen Gestalten und Ereignissen, religiösen und kulturgebundenen Erscheinungen beinhalten.

Wie verfahren nun die Übersetzer bei der Übertragung der einzelnen Einträge von Mickiewiczs „lebendiger Enzyklopädie des polnischen Alltags“, wie sie der polnische Dichter und Mickiewicz-Biograph Mieczysław Jastrun (BUDDENSIEG 1963 im Nachwort zu seiner Übersetzung) nennt?

3.1 Amts- und Titularamtsbezeichnungen

Eine besondere Schwierigkeit stellt die Übersetzung von Amts- und Titularamtsbezeichnungen dar. Im Umgang mit diesen Übersetzungseinheiten werden meistens *direkte Übernahme*, *Substitution* und *Ersetzung* gebraucht. Wo kulturelle Asymmetrien besonders deutlich sind, finden sich neben der *Annotation* auch Verfahren des *explizierenden Übersetzens* (vgl. dazu KERZEL / SCHULTZE 2007: 941). Diese Vorgehensweisen finden auch in den deutschen Übersetzungen von *Pan Tadeusz* Anwendung (Tab. 1).¹

Wie schon erwähnt wurde, finden genau wie bei Mickiewicz auch bei Lipiner, Panitz und Buddensieg diese Bezeichnungen im Anmerkungen-Teil ihren Platz. So erfährt ihr Leser, welche Funktion, welche Ehre mit jedem der genannten Ämter zu verbinden sind. Anders bei Friedenberg, wo der Rezipient der Übersetzung hinsichtlich dieser Informationen sich selbst überlassen ist.

Die angeführten Beispiele zeigen, dass die Übersetzer bemüht waren, im Bereich der deutschen Titulaturen funktionale Äquivalente zu finden und damit beim Aufbau der Zielszene dem deutschen Empfänger näher zu kommen. Problematisch zeigte sich jedoch die Vielfältigkeit der Hierarchie der alten polnischen und litauischen Landämter, was das Beispiel der Amtsbezeichnung *Podczaszye*² illustrieren kann. So wurde *Podczaszy* fehlerhaft von Panitz und Buddensieg mit *Truchseß* gleichgesetzt. Diese Ämter hatten zwar ursprünglich eine ähnliche Funktion, in der Amtshierarchie aber eine ganz unterschiedliche Stellung. Für *Podczaszy*

¹ Vgl. dazu Definition des Begriffs *kulturelle Vorstellung* von ZINKEN / ZYBATOW (2006: 13): „Eine kulturelle Vorstellung ist ein teils kreativer, teils reproduktiver Akt der (Re-)Organisation von Wissen, das in einer kulturellen Gruppe sprachlich gefestigt ist.“

² Die Endung *-yc* bezeichnete im Altpolnischen den Sohn, also im genannten Beispiel den Sohn von *Podczaszy*.

wäre der deutsche *Mundschenk* angemessener. Friedenberg blieb bei der Übertragung dieser Bezeichnung auf der sprachlichen Oberfläche, ohne die Referenz des Wortes, geschweige denn die Bedeutung der Endung *-yc* zu erschließen. So heißt bei ihr *Podczaszyc – Herr Mittlerweile*.

Tab. 1: Amts- und Titularamtsbezeichnungen

Mickiewicz (1834)	Lipiner (1882)	Panitz (1955)	Buddensieg (1963)	Friedenberg (1977)
Asesor	Assessor	Assessor	Assessor	Assessor
Hrabia	Graf	Graf	Graf	Graf
Podczaszyc	Podczaszyc Mundschenksohn	Der Sohn des Truchsess	Der Sohn des Truchsess, Truchsesssohn	Herr Mittlerweile
Podkomorzy	Kämmerer	Kammerherr	Kämmerer	Kämmerer
Rejent	Notar	Rejent	Notar	Notar
Sędzia	Richter	Richter	Richter	Richter
Stolnik	Truchsess	Truchsess	Truchsess	Truchsess
Wojewoda	Wojewode	Wojwode	Wojewode	Wojewode
Wojski	Wojski	Wojski	Wojski, Pan Wojski	Herr Wojski
Woźny	Protasius, Gerichtsfron	Woźny	Woźny	Protasius, Gerichtsfron

In der Tabelle gibt es Beispiele für Reproduktionen und den Gebrauch der polnischen Amtsbezeichnungen als Nachnamen: *Wojewode*, *Wojski*, *Woźny*. Lipiner und Friedenberg verwenden für *Woźny* abwechselnd den Vornamen dieser Figur (*Protasius*) und das deutsche funktionale Äquivalent *Gerichtsfron*.

3.2 Namen von Speisen und Getränken

Eine andere Art der Übersetzungsstrategie können wir bei den Übertragungen der polnischen und litauischen Namen von Speisen ins Deutsche beobachten (Tab. 2).

Nicht selten begegnet der deutsche Leser exotischen, die polnische Schreibweise bewahrenden Übersetzungen: *Bigos*, *Barszcz*, *Königsbarszcz*, *Chłodzic*, *Chłodnik*. Bei Panitz finden wir eine in Mickiewiczs Text nicht existierende Beschreibung von *Chłodzic*. Buddensieg und Friedenberg bedienen sich im Fall des *Chłodzic* auch der erklärenden Übersetzung, indem sie diese Speise als *litauische Rahmsuppe*, *litauische Chłodnik* (mit Rahm) oder *litauische kalte Schale* beschreiben.

Ein interessantes Beispiel der transkulturellen Vermittlung stellt die Übersetzung von *wódka gdańska* ins Deutsche dar. Panitz und Buddensieg knüpfen mit Recht in ihren Entscheidungen an die Geschichte dieses Getränkes an. Bei *wódka gdańska* handelt sich nämlich um *Danziger Goldwasser*, das im 18. Jahrhundert den Namen *Der Lachs – Original Danziger Goldwasser* erhielt, nachdem die Brennerei, die es herstellte, in Lachs umbenannt wurde

(vgl. SAMP 1999: 119–123 sowie PAZDAN / BUK 2003).³ Der Name *Lachs* wird bis heute verwendet, und das Getränk wird immer noch nach der alten Rezeptur hergestellt. Die Einführung dieses für deutsche Rezipienten vertrauten Elementes wirkt sich ohne Zweifel positiv auf die Konstruktion der Zielszene aus.

Tab. 2: Namen von Speisen und Getränken

Mickiewicz (1834)	Lipiner (1882)	Panitz (1955)	Buddensieg (1963)	Friedenberg (1977)
Zrazy	Klöpse	Schnitzel (II. und IX. Buch)	Fleischklöße (II. Gesang), Klöße (IX. Gesang)	Fleischgericht, das einem Gulasch man vergleichen konnte (II. Buch), Gulaschstücke (IX. Buch)
chołodziec	Litauersuppe	Chołodziec Das Vorgericht wurde schweigend genossen: Fleischstückchen mit reichlich Sahne begossen, Dazu Käse und Gurkenstückchen auch, So war es von jeher in Polen Brauch. Chołodziec	litauische Rahmsuppe litauische Chłodnik (mit Rahm)	litauische kalte Schale litauische kalte Schale
Bigos	Bigos	Bigos	Bigos	Bigos
barszcz królewski	Barszcz Königsbarszcz	Der 'Königliche Bartschtsch'	Königsbarszcz	Königsbarszcz (ein Nationalgericht, eine Art Suppe)
rosół staropolski	altpolnische Brühe	Leibgericht	Die altpolnische Fleischbrühe, Rosoł	Brühe, kunstgerecht auf altpolnische Art bereitet
wódka gdańska	Danziger Schnaps	Danziger Lachs	Danziger Lachs	Danziger Schnaps
siwa wódka	Schnaps	Wodka	Wodka	Grauer Schnaps
czarna polewka	schwarze Suppe	Die 'schwarze Suppe' (reichen)	Die Schwarze Suppe (reichen)	Schwarzsauer (reichen)

In der Auflistung finden wir auch einen Speisennamen, der heutzutage in einer polnischen kulturgeprägten lexikalisierten Wendung gebraucht wird. Es handelt sich um die symbolische Bezeichnung *czarna polewka*, die von Lipiner, Panitz und Buddensieg mit *schwarze Suppe* und von Friedenberg mit *Schwarzsauer* wiedergegeben wurde. Die letzte Variante drückt die Bedeutung der polnischen *czernina* aus, die mit *czarna polewka* gleichzusetzen ist, verfehlt jedoch die vom Autor beabsichtigte symbolische Bedeutung der Speise. Die den polnischen

³ Zu den verschiedenen Übersetzungsverfahren, die Realien – unter besonderer Berücksichtigung kulinarischer Begriffe – in *Pan Tadeusz* zu verdeutschen, vgl. außerdem PAZDAN 2003, PAZDAN / BUK 2004, PAZDAN / BUK 2005.

Brauch der damaligen Zeit widerspiegelnde Wendung *schwarze Suppe reichen* meint so viel wie im Deutschen *einen Korb geben*, also die Absage für einen um die Hand eines Fräuleins bemühten Herrn. Friedenberg lässt den deutschen Leser durch den Verzicht auf Mickiewicz's Erklärungen an beiden Stellen in *Pan Tadeusz*, an denen die symbolhafte Speise vorkommt, über deren symbolische Bedeutung im Unklaren. Der Leser kann somit die von Mickiewicz intendierte Szene nicht aufbauen, wodurch er auch der Chance beraubt wird, sein Kulturwissen im Bereich der altpolnischen Sitten und Bräuche zu erweitern.

3.3 Übersetzbarkeit von Sprachsymbolen – dargestellt an einem Beispiel

Interessant wäre es zu verfolgen, wie die in *Pan Tadeusz* enthaltenen Sprachsymbole in die Zielszene integriert wurden. Sprachsymbole fassen wir nach DOBROVOL'SKIJ (2002: 34) als konnotative Zeichen auf, dessen konnotative Bedeutung für seine „symbolische Lesart“ wichtiger ist als seine primäre (denotative) Bedeutung.

Für unseren Untersuchungsgegenstand erweist sich auch die von Dobrowol'skij angeführte Definition Jurij Lotmans als relevant. So fasst Lotman das Symbol als Zeichen auf, „dessen Inhaltsplan zugleich ein Zeichen einer anderen Rangordnung ist: Inhalt₍₁₎ dient selbst als Ausdruck für einen neuen Inhalt₍₂₎; dabei ist Inhalt₍₂₎ in der Regel kulturell bedeutender als Inhalt₍₁₎“ (LOTMAN 1992, zit. nach DOBROVOL'SKIJ 2002: 34). Das Symbol als Ausdruck und Inhalt hat einen autonomen, in sich geschlossenen Sinn sowie Grenzen, so kann er leicht aus einem semiotischen Kontext herausgelöst werden (vgl. DOBROVOL'SKIJ 2002: 34f.). Sprachsymbole treten oft als Konstituenten von Phraseologismen auf, deren Verständnis ein spezielles, symbolisches Wissen seiner Rezipienten voraussetzt. Es handelt sich dabei um Wissen über die sekundäre Bedeutung des Symbols, das sich in der Sprache sowie in der Kultur manifestiert.

Im behandelten Epos werden wir mit zahlreichen Phraseologismen konfrontiert, deren Verständnis ein ausgeprägtes kultursymbolisches Wissen erfordert. So können in *Pan Tadeusz* über 70 Stellen mit dem Lexem ‚Herz‘ nachgewiesen werden, die meist in metaphorischer Bedeutung phraseologisch verwendet werden (vgl. dazu MAŁGORZEWICZ 2010). Es handelt sich dabei in erster Linie um Konnotationen mit der Gefühlssphäre, wir begegnen aber auch solchen Herz-Metaphern, die Dispositionen des Menschen bezeichnen oder sich auf sein moralisches Bild beziehen (vgl. MAŁGORZEWICZ 2010: 128, 129). Und so stellt Mickiewicz dem menschlichen Herzen das *serce jaszczurze* (Echsenherz) gegenüber. Unsere Aufmerksamkeit gilt im Folgenden der symbolhaften Bezeichnung *jaszczurczy* und ihrer Übertragung in den deutschen Fassungen von *Pan Tadeusz*.

Die sich auf das Herz beziehende lexikalisierte Einheit *jaszczurzy* suggeriert laut dem Phraseologischen Wörterbuch der polnischen Sprache (SKORUPKA 1985) einen *boshaften* und *niederträchtigen* Menschen. Das Symbolwörterbuch von KOPALIŃSKI (1990) führt bei dem Stichwort *jaszczurczy* auch die Bedeutung *tödlich*, *hinterhältig* an. Mickiewicz's Metonymie wurde von Friedenberg übernommen, dagegen haben sich die drei anderen Übersetzer in der Wiedergabe ihrer Semantik für andere Metaphern entschieden, wobei sie in der Tier-Domäne geblieben sind. Bei Lipiner wird das polnische *serce jaszczurze* durch **Schlangenherz** und bei Buddensieg durch **Drachenherz** ersetzt. Panitz dagegen verzichtet auf die Herz-Komponente,

indem er das auf Grund vom polnischen *serce jaszczurze* aufgebaute Abstraktum mit der *Schlange* konnotiert und in seiner Übertragung das Idiom *falsche Schlange* gebraucht. Schlange tritt im Deutschen, ähnlich wie in anderen Sprachen, in negativer Symbolik auf (vgl. dazu zahlreiche Beispiele bei DOBROVOL'SKIJ 2002: 207–215). Bekannt sind in europäischen Sprachen die in biblischen Textstellen verhafteten Komposita wie *Otternbrut* für hinterhältige, boshafte Personen. Interlingual verbreitet ist auch ein auf eine Äsopsche Fabel zurückgehendes Idiom: *eine Schlange am Busen nähren* [poln.: *wyhodować żmiję na własnej piersi*; russ.: *prigret zmeju na grudi*]. Schlange wird hier vor allem mit Falschheit und Undankbarkeit assoziiert. Diese Vorstellung passt in die von Mickiewicz erzielte Szene, daher können die Lösungen von Lipiner und Panitz als adäquat angesehen werden. Bei den anderen Übersetzungen sind die negativen Konnotationen des gebrauchten *frames* wiederum nicht so eindeutig. Die gewählten Komponenten haben den Charakter einer eher okkasionellen, kreativen Metapher, deren Bedeutung erst in Relation zu anderen Szenenelementen erschlossen werden kann. Das besprochene Beispiel macht deutlich, dass die Verarbeitung der lexikalisierten sprachlichen Einheiten – ähnlich wie der Kultureme – im Kulturwissensraum stattfindet.

4. Resümee

Die angeführten Übersetzungsbeispiele zeigen, dass sich die polnischen kulturtragenden Inhalte erfolgreich in die deutsche mentale Weltrepräsentation übertragen lassen. Wir begegnen den Übersetzern als kreativen Textgestaltern, denen es gelungen ist, adäquate Szenen zu aktivieren – in einem neuen, dem Stil und dem Sprachcharakter entsprechenden Gewand. Fehlerhafte Übersetzungen sind in den meisten Fällen Resultat des mangelnden Verständnisses der Ausgangskulturerscheinungen. Die Übersetzer bleiben dabei im Bereich des Ausgangsrahmens, ohne die Ausgangsszene des Ausgangsrahmenproduzenten zu berücksichtigen oder sie gar wahrzunehmen. Andererseits gibt es auch Beispiele für eine rudimentäre Kenntnis der zielkulturellen Realität oder der zielsprachlichen Konzeptualisierungsmöglichkeiten. Diese Defizite könnten die Translatoren durch prognostische Fähigkeiten wettmachen, die auf Grund ihres umfassend strukturierten sprachlichen und transkulturellen Bewusstseins sowie Selbstbewusstseins entwickelt werden. Die metakognitive Kompetenz, im Sinne des von ŻMUDZKI (2010: 119) definierten Mehrwertes, also die eigene, individuelle Translations- und Kommunikationstheorie, macht es möglich, in der interkulturellen Kommunikation die Kluft zwischen einander fremden Sprach- und Kulturwelten zu überbrücken. Sie erlaubt sogar noch mehr: Die ausgangskulturelle Fremdheit kann dem Zieltextempfänger erfahrbar gemacht werden. So kommt es im Idealfall der translatorischen Tätigkeit zur interkulturellen Verständigung.

Literatur

Primärliteratur

MICKIEWICZ, Adam (1987): *Pan Tadeusz czyli Ostatni Zajazd na Litwie*. Warszawa.

BUDDENSIEG, Hermann [Übersetzer] (1963): *Adam Mickiewicz. Pan Tadeusz oder die letzte Fehde in Litauen*. München.

- FRIEDENBERG, Walburg [Übersetzerin] (1977): *Adam Mickiewicz. Pan Tadeusz. Das Werk des großen polnischen Romantikers, ein Hohelied der Heimatliebe. Klangbildlich ins Deutsche übertragen*. Wien.
- LIPINER, Siegfried [Übersetzer] (2011; ¹1882): *Pan Tadeusz oder Der letzte Einritt in Litauen*: <http://www.zeno.org/Literatur/M/Mickiewicz,+Adam/Versroman/Pan+Tadeusz+oder+Die+letzte+Fehde+in+Litauen> [Stand vom 07.02.2011].
- PANITZ, Walter [Übersetzer] (1955): *Adam Mickiewicz. Pan Tadeusz oder Der letzte Einritt in Litauen. Versepos in zwölf Büchern*. Berlin.

Sekundärliteratur

- DIJK, Teun A., van / KINTSCH, Walter (1983): *Strategies of Discourse Comprehension*. New York.
- DOBROVOL'SKIJ, Dmitrij / PIIRAINEN, Elisabeth (1996): *Symbole in Sprache und Kultur. Studien zur Phraseologie aus kultursemiotischer Perspektive*. Bochum.
- FILLMORE, Charles J. (1977): Frames and Scenes Semantics. In: ZAMPOLLI, A. (Hg.): *Linguistic Structures Processing*. Amsterdam, 55–81.
- HANSEN, Doris (1996): Zum Übersetzen von Kulturspezifika in Fachtexten. In: KELLETTAT, A.F. (Hg.): *Übersetzerische Kompetenz. Beiträge zur universitären Übersetzerausbildung in Deutschland und Skandinavien*. Frankfurt/M. [u.a.], 63–78.
- HEJWOWSKI, Krzysztof (2004): *Kognitywno-komunikacyjna teoria przekładu* [Kognitiv-kommunikative Übersetzungstheorie]. Warszawa.
- HÖNIG, Hans (1998): Sind Dolmetscher bessere Übersetzer? In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 24, 323–343.
- KERZEL, Martina / SCHULTZE, Brigitte (2007): Anrede und Titulatur in der Übersetzung. In: KITTEL, H. / FRANK, A. P. / GREINER, N. / HERMANS, T. / KOLLER, W. / LAMBERT, J. / PAUL, F. (Hg.): *Übersetzung. Translation. Traduction. Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung. An International Encyclopedia of Translation Studies. Encyclopédie internationale de la recherche sur la traduction. Volume 2*. Berlin und New York, 936–948.
- KOLLER, Werner (2004): *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Wiebelsheim.
- KOPALIŃSKI, Władysław (1990): *Słownik symboli* [Wörterbuch der Symbole]. Warszawa.
- KUBEJKO, Ilona (2001): Das Inferenzphänomen in kognitivistischen Auffassungen. In: BERDYCHOWSKA, Z. / DĘBSKI, A. / HEINEMANN, M. (Hg.): *Im Blickpunkt: Textlinguistik und Pragmatik*. Kraków, 89–95.
- KUPSCH-LOSEREIT, Sigrid (1995a): Die Modellierung von Verstehensprozessen und die Konsequenzen für den Unterricht. In: *TextconText* 10, 179–196.
- KUPSCH-LOSEREIT, Sigrid (1995b): Übersetzen als transkultureller Verstehens- und Kommunikationsvorgang: andere Kulturen, andere Äußerungen. In: SALNIKOW, N. (Hg.): *Sprachtransfer – Kulturtransfer. Text, Kontext und Translation*. Frankfurt/M., 1–15.
- LOTMAN, Jurij (1992). Simvol v sisteme kul'tury [Symbol im Kultursystem]. In: LOTMAN, J. (Hg.): *Izbrannye stat'i v trech tomach* [Gesammelte Aufsätze in drei Bänden]. Tallinn, 191–199.
- MAŁGORZEWICZ, Anna (2008): Kognitive und übersetzerische Strategien des Translators im transkulturellen Verstehens- und Kommunikationsprozess am Beispiel literarischer Übersetzungen. In: BARTOSZEWICZ, I. / SZCZĘK, J. / TWOREK, A. (Hg.): *Linguistica et res cotidianae*. Wrocław–Dresden, 417–430.
- MAŁGORZEWICZ, Anna (2010): Bilder menschlicher Gefühle in der polnischen und deutschen Phraseologie und ihre Übersetzbarkeit, dargestellt am Beispiel der Herz-Metapher in *Pan*

- Tadeusz* von Adam Mickiewicz. In: BĄK, P. / SIERADZKA, M. / WAWRZYŃIAK, Z. (Hg.): *Texte und Translation*. Frankfurt/M. [u.a.], 121–132.
- PAZDAN, Rachel (2003): Zur Geschichte der Übersetzung des *Pan Tadeusz* von Adam Mickiewicz und der Problematik der Realia-Begriffe. In: *Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Rzeszowskiego 3* (= *Seria Filologiczna: Studia Germanica Resoviensia 1*). Rzeszów, 176–188.
- PAZDAN, Rachel / BUK, Agnieszka (2003): Danziger Lachs oder Wódka Gdańska. In: *Deutsch-polnische Wechselbeziehungen in Sprache und Kultur* (= *Studia Germanica Gedanensia 11*). Gdańsk, 53–64.
- PAZDAN, Rachel / BUK, Agnieszka (2004): Der Zauberstab des Übersetzers oder die Kunst, aus Hohlunder Heidelbeeren zu machen. In: *Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Rzeszowskiego 17* (= *Seria Filologiczna: Studia Germanica Resoviensia 2*). Rzeszów, 49–68.
- PAZDAN, Rachel / BUK, Agnieszka (2005): Ze sztućcem na rysia, czyli *Pan Tadeusz* po niemiecku [Luchs jagd mit der Gabel, oder „Pan Tadeusz“ in deutscher Sprache]. In: ZIELIŃSKI, L. / PŁAWSKI, M. (Hg.) (2005): *Rocznik Przekładoznawczy 1. Studia nad teorią, praktyką i dydaktyką przekładu* [Jahresschrift für Übersetzungswissenschaft. Studien zur Theorie, Praxis und Didaktik des Übersetzens]. Toruń, 49–59.
- RICKHEIT, Gert / STROHNER, Hans (1993): *Grundlagen der kognitiven Sprachverarbeitung: Modelle, Methoden, Ergebnisse*. Tübingen.
- SAMP, Jerzy (1999): *Miasto tysiąca tajemnic. Glosariusza gdańskiego część druga* [Die Stadt von tausend Geheimnissen. Danziger Lexikon, Teil 2]. Gdańsk.
- SKIBIŃSKA, Elżbieta (1999): *Przekład a kultura. Elementy kulturowe we francuskich tłumaczeniach „Pana Tadeusza”* [Übersetzen und Kultur. Kulturelemente in französischen Übersetzungen von „Pan Tadeusz“]. Wrocław.
- SKORUPKA, Stanisław (1985): *Słownik frazeologiczny języka polskiego* [Phraseologisches Wörterbuch der polnischen Sprache]. Warszawa.
- STROHNER, Hans (2005): Textverstehen aus psycholinguistischer Sicht. In: BLÜDORN, H. / BREINDL, E. / WASSNER, U.H. (Hg.): *Text-Verstehen. Grammatik und darüber hinaus*. Berlin und New York, 187–204.
- VANNEREM, Mia / SNELL-HORNBY, Mary (1986): Die Szene hinter dem Text: *scenes-and-frames-semantics* in der Übersetzung. In: SNELL-HORNBY, M. (Hg.): *Übersetzungswissenschaft – eine Neuorientierung. Zur Integrierung von Theorie und Praxis*. Tübingen, 194–205.
- VELDE, Roger G. van de (1981): *Interpretation, Kohärenz und Inferenz*. Hamburg.
- VERMEER, Hans J. (1988): Handlungstheorie und Translation. In: *TextconText 3/1988*, 119–140.
- VERMEER, Hans J. (1989): *Skopos und Translationsauftrag*. Heidelberg: Institut für Übersetzen und Dolmetschen.
- VERMEER, Hans J. / WITTE, Heidrun (1990): Mögen Sie Zistosen? Scenes & frames & channels im translatorischen Handeln (= *TextconText, Beiheft 3*). Heidelberg.
- ZINKEN, Jörg / ZYBATOW, Lew N. (2006): Theoretischer Rahmen: Metapher, Kultur, Vorstellung. In: ZYBATOW, L. N. (Hg.): *Kulturelle Vorstellungswelten und Metapher. Metaphorische Stereotypen der deutschen und russischen Medien als Hypertext*. Frankfurt/M. [u.a.], 1–18.
- ŻMUDZKI, Jerzy (2010): Aktuelle Profile der germanistischen Translationsdidaktik in Polen. In: MAŁGORZEWICZ, A. (Hg.): *Translation: Theorie – Praxis – Didaktik*. Dresden–Wrocław, 117–136.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Janina Gesche / Jörg Gesche
Universität Gdańsk / Stockholm

Der Erhalt von Neologismen in der deutschen und
schwedischen Übersetzung von Stanisław Lems Erzählung
Der futurologische Kongress

On translation of neologisms in German and Swedish translations of Stanisław Lem's short story *The Futurological Congress*. – The prose of Stanisław Lem is rich in neologisms. *The Futurological Congress: From the Memoirs of Ijon Tichy* is one of short stories. The author introduces new terminology in order to describe unknown worlds, societies of the future and alien civilizations. That imposes high demands on the translator. In a sufficiently accurate translation, however, every neologism has a unique and easily identifiable equivalent as the number of translation strategies is reduced to a few ones. If the rate is significantly high – as in the case of *The Futurological Congress* – neologisms and their equivalents in the translations represent a good sample for determining the accuracy of the translation. The Swedish translation is not based on the Polish original but on the German translation, not surprisingly, the differences in quality are remarkable.

Tłumaczenie neologizmów w niemieckim i szwedzkim przekładzie opowiadania Stanisława Lema *Kongres futurologiczny*. – Proza Stanisława Lema zawiera wiele neologizmów. Takim utworem jest również opowiadanie *Kongres Futurologiczny*. W celu opisanego nieznanego światów, przyszłych społeczeństw i obcych cywilizacji autor wprowadza do tekstu nową terminologię. Przełożenie nowoutworzonych konstrukcji językowych na język obcy stanowi dla tłumacza wyjątkowo trudne zadanie. Teoretycznie każdy neologizm powinien znaleźć w przekładzie swój ekwiwalent. Ponieważ ilość możliwych strategii translatorskich jest tutaj niewielka, można na tej podstawie określić stopień poprawności translatu. Szwedzkie tłumaczenie opowiadania Stanisława Lema nie opiera się na polskim oryginale, lecz powstało jako przekład translatu niemieckiego. Porównanie obydwu przekładów ujawnia istotne różnice w ich jakości.

1. Zum Werk von Stanisław Lem (1921–2006) und seinen Übersetzungen

Wenn es beim Übersetzen schönliterärer Texte unter anderem darum geht, die wesentlichen Texteigenschaften weitestgehend zu erhalten, so sollten stilistische Besonderheiten auch in der Übersetzung als solche erkennbar sein, dort also eine gut und zweifelsfrei zu lokalisierende Entsprechung haben. Wenn es sich um ein für eine Textsorte häufig eingesetztes und gleichzeitig zweifelsfrei zu isolierendes Stilmittel handelt, so ergeben sich hier Fixpunkte, an denen die Wiedergabetreue der Übersetzung messbar wird, zumindest bezüglich dieses einen Merkmals. Die Neologismen in einigen Erzählungen von Stanisław Lem – dort wo sie häufiger vorkommen – würden diese Bedingungen erfüllen.

Wir werden darstellen, welche Möglichkeiten und Freiheiten dem Übersetzer hier zur Verfügung stehen, welche er wählt und wie vollständig dieses neue Vokabular in der Zielsprache eingeführt wird. Ein Vergleich der deutschen und der schwedischen Übersetzung mit dem Original wird zeigen, dass die Unterschiede groß sein können. Die Kritik geht, wie es scheint, häufig genug davon aus, dass die vorliegende Übersetzung in einem vorgegebenen Rahmen korrekt und vollständig ist, was in Einzelfällen immer wieder ungerechtfertigt ist. Dies ist gravierend, solange im Zweifelsfall weder Rezensent noch Leser die Möglichkeit haben, einzelne Übersetzungen sporadisch zu überprüfen. Die entsprechenden mehrsprachig synchronisierten Ausgaben existieren – auch in elektronischer Form – nicht. Für die im Folgenden präsentierten Auswertungen wurden dreisprachig auf Satzebene synchronisierte Texte in Datenbankform erstellt (MySQL) und nach Übersetzungsgesichtspunkten statistisch ausgewertet.

Das literarische Werk Stanisław Lems umfasst zunächst Romane und Erzählungen, auch Bühnenstücke, später in zunehmendem Maße Essays. Die schönliterären Texte überwiegen bei weitem, es finden sich jedoch auch solche mit Sachtextcharakter. Seine Schaffensperiode reicht von den frühen Titeln der vierziger und fünfziger Jahre wie *Człowiek z Marsa* (1946, dt. *Der Mensch vom Mars*, 1989), *Szpital Przemienienia* (1955, dt. *Das Hospital der Verklärung*, 1959) und *Astronaucci* (1951, dt. *Astronauten. Der Planet des Todes*, 1960) über eine Reihe sehr erfolgreicher – meist futuristischer – Romane und Erzählungen bis hin zu den fortschrittskritischen Aufsätzen der Jahre 2000 und 2001 – einige Jahre nach dem selbst angekündigten Ende einer mehr als fünfzig Jahre währenden stetigen schriftstellerischen Tätigkeit. Eine Zuordnung zur Gattung SF, wie sie die genannten Titel nahelegen, gilt für einen großen Teil des Oeuvre von Stanisław Lem, ist jedoch nicht vollständig gerechtfertigt, da es von den gängigen Mustern häufig abweicht. Vor allem das spätere Werk – beginnend mit den sogenannten apokryphen Schriften – dokumentiert eine Wandlung hin zur kritischen Essayistik.

Lems Gesamtwerk – etwa 35 Bücher – liegt nahezu vollständig in deutscher und englischer Übersetzung vor, wobei die Zählweisen aufgrund verschiedener Zusammensetzungen einzelner Essaysammlungen voneinander abweichen. Was schwedische Übertragungen anbetrifft, so sind z. Zt. Übersetzungen von lediglich zwölf Werken verfügbar (hier in der Reihenfolge ihres Erscheinens aufgeführt):

- *Solaris*, 1973 (zwei Versionen: *Solaris* von Johan Malm, 1961, und *Solaris* von S.Ch. Swahn, 1984),
- *Niezwyciężony*, 1964 (*Segraren*, Übers. S. Peev, 1972),
- *Doskonała próżnia*, 1983 (*Det perfecta tomrummet*, Übers. K. Renström, 1975),
- *Kongres futurologiczny*, 1971 (*Den stora framtidskongressen*, Übers. S.Ch. Swahn, 1978),
- *Cyberiada*, 1965 (*Cyberiaden*, Übers. M. von Zweigbergk, 1979),
- *Wysoki zamek*, 1966 (*Det höga slottet*, Übers. M. Teeman, 1979),
- *Pamiętnik znaleziony w wannie*, 1961 (*Memoarer funna i ett badkar*, Übers. M. von Zweigbergk, 1980),
- *Katar*, 1975 (*Snuvan*, Übers. J. Malm, 1981),
- *Dzienniki gwiazdowe*, 1957 (*Stjärndagböckerna*, Übers. M. von Zweigbergk, 1983),
- *Opowieści o pilocie Pirxie*, 1968 (*Rymdpiloten Pirx*, Übers. M. von Zweigbergk, 1983),
- *Pokój na Ziemi*, 1987 (*Fred på jorden*, Übers. M. von Zweigbergk, 1985),
- *Fiasko*, 1987 (*Fiasko*, Übers. M. von Zweigbergk, 1987).

Damit steht nur etwa ein Drittel des Textmaterials in schwedischer Übersetzung zur Verfügung. Dies deckt vor allem die späteren Werke ab, es fehlen aber wichtige Titel, z.B. *Głos Pana* (1968, dt. *Die Stimme des Herrn*). Sechs der oben aufgelisteten Texte stammen von einem einzigen Übersetzer. Auch hier sind es vorwiegend die späten Werke, die Kontinuität ist jedoch durch *Katar* (dt. *Der Schnupfen*) und das autobiographische *Wysoki zamek* (dt. *Das hohe Schloss*) unterbrochen – beides Titel mit eher geringem Bezug zur SF- oder Fantasy-Literatur. Der Rest verteilt sich auf vier weitere Texte. Von *Solaris* gibt es zwei Übersetzungen, die verbreitetere stammt – ebenso wie die des im Folgenden näher untersuchten *Der futurologische Kongress* – von Sven Christer Swahn, der selbst auch als Autor von SF-Literatur bekannt ist sowie Texte dieser Gattung rezensiert. Er bespricht unter anderem Lems *Der futurologische Kongress*, bevor die Erzählung 1978 in seiner eigenen Übersetzung erscheint.

Der futurologische Kongress bildet damit in Schweden, wo *Solaris* erst 1973 – also mit einer Verzögerung von mehr als zehn Jahren – erschien, das vierte von insgesamt zwölf Werken aus dem Schaffen des polnischen Schriftstellers. In der chronologischen Zusammenstellung der in englischer Sprache herausgegebenen Werke Lems nimmt der entsprechende englische Titel von 1971 den Platz 26 von 35 ein. Es entstand bereits im Anschluss an die apokryphen Schriften. Über die Schwerpunktverlagerung in Richtung Spätwerk hinaus ist also zusätzlich ein mehrjähriger Zeitverzug anzumerken.

2. Zum Inhalt der Erzählung

Anhand des Erscheinungsjahres sowie im zeitlichen Zusammenhang werden einige der thematischen Schwerpunkte in der Erzählung *Der futurologische Kongress* erklärlich: Es handelt sich um eine literarische Bearbeitung der Themen Bevölkerungsexplosion und Technologiewachstum, einer ungebremsen, unkontrollierten technologischen Entwicklung in der Überzeugung, bereits beobachtbare Schäden ließen sich allein mit Hilfe von Technik in den Griff bekommen. Soweit es das Thema Bevölkerungswachstum betrifft, wird der zum Zeitpunkt der Entstehung von *Der futurologische Kongress* aktuelle Stand der Debatte durch die zur gleichen Zeit entstandene Studie des Club of Rome dokumentiert, in der versucht wird, das Modell eines exponentiellen Bevölkerungszuwachses zahlenmäßig zu erfassen und vor dem Hintergrund begrenzter Ressourcen im Computermodell zu simulieren. Die simulierten Alternativen führten – auch bei zunächst günstigen Grundannahmen – allesamt in die Katastrophe. Eine zunehmende technologie- und fortschrittskritische Einstellung ist bereits im Ansatz bei Teilen der Bevölkerungen der westlichen Industrienationen zu beobachten. Sichtbar wird dies an dem wachsenden Einfluss ökologischer Bewegungen. Entsprechend düster fallen Lems Zukunftsvisionen in *Der futurologische Kongress* aus.

Ein futurologischer Kongress zum Thema Bevölkerungsentwicklung, dem der Protagonist, Raumfahrer Ijon Tichy, beiwohnt, bildet nur die äußere Rahmenhandlung. Das Kongresshotel – in eine südamerikanische Umgebung verlegt – gerät in den Mittelpunkt einer Militärrevolution. Unter der Einwirkung chemischer Kampfstoffe erlebt der Protagonist traumhaft ein futuristisches Katastrophen- und Endzeitszenario: beschleunigte technologische und biochemisch-pharmakologische Innovationszyklen, wobei im wesentlichen die

jeweils nächste Generation Psychopharmaka die ungeheuren Schäden und Fehlentwicklungen vorangegangener Technologiegenerationen maskiert. Soweit die Handlung. Im Genre SF und Fantasy-Literatur wird eine solche Komposition – ein in einer fremden Welt erwachender Protagonist – gern als Rip-van-Winkle-Motiv bezeichnet.

3. Die Übersetzung einer Übersetzung

Sven Christer Swahn übersetzt nicht das polnische Original, sondern die deutsche Ausgabe in der Fassung von Irmtraud Zimmermann-Göllheim von 1974, worauf im Kopf des Buches hingewiesen wird (LEM 1978: 4). Nach dem in im nordischen Raum viel zitierten Rune Ingo (vgl. INGO 1991: 34) ist die direkte Verwendung einer Übersetzung als Vorlage für eine weitere Übersetzung (Ingo nennt dies *kedjeöversättning*) zunächst nichts Ungewöhnliches, nicht nur in biblischem Zusammenhang. Ingo geht von den ihn umgebenden kleinen Sprachräumen aus. So habe die finnischsprachige Literatur vor allem aufgrund der schnellen Verfügbarkeit von meist hochwertigen Translaten ins Schwedische, die zweite Landessprache Finnlands, größere Verbreitung erfahren. Große Teile schwedischer Übersetzungen der klassischen polnischen Literatur hatten Übertragungen in die so genannten großen Kultursprachen zur Vorlage: Im Falle Adam Mickiewiczs war es die deutsche, im Falle Zygmunt Krasińskis die französische Sprache. Die ersten literarischen Übertragungen ins Schwedische, die direkt aus dem Polnischen erfolgten, tauchen an der Schwelle des 19. und 20. Jahrhunderts auf und bilden zunächst bei weitem die Ausnahme. Erst seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts wird die polnische Literatur vorwiegend direkt übersetzt (vgl. UGGLA 2002: 33).

Die Vorbehalte gegenüber Übersetzungen von Übersetzungen bleiben jedoch bestehen. Ein Translat ist selten frei von Fehlern, nie von Kompromissen bezüglich der Wortwahl oder von einzelnen kleineren oder größeren Abweichungen vom Original. Hier verstärken sich bei einer Weiterübersetzung die Ungenauigkeiten und neue Fehler kommen hinzu. Zwei Beispiele sollen das veranschaulichen: Die deutsche Übersetzerin wählt für das Adjektiv *bosy* die ungewöhnliche, aber korrekte Übertragung *bloßfüßig*, welche der schwedische Übersetzer missversteht und als *mit blutigen Füßen* wiedergibt. Der schwedische Translator überträgt interpretativ den Begriff *literatura wyzwolona*, der in der deutschen Ausgabe mit *befreite Literatur* wiedergegeben wird, mit *porrliteratur*, also ‚pornographische Literatur‘, was semantisch nicht dem Original entspricht.

4. Zur Übersetzung von Neologismen

Ein wesentliches, kunstvoll, kreativ, vor allem aber in ungeahnter Dichte und Reichhaltigkeit eingesetztes Stilmittel in der Darstellung von Lems Schreckensvisionen ist die Einführung von Neologismen, denen eine Schlüsselrolle zukommt. Fremdartiges und Unbekanntes wird mit neuen, erst zu erschließenden Worten belegt, oft in einer Weise, die die Kritik als Komik (schw. *spex*, vgl. SWEDBERG 1978) bezeichnet und die den Leser das Geschilderte als Karikatur erleben lässt. Tatsächlich liegt die Komik etwas tiefer verborgen: Wenn der Leser die Erschließung der Bedeutung von Neologismen als Komik, d. h. wie einen erzählten Witz erlebt, dann

überwiegend deshalb, weil – bei 100%ig korrekten Derivationsregeln – weitgehend gegen Konventionen verstoßen wird. Wir werden das am Beispiel der Namensgebung von Phantasiopharmaka näher erläutern.

Die von Stanislaw Lem eingebrachten Neologismen haben aufgrund der Textsorte einen besonderen Charakter, der von den üblicherweise für Schönliteratur geltenden Kriterien abweicht. Die für die Einführung von Neologismen angeführten Standardbeispiele wie das Shakespearsche *incarnadine* (in *Macbeth* – abweichend vom ursprünglichen Gebrauch – in der Bedeutung *rot färben* eingeführt, vgl. CHRYSYAL 1995: 73) sind in diesem Zusammenhang eher irreführend: Die in *Der futurologische Kongress* so häufig vorkommenden Neologismen sind überwiegend nach Mustern aus Technik und Biochemie konstruiert. Sie werden meist nicht erklärt, sondern ihre Bedeutung muss indirekt aus dem Text erschlossen werden. Eventuelle Absurditäten liegen oft bereits im Zusammenhang, wobei die Erschließung der Begriffswelt den Erfassungsprozess intensiviert. Grotteske und komische Elemente werden entsprechend verstärkt wahrgenommen.

Sonst kommen Neologismen bei Lem in ähnlicher Häufigkeit wie in *Der futurologische Kongress* selten vor. Ähnlich reich an Neuschöpfungen sind noch *Lokaltermin*, *Kyberjade*, *Roboter Märchen* und *Frieden auf Erden*. In der hier besprochenen Erzählung haben Neologismen den Charakter einer Terminologie, die vom Verfasser eingeführt wird. Deshalb wäre auch ihre Erhaltung bei der Translation von elementarer Wichtigkeit. Wäre es ein Fachtext, müsste man an die Übersetzung strenge Anforderungen bezüglich einer terminologisch genauen Wiedergabe stellen. Die Einführung von Terminologie ist auch im schönliterären Bereich nichts Ungewöhnliches. Meist werden jedoch nach geltenden Produktionsregeln gebildete Begriffe oder Bezeichnungen verwendet und deren spezielle Inhalte definiert oder exemplarisch erläutert. So verfahren George Orwell mit *Newspeak* (*Neusprech*) in seinem Roman *1984* und Czeslaw Miłosz mit *Nowa Wiara* (*Neuer Glaube* – Miłoszs Übersetzer überträgt wörtlich, markiert aber ebenso wie der Verfasser den Begriffscharakter durch Majuskeln) in *Zniewolony umysł* (*Verführtes Denken*).

Die folgenden Zahlenverhältnisse in Lems *Der futurologische Kongress* sollen diese wesentliche Texteigenschaft belegen. Wenn im gesamten polnischen Text 444 Neologismen gezählt werden, so entfallen davon 154 (34%) auf pharmazeutische Phantasiepräparate oder erfundene chemische resp. biochemische Substanzen. 222 (50%) der 444 Neologismen sind als reine Fremdwortbildungen zu bezeichnen, 159 (36%) – als rein polnische Bildungen, die restlichen 63 (14%) haben Mischcharakter. Besonders die beiden letztgenannten Gruppen enthalten interessante Bildungen. Dabei weichen Lems Neuschöpfungen, wie im Folgenden beschrieben, von den Gepflogenheiten ab, die jedoch ihrerseits auch Änderungen unterworfen waren.

5. Zur Übersetzung von Arzneimittelnamen

Bei der Namensgebung von Arzneimitteln und pharmazeutischen Präparaten hat sich – vorwiegend nach dem Ersten Weltkrieg – folgende Vorgehensweise entwickelt und durchgesetzt: Arzneimittel werden vom Originalhersteller unter geschützten Handelsnamen bzw. Warenzeichen vermarktet. Ein solcher wird heute praktisch frei erfunden oder konstruiert. Zusätzlich

wird von der WHO ein generischer Name vergeben, der frei verwendbar, meist jedoch kompliziert und schwer zu merken ist (gleichzeitig bezeichnet der Begriff *Generika* Kopien von Arzneimitteln, deren Patente ausgelaufen sind und die frei hergestellt werden dürfen). Darüber hinaus werden – hauptsächlich alte, bereits etablierte – Markennamen auch generisch verwendet: *Aspirin* bezeichnet heute – vor allem im englischen Sprachraum – ein auf dem Wirkstoff Acetylsalicylsäure basierendes Schmerzmittel. Als dritte Möglichkeit kann der chemische Name des Wirkstoffes – wie im Falle *Aspirin* Acetylsalicylsäure – auch als Handelsname verwendet werden (vgl. LIEDTKE 2011).

Betrachtet man die Liste der meist verwendeten Arzneimittel, so fällt folgendes auf: In der Regel (80%) sind Arzneimittelnamen heute völlig bedeutungsneutral. Dem Namen kann nicht mehr entnommen werden, um welche Art Präparat es sich handelt. Dass es sich bei dem Mittel *Prozac* um ein Antidepressivum handelt, ist aus dem Wort *Prozac* nicht abzuleiten. Es ist in fast allen Sprachgruppen völlig bedeutungslos, ohne Anpassung neutral verwendbar und wird als Arzneimittelname akzeptiert. Das ist die Regel.

Nur in Ausnahmefällen ist der Anwendungsbereich erkennbar: Bei *Pulmicord* ist es erschließbar, dass es sich um ein Inhalationsmittel oder zumindest um ein Lungenpräparat handelt. In den USA wird unter dem Handelsnamen *Provigil* ein Mittel gegen Müdigkeit vermarktet. Auch hier ist die Derivation erkennbar (*pro* – ‚für‘ und *vigil* – ‚wach‘) und die Semantik erschließbar (MIELCZAREK 2003: 44–57).

Was realiter die Ausnahme ist, ist bei Lem die Regel (das amerikanische Erkältungsmittel Coldrex wäre ein Beispiel hierfür). Fast alle Neologismen sind leicht ableitbar, und bei weitem nicht alle werden unter Zuhilfenahme des griechisch-lateinischen Mischwortschatzes der medizinischen Fachsprache gebildet, sondern ein größerer Teil entfällt auf rein polnische Bildungen oder Mischformen, zum Teil sogar der Umgangssprache entnommen. Gerade diese sind kreativ und humorvoll.

Neologismen treten nicht gleich verteilt im gesamten Text, sondern an einzelnen Stellen gehäuft auf. Als Beispiel für Einführung und Verwendung mag hier zunächst die Vorstellung einer Gruppe von Psychopharmaka dienen, die nicht nur – wie die zur Zeit der Entstehung von *Der futurologische Kongress* eingeführten Mittel – pathologische Depressionen mildern sowie Angst und anderen beeinträchtigenden Gemütszuständen entgegenwirken sollen, sondern ein ganzes Spektrum von Gemütslagen – positiven wie negativen – erzeugen:

„Ostatnio w „Science News” pojawiły się notatki o nowych środkach psychotropowych z grupy tak zwanych benignatorów (dobryn), które zniwalają umysł do bezprzedmiotowej radości i pogody. Ależ tak! Miałem tę notatkę przed oczami ducha. Hedonidol, benefaktoryna, empatian, euforasol, felicytol, altruizan, bonokaresyna i cała masa pochodnych! Zarazem przez podstawienia grup hydroksylowych amidowymi syntetyzowano z tychże ciał furyasol, lyssynę, sadystyzynę, flagellinę, agressium, frustrandol, amokolinę oraz wiele jeszcze preparatów rozwścieczających z tak zwanej grupy bijologicznej (nakłaniały bowiem do bicia i znęcania się nad otoczeniem, tak martwym, jak żywym – przy czym prym miały wodzić kopandol i walina)”. (KF 19¹)

¹ Bei Zitaten aus dem polnischen Original und den beiden Übersetzungen werden folgende Abkürzungen mit Seitenangabe verwendet: KF – *Kongres futurologiczny*, KFD – *Der Futurologische Kongress (Aus Ijon Tichys Erinnerungen)*, Dsf – *Den stora framtidskongressen*.

Bei den hier aufgeführten Substanzbezeichnungen handelt es sich nur scheinbar um Fachtermini. Sie sind nicht lexikalisch verzeichnet, sondern Phantasienamen, reine Neologismen also, für die der Übersetzer erst eine Entsprechung finden muss. In der folgenden Tabelle sind die in der obigen Textpassage eingeführten Bezeichnungen und ihre Entsprechungen in der deutschen und schwedischen Übersetzung zum Vergleich angegeben:

Polnisch	Deutsch	Schwedisch
Benignatory (Dobryny)	Benignatoren (Gutstoffe)	Benignatorer (Vänlighetsmedel)
Hedonidol	Hedonil	Hedonil
Benefactoryna	Benefizil	Beneficil
Empatian	Edelpassionat	Äldedrog
Euforasol	Euphorasol	Euforasol
Felicytol	Felixol	Felixol
Altruisan	Altruisan	Altruisan
Bonokaresyna	Schmusium	Snackotonyl

Polnisch	Deutsch	Schwedisch
Grupa bijologiczna	Moritatgruppe	Moritatgruppen
Furyasol	Furiasol	Furiasol
Lyssyna	Rabiat	Rabiat
Sadystyzyna	Sadin	Sadisan
Flagellina	Flagellan	Flagellan
Agressium	Aggressium	Aggressium
Frustrandol	Frustrandol	Frustrandol
Amokolina	Amokgeist	Amokat
Kopandol	Trampelin	Trampolin
Walina	Prygelin	Prygelin

Stanisław Lem benutzt hier die Substantivendungen *-an*, *-inal-yna*, *-ol*, *-um* angehängt an griechische, lateinische oder polnische Stämme oder Ableitungen von Eigennamen, um anzuzeigen, dass es sich um Substanzen handelt. Was der Leser anhand des Bedeutungsträgers erschließt, ist hier hauptsächlich die Wirkung, weniger die Indikation. In der Deutlichkeit und der Unwissenschaftlichkeit der Wortwahl liegt ein gewisser Sprachwitz.

Die Sammelbezeichnung für die erste Gruppe, *benignatory/Benignatoren*, ist – wenn nicht über das Lateinische – so über das Englische erschließbar (KF 19). Als alternative Bezeichnung für diese Stoffe wird – wenn auch nicht ganz synonym – *dobryny/Gutstoffe* angegeben. Im Gegensatz zur zweiten Gruppe werden hier allgemein positive Gefühle erzeugt. Bei der Übersetzung von *benignatory* wird lediglich die Endung ersetzt, die Übersetzung der Wortbildung *dobryny* enthält eine Bedeutungskomponente, die beim Ausgangsbegriff fehlt. *-stoffe* ist ein reiner Zusatz, der allenfalls eine erklärende Funktion hat. Der schwedische Übersetzer

verfährt analog, da der Zusatz jedoch schon bei der deutschen Übertragung erfolgt ist, haben wir es hier mit einer Übernahme (Adaptation) zu tun. Sowohl *benignatory* als auch – mit Einschränkungen – *dobryny* und ihre Entsprechungen klingen in allen drei Sprachen authentisch.

Lems *empathian* wird im Deutschen zu *Edelpassionat*, obwohl der Begriff *Empathie* eingeführt ist. Möglicherweise war er vor der Einführung des damit verbundenen Begriffs *emotionale Intelligenz*, die später erfolgte, wenig verbreitet. Der schwedische Übersetzer entfernt sich mit der Wortwahl *drog* (‘Droge’) – das deutlich weniger positiv besetzt ist als *Passionat* – noch weiter vom Ursprünglichen. Lems *bonokaresyna* wird nicht übernommen – vermutlich aufgrund des Fehlens von Analogien –, sondern mit der stark umgangssprachlichen und damit humorvollen Bildung *Schmusium* übersetzt. Die Weiterübersetzung mit *snackotonyl* (schw. *snacka* – ‚reden, plaudern, klatschen‘) ist weniger nachvollziehbar, zumindest wird nicht die Hauptbedeutung des Wortes *schmusen* getroffen.

Bei der Bezeichnung für die zweite Gruppe *grupa bijologiczna* wurde das übliche Präfix *bio-* durch eine Ableitung von *bić* ersetzt. Hier werden Regungen angesprochen, die mit Wut und Aggression zu tun haben. Da eine zu *bijologiczny* analoge Ableitung nicht denkbar ist, wählt die deutsche Übersetzerin ersatzweise die Zusammensetzung *Moritatgruppe*, die ebenfalls Mord und Totschlag assoziiert (wie in der Brecht/Weilschen *Moritat von Mackie Messer* und Ähnlichem). Auch wenn der Begriff *Moritat* im schwedischen Sprachraum keine ähnliche Wirkung erzielt, so wird *Moritaten* – als *moritat* – übernommen.

Die in der zweiten Gruppe aufgeführten Substanzen sind überwiegend lateinischen Ursprungs, mindestens zwei sind polnische Ableitungen: *Kopandol* und *Walina*, für die die deutsche Übersetzerin die umgangssprachlichen Bildungen *Trampelin* und *Prygelin* gewählt hat. Ebenso umgangssprachlich mit *Rabiat* ist *Lyssyna* ins Schwedische übersetzt. Der Rest wird übernommen, bei *Amokolina* wird im Deutschen der Zusatz *-geist* ergänzt, der auf die Form hinweist. Der schwedische Übersetzer ignoriert diesen Zusatz jedoch, was als eine eher zufällige Gegenkorrektur zu werten ist.

Es folgen zwei Beispiele, die ergänzend aufzeigen sollen, wie auch vorgegangen werden kann:

- 1) Na półkach leżą pięknie opakowane *argumentanki*, *kredybilany*, *multiplikol* w omszanych gąsiorkach, *ciżbina*, *purytacje* i *ekstazydy*. (KF 74)
- (1a) In den Regalen liegen schön verpackte *Arguminzen*, *Glaubsalz*, *Multiplikol* in bemoosten Bocksbeuteln, *Trubelin*, *Puritanzen* und *Ekstaside*. (DFK 77)
- (1b) Där låg pryddligt förpackade godsaker på hyllorna, *Argumentol*, *Multiplikörpraliner*, *Matemakeks*. (Dsf 110)

Im Originaltext sowie in der deutschen Übersetzung zählen wir sechs Präparatenamen, in der schwedischen Übersetzung erscheinen jedoch nur drei, was einem Verlust von 50% entspricht. Für den Rest steht allenfalls das neutralisierende *godsaker* (‘Leckerbissen’, ‘Naschereien’). Der letzte Ausdruck, *Matemakeks* (‘Mathekekse’), ist nicht zuzuordnen.

Auch Computertypen werden mit Neologismen belegt. Der Satz:

- 2) Elektronowy śmieciarz to *komposter*. Wojskowy w randze podoficera – *komputer*. Wiejski – *cyfrun* lub *cyfrak*. Korrumputer – *przekupny*. (KF 77–78)

wird im Deutschen korrekt mit:

- (2a) Ein elektronischer Mistbauer heißt *Komposter*. Ein Militär im Unteroffiziersrang – *Komporal*. Ein ländlicher Computer – *Zifferhansi*. Ein bestechlicher – *Korrumpiter*. (DFK 82)

wiedergegeben, in der schwedischen Ausgabe jedoch zu dem banalen:

- (2b) Det finns ett otal robottyper. (Dsf 115) („Es gibt eine Unzahl von Robotertypen“)

neutralisiert. Während der Originaltext noch fünf Neologismen aufweist, von denen in der deutschen Übersetzung vier erhalten bleiben, reduziert sie der schwedische Übersetzer mit einem Hinweis auf eine Unzahl von Robotertypen.

Leider verfährt der schwedische Übersetzer auf ähnliche Weise mit ganzen Absätzen, wie wir an folgenden Beispielen zeigen:

- (3) U Symingtonów świeżo przybyły z Afryki lewak, łowca syntetycznych lwów. (KF 87)
- (3a) Bei Symingtons war ein Wildling zu Gast, ein Fänger künstlicher Wildtiere, soeben aus Afrika eingelangt. (DFK 92)
- (3b) (Keine Entsprechung) (Dsf 128–129)
- (4) Jego opowieść o Murzynach, którzy wybielili się dzięki albinolinie. (KF 87)
- (4a) Er erzählte von den Negern, die sich mit Albinol weißgebleicht haben. (DFK 92)
- (4b) (Keine Entsprechung) (Dsf 128–129)
- (5) Czy jednak – pomyślałem – godzi się chemicznie rozwiązywać nabrzmiałe problemy rasowe i społeczne? (KF 87)
- (5a) Ob es wohl recht ist – dachte ich –, die angeschwollenen rassistischen und sozialen Probleme chemisch beizulegen? (DFK 92)
- (5b) (Keine Entsprechung) (Dsf 128–129)
- (6) Czy to nie zbyt łatwo? (KF 87)
- (6a) Hat man sich das nicht zu leicht gemacht? (DFK 92)
- (6b) (Keine Entsprechung) (Dsf 128–129)

Die tatsächliche Lücke ist größer. Über die Gründe für dieses Vorgehen kann man nur mutmaßen. Da die ersten 30 bis 50% des Textes relativ vollständig übersetzt sind und die Lücken sich vor allem gegen Ende des Buches häufen, wären Zeit- und Termindruck, Unlust, Ermüdung als Erklärung naheliegend. Das Beispiel *Albinolinal/Albinol* lässt jedoch eine weitere Vermutung aufkommen, die inzwischen auch in Deutschland unter dem englischsprachigen Begriff *political correctness* subsumiert wird und die Eliminierung von Elementen fordert, die eventuelle auf Geschlecht, Rasse etc. bezogenen Sensibilitäten verletzen. In jedem Fall sind in Schweden sehr viel früher Rücksichtnahmen der genannten Art gefordert und durchge-

setzt worden. Eine bewusste Auslassung von Textmaterial wäre jedoch mit Zensur durch den Übersetzer gleichzusetzen.

6. Auswertung und Klassifizierung der Übersetzungsstrategien

Die obigen Beispiele zeigen exemplarisch die Vorgehensweisen der Übersetzer. Sie sollen aber auch veranschaulichen, wie wesentlich Neologismen für den Text sind und in welcher Weise ihnen in ihrer Gesamtheit die Rolle einer scheinbar erklärenden Terminologiestruktur zukommt, und schließlich wie gut sie übersetzt werden können, wie aber auch alternativ mit ihnen verfahren wird.

In den meisten Fällen handelt es sich um einzelne Wörter, für deren Wiedergabe dem Übersetzer zunächst ein ganzes Spektrum von Möglichkeiten zur Verfügung steht. Da wie bei eingefahrener Terminologie eine offizielle Übersetzung nicht zur Verfügung steht, reicht dies von einer unveränderten Übernahme bis hin zu der Entscheidung, die jeweilige Neuschöpfung – oder im Extremfall die gesamte Satzstruktur, die den Neologismus enthält – unübersetzt zu lassen.

Um die Qualität einer Übersetzung – bezüglich des Merkmals „Wiedergabe von Neologismen“ – zu quantifizieren, dürfte jedoch anstelle eines kontinuierlichen Spektrums eine Unterscheidung von sechs Übersetzungsstrategien hinreichend fein sein. Als siebte Möglichkeit kommt hinzu, das betreffende Wort unübersetzt zu lassen, nach INGO (1991) eine generell zulässige Strategie:

1. Transkription – üblich überwiegend bei Fremdwörtern. Das Wort wird in seiner Originalform oder mit geringfügigen Änderungen, die nur die Schreibweise betreffen, übernommen. In der deutschen Übersetzung werden von 444 Neologismen 128 in dieser Form direkt übernommen. Bei reinen Fremdwörtern sind es sogar 109 von 222.
2. Adaptation – Übernahme des Wortes in der Originalform mit geringfügigen Änderungen, z.B. Ersetzen der Endung wie bei *Amikol* zu *Amigon*. Diese Vorgehensweise ist ebenfalls häufig bei Fremdwörtern.
3. Wörtliche Übersetzung des Originalwortes ohne semantische Änderungen, wie bei *rzeczowidz*: *Sachsichtiger* (dt.), *saksynkunnige* (schw.).
4. Modulation – eine modifizierte Übersetzung, die aber noch den Neologismuscharakter erhält, z.B. *allaszek islaminy* zu *Allahmuslimin* (dt.). In der deutschen Übersetzung wird in 137 Fällen von 444 in dieser Weise vorgegangen.
5. Explikation – eine erklärende oder mit erklärenden Zusätzen versehene Übersetzung, wobei oft der Neologismuscharakter teilweise verloren geht, wie bei *amokolina* zu *Amokgeist* (dt.). Ein weiteres Beispiel wäre das Phantasiepräparat *antycaudatolina*, wo das Präfix *anty-* und das lateinische *cauda* („Schwanz“) darauf schließen lassen sollen, dass es sich um ein Mittel gegen Schwanzbildung handelt. Das Wort *cauda* kommt jedoch in Fremdwörtern kaum vor. Die deutsche Übersetzerin erweitert das Wort mit dem Zusatz *-ratto-* zu *Antirattocaudol*, was der schwedische Übersetzer dann nur entsprechend Methode 1 (*-au-* zu *-ao-*) zu *Antirattocaodol* transkribiert. Solche oder ähnliche Zusammensetzungen lateinischen und deutschen Ursprungs wären bisher in diesem Zusammenhang ungewöhnlich, aber nicht auszuschließen.

6. Generalisierung/Neutralisierung – abstrahierende Übersetzung durch einen bekannten Begriff, eventuell mit Zusätzen.
7. Auslassung – die Entscheidung, das entsprechende Wort oder sogar die Umgebung, in der es vorkommt, nicht zu übersetzen.

Diese sechs resp. sieben Kategorien für die Übersetzung von Wort- oder Begriffsklassen dürften bei weitem ausreichen, um die bevorzugten Vorgehensweisen der Übersetzer zu bewerten. In der Kategorie 1 sind Ausgangswort und Übersetzung identisch, mit steigendem Index entfernt sich die Übersetzung vom Ausgangstext. In Kategorie 5 geht der Neologismencharakter verloren. Textabschnitte, in denen der Übersetzer überwiegend Techniken der Kategorie 5, 6 und 7 verwendet, vereinfachen den Text zum Teil stark. Beispiele hierfür (um den Begriff *Albinol* wurde ein ganzer Abschnitt aus 11 zusammenhängenden Sätzen ausgelassen) wurden aufgeführt.

Vergleicht man die deutsche und die schwedische Übersetzung bezüglich der Behandlung von Neologismen, so ergibt sich folgendes Bild: Die deutsche Übersetzerin reduziert die Anzahl der Neologismen um 33 (7%): von insgesamt 444 auf 411. Bei 272 (61%) Transkriptionen, Adaptationen und wörtlichen Übersetzungen ist der Anteil an sehr genauen Übertragungen allerdings hoch. Lässt man zusätzlich kleine bis mittlere semantische Modifikationen zu, so liegt in über 90% der Fälle eine sehr gute bis gute Entsprechung vor. Der schwedische Übersetzer findet von ursprünglich 444 Neologismen noch 411 vor. Diese 411 reduziert er dann auf 189. 156 von 411 (38%), mehr als ein Drittel, werden schlicht ausgelassen.

Was bedeutet das für den gesamten Text? Auf der Basis vollständiger Sätze hat Swahn 169 von insgesamt 2763 nicht wiedergegeben. Das entspricht 6,12%. Legt man die Gesamtzahl der Worte zugrunde, so beträgt die in der Übersetzung nicht erscheinende Textmenge 4,83% (die genannten 169 Sätze enthalten 1556 polnische Worte). Auch hier gehen nur vollständig ausgelassene Sätze ein. Rechnet man alle weiteren Auslassungen hinzu, so dürfte sich dieser Wert erheblich erhöhen. Zusammenfassend gilt damit für die schwedische Übersetzung: Der Ausgangstext ist nur zu höchstens 95% übersetzt. Die fehlenden 5% sind besonders reich an Neologismen.

Zwischen dem 24. Oktober 1978 und dem 30. Juni 1979 erschienen mindestens 16 Rezensionen in der schwedischen Tagespresse zu *Den stora framtidskongressen*, Sven Christer Swahns Übersetzung von *Kongres futurologiczny* oder – besser – *Der futurologische Kongress*. Alle Rezensenten beurteilen das Werk überwiegend positiv, man bezeichnet es als die apokalyptische, alptraumhafte Schilderung einer Endzeitvision.

Mindestens drei der Rezensenten erwähnen sowohl Lems sprachliche Besonderheit als auch die damit verbundene Übersetzungsproblematik. Bei K. E. Almered lesen wir: „Das Auffälligste ist vielleicht die Sprache: Neue Worte und Verbindungen werden gebildet, um eine Vorstellung vom Leben in der Stadt der Zukunft zu geben, und die alten, verbrauchten Bezeichnungen bekommen neue Bedeutungen. Es muss eine schöne Qual gewesen sein, das Buch zu übersetzen.“² (*Norrköpings Tidningar* 23.11.1978). Aber Almereds vorsichtige Beur-

² Schw.: Men det allra märkligaste är kanske språket: nya ord och kombinationer skapas för att ge någon uppfattning om livet i framtidsstaden, och de gamla utslitna benämningarna får nya betydelser. Det måste ha varit ett kvalificerat elände att översätta boken. (Übers. dieser und der weiteren schwedischen Zitate ins Deutsche: die Verf.)

teilung fällt positiv aus: „Wie es scheint, hat Swen Christer Swahn, Dr. Phil. und selbst Autor von science fiction, sehr gute Arbeit geleistet (...).“³ (*Norrköpings Tidningar* 23.11.1978).

Eine weitere Kritikerin, die Lems Wortschöpfungen erwähnenswert findet und darüber hinaus einen gewissen Witz darin erkennt, ist Ulla Swedberg: „Teilweise beliebt natürlich Lem mit uns zu scherzen, und Sven Christer Swahn liefert seinen Beitrag zur guten Laune mit einer geschickten Übersetzung voller eleganter sprachlicher Neuschöpfungen.“⁴ (*Göteborgs-Tidningen* 25.11.1978). Dies bedeutet mit Sicherheit mehr Lob für den Übersetzer, als es die Tatsachen rechtfertigen.

Literatur

Primärliteratur

LEM, Stanisław (1983): *Kongres futurologiczny. Maska*. Kraków, Wrocław.

LEM, Stanisław (1979): *Der Futurologische Kongreß (Aus Ijon Tichys Erinnerungen)*. Übers. Irma-traud ZIMMERMANN-GÖLLHEIM. Frankfurt/M.

LEM, Stanisław (1978): *Den stora framtidskongressen*. Übers. Sven Christer SWAHN. Malmö.

Sekundärliteratur

ALMERED, K.E. (1978): Fin science fiction med enorm fantasi [Schöne Science Fiction mit enormer Phantasie]. In: *Norrköpings Tidningar* 23.11.1978.

CRYSTAL, David (1995): *Die Cambridge Enzyklopädie der Sprache*. Darmstadt.

INGO, Rune (1991): *Från källspråk till målspråk: introduktion i översättningsvetenskap* [Von Ausgangssprache zur Zielsprache. Einführung in die Übersetzungswissenschaft]. Lund.

LIEDTKE, RAINER K., Dr. Med. (2011): *Lexikon Arzneimittel – Wörterbuch für Patienten*. Kindle Edition.

MIELCZAREK, Julia (2003): Budowa słowotwórcza i znaczenie nazw środków psychotropowych w opowiadaniu Stanisława Lema *Kongres futurologiczny*. In: *Poradnik Językowy* Nr. 9. Warszawa.

SWEDBERG, Ulla (1978): Spex och djupaste allvar i farmakokratins tidsålder [Komik und tiefer Ernst im Zeitalter der Pharmakologie]. In: *Göteborgs-Tidningen* 25.11.1978.

UGGLA, Andrzej Nils (2002): *Polsk litteratur i Sverige [Polnische Literatur in Schweden]*. *Didactica Slavo-Baltica*, Nr. 12, Stockholms universitet, Stockholm.

³ Schw.: Swen Christer Swahn, fil doktor och själv SF-författare förefaller ha gjort ett mycket gott arbete (...).

⁴ Schw.: Till en del behagar naturligtvis Lem spexa med oss och Sven Christer Swahn bidrar till munterheten med en klurig översättning fylld av eleganta språkliga nybildningar.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Karolina Prykowska-Michalak
Universität Łódź

Theater als Kulturtransfer. Deutsche Familiendramen auf polnischen Bühnen

Theatre as a cultural transfer. German „family plays” on the Polish stages. – The influx of German dramaturgy into Poland occurred in several waves after the year 1990. From the perspective of two decades it is possible to notice and differentiate a few stages of German transfer in Polish theatres. The main objective of this article is not set on the analysis of all the German plays staged in the previous decade in Poland. However, the article reflects a critical attitude towards the issue that is possible thanks to the usage of research method based on the concept of cultural transfer. This theoretical notion has not been explored in Poland effectively as the majority of works devoted to the comparison of Polish-German relations in various areas of the arts defined their aims as subsequent research tasks. German dramaturgy of the nineties did not limit itself to the social aspects and domestic conflicts. Nevertheless, these themes were extremely stimulating for Polish theatre that was devoid of the tradition of realistic drama. Hence, the cultural transfer between German and Polish theater was possible at the turn of the twenty-first century. In this respect, the transfer resulted from the intention to adapt German plays by Polish theatres rather than from the expansion of German culture.

Teatr jako element transferu kultury. Niemieckie „sztuki rodzinne” na polskich scenach. – Po roku 1990 napływ nowych sztuk teatralnych młodych niemieckich autorów do Polski uległ istotnemu zwiększeniu. Z perspektywy dwóch dekad widać, że był to także znaczący transfer teatru i dramatu do Polski. Głównym przedmiotem niniejszego artykułu nie jest jednak analiza wszystkich sztuk niemieckich wystawianych na polskich scenach w ostatnich dwóch dekadach, ale omówienie treści, które można zbadać przy zastosowaniu koncepcji transferu kultury. Niemiecka dramaturgia końca lat 90. ubiegłego wieku – to sztuki o tematyce społeczno-politycznej. Przeważają w nich motywy patologii i terronu rodzinnego, w Polsce nazywane brutalistycznymi. Nurt ten znacząco wpłynął na szereg zmian w teatrze polskim.

Mitte der 1990er Jahre wuchs in Polen das Interesse am deutschen Drama und Theater. Dieser Prozess verlief parallel zu den Veränderungen in den gesellschaftspolitischen Beziehungen zwischen beiden Ländern. Aus heutiger Perspektive lässt sich festhalten, dass diese sich (un)mittelbar auf das künstlerisch-kulturelle Leben übertrugen, wobei sich dies besonders deutlich am Beispiel des Theaters zeigt. In der Rezeption des deutschen Theaters in Polen bzw. des polnischen in Deutschland kam es nach 1990, als neue Paradigmen in das politische Verhältnis beider Länder eingeführt wurden, zu einem offensichtlichen Durchbruch. Drama und Theater reagierten als lebendige Künste sehr sensibel auf die aktuellen Geschehnisse und

gesellschaftlichen Stimmungen, als Teil der europäischen Kultur beeinflussten sie sowohl den Kulturraum als auch den mentalen Raum bedeutend. 20 Jahre nach dem politischen Systemwechsel ist festzustellen, dass das zeitgenössische deutsche Drama der Jahrhundertwende Bestandteil des deutsch-polnischen Kulturtransfers ist.

Der Kulturtransfer wird in Polen erst seit kurzem als methodologische Konzeption wahrgenommen. In zahlreichen theoretischen Arbeiten zu den deutsch-polnischen Kunstbeziehungen wurde eine neue Forschungsaufgabe als Ziel festgelegt (vgl. SAUERLAND 1999). Zu beobachten ist jedoch, dass sowohl die Intensität als auch die Reichweite des Einflusses der deutschen Kultur auf die polnische nach 1990 (z.B. im Theater) so bedeutend sind, dass das Phänomen in einer breiteren Analyseperspektive zu behandeln wäre. Diese Möglichkeit bietet gerade die in den 1980er Jahren von französischen Germanisten erarbeitete Konzeption des Kulturtransfers (vgl. etwa ESPAGNE / WERNER 1985, ESPAGNE / MIDDELL 1999, ESPAGNE 2000). So notwendig die Darstellung des Rücktransfers (d.h. die Erläuterung der ästhetischen Inspirationen des deutschen durch das polnische Theater) für eine angemessene Darstellung des Phänomens Kulturtransfer auch wäre, so erlauben doch weder der Umfang des vorliegenden Aufsatzes noch die andauernden Forschungen eine Bewältigung dieser Aufgabe in meinem Beitrag. In der Konzeption des Kulturtransfers nimmt die Konjunktur, die den Transfer bestimmter Elemente aus einer anderen Kultur erst ermöglicht, eine zentrale Position ein. Dass das deutsche Theater in den 1990er Jahren in Polen gerne rezipiert wurde, lässt sich leicht aufzeigen.

Tomasz KUBIKOWSKI (2006: 7) bezeichnet die Zeit in der polnischen Theatergeschichte nach dem Systemwandel als „leer und hoffnungslos“. Łukasz DREWNIĄK (2006) schreibt in der Wochenzeitung *Przekrój* darüber, dass „das polnische Theater nach 1989 so vertrocknet war, dass ein Funke gereicht hätte, um es in Brand zu setzen.“ Die Existenz von Repertoiretheatern gab keinen Anlass zu Optimismus, denn diese führten zwar – mit unterschiedlichem Erfolg – geplante Stücke auf, die von führenden Theaterschaffenden inszeniert wurden (die sog. Generation der „alten Meister“¹). Doch das Potential (in Form szenischen Rückhalts sowie Schauspieler- und Regietalente) konnte das Fehlen neuer Stücke nicht ausgleichen. In den 1990er Jahren lebten noch viele bekannte Autoren in der Emigration, und die in Polen gebliebenen waren nach Meinung von Jacek SIERADZKI (2002) ausgebrannt oder aufgrund ihrer oppositionellen Tätigkeit bzw. der Einführung des Kriegsrechts 1981 Repressionen ausgesetzt worden. Die Euphorie der Freiheit nach dem Systemwechsel von 1989 und der Zerfall des Ostblocks wurden dramatisch nicht umgesetzt. Die national-freiheitliche sowie die martyrologische Poetik hatten plötzlich keine Bedeutung mehr. Die Gesellschaft wandte sich der zuvor bereits bekannten, erst jetzt aber in großem Umfang zugänglichen Popkultur zu.

Die Konsequenz war eine unkritische Faszination von allem, was aus dem Westen kam. Das betraf auch das Theater, denn die Stücke junger und völlig unbekannter Autoren strömten aus dem Westen über Berlin nach Polen. Die Monatszeitschrift *Dialog*, die sich auf die neuesten Dramen konzentriert, druckte sie beständig ab. Forschungen zur Entwicklung von neuen Stücken aus dem Mitteleuropa der 1990er Jahre zeigen, dass das heute als Kulturtransfer bezeichnete Phänomen nirgendwo so prägnant war wie in Deutschland und Polen. Um

¹ An der Wende der 1980er/1990er Jahre schufen beispielsweise Jerzy Jarocki, Jerzy Grzegorzewski, Kazimierz Braun oder Bogdan Hussakowski ihre besten Inszenierungen.

mit Michel Espagne von einem Kulturtransfer sprechen zu können, muss man „insbesondere die Rolle des Bezugs auf das Fremde“ (vgl. ESPAGNE 2000: 43)² berücksichtigen. In Polen gab es nach 1990 einen Bedarf an West-Stimmung, der von einer pro-westlichen Konjunktur begleitet wurde. Dies zeigte sich u.a. an der Faszination am deutschen Theater. Die Dynamik des Phänomens war jedoch wechselhaft und wurde von vielen Faktoren begrenzt – angefangen von Urheberrechtsfragen bis hin zur innerinstitutionellen sittlichen Zensur.

Der Zustrom deutscher Dramen nach Polen geschah in Wellen. Aus heutiger Perspektive lassen sich drei Kulminationspunkte in diesem Transfer unterscheiden: Der erste datiert auf den Beginn des 21. Jahrhunderts und umfasst Stücke, die u.a. im Zyklus „Neue europäische Dramatik“³ geschaffen wurde. Die Bezeichnung „neues Drama“ begann daraufhin als eine dieses Schaffen kennzeichnende Kategorie zu greifen. Als Autoren wären etwa Marius von Mayenburg, Dea Loher oder Thomas Jonigk zu nennen. Später wurde diese recht allgemeine Bezeichnung mit Rücksicht auf die in den Stücken berührte Thematik zu „Familiendramen“ präzisiert. Eine besondere Position im Kulturtransfer nach Polen nimmt Roland Schimmelpfennig ein, der sich seit 2001 einer nicht nachlassenden Popularität erfreut.⁴ Der dritte Kulminationspunkt ist die Faszination von postdramatischen Theaterertexten, besonders von den Texten René Polleschs. Diese Phase wird in Polen auch als „postdramatisches Theater“ bezeichnet. Ihr Kennzeichen ist ein größeres Interesse an der Ästhetik von Inszenierungen und unmittelbar auf der Bühne geschaffenen Texten.

Die bereits angesprochenen Wellen, in denen die deutschen Dramen nach Polen kamen, wurden unter anderem durch Festivals ausgelöst, die nach 1990 ihre internationale Ausrichtung erneuerten. Das in Polen populärste Stück war Marius von Mayenburgs *Feuerge-sicht* (poln. *Ogień w głowie*). In der Inszenierung von Thomas Ostermeier wurde es 1999 auf dem internationalen Theaterfestival „Kontakt“ in Toruń vorgestellt. Ostermeier erregte mit seiner Inszenierung dieses Kultstücks in der Theaterszene viel Aufsehen, vor allem rief er Begeisterung hervor. Grzegorz NIZIOŁEK (1999: 8) nannte „die Inszenierung des *Feuerge-sichts* [...] ein Meisterwerk künstlerischer Wahrheit.“ Die Rezeption des deutschen Theaters in Polen war also von Anfang an geprägt von der Theaterästhetik Ostermeiers und den

² Zur Wahrnehmung der Konzeption des Kulturtransfers vgl. u.a. MIDDEL 2000, MIDDEL 2001, PAULMANN 1998.

³ In den Jahren 1999 und 2000 veranstaltete das Goethe-Institut in Warszawa und Poznań im Rahmen des Zyklus „Neue europäische Dramatik“ Leseproben von u.a. folgenden Stücken: *The Making of B-Movie* (Albert Ostermaier), *Feuerge-sicht* (Marius von Mayenburg), *King Kong Tochter* (Theresia Walser), *Täter* (Thomas Jonigk), *Adam Geist* (Dea Loher) sowie *Gott ist ein DJ* (Falk Richter).

⁴ Folgende Stücke wurden ins Polnische übersetzt: *Die arabische Nacht*, (poln. *Arabska noc*) und *Der goldene Drache* (poln. *Złoty smok*), Übersetzung von Elżbieta Ogrodowska-Jesionek, in: *Dialog* 10 (2001) und 9 (2010); *Push up 1–3* (poln. *Push up*), Übersetzung von Karolina Bikont, Teatr Bagatela in Kraków; *Vorher/nachher* (poln. *Przedtem/potem*), Übersetzung von Karolina Bikont, Narodowy Teatr Stary in Kraków; *Die Frau von früher* (poln. *Kobieta sprzed dwudziestu czterech lat*), Übersetzung von Karolina Bikont, Teatr Polski in Poznań; *Ambrosia* (poln. *Ambrozja*); Übersetzung von Karolina Bikont; *Auf der Greifswalder Straße* (poln. *Ulica*), Übersetzung von Karolina Bikont, in: *Współczesne sztuki uznanych autorów niemieckich. Zbliżenia*, Bd. 1, Warszawa: Wydawnictwo ADiT 2010; *Für eine bessere Welt* (poln. *O lepszy świat*), in der Übersetzung von Mateusz Borowski und Małgorzata Sugiera, in: *Na Manhattanie i gdzie indziej. Dziesięć sztuk niemieckich*, Kraków: Panga Pang 2007.

Stücken Marius von Mayenburgs, allein in der Spielzeit 1999/2000 wurde *Feuergesicht* viermal von verschiedenen polnischen Regisseuren inszeniert. Das Publikum verlangte nach dem von Ostermeier in *Das Theater im Zeitalter seiner Beschleunigung* propagierten „neuen Realismus“ (OSTERMEIER 1999: 10), obwohl es ihn noch nicht vollständig erfasste. Es hatte ebenfalls Interesse an den im Manifest beschriebenen Diagnosen, die anhand von realen Situationen, von Beurteilungen des Verhaltens und der Interessen jüngerer Zuschauer gestellt wurden.

Die Jugendlichen der 1990er Jahre charakterisiert eine fragmentarische Weltsicht, die auf einem ausgeprägten Fernsehkonsum, einer Videoclip-Poetik sowie Actionfilmen basiert. Für diese Generation forderte Ostermeier ein neues Theater, denn er merkte an, dass sich das Theater an die Perzeptionsfähigkeiten, an die Sensibilität sowie die „realen Erfahrungen der Zuschauer“ (OSTERMEIER 1999: 9) anpassen müsse. Aus diesem Grund verzichtet das Theater nicht auf Gewaltszenen, Aggression oder sexuelle, oft vulgäre Handlungen – und verbindet damit nach Ostermeier Theater und Realität: „Die 90er sind das Jahrzehnt des öffentlichen Exhibitionismus und Voyeurismus ohne jede Scham. Alles will gezeigt sein, alles will gesehen werden. Die 90er waren vulgär auch und vor allem auf der Bühne, Vulgarität ist eine Begleiterscheinung der Beschleunigung, wie zuletzt in den 70er Jahren“ (OSTERMEIER 1999: 16).

Auf die Herausbildung dieser Strömung hatten viele verschiedene Faktoren Einfluss. Einer davon war die schon in den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung wahrnehmbare und sich beständig vertiefende Gesellschaftskrise, die sich nicht nur auf den politischen Wandel bezog, sondern auch eine allgemeine Tendenz zur Enttäuschung von der in Deutschland nach 1990 entstandenen Situation ausdrückte: Statt der erwarteten Wiederherstellung der nationalen Einheit zeichneten sich noch tiefere ökonomische, politische, gesellschaftliche und generationenbezogene Teilungen ab.

Thomas Irmer, dessen Aufsätze (in polnischer Übersetzung) häufig in der Theaterzeitschrift *Teatr* abgedruckt werden, wird in diesem Zusammenhang wie folgt zitiert: „Der Impuls [zur Entstehung dieser Strömung] kam aus Großbritannien, mit den neuen Stücken Mark Ravenhills und Sarah Kanes“ (IRMER 2001: 4). Deren Dramaturgie wäre nicht so gut angenommen worden, wenn sich das deutsche Theater nicht schon immer mit gesellschaftlichen Problemen befasst hätte. Analysiert man die nach 1990 entstandenen Stücke, so dürfen weder die gesamte Tradition des bürgerlichen Trauerspiels noch das gewöhnliche Themen aufgreifende Familiendrama, das soziale Drama von Büchner oder Hauptmann, das kritische Volksstück oder das soziale Drama der 1920er bzw. der 1970er Jahre (Kroetz oder Sperr) ignoriert werden. Die in den 1990er Jahren in Deutschland entstandene Dramaturgie beschränkt sich nicht auf das Familiendrama, das so bereitwillig vom polnischen Theater übernommen wurde. Nach Franziska Schößler lassen sich innerhalb der Gattung „sozialgeschichtlich orientierte Dramen“ Variationen des Themas „Familiendesaster“ unterscheiden: Stücke über Inzestphantasien (Loher, von Mayenburg, Jonigk), autistische Familienspiele (Happel, von Düffel) oder lakonische Tierkomödien (Sybille Berg) (vgl. SCHÖSSLER 2004: 239–281).

Einige der von Schößler in ihrer Monographie *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der neunziger Jahre* angesprochenen Tendenzen und Strömungen der deutschsprachigen Dramen wurden in Polen nicht breit rezipiert. Viele Autoren verfassten thematisch und gattungsbezogen sehr unterschiedliche Werke, wie z.B. Dea Loher (s.u.), oder waren wie Oliver Bukowski in Polen vor allem wegen ihrer Familiendramen erfolgreich. Stücke mit

Motiven des Familienterrors, der Pädophilie oder mit homosexuellen Subtexten waren attraktiv. Als die freie Marktwirtschaft entstand, fand ein ihr gegenüber kritisch eingestelltes Theater keinen Zuspruch bei der jüngeren Generation. Die Presse pflegte eine dem entgegengesetzte Einstellung und schrieb, das polnische Theater habe den „modischen Quatsch“ (SZTABOWSKI 2006) aus Deutschland nur aus Gewinnsucht kopiert. Kritiker und einige hochrangige Politiker protestierten gegen die Aufführung von Stücken „aufgrund einer übermäßigen Zahl von Vulgarismen im Dramentext sowie vieler unsittlicher Darstellungen“ (MINAŁTO).

Trotzdem wurden die deutschsprachigen Dramen von u.a. von Mayenburg und Loher schon kurz nach ihren deutschen Uraufführungen ins Polnische übersetzt. Dea Lohers Stücke wurden zwischen 2001 und 2008 in Polen von ca. 15 führenden Bühnen inszeniert.⁵ Die Dramen Marius von Mayenburgs⁶ wurden bereits ab 1999 gespielt – es sind mehr als zehn Inszenierungen einiger seiner Stücke zu verzeichnen. Thomas Jonigks und Oliver Bukowskis Dramen sind in Polen vor allem dank der Lesungen des Zyklus „Neue europäische Dramatik“ bekannt. Doch auch Theaterzeitschriften, die die im polnischen Theater selten thematisierten Tabuthemen (wie z.B. Familienkatastrophen) fokussieren, verhalfen den Stücken der beiden Autoren zu Bekanntheit (u.a. KOPCIŃSKI 2000: 109). Die Analyse zeigt, dass gerade Stücke über verschiedene familiäre Dysfunktionen oder über die Probleme Minderjähriger mit ihrer Sexualität bei den polnischen Zuschauern auf besonderes Interesse stießen.

Wie bereits erwähnt, setzte die Rezeption deutscher Familiendramen 1999 ein, und zwar direkt nach der Aufführung von Mayenburgs *Feuer Gesicht* auf dem Festival „Kontakt“ in Toruń. Die Geschichte Kurts, laut Kritik „aus größtmöglicher Nähe gezeigt, [...] ruft einen Schock hervor“ (NIZIOŁEK 1999: 8). Zwar wussten die polnischen Zuschauer um die Probleme der jungen Generation, doch bis dahin war ihnen im Theater deren Welt nie als Grundlage für ihre Identitätsfindung bzw. als Grund für die Enttäuschung vom Neoliberalismus des freien Marktes oder von Familienkrisen gezeigt worden. Dabei sind junge Menschen bei ihrer Suche nach der eigenen Freiheit und Sexualität auf ihre Familien angewiesen, sie sind von moralischen Prinzipien abhängig. Kurt, die Hauptfigur von *Feuer Gesicht*, hat seine Eltern ermordet. Im polnischen Theater wurde dies als symbolischer Wendepunkt, als Hinwendung zur Eskalation bzw. zu Familienverbrechen wahrgenommen. Fortgeführt wurde das Motiv in den Dramen *Parasiten* (poln. *Pasożyty*) und *Das kalte Kind* (poln. *Zimne dziecko*). Weitere Inszenierungen der Stücke von Mayenburgs erfolgten erst, als die Welle der Begeisterung für

⁵ Vgl. die Inszenierungen von Dea Loher in polnischen Theatern: *Tätowierung*: Stowarzyszenie Teatralne Łaźnia, Kraków 2002; *Blaubart – Hoffnung der Frauen*: Teatr im. Wojciecha Bogusławskiego in Kalisz 2004, Teatr im. Jana Kochanowskiego in Opolo 2004, Teatr Współczesny in Szczecin 2004, Narodowy Stary Teatr im. Heleny Modrzejewskiej in Kraków 2005, Teatr Śląski in Katowice 2007; *Klaras Verhältnisse*: Teatr Polski in Wrocław 2001, Teatr Śląski im. Stanisława Wyspiańskiego in Katowice 2002, Teatr Rozmaitości in Warszawa 2003, Teatr Telewizji 2003; *Unschuld*: Narodowy Stary Teatr im. Heleny Modrzejewskiej in Kraków 2004; *Manhattan Media*: Teatr im. Stefana Jaracza in Olsztyn 2008; *Das letzte Feler*: Teatr Nowy in Kraków 2009, Teatr Dramatyczny im. Gustawa Holoubka in Warszawa 2009; *Adam Geist*: Teatr Kana in Szczecin 2007.

⁶ In Polen wurden u.a. aufgeführt: *Der Hässliche*: im Teatr im. Stefana Jaracza 2007 in Łódź und im Teatr Nowy in Zabrze 2009; *Der Stein*: im Teatr Wybrzeże in Gdańsk 2009; *Feuer Gesicht*: im Teatr Wybrzeże in Gdańsk 2000 und im Teatr im. Juliusza Słowackiego in Kraków, im Teatr Telewizji und im Towarzystwo Teatralne Warszawa 1999; *Parasiten*: im Teatr Polski in Poznań 2001, im Teatr Współczesny in Szczecin 2001, im Teatr Telewizji 2002; *Das kalte Kind*: PWST in Kraków 2005.

den Brutalismus abebbte. Sowohl Kritiker als auch Zuschauer hatten sich bereits hinreichend an die Schock-Ästhetik gewöhnt und nahmen nun hinter Skandal und extremem Nihilismus weitere Interpretationsschichten wahr. Von den gestellten Fragen erwiesen sich diejenigen als zentral, die die Identifikation mit den Figuren bzw. das durch von Mayenburg geschaffene Figurenfunktionsschema betrafen. Viele Künstler, Dramatiker und Regisseure erklärten, man identifiziere sich nicht mit den Figuren der Stücke, weil sie lediglich auf vergleichbare Individuen und Familienverhältnisse verweisen bzw. die Probleme, mit denen sich die Gesellschaft nach dem politischen Systemwechsel quält, sehr genau benennen würden. Letztendlich schuf von Mayenburg ein Theater, das unverblümt mit zahlreichen Tabus bricht. 1999 bemerkte Ostermeier: „Wir gehören ja einer Generation an, die nicht ständig nur Schuld verteilen kann nach dem Motto: Da sind die Gesellschaft, da sind die Ungerechtigkeiten, deswegen bringt der Sohn seinen Vater um und heiratet die Mutter!“ (BURCKHARDT / MERSCHMEIER / WILLE 1999: 76). John VON DÜFFEL (2001: 7) nahm das Problemfeld wahr und stellte fest, es gebe eine „Atomisierung der Mitte“ in der deutschen Gesellschaft. Der Verfall moralischer Werte sowie der Untergang von Autoritäten im Fundament der Gesellschaft führten dazu, dass ein Bezugspunkt fehlte und die jungen Künstler sich diesen Punkt selbst suchen mussten. Sie bezogen sich dabei auf das, was sie kannten – selbst dann, wenn dies (wie z.B. in den Stücken Dea Lohers) einen extremen Pessimismus bedeutete.

In einem 1998 von Franz Wille mit Dea Loher geführten Interview für *Theater heute* ist zu lesen, dass der Schmelztiegel von Unglück und Hoffnungslosigkeit eine von der Autorin konsequent angewandte dramaturgische Strategie sei. Loher ist der Meinung, dass auf der Bühne wichtige Themen, wie Gewalt, Schuld, Verrat oder Freiheit besprochen werden sollten. Im Interview mit Natalia Adaszyńska (vgl. LOHER 2001) spricht Loher von der besonderen Prädisposition einiger Menschen, bestimmte Themen aufzugreifen und damit ihre Fähigkeit zu offenbaren, auf untypische Weise über komplizierte Familienverhältnisse zu schreiben. Die Autorin strebt danach, moderne, mystisch-tragische Figuren wie Medea oder Blaubart aufzubauen und sie in die Gegenwart zu versetzen. So ist beispielsweise der Titelprotagonist von *Adam Geist* ein junger Mann, der nach dem Verlust der Mutter seinen persönlichen Kreuzweg beginnt, um Gutes zu erreichen. Doch alle Ereignisse und Situationen wenden sich gegen ihn, wodurch er zur Quelle des Bösen wird. Die Handlung des Stücks *Manhattan Medea* verlegt Loher nach New York, wo sich die beiden Flüchtlinge Medea und Jason aufhalten. Wie auch in der antiken Tragödie wird Medea von Jason verlassen und rächt sich anschließend an dessen Verlobter und am eigenen Kind.

Ein in Polen besonderes populäres Stück, *Klaras Verhältnisse*, ist eine Tragödie über die persönlichen, familiären und beruflichen Fehlentscheidungen der dreißigjährigen Titelheldin Klara. Ähnlich wie Kurt in *Feuergesicht* sucht sie ihren eigenen Weg und entwickelt dabei geradezu weitere Lebensstationen. Während Kurt diese Stationen zerstört, demaskiert Klara ihre Verlogenheit, doch weil sie mit leeren Händen zurückbleibt, vernichtet sie schließlich auch sich selbst. Die Stücke Lohers versinnbildlichen zweifelsohne einen komplexen und zugleich komplizierten Mechanismus. Im polnischen Theater werden die Stücke umgearbeitet, was, wie Małgorzata Sugiera anmerkt, die Intentionen der Autorin gelegentlich verfälscht. Sugiera schreibt, „die Mehrheit der durch Theaterrealisierungen vorgenommenen Modifikationen geht mit dem Versuch einher, eine einheitliche Perspektive für die unverbundenen Fragmente der dargestellten Welt (von Loher deutlich aus heteronomen Elementen montiert) zu finden

bzw. ihnen geradezu aufzuzwingen“ (SUGIERA 2005: 102). Dies ist möglicherweise der beste Beleg für die praktische Umsetzung der Konzeption des Kulturtransfers, denn der „Transfer einer Kultur deutet nicht auf deren Expansionismus hin, sondern auf die Bedürfnisse der Rezipienten, die gezielt Elemente in ihr Wirkungsfeld integrieren“ (MIDDELL / MIDDELL 1994: 110). Die Inszenierung von Lohers Stücken auf polnischen Bühnen übernahmen Künstler mit einer ganz eigenen Ästhetik, wie z.B. Paweł Miśkiewicz. Er entdeckte ihre Stücke, als er Lohers *Magazin des Glücks* 2002 für das Wrocław-Festival „Eurodrama“ prüfte. Eine eigene Interpretation von *Klaras Verhältnissen* zeigte Krystian Lupa 2003 im Warschauer Teatr Rozmaitości. Er schuf damit ein zutiefst psychologisches Stück, das nur in kleineren Fragmenten Sozialkritik betreibt. Lohers Schaffen ist nicht einheitlich und greift viele verschiedene soziale Themen auf, dennoch wird es auf polnischen Bühnen dem so genannten Brutalismus zugeordnet. Dieser beschreibt jedoch eher die Form der Stücke als ihren Inhalt. Die „brutalen“ Inhalte beziehen sich auf die gezeigten Familienbeziehungen.

Etwas weniger häufig werden in Polen die Stücke Oliver Bukowskis (2001) und Thomas Jonigks (2004) inszeniert, wobei die Inszenierung von Jonigks *Tätern* im Teatr im. Stefana Jaracza (Łódź) mit der dem Inhalt gebührenden Achtung und Beachtung aufgenommen wurde. Der Rezensent Roman Pawłowski betonte vor allem den Tabubruch im Umgang mit dem Thema Pädophilie auf der Bühne: „Jonigks Drama zeichnet sich durch Offenheit aus: Bisher wurde über Pädophilie verschleiert geschrieben, die *Täter* reden offen und direkt. Und dabei geht es gar nicht um drastische Szenen oder Kraftausdrücke“ (PAWŁOWSKI 2004).

Oliver Bukowskis *Bis Denver!* wurde ebenfalls in Łódź aufgeführt. Das Stück wurde jedoch noch im selben Jahr als *Komedia bulwarowa* im Teatr Współczesny in Wrocław (Regie: Krystyna Meissner) gespielt, das heißt, der Slogan *Bis Denver!* blieb im Polnischen ohne Entsprechung. So konnte das Publikum auch nicht nachvollziehen, dass er eine neue soziale Sichtweise auf das Stück eröffnet, das die Erfahrungen der Bewohner der ostdeutschen Bundesländer illustriert. Bukowskis szenische Bilder sind die reale Hölle der kleinbürgerlichen Familie, und er beschreibt sie bis ins kleinste Detail. Sie sind derart eigenartig, dass man sie nicht auf eine andere Wirklichkeit übertragen könnte. Die Atmosphäre in Bukowskis Dramen veranschaulicht das in *Dialog* (vgl. KOPCIŃSKI 2000: 109) abgedruckte Stück *Bis Denver!* besonders deutlich, denn es erzählt die ungewöhnliche Geschichte eines städtischen Bademeisters und seines Freundes, die im Freibad eine Leiche finden: den Sohn einer reichen Familie. Anfangs wollen sie für die Herausgabe der Leiche Geld erpressen, doch es zeigt sich, dass die Familie weder an ihrem Sohn noch an seiner Leiche interessiert ist. Die reiche, vom Konsum immer neuer Waren gelangweilte Familie sieht ihren Sohn als Puzzlestück ihrer Konsumexistenz. Glanz und Schein des Familienglücks werden durch die gemeinsamen Abendessen von Terre und seiner Frau veranschaulicht, sie kontrastieren mit dynamischen und ein wenig grotesken Szenen im städtischen Freibad. Dort versuchen Bademeister Lothar und sein Freund Horst gerade, sich ein Ersatzzuhaus zu schaffen. Horst spricht sogar mit Terre Junior, er behandelt ihn, als wäre er sein Kind. Ein Merkmal, dass Bukowski von anderen Künstlern unterscheidet, ist sein grotesker Umgang mit seinen Figuren und der gesamten Dramensituation. Seine Stücke sind in Dialekt und Umgangssprache geschrieben, sie spielen im Mikrokosmos lokaler Gesellschaften. Darauf bezieht sich der Autor wahrscheinlich, wenn er sagt: „Ich schreibe das, was ich gerne sehen will“ (WILLE 1996: 38).

Das Interesse am deutschen Theater auf polnischen Bühnen ist in Polen ein Prozess mit wechselhafter Dynamik. Aber auch wenn die Dynamik wechselhaft ist, so sind die Stücke doch präsent. Die polnische Theaterpresse hat dafür ihre eigene Erklärung. Für sie wurde „alles Neue im polnischen Theater des letzten Jahrzehnts aus dem deutschen Theater importiert“ (DREWNIAK 2007). Die Quantität der Stücke steht dabei in keinem kausalen Zusammenhang mit ihrer Qualität. Ob aber die Rezeption deutscher Dramatik einen positiven oder negativen Einfluss auf die Entwicklung des polnischen Theaterlebens hat, lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht feststellen.

Aus dem Polnischen von Yvonne Belczyk-Kohl

Literatur

- BURCKHARDT, Barbara / MERSCHMEIER, Michael / WILLE, Franz (1999): Next Generation – Ein Gespräch mit den (zukünftigen) Theaterleitern, Stefan Bachmann, Matthias Hartmann und Thomas Ostermeier über Markt, Macht Medien Moden – und wie die Theaterkunst (über) lebt... In: *Theater heute Jahrbuch* 1999, 66–76.
- DREWNIAK, Łukasz (2006): Grzegorz Jarzyna. Ojciec Dyrektor. In: *Przekrój* 38 (2006), <http://www.teatry.art.pl/portrety/jarzyna/dsup.htm> (letzter Zugriff am 27.07.2011).
- VON DÜFFEL, John (2001): Trzeba nam nowych tekstów [Wir brauchen neue Texte]. In: *Teatr* 1 (2001), 6–7.
- DREWNIAK, Łukasz (2007): Apokalipsa nowoczesności [Apokalypse der Modernität]. In: *Dziennik* 28 (2007), http://www.e-teatr.pl/pl/artykuly/34766.html?josso_assertion_id=6EF4A8C99224F2C6 (letzter Zugriff am 27.07.2011).
- ESPAGNE, Michel / WERNER, Michael (1985): Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert. Zu einem neuen interdisziplinären Forschungsprogramm des C.N.R.S. In: *Francia* 13 (1985), 502–510.
- ESPAGNE, Michel / MIDDELL, Matthias (Hg.) (1999): *Von der Elbe bis an die Seine. Kulturtransfer zwischen Sachsen und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- ESPAGNE, Michel (2000): Kulturtransfer und Fachgeschichte der Geisteswissenschaften. In: *Comparativ* 10 (2000), H. 1, 42–61.
- IRMER, Thomas (2001): 10 punktów na temat [10 Punkte zum Thema]. In: *Teatr* 1, S. 4.
- KOPCIŃSKI, Jacek (2000): Lecisz – myślisz – nie ma Cię [Du fliegst – du denkst – du bist nicht mehr da]. In: *Dialog* 11 (2000), 109–122.
- KUBIKOWSKI, Tomasz (2006): Pustka i forma [Leere und Form]. In: PŁATA, Tomasz (Hg.): *Strategie publiczne, strategie prywatne, teatr polski 1990–2005* [Öffentliche Strategien, private Strategien, das polnische Theater 1990–2005]. Warszawa: Świat Literacki, 7–22.
- LOHER, Dea (2001): Chcę pisać wbrew teatrowi [Ich will gegen das Theater schreiben] – Interview mit Dea Loher führte Natalia Adaszyńska. In: *Teatr* 1 (2001), 8–10.

- MIDDEL, Matthias (2000): Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis. In: *Comparativ* 10 (2000), H. 1, 7–41.
- MIDDEL, Matthias (2001): Von der Wechselseitigkeit der Kulturen im Austausch. Das Konzept des Kulturtransfers in verschiedenen Forschungskontexten. In: LANGER, Andrea / MICHELS, Georg (Hg.): *Metropolen und Kulturtransfer im 15./16. Jahrhundert. Prag – Krakau – Danzig – Wien*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 15–2;
- MIDDELL, Katharina / MIDDELL, Matthias (1994): Forschungen zum Kulturtransfer. Frankreich und Deutschland. In: *Grenzgänge* 1 (1994), 107–122.
- MINAŁTO, Jerzy (o.J.): Kronika wypadków cenzorskich [Kronik der Zensurfälle], http://www.indeks73.pl/pl_web_journal,_50,_142.php (letzter Zugriff am 27.07.2011).
- NIZIOŁEK, Grzegorz (1999): „Kto zwycięża...” [„Wer siegt...“]. In: *Didaskalia* 31/32 (1999), S.6–9.
- OSTERMEIER, Thomas (1999): Das Theater im Zeitalter seiner Beschleunigung. In: *Theater der Zeit* 7 (1999), 10–15.
- PAULMANN, Johannes (1998): Neue historische Literatur. Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts. In: *Historische Zeitschrift* 267 (1998), 649–685.
- PAWŁOWSKI, Roman (2004): Zły dotyk na scenie. In: *Gazeta Wyborcza* 226 (2004), <http://wyborcza.pl/1,75475,2303828.html> (letzter Zugriff am 27.07.2011).
- SAUERLAND, Karol (1999): *Kulturtransfer Polen-Deutschland. Wechselbeziehungen in Sprache, Kultur und Gesellschaft*. Bonn: Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen.
- SCHÖSSLER, Franziska (2004): *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der neunziger Jahre*. Tübingen: Günter Narr Verlag.
- SIERADZKI, Jacek (2002): Trudna wolność. Dramaturgia po 1989 roku [Schwierige Freiheit. Dramaturgie nach 1989]. In: *Ade Teatro* 9 (2002), <http://www.plezantropia.fora.pl/b-rozwazania-o-literaturze-i-sztuce-b,101/dramaturgia-po-1989-roku,3625.html> (letzter Zugriff am 27.07.2011).
- SUGIERA, Małgorzata (2005): *Realne światy, możliwe światy* [Reale Welten, mögliche Welten]. Kraków: Księgarnia Akademicka.
- SZTARBOWSKI, Paweł (2006): Teatr w stanie obłączenia. In: *Opcje* Nr. 3 (2006), <http://www.teatry.art.pl/felietony/twso.htm> (letzter Zugriff am 10.03.2011).
- WILLE, Franz (1996): „Klar bin ich Ostler“. Ein Porträt von Franz Wille. In: *Theater heute* 9 (1996), 37–40.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Janina Gesche
Universität Gdańsk

Das Fremde zu Eigen gemacht: Fredrik Bööks Reiseberichte über Deutschland und Polen gegen Ende des Ersten Weltkrieges

Domesticating the alien: the account of Frederik Böök's journeys in Germany and Poland at the end of the First World War. – Fredrik Böök (1883–1961), a Swedish literary scholar, critic, writer and member of the Swedish Academy, travelled extensively as a war correspondent throughout both Germany and Poland in 1916. His pro-German attitude becomes clearly visible in his reports. The author of this article has made an attempt to present Böök's perception and his assessment of the foreign cultures as well as to present his comparison of these cultures with the Swedish one.

Oswajanie obcego: Fredrika Bööka relacje z podróży po Niemczech i Polsce pod koniec I wojny światowej. – Szwedzki literaturoznawca, krytyk literacki, pisarz oraz członek Akademii Szwedzkiej Fredrik Böök (1883–1961) odbył w roku 1916 podróż do Niemiec i Polski. Proniemiecka postawa Bööka uwidacznia się wyraźnie w jego sprawozdaniach z podróży. Na przykładzie wybranych zagadnień podjęta została próba przedstawienia sposobu postrzegania i oceny obcych kultur, jak również porównania ich z kulturą szwedzką.

1. Einleitung

Eine 1997 im Deutschen Historischen Museum in Berlin veranstaltete kulturhistorische Ausstellung unter dem Titel *Wahlverwandtschaft. Skandinavien und Deutschland 1800–1914* dokumentierte die wechselhafte Geschichte der gegenseitigen Beziehungen Deutschlands und der drei skandinavischen Länder Dänemark, Norwegen und Schweden. Dabei fällt auf, dass die Verbindungen Schwedens und Deutschlands bei jederzeit verhältnismäßig hoher Intensität den deutlich friedlichsten Verlauf nahmen. Der gegenseitige Kulturaustausch hält bis heute unvermindert an. Gemeinsamkeiten, aber auch und vor allem politische und wirtschaftliche Interessen beeinflussten die schwedische Einstellung Deutschland gegenüber jederzeit entscheidend.

Historische Quellen dokumentieren, dass regelmäßige enge Kontakte zwischen Deutschland und Schweden seit dem 11. bis 12. Jahrhundert bestehen (vgl. MÜSSENER 1999: 8). Die Einflüsse Deutschlands auf Schweden sind kultureller, wirtschaftlicher und teilweise auch politischer Natur und, obwohl unterschiedlich stark im Verlauf der Geschichte, von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Schweden seinerseits durfte bisweilen Deutschlands Schicksal mitentscheiden. Die gegenseitigen Kontakte verblieben jedoch meistens sachlich

bis freundschaftlich. Weder im deutschen noch im schwedischen kollektiven Gedächtnis existieren Feindbilder von dem jeweils Anderen. Aufgrund seiner Größe und Bedeutung war Deutschland in vieler Hinsicht für den nördlichen Nachbarn maßgeblich.

In der zweiten Hälfte des 19. und der ersten des 20. Jahrhunderts wurde Deutschland für Schweden zu dem kontinentalen Kulturland, an dem man sich orientierte. Wissenschaftlich, ökonomisch und militärisch richtete man sich nach deutschen Vorbildern. Der kulturelle Einfluss Deutschlands erreichte seinen Höhepunkt im Zeitraum 1910–1929, wobei die besten Jahre für die Rezeption der deutschen Literatur in Schweden die Jahre des Ersten Weltkrieges waren (vgl. MÜSSENER 1985: 7). 1945 geschah dann eine deutliche Umorientierung in Richtung auf den englischen Sprachraum.

2. Fredrik Böök (1883–1961)

Der schwedische Literaturwissenschaftler, Schriftsteller und Kritiker Fredrik Böök wurde am 12.05.1883 in Kristianstad, einer Stadt im südlichen Schweden, geboren. Er studierte Literatur und Ästhetik in Lund. Bereits während seiner Studienzeit schrieb er Literaturkritiken und leitete eine Zusammenarbeit mit der Zeitung *Svenska Dagbladet* ein. 1920 wurde er Professor für Literaturgeschichte und Poetik an der Universität Lund. Nach vier Jahren (1924) gab er seine Professur jedoch auf und widmete sich ausschließlich der Literaturkritik. Seine Texte lassen deutlich eine politisch und ideologisch konservative, eher rechtsgerichtete Orientierung vermuten. Im Jahre 1922 wurde Böök zum Mitglied der Schwedischen Akademie gewählt. In den Jahren 1929–1950 gehörte er dem Nobelkomitee an.

Bööks Literaturkritik war voller Polemik, seine Verrisse voll beißender Ironie. Aber – so heißt es – sie seien „rhetorische Meisterwerke, von dem Niveau der Gerichtsreden von Cicero“ (HÄÄG 1996: 400). Der Kritiker schrieb darüber hinaus Romane, Novellen, Essays und Reiseberichte. Nach einer durchgeführten Untersuchung gehöre er neben August Strindberg zu den schwedischen Schriftstellern, die in ihren Werken den reichsten Wortschatz verwenden – so schreibt Göran Hääg in seiner Geschichte der schwedischen Literatur (vgl. HÄÄG 1996: 400).

Neben der Literatur war die Politik der zweite wesentliche Bereich, mit dem sich Böök auseinandersetzte und wo er sich betätigte. Politische Interessen und Einstellungen scheinen auch in seinen Reportagen durch. Böök unternahm Reisen nach Europa und Asien: zunächst nach Frankreich (1915), Deutschland und Polen (1916), später nach Konstantinopel und Mitteleuropa (1922). Es folgten weitere Europareisen (u.a. 1925, 1930, 1932, 1933, 1937, 1938). Die weitaus meisten führten ihn jedoch vor allem nach Deutschland, in das Land, das er immer bewunderte und das für ihn in vieler Hinsicht als Vorbild und Maßstab fungierte.

In der gesamten ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war Böök einer der einflussreichsten Kritiker des schwedischen Literatur- und Kulturlebens. Er war ein Mann, der „mit einer Handbewegung über Leben oder Tod eines Buches auf dem Büchermarkt entscheiden konnte“ (HÄÄG 1996: 399). Fredrik Böök starb am 2.12.1961 in Lund.

3. Fredrik Bööks Reiseberichte

Publizistisch tätig und politisch interessiert rechnete der Kritiker mit dem Ausbruch des Krieges. Er kam für ihn zumindest nicht überraschend. Böök hatte schon seit Jahren die politischen Entwicklungen in Europa beobachtet und kommentiert. Dabei stand der Schwede von Anfang an auf der Seite Deutschlands. Diese Einstellung teilte er mit der schwedischen Rechten, während die schwedische Linke mit der Entente sympathisierte. Böök hätte eine Beteiligung Schwedens am Krieg auf deutscher Seite unterstützt, sah jedoch ein, dass dies nicht durchsetzbar war (vgl. NORDIN 1994: 137–140).

Als Böök 1916 von *Svenska Dagbladet* das Angebot bekam, als Kriegskorrespondent nach Deutschland und Polen zu gehen, nahm er es ohne zu zögern an. Sein Hauptreiseziel war Polen, was thematisch die Mehrzahl seiner Beiträge bezeugt. Im Vorwort zur deutschen Übersetzung seines Buches (*Deutschland und Polen*, 1917) wird darauf hingewiesen, dass der Schwede „das ‚polnische Problem‘ nach vielen Seiten hin lebendig macht und in ein vertraulicheres Licht rückt“ (Böök 1917: 3). Als „polnisches Problem“ wurde in diesem Zusammenhang die Situation Polens mit seinem Streben nach Gründung eines neuen selbständigen Nationalstaates nach nahezu 150 Jahren Teilung bezeichnet.

Unterstützt wurden diese Bestrebungen bereits seit dem 19. Jahrhundert von Seiten deutscher, französischer und skandinavischer Intellektueller, was eine Fülle von Polenliedern aus der Zeit der Romantik bestätigt. In Schweden hatten die polnischen Aufstände von 1830 und 1863 polarisierend auf die öffentliche Meinung eingewirkt: Ein Teil unterstützte die um ihre Freiheit kämpfenden Polen, der andere vertrat eine prorussische Einstellung. Das „polnische Problem“ wurde sogar im schwedischen Parlament debattiert, wo ein eventuelles militärisches Eingreifen gegen Russland erwogen, jedoch bald aus Furcht vor möglichen Konsequenzen aufgegeben wurde (vgl. TEODOROWICZ-HELLMAN 2008–2009: 327–328).

Berichte von Polenbesuchen verfassten u.a. der deutsche Dichter Heinrich Heine mit seinen Reisebildern *Über Polen* (1823), der dänische Literaturkritiker, Philosoph und Schriftsteller Georg Brandes – *Indtryk fra Polen* (1888; vgl. KRYSZTOFIAK 2001: 103–111) sowie die schwedische Übersetzerin polnischer Literatur Ellen Wester mit einer Artikelserie über Polen *Polska brev* (1898–1899) in *Dagens Nyheter* und *Lunds Dagblad* (vgl. TEODOROWICZ-HELLMAN 2001: 167–173). Dies belegt, dass Polen Anfang des 20. Jahrhunderts erneut in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses rückte sowie zu einem Reiseziel für Westeuropäer wurde.

Fredrik Bööks Reiseberichte erschienen zunächst als Artikelreihe in *Svenska Dagbladet* und erst dann, ebenfalls 1916, gesammelt in Buchform in Verlag Norstedt & Söners in Stockholm, diesmal unter dem Titel *Resa till Tyskland och Polen 1916*. In der Einleitung zur schwedischen Ausgabe schreibt Böök, dass er seine unmittelbaren Eindrücke und Erlebnisse mit Studien der einschlägigen Literatur verbunden habe, von der er die *Süddeutschen Monatshefte* (Jahrgang 13, Heft V: Ost Juden) und Georg Cleinows Werk *Die Zukunft Polens* (Leipzig 1908–14) nennt (vgl. Böök 1916: 2).

Für Böök bedeutete der Auftrag von *Svenska Dagbladet* seine erste längere Reise nach Deutschland. Er kannte jedoch Deutschland von einigen Durchreisen und verfügte über beachtliche Kenntnisse deutscher Literatur und Kultur. Auch die polnische Literatur war ihm vertraut. Seinen Reiseberichten und seinen Bildern von Deutschland und Polen lagen also

ein fundiertes Vorwissen sowie persönliche Eindrücke und Kontakte mit Menschen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten zu Grunde.

4. Das Deutschland- und Polenbild von Fredrik Böök

Den Zeitpunkt der ersten Reise entnehmen wir bereits dem Titel des ersten Berichts: *Kriegsostern in Berlin*. Kurz vor Ostern traf Böök mit der Fähre „Drottning Victoria“ in Saßnitz ein. Es war an einem Vormittag, da der Reisende vom Deck das Land genau beobachten konnte. Das Bild, das sich ihm bot, verleitete ihn zu folgender Äußerung: „Die Industrie arbeitet, die Saat verspricht Gutes“ (Böök 1917: 5). Es ist zunächst ein friedliches Bild. Es fehlt jede Spur von Kriegshandlungen, es sind Momentaufnahmen von einem völlig reibungslos funktionierenden Staat. Der Autor fuhr jedoch sofort nach Berlin weiter. Während der Fahrt beobachtete er die Landschaft:

„Draußen auf dem Felde ist die Frühlingsaat abgeschlossen; drei Pferde gehen vor die Egge gespannt; man sieht die eine oder andere Frau, die die Erde bestellt, aber man sieht auch graue Gestalten in kleinen Rudeln und schließt auf gefangene Russen.“ (Böök 1917: 11)

Erst jetzt nimmt der Besucher die ersten Spuren des seit zwei Jahren andauernden Krieges wahr: Es sind russische Kriegsgefangene. Ansonsten ist Deutschland im Frühjahr 1916 ein scheinbar unauffälliges, aber wohl und effektiv arbeitendes Gemeinwesen, ein Staat, in dem vor allem Disziplin herrscht. Disziplin scheint für den schwedischen Besucher eine wesentliche Eigenschaft der Deutschen zu sein, weil er sie an mehreren Stellen seines Berichtes erwähnt. Vom Krieg selbst ist auf der Reiseroute Bööks nichts zu sehen, da die Front an einer anderen Stelle verläuft. Der erste Eindruck von Berlin, wo er am Abend dem 19. April ankommt, ist ebenso friedlich – in der Hauptstadt „begegnet man auch dem Frühling“ (Böök 1917: 5). Es wird das Osterfest gefeiert, nicht anders als zu Friedenszeiten:

„Wenn man an einem Ostersonntagabend den Strom der festlich gekleideten, fröhlichen Kleinbürger sah, die von ihren Ausflügen in Feld und Wald, vom Grunewald und Wannsee zurückkehrten, mit Blumen in den leeren Esskörben und den kleinsten, schlaftrunkenen Kindern auf den Schultern, wenn man die Radfahrer sah, junge Burschen und Mädchen, in weißen Kleidern, die junges Laub um die Lenkstange gewunden hatten und einen blühenden Kirschenzweig auf dem Hut trugen, dann konnte man den Blick lange über das Gedränge gleiten lassen, bis man sich schließlich über die Stirnstrich und all seine Abstraktionskraft zu Hilfe nehmen musste, um den Gedanken klar festzuhalten, dass man sich in der Hauptstadt des gewaltigsten Kriegervolkes der Weltgeschichte befand, und zwar gerade in dem Augenblick, da ein neuer Weltteil es mit Krieg bedrohte.“ (Böök 1917: 13)

Sein Bericht vermittelt das Bild eines sorglosen Alltags, eines nahezu idyllischen Lebens. Kein Leser würde es je mit einem Krieg in Verbindung bringen. Doch Böök vergisst nicht, dass er sich „in der Hauptstadt des gewaltigsten Kriegervolkes der Weltgeschichte“ (Böök 1917: 13) befindet. Bei den Berlinern sieht er jedoch keine Spur von „Leichtsinn, Übermut, bornierter Selbstgenügsamkeit und Verhetzung“ (Böök 1917: 12). Er bewundert die deutsche Kunst der Kriegsführung und die deutsche Bodenständigkeit. Seine Worte enthalten einen

deutlichen Anteil persönlicher Gefühle und Überzeugungen. Einer der mächtigsten schwedischen Kritiker mit großem Einfluss auf die öffentliche Meinung, Korrespondent der größten Tageszeitung vermittelt also ein Deutschlandbild, das schöngefärbt ist.

Böök beobachtet das tägliche Leben auf den Berliner Straßen, mischt sich unter das Volk und spricht mit Leuten über den Krieg und die politische Situation in Europa. Er versucht so, die allgemeine Stimmung einzuschätzen. Und er stuft sie und das meiste dessen, was er in Deutschland 1916 vorfindet, als positiv und optimistisch ein:

„Es ist ein fester optimistischer Glaube an das vernünftige Handeln, an die Allmacht des Willens und der Vernunft zu ordnen, vorzubeugen, zu organisieren und zu schaffen. Dieser Glaube ist aus dem Zusammenstoß mit dem elementar Chaotischen entstanden, das das dunkle Wesen des Krieges ist, aus dem Ringen mit allen Mächten der Zerstörung und Auflösung; aus der äußersten Not ist ein unbedingtes Vertrauen emporgesproßt.“ (Böök 1917: 11)

Der Korrespondent glaubt an einen deutschen Sieg in diesem Krieg. Er hebt die Vernunft und das organisatorische Talent der Deutschen hervor. Die Deutschen sind selbstsicher, so Böök. Sie sind überzeugt von ihrer Überlegenheit und von ihrer Fähigkeit, in jeder Lage Ordnung zu schaffen. Darüber hinaus – so betont der Kritiker – wäre ein deutscher Sieg der wünschenswerteste Ausgang des Krieges. Denn nur die Deutschen seien im Stande, nach dem Krieg die verschiedenen „Schwierigkeiten und Aufgaben“ zu lösen:

„Die Generation, die die unzähligen Probleme des Weltkrieges siegreich gelöst hat, wird vor Schwierigkeiten und Aufgaben nicht zurückschrecken, vor denen die Menschheit bisher kleinmütig Halt gemacht hat.“ (Böök 1917: 9)

In diesen Äußerungen kommt eine große Sympathie für Deutschland zum Ausdruck. Der Schwede ist von den organisatorischen Fähigkeiten der Deutschen so fest überzeugt, dass er sie in seinen Berichten immer wieder zur Sprache bringt.

Von Berlin aus fuhr Böök in Richtung Warschau. Obwohl er als Akademiemitglied, Literaturkritiker und politischer Beobachter bezüglich Polen und der polnischen Literatur gut belesen scheint, ist sein erster Eindruck von Polen eher fremdartig:

„Der Westeuropäer, der bei Alexandrowo die frühere Grenze zwischen Russland und Deutschland überschreitet, merkt an scheinbar unbedeutenden Einzelheiten, dass er sich dem Osten nähert.“ (Böök 1917: 14)

Sowohl die Menschen als auch die Landschaft wirken zunächst ungewohnt. Hinzu kommt die Tatsache, dass in diesem Teil Europas die Spuren des Krieges deutlich zu sehen sind. Böök fährt an ehemaligen Frontlinien vorbei, sieht die „einfachen Holzkreuze der Soldatengräber, Schützengräber, Stacheldrahtzäune und Granattrichter“ (Böök 1917: 14) und erhält einen „eigenartigen Eindruck“ (Böök 1917: 14). In Warschau angekommen notiert er:

„Die tosende Millionenstadt hat eine äußerst zusammen gewürfelte Physiognomie. Der Fremde erstaunt im ersten Augenblick vor allem über den orientalischen Einschlag. Er merkt diesen Einschlag

schon an den Droschken am Bahnhof, an den weiten Bögen der Kummer-Stöcke und den zierlichen, metallglänzenden Spitzen, an den roten Quasten des Pferdegeschirrs, dem weiß lackierten Leder und den klingenden Schellen, sowie an den Zoporog-Gesichtern der Kutscher, die mit einem gellen Schrei auf den Wagen springen, wenn dieser sich schon in Gang gesetzt hat.“ (Böök 1917: 15)

Eine solche Beschreibung könnte auf viele europäische Städte der damaligen Zeit zutreffen, kommentiert Małgorzata Anna PACKALÉN (1998: 194–215). Das Fremde wird hier jedoch mit dem Attribut ‚orientalisch‘ belegt. Der Eindruck des orientalischen Aussehens von Warschau wird in Bööks Bericht noch durch ein weiteres Element verstärkt, das wiederum nicht jeder beliebigen Stadt in Europa zugeordnet werden könnte:

„Und am allerunmittelbarsten begegnet ihm [dem Fremden – J.G.] der Orientalismus in den zusammengekauerten und demütigen Gestalten der Juden. Sie stehen herum, so dicht wie die Schwämme im Wald [...].“ (Böök 1917: 15)

Zwischen den beiden Weltkriegen wohnten in Warschau ca. 300.000 Juden. Somit war die Stadt zu diesem Zeitpunkt das größte Zentrum jüdischer Bevölkerung und Kultur in Europa. Die Juden gehörten damals unzertrennlich zum Warschauer Straßenbild. Obwohl Böök ein breites Wissen über Polen besaß, war er von einem solchen Anblick ausgesprochen überrascht: „In einer halben Stunde habe ich mehr Juden gesehen, als vorher in meinem ganzen Leben...“ (Böök 1917: 27) – schreibt er in seinem Bericht weiter.¹

Das Aussehen der einzelnen Viertel oder sogar Straßen unterschied sich stark voneinander: vom eben genannten Bahnhof, vor dem sich orientalisch aussehende Wagen und Kutscher mit asiatischen Gesichtern aufhielten, über die vielen schwarz gekleideten Juden an anderer Stelle bis hin schließlich zu ganz westlichen – so nach Ansicht des Besuchers – Straßenzügen:

„Geht man aber auf Marszalkowska unter dem Schatten der Platanen, könnte man glauben, auf einem Pariser Boulevard, auf der Avenue d’Orleans oder dem Boulevard St. Michel oder einer anderen der grösseren Strassen am südlichen Seine-Ufer zu sein: die Krämerläden, die französischen Ladenschilder, der Stil der Damen, denen man begegnet, halten die Illusion wach [...]. Die Gewissheit steigt, wenn man an jungen Mädchen vorbeikommt, die miteinander französisch sprechen...“ (Böök 1917: 16–17)

All das verwundert den Schweden: Er findet die Stadt ungewöhnlich, eben „orientalisch“ im Vergleich zu deutschen oder anderen ihm bekannten Städten.

Von einigem Gewicht scheint für Fredrik Böök die Einschätzung der politischen Situation in Warschau und auf dem polnischen Lande (Łomża, Płock) zu sein. Aus seinen Reisebeschreibungen erfährt der Leser, dass nach Jahren russischer Verwaltung sowie der „Planmäßigkeit und Schnelligkeit der russischen Zerstörung“ (Böök 1917: 73) jetzt Ordnung in die Dinge gebracht wird. Und es sind die neuen Herrscher, die die Ordnung bringen: die Deutschen.

Der schwedische Kritiker beobachtet, wie gerade die verwahrlosten Straßen und Wege renoviert und neue Chausseen gebaut werden. Es sind hauptsächlich preußische Landräte, die nach Polen abkommandiert worden sind, um diese Arbeiten zu verrichten. Böök bewundert den Arbeitseifer der Deutschen: „Sie sind in voller Arbeit mit all jener fanatischen Sachlichkeit

¹ Böök widmet in seinen Berichten zwei Kapitel allein der jüdischen Bevölkerung Warschaus.

und Gründlichkeit, die in ihrer Natur liegt“ (Böök 1917: 67). Er hat zahlreiche Zeichen des Preußentums an der deutschen Verwaltung Polens beobachtet und ist der Meinung, dass der größte Triumph der deutschen Verwaltung darin besteht, dass „die Äcker durchgehends bestellt worden sind und nur ein Prozent des bebauten Bodens seinem Schicksal überlassen geblieben“ sei (Böök 1917: 70):

„Die vornehmsten Helden der deutschen Verwaltung sind doch die deutschen Ärzte. Was sie mit unerhörter Anstrengung und Aufopferung in Polen schaffen, wird, wenn sich das Kriegsglück nicht ganz wendet, ein Werk von bleibendem Werte sein; alles, was unter der Leitung der verantwortungslosen russischen Ärzte und Behörden versäumt und zerstört wurde, fängt jetzt an, zu gesunden.“ (Böök 1917: 102)

Der Schwede berührt in seinen Berichten auch die Frage der Möglichkeiten der Errichtung eines neuen polnischen Nationalstaates:

„In unseren Tagen sieht man die Aufgabe nüchterner an. Niemand wagt sich der Illusion hinzugeben, dass Polen durch sine Unabhängigkeitserklärung und eine Konstitution schon gesichert ist. Denn dahinter liegt das Problem, wie Polen ein lebensfähiger und staatlicher Organismus werden kann, und alle wirtschaftlichen und politischen Fragen, die mit den nationalen Ideen verwoben sind, eine dauerhafte Lösung finden können.“ (Böök 1917: 106)

Nach Bööks Überzeugung sollte das von Deutschland besetzte Polen auch nach dem Krieg unter deutscher Herrschaft bleiben. Der wirtschaftliche und kulturelle Einfluss Deutschlands sei immer stark und vor allem günstig gewesen. Zu denjenigen in Polen, „die den stärksten Drang zur deutschen Kultur fühlten und das deutsche Wesen am höchsten einschätzten“ (Böök 1917: 128), gehörten die national orientierten und gebildeten Sozialdemokraten, die Intellektuellen und die Wissenschaftler. Böök vergleicht dies mit der Situation in Schweden und nennt es „Wahlverwandtschaft“ (Böök 1917: 128). Schweden war jedoch nicht an dem Ersten Weltkrieg beteiligt und nie militärisch besetzt.

Die deutsche Expansion nach Osten wird von Böök als etwas völlig Normales betrachtet. Der entscheidende Punkt für die politische Zukunft Polens liegt für ihn in der Frage: „Mit oder gegen Russland?“ (Böök 1917: 129). Diese Überzeugung resultiert möglicherweise aus der Tatsache, dass der Kritiker in einer Zeit aufgewachsen ist, in der in Schweden die Erinnerung an die Feldzüge Karls XII. und an den Verlust Finnlands an Russland im kollektiven Gedächtnis präsent war. Aus der vorhandenen Angst vor Russland entstanden Feindbilder, von denen auch Böök nicht frei war und die wiederum seine Interpretation des politischen Geschehens in Europa beeinflussten (vgl. ALMGREN 2001: 242–243). Die Polen haben, laut Böök, den Vergleich zwischen den Deutschen und den Russen, sowohl bezüglich der Kriegsführung als auch der Verwaltung. Sie haben beides selbst erfahren. Gerade wegen der Gegensätze der beiden Völker sei der deutsche Einfluss auf Polen „besonders heilsam“ (Böök 1917: 128). Gegen Ende seiner Reiseberichte schließlich bedient sich Böök einer geschickten Gegenüberstellung von bekannten nationalen Stereotypen Deutscher und Polen, um seine Anschauungen zu untermauern:

„Der übertriebene Individualismus der Polen, der das Krebsgeschwür der Adelsrepublik war, findet seine Ergänzung in der genialen Fähigkeit der Deutschen zu Organisation und Über- und

Unterordnung. Dem polnischen Sinn für Feste und äußeren Glanz steht der deutsche Sinn für den Alltag und getreue Arbeit gegenüber. Dem polnischen Kult der Ehre entspricht der deutsche Kult der Pflicht. So stark die Gegensätze auch sind, haben die beiden Völker doch auch etwas Gemeinsames: die stark pathetische Grundstimmung, die Neigung zu hochfliegendem Idealismus, den Hang zum Metaphysischen.“ (Böök 1917: 128)

5. Schlussfolgerungen

Trotz umfangreichen Wissens über Deutschland und Polen sowie über die Geschichte beider Völker ist Fredrik Böök davon überzeugt, dass eine Koexistenz in der von ihm vorgeschlagenen Form durchaus möglich wäre. Aus heutiger Perspektive erscheint dieser Standpunkt – zumindest unter den gegebenen Umständen – eher optimistisch, wenn nicht völlig illusorisch zu sein. Seine Bewunderung und Achtung für Deutschland und deutsche Kultur gibt Böök sein Leben lang nicht auf. Er versucht zu keinem Zeitpunkt, sie zu verbergen. Auch in seinen späteren Schriften wird eine unverminderte Deutschfreundlichkeit deutlich. Deutschland ist für ihn nicht nur in kultureller, sondern auch in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht ein nachahmungswertes Vorbild. Die wechselhafte Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, vor allem aber das Erstarken des Nationalsozialismus, zwangen Böök immer wieder, Position zu beziehen. Sein Verhalten den Nationalsozialisten gegenüber bezeichnet Åke Thulstrup als einen stetigen Anpassungsprozess (vgl. THULSTRUP 1941: 90). Böök war zwar gezwungen, einzelne Einsichten zu revidieren, seine Grundeinstellung blieb jedoch unverändert: Deutschland und „das deutsche Wesen“ bildeten darin die Ideale.

Die Thematik seiner Reportagen umfasst vor allem „Land und Leute“. Es beschäftigen ihn sowohl die politischen und gesellschaftlichen Probleme als auch das Alltagsleben der Menschen. Er kommt gern persönlich in Kontakt mit Vertretern aller Bevölkerungsschichten. Sie sind gleichzeitig seine wichtigste Informationsquelle. Aus dem, was sie berichten, schafft Böök ein farbenfrohes, lebendiges Bild des bereisten Landes. Seine Texte sind lebensnah, spannend abgefasst und sprachlich reich. Damit gelingt es ihm, seine Leser zu packen. Kein anderer schwedischer Journalist hat zu dieser Zeit in ähnlicher Weise und ebenso umfassend wie Böök über andere Länder berichtet. Dennoch – so zeigt sich im Nachhinein – ist das Bild nicht vollständig. Seine Einschätzungen erweisen sich als nicht vorsichtig genug, sondern allzu weit gehend und damit fragwürdig. Journalistisch ist es damit ein Versuch der Einflussnahme, auch wenn Böök zunächst nur die Ansichten und Meinungen eines breiten Teils des schwedischen Bürgertums repräsentiert, wo zu dieser Zeit eine prinzipielle Deutschfreundlichkeit vorherrschend war. So trägt der Kritiker Böök zur Verbreitung und Festigung einer prodeutschen Einstellung bei, Polen gegenüber jedoch gleichzeitig und im Einklang mit der Überheblichkeit deutscher Propagandamedien zu einer eher distanzierten bis negativ abfälligen Haltung.

Reisende, die ein fremdes Land besuchen, müssen oft ihre ursprünglichen Vorstellungen korrigieren. In Ausnahmefällen jedoch – wenn Teile der Realität nicht wahrgenommen werden, weil sie nicht ins Bild passen – bestärkt Reisen lediglich den Reisenden in seinen bereits vorgefassten Meinungen. So war es bei Böök, der seine Wahrnehmung den Idealvorstellungen von Deutschland untergeordnet und angepasst hatte. Interessant ist, dass der Schwede alles in Unterscheidung zum Deutschen und nicht zum Schwedischen betrachtet, das ihm letztlich

vertrauter gewesen sein muss. Die Stärke seiner Identifikation mit deutschen Idealen lässt das zunächst Fremde so stark verinnerlichen, dass es maßgeblicher als das ursprünglich Eigene wird.

Literatur

Primärliteratur

BÖÖK, Fredrik (1916): *Resa till Tyskland och Polen 1916*. Stockholm.

BÖÖK, Fredrik (1917): *Deutschland und Polen* (Übers. von Friedrich STIEVE). München.

Sekundärliteratur

ALMGREN, Birgitta (2001): *Illusion und Wirklichkeit. Individuelle und kollektive Denkmuster in nationalsozialistischer Kulturpolitik und Germanistik in Schweden 1928–1945*, Södertörns högskola. Huddinge.

HÄÄG, Göran (1996): *Den svenska litteraturhistorien* [Die Geschichte der schwedischen Literatur]. Stockholm.

KRYSZTOFIAK, Maria (2001): Das Polenbild von Georg Brandes. Eine imagologische Studie. In: KIRSCH, Frank-Michael / FRISCH, Christine / MÜSSENER, Helmut (Hg.): *Nachbarn im Ostseeraum über einander. Wandel der Bilder, Vorurteile und Stereotypen?* Södertörns högskola. Huddinge, 103–111.

MÜSSENER, Helmut (1985): *Deutschsprachige Belletristik in schwedischer Übersetzung 1870–1979*. Stockholm.

MÜSSENER, Helmut (1999): „Keine Frage der Quantität...“ Fast Tausend Jahre Austausch und Einflussnahme. In: *Schweden und Deutschland. Begegnungen und Impulse. Tyskland och Sverige: möten och impulser*, Svenska institutet. Stockholm, 7–17.

NORDIN, Svante (1994): *Fredrik Böök. En levnadsteckning* [Fredrik Böök. Eine Biographie]. Stockholm.

PACKALÉN, Małgorzata Anna (1998): „Sanningen vill älskas med en sval och stilla kärlek” – om Fredrik Bööks förhållande till Polen [„Die Wahrheit will kühl und still geliebt werden“ – Fredrik Bööks Verhältnis zu Polen]. In: GYLLIN, Roger / SVANBERG, Ingvar / SÖHMAN, Ingmar (Hg.): *Bröd och salt. Svenska kulturkontakter med öst. En vänbok till Sven Gustavsson* [Brot und Salz. Schwedische Kulturkontakte mit dem Osten. Eine Festschrift für Sven Gustavsson]. Smedjebacken, 194–215.

TEODOROWICZ-HELLMAN, Ewa (2001): „*Pan Tadeusz*” w szwedzkich przekładach [Das polnische Epos „Pan Tadeusz” in schwedischen Übersetzungen]. Izabelin.

TEODOROWICZ-HELLMAN, Ewa (2008–2009): *Obraz kultury i literatury polskiej w Szwecji na przełomie XIX i XX wieku* [Das Bild der polnischen Kultur und Literatur in Schweden an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert]. In: NOWICKA-JEŻOWA, Alina / CIEŃSKI, Marcin (Hg.): *Humanizm polski. Długie trwanie – tradycje – współczesność* (Wstęp do badań) [Der polnische Humanismus. Lange Dauer – Traditionen – Gegenwart (Einführung in den Forschungsstand)]. Warszawa, 327–340.

THULSTRUP, Åke (1941): *Fredrik Böök som politisk skriftställare* [Fredrik Böök als politischer Autor]. Stockholm.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Barbara Widawska
Pommersche Akademie Słupsk

Informationstransfer in den deutsch-polnischen
Korrespondenznetzwerken der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.
Zum Briefwerk von Albert Zipper (1855–1936)

The transfer of information in the Polish-German correspondence network in the second half of the nineteenth century. The correspondence of Albert Zipper (1855–1936). – The subject of research of this article is the transfer of information in the correspondence network of German-Polish cultural mediators in the second half of the nineteenth century in the field of literature. The function of the *ego* in the network reconstructed by the author is adopted by an eminent translator of German and Polish literature and literary critic, Albert Zipper (1855–1936). Based on the analysis of information flow in the selected letter contacts of Zipper's network, the author seeks to demonstrate their relevance for the development of Polish-German literary associations of this period.

Transfer informacji w sieci polsko-niemieckiej korespondencji drugiej połowy XIX wieku. Korespondencja Alberta Zippera (1855–1936). – Przedmiot badań niniejszego artykułu stanowi transfer informacji w sieci korespondencji polsko-niemieckich pośredników kulturowych drugiej połowy XIX wieku w dziedzinie literatury. Funkcję *ego* w zrekonstruowanej przez autorkę sieci przyjmuje wybitny tłumacz literatury polskiej i niemieckiej oraz krytyk literacki Albert Zipper (1855–1936). Analizując przepływ informacji w wybranych kontaktach listowych sieci Zippera, autorka stara się wykazać ich relewancję dla rozwoju polsko-niemieckich związków literackich tego okresu.

1. Einleitung

Die heutzutage zunehmende weltweite Vernetzung in den verschiedenen Lebensbereichen führt zu stärkerer Beachtung des wechselseitigen zwischenmenschlichen Austauschs. In diesem Kontext gewinnt auch die Analyse kulturellen Transfers an Bedeutung. Mit der Erforschung kultureller Transferprozesse beschäftigt sich der kulturwissenschaftliche Ansatz, der sich ab Mitte der 1980er Jahre in Frankreich und in Deutschland u.a. durch die Arbeiten von Michel Espagne und Michael Werner etabliert hat. Ihre Publikationen zur Kulturtransferforschung im deutsch-französischen Kontext (s. ESPAGNE / WERNER 1988: 11–34; ESPAGNE / MIDDELL 1993; ESPAGNE / GREILING 1996) gaben entscheidende Impulse zur Auseinandersetzung mit solchen Phänomenen auch in anderen bilateralen bzw. multilateralen Beziehungen. Einer der Vorteile dieses Konzepts besteht darin, dass es Fragen der Beziehung zwischen zwei (oder

mehr) Kulturen nicht auf der nationalen, sondern auf der kulturellen Ebene behandelt, wobei Kultur als ein dynamischer Prozess der Durchmischung begriffen wird.

Auf dieser Basis öffnet sich auch ein breites Forschungsfeld für die deutsch-polnischen kulturellen Beziehungen im 19. Jahrhundert, in jener spezifischen historischen Situation, in der die polnische Nation ohne eigenen Staat existierte. Das kulturelle Leben der Polen unter deutscher Verwaltung musste den gegenseitigen Einfluss der geistigen Kultur implizieren. Im deutsch-polnischen Grenzgebiet¹ war die wechselseitige Durchdringung im Kulturbereich der beiden Nationen fast überall spürbar. Viele im preußischen und österreichischen Teilungsgebiet geborene oder ansässige und tätige Intellektuelle haben das Bewusstsein ihrer Verbundenheit sowohl mit der deutschen als auch mit der polnischen Kultur aufbewahrt (vgl. BIEŃKOWSKI 1996: 483). Das 19. Jahrhundert ist als Blütezeit der Literatur in die polnische Kulturgeschichte eingegangen. Neben polnischen Schriftstellern spielten in dieser Entwicklung auch die intellektuellen Grenzgänger deutscher Herkunft eine kaum zu überschätzende Rolle.

Da sich der Kulturtransfer darum bemüht, nach Mittlern zwischen den Kulturen zu suchen, wird hier nach den deutsch-polnischen Kulturkontakten zwischen Vermittlern gefragt, wobei diese sowohl als Träger wie auch als Rezipienten von Kulturen gelten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten sie ein spezifisches Kommunikationsverhältnis hergestellt, nämlich weit ausgebaute Korrespondenznetzwerke. Für viele Forscher gilt gegenwärtig der Begriff des Netzes bzw. Netzwerkes als zentrales Schlagwort zur Erfassung komplexer Interaktionszusammenhänge (vgl. DAUSER et al. 2008: 9). Inzwischen hat sich auch der Begriff des Korrespondenznetzes etabliert. Diese Bezeichnung wird allgemein für überlieferte Beispiele schriftlicher Interaktion zwischen mehreren Briefpartnern gebraucht. Korrespondenznetze werden in erster Linie als *Ego*-zentrierte Netzwerke erschlossen, ausgehend von den brieflichen Kontakten einer Fokusperson.²

In dem von uns konzipierten Korrespondenznetzwerk nimmt die Person **Albert Zippers (1855–1936)** die Funktion eines *Ego* ein. Zipper war ein angesehener Germanist, Publizist, Lyriker, Literaturhistoriker, Verleger, Übersetzer und Gymnasialprofessor für deutsche Sprache und Literatur in Lemberg. Auf seine Verdienste für die Vermittlung „der deutschen Literatur gegenüber den Polen und der polnischen gegenüber den Deutschen“ (WURZBACH 1891: 173) ist in der Fachliteratur hinlänglich hingewiesen worden.³ In dem vorliegenden Beitrag wollen wir Zippers weit ausgebautes Brief-Netz unter die Lupe nehmen, um nach der Bedeutung dieser Verflechtungen für den Wissens- und Informationstransfer in der deutsch-polnischen Literaturvermittlung zu fragen. So ist es zunächst das Anliegen dieser Skizze, eine grafische Umsetzung des Korrespondenznetzes⁴ von Albert Zipper darzustellen. Bei den weiteren Ausführungen handelt es sich um eine Analyse der ausgewählten Interaktionen in diesem Korrespondenznetz, unter besonderer Berücksichtigung des Informationstransfers

¹ Als Grenzgebiet verstehen wir nach Kłoskowska eine Region, in der unterschiedliche Kulturen über national-staatliche Grenzen hinweg zusammentreffen (vgl. KŁOSKOWSKA 1996:10).

² Zum *Ego*-zentrierten Netzwerk vgl. JANSEN 2006: 79–85.

³ Stellvertretend sei hier auf KUCZYŃSKI 1991, 2001 sowie BIEŃKOWSKI 1996 verwiesen.

⁴ Näheres zur Darstellung mehrdimensionaler Netzwerke vgl. KREMPEL 2005.

hinsichtlich literarischer Fragen und seiner Bedeutung für die Entwicklung deutsch-polnischer Kulturbeziehungen in der letzten Phase der gemeinsamen Staatlichkeit.

2. Zur Person Albert Zippers (1855–1936)

Albert Zipper wurde am 8. Mai 1855 in Lemberg als Sohn eines österreichischen Beamten geboren. Die Erfahrungen mit der soziokulturellen Situation im Lemberg des 19. Jahrhunderts und die damit zusammenhängende Hybridität seiner kulturellen Identität veranschaulicht u.a. folgende Passage aus einem Brief von Zipper:

„Urodziłem się we Lwowie, język którym mnie mówić i myśleć uczono był polski. Jednak w bardzo wczesnym wieku dostałem się do Wiednia gdzie całe gimnazjum i rok na uniwersytecie przeszedł, tamżem (sic!) też nabył gruntowną znajomość języka niemieckiego [...]. Studya (sic!) moje gimnazjalne w Wiedniu przerwał jeden rok, klasa VI, pobytu we Lwowie. Kiedym tak znów ujrzał miasto rodzinne, nicem (sic!) prawie już polskiego języka nie umiał [...]. Musiałem na nowo rozpocząć naukę języka [...]. Obudziło się przekonanie, że jestem Polakiem. [...] Mimo ciągłego studiowania języka polskiego prawdopodobnie nigdy mi się nie uda wierszem nim pisać. Zadowolilibym się żebym doszedł w nim do dobrej prozy – a to nie wiem kiedy nastąpi. Znadto dobrze znam język niemiecki i nadaje on mi się tak łatwo do wyrażenia najdelikatniejszych odcieni wszelkich myśli, że jedynie nim się posługując czuję zupełną swobodę [...]”. (Brief an Józef Ignacy Kraszewski vom 17. September 1877)⁵

Zipper gehörte also dem Milieu der intellektuellen Grenzgänger an, die die wechselseitige Beeinflussung mindestens zweier Kulturen erfuhren (vgl. KUCZYŃSKI 2001: 61). Er war mit drei großen Kulturzentren verbunden: Wien, Lemberg und Krakau. 1872 immatrikulierte sich Zipper an der Philosophischen Fakultät der Wiener Universität für Germanistik und klassische Philologie. Im akademischen Jahr 1873/74 setzte er sein Studium in Lemberg fort, seit dem zweiten Semester begann er zusätzlich an der juristisch-politischen Fakultät zu studieren. Nachdem Zipper im Jahre 1880 seine Ausbildung mit der Doktorwürde in Krakau beendet hatte, bewarb er sich 1881 vergeblich um eine Dozentur an der Lemberger Universität. Danach widmete er sich auf Dauer der pädagogischen Arbeit an allgemein bildenden Gymnasien.

⁵ „Ich bin in Lemberg geboren, Sprechen und Denken wurde mir in polnischer Sprache beigebracht. In früher Jugend wurde ich nach Wien geschickt, wo ich das Gymnasium und ein Studienjahr an der Universität durchlief und gründliche Kenntnisse der deutschen Sprache erworben hatte. [...]. Meine Gymnasialzeit in Wien ist für ein Jahr unterbrochen worden, die sechste Klasse besuchte ich in Lemberg. Als ich meine Heimatstadt wiedersah, konnte ich kaum Polnisch. [...] Ich musste aufs Neue die Sprache erlernen. [...] So erwachte in mir das Bewusstsein, dass ich Pole bin. [...] Trotz des ständigen Studiums des Polnischen wird es mir wohl nie gelingen, in dieser Sprache Gedichte zu schreiben. Es würde mich zufriedenstellen, zumindest gute Prosa schreiben zu können, aber ich weiß nicht, wann es dazu kommt. Zu gut kann ich die deutsche Sprache, und nur in dieser kann ich die feinfühligsten Gedanken wiedergeben. Nur wenn ich mich dieser Sprache bediene, fühle ich mich völlig frei [...]“ (übers. v. B.W). Albert Zippers Briefe an J. I. Kraszewski aus den Jahren 1877–1887 werden im Folgenden nach den in der Jagiellonen-Bibliothek in Krakau unter der Nummer Hs. BJ Kr. 6545 IV Bl. 391–534 aufbewahrten Manuskripten als ZIPPER 1877–1887 zitiert.

In seinem Lemberger Milieu beteiligte sich Zipper sehr intensiv am wissenschaftlichen Leben. Er war einer der Gründer der Hochschullehrer-Gesellschaft (1884) und Mitglied der Redaktion der Zeitschrift *Museum*. Im Jahre 1886 initiierte er auch die Gründung der Literarischen Adam-Mickiewicz-Gesellschaft in Lemberg. Im Juni 1901 wurde ihm die Würde eines Ehrenmitglieds der Grillparzer-Gesellschaft in Wien verliehen (vgl. BIEŃKOWSKI 1996: 501ff.). In den ersten Tagen des Ersten Weltkrieges wurde Zipper aus Lemberg evakuiert und verbrachte die Zeit bis 1919 in Wien. Nach dem Kriege kehrte er nach Lemberg zurück, im Frühling 1925 zog er nach Krakau um, wo er den Rest seines Lebens verbrachte.

3. Das Brief-Netz Albert Zippers

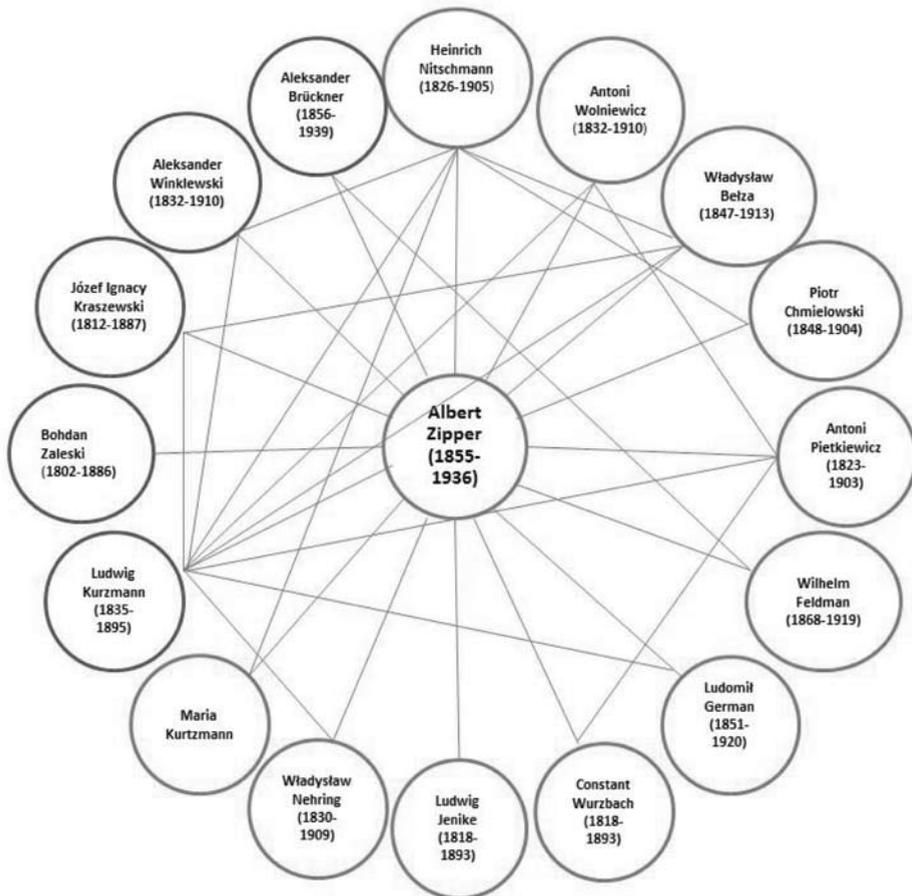
Von großer Bedeutung für unser Wissen um das Leben und Wirken Albert Zippers sind die Briefsammlungen, die sowohl er selbst als auch seine Korrespondenten hinterlassen haben. Diese brieflichen Kontakte zu polnischen und deutschen Intellektuellen dokumentiert aber vor allem Zippers Briefnachlass,⁶ der uns ein weit ausgebautes Korrespondenznetzwerk zeigt und dieses fast vollständig rekonstruieren lässt. In der Terminologie der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse haben wir also ein so genanntes *Ego*-zentriertes Netzwerk vor uns, mit Zipper als dem fokalen *Ego* und seinen Adressaten als *Alteri* dieses Netzes. Dem soziologischen Verständnis nach spricht man von einem Netzwerk im eigentlichen Sinne allerdings im Allgemeinen erst dann, wenn nicht nur die Beziehungen zwischen *Ego* und *Alteri*, sondern auch diejenigen zwischen den *Alteri* erschlossen werden (vgl. JANSEN 2006: 80). Es werden hier also durch die Analyse indirekter Beziehungen zwischen Zippers *Alteri* und durch ausschnittshafte Einblicke in deren Beziehungsgeflecht tatsächlich Strukturen eines Netzwerks untersucht. Für die Zwecke dieses Beitrags haben wir uns aber für einige Abgrenzungskriterien entschieden, so dass dieses von uns rekonstruierte Netz keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Es werden hier nur Zippers Hauptkorrespondenten einbezogen, die mit ihm bis 1918⁷ im brieflichen Kontakt standen und zugleich als Vermittler literarischer Informationen fungierten. Das folgende Schaubild erlaubt uns ausschnittshafte Einblicke in diese Korrespondenzstruktur zu gewinnen (Gafik 1).

Rein quantitativ betrachtet, korrespondierte Albert Zipper in erster Linie mit literarisch engagierten Personen. Wie aus der Grafik hervorgeht, pflegte er briefliche Kontakte sowohl mit polnischen als auch mit deutschen Gelehrten, Schriftstellern, Übersetzern, Verlegern und Bibliographen. Es sind nur ca. 200 Briefe aus Zippers Feder und über 1200 an ihn erhalten. Die geringe Anzahl der Briefe von Zipper, im Gegensatz zu der relativ großen Menge der an ihn gerichteten Schriftstücke, lässt darauf schließen, dass seine Adressaten nicht so sorgfältig

⁶ Die reichen Handschriftensammlungen Zippers: Korrespondenz, Gedenkschriften, Presseauschnitte, Handschriften seiner Arbeiten und Notizen wurden von seiner Tochter Maria Mazankowa nach seinem Tode der Jagiellonen-Bibliothek in Krakau geschenkt. Die Korrespondenz Zippers aus den Jahren 1870–1936 siehe Hs. BJ Kr. 8944 III-8950 III.

⁷ Eine Zäsur bildet dabei das Jahr 1918, das mit der staatlichen Neuordnung Ostmitteleuropas nach dem Ersten Weltkrieg auch für das neu entstandene Polen eine neue Etappe deutsch-polnischer Kulturbeziehungen mit sich brachte.

wie er selbst ihre Korrespondenz aufbewahrt haben. Viele seiner Briefe sind auch in den Wirren der Geschichte abhandengekommen. Sogar bei dieser Asymmetrie lassen sich jedoch die Inhalte seiner Korrespondenz dank prosopographischer Forschungen und in Bezug auf die Informationen, die in den Briefen seiner *Alteri* enthalten sind, mit einiger Vollständigkeit rekonstruieren.



Grafik 1. Das *Ego*-zentrierte Korrespondenznetz Albert Zippers mit indirekten Beziehungen zwischen den *Alteri* dieses Netzes

4. Zum Informationstransfer im Korrespondenznetz von Albert Zipper

Mit der Erschließung von Zippers Korrespondenz im Hinblick auf deren Vernetzungen rücken einige Persönlichkeiten in den Vordergrund dieser Studie. Der bedeutendste Gelehrte, mit dem Zipper korrespondierte, war **Aleksander Brückner (1856–1939)**, der nach seinem Studium in Lemberg und Wien seit 1881 als außerordentlicher und seit 1892 als ordentlicher

Professor für slawische Literaturen an der Berliner Universität tätig war. Er bekleidete diesen Posten bis 1924 und war einer der bedeutendsten Mittler zwischen Deutschland und Polen. Seine vermittelnden Aktivitäten auf dem Berliner Lehrstuhl charakterisierte sein Nachfolger im Amt, Max Vasmer, wie folgt:

„Sich unzweideutig zum Polentum bekennd, hat er seine Aufgabe in Berlin sofort darin gesehen, ein Vermittler zwischen deutscher und polnischer Wissenschaft zu sein, und hat jahrzehntelang die deutsche Öffentlichkeit in seinen *Polonica* im *Archiv für slawische Philologie*, in der *Zeitschrift für slawische Philologie* und in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde zu Berlin* über sprachwissenschaftliche, folkloristische und literarhistorische Neuerscheinungen in Polen informiert, und ebenso gern berichtete er in polnischen Periodika über die Fortschritte der germanistischen Forschung in Deutschland und über das deutsche Universitätsleben.“ (nach KOŚNY 2001: 97)

Auch in diesem Kontext erweisen sich die Briefe von Aleksander Brückner an Albert Zipper aus den Jahren 1875–1934 als sehr interessant. Es haben sich 34 Briefe und Korrespondenzkarten erhalten, die Brückner vorwiegend aus Berlin geschrieben hat.⁸ Die Korrespondenten kannten sich persönlich⁹ und aus den Briefen ist ersichtlich, dass sie sich auch in Brückners Berliner Zeiten in Lemberg trafen.

Da Zipper an der Verbreitung seiner Publikationen sehr interessiert war, gilt ein erheblicher Teil seines Schriftverkehrs dem Absatz seiner Veröffentlichungen. Eine davon – zugleich eine seiner ersten translatorischen Leistungen – war die Übertragung des poetischen Romans *Maria* von Antoni Malczewski.¹⁰ Über die Vorbereitung dieser Übersetzung muss Zipper Brückner informiert haben, da dieser sich nach dem Verlauf der Arbeit erkundigte: „Was macht die *Maria*?“ In demselben Schreiben fragte Brückner nach Zippers Beteiligung am aktuellen literarischen Betrieb: „Was hat die *Heimat* neues v[on] i[h]nen gebracht? Wie ist es mit den *Dioskuren*?“ (Brief vom 20. November 1876, zit. nach BERBELICKI 1969: 98).

Diese Fragen bezeugen, dass der 21-jährige Zipper regelmäßig in renommierten Zeitschriften publizierte und sich bereits mit seinen ersten Übertragungen polnischer Literatur ins Deutsche als talentierter Übersetzer erwies. Angesichts der Tatsache, dass „deutsche Verlage, Zeitungen und Zeitschriften sehr ungern die Polen betreffenden Aufsätze und Rezensionen drucken lassen“ (KURTZMANN 1882: 207; übers. v. B.W.), bemühte sich Brückner darum, Zipper auch in dieser Hinsicht Hinweise zu geben:

„Ihnen würde ich raten, sich an Brockhaus oder Breitkopf und Härtlein zu wenden; besonders würde wohl Brockhaus zu empfehlen sein. [...] wenn sie nicht anders können, verzichten Sie fürs erste

⁸ Sämtliche überlieferten Briefe Aleksander Brückners an Albert Zipper wurden vollständig und mit Anmerkungen versehen von BERBELICKI 1969 veröffentlicht. Leider weist diese Korrespondenz empfindliche Lücken auf.

⁹ Die freundschaftliche Beziehung der beiden Gelehrten ist auf die gemeinsame Schulzeit zurückzuführen. 1869/70 besuchte Zipper die sechste Klasse im deutschen Gymnasium in Lemberg, wo er und Aleksander Brückner Schulkammeraden waren (vgl. BERBELICKI 1969: 93).

¹⁰ Der erste poetische Roman *Maria* von Antoni Malczewski (1793–1826) ist in Zippers Übersetzung im Jahre 1877 (mit dem Datum 1878) in Hamburg erschienen.

auf jegliches Honorar, stellen dem Buchhändler eine Reihe v[on] Überset[z]ungen in Aussicht etc., das zieht vielleicht.“ (Brief aus Leipzig, vom 2. März 1877, zit. nach BERBELICKI 1969: 100).

Diesen Rat nahm sich Zipper zu Herzen, da viele seiner späteren Publikationen tatsächlich bei renommierten Leipziger Verlagen erschienen.

Die beiden Briefpartner versuchten auch regelmäßig, einander in Bezug auf literarische Neuigkeiten auf dem Laufenden zu halten. In dem Brief vom 20. Mai 1878 bedankt sich Brückner bei Zipper für das Übersenden eines von ihm übersetzten Auszugs aus Mickiewicz dramatischem Fragment *Dziady*, betitelt *Petersburg*.¹¹ „Nochmal für *Petersburg* dankend zugleich zur treffenden Wiedergabe des doch so schwierigen Originals herzlich gratulierend verbleibe ich Ihr A. Br.“ (zit. nach BERBELICKI 1969: 105). In einem anderen Schreiben wendet sich Brückner mit folgender Bitte an seinen Briefpartner: „Sehr geehrter Freund! Ich habe kein Heft des *Wörterbuchs*¹² zur Ansicht bekommen, ich würde Sie um ein beliebiges ersuchen“ (Brief vom 13. Mai 1900, zit. nach BERBELICKI 1969: 107). Noch in demselben Monat bestätigt er den Erhalt der Bücher: „Geehrter Freund! Sie müssen meine Karte erhalten haben, da ich von der Verlagsbuchhandlung zwei Hefte des *Wörterbuchs* bekam“ (Brief vom 29. Mai 1900, zit. nach BERBELICKI 1969: 109).

Bei seiner intensiven Forschungstätigkeit interessierte sich Brückner seit seinem Amtsantritt in erster Linie für den Polonica-Bestand an der Königlichen Bibliothek zu Berlin, der infolge seiner Bemühungen wesentlich vermehrt wurde. Als Beispiel sei hier die Erwerbung einer beachtenswerten Büchersammlung des polnischen Politikers und Literaturhistorikers Wilhelm Feldmann (1868–1919) in den Jahren 1916–17 genannt (mehr dazu: KRAUSE 2001: 92ff.). Man kann annehmen, dass auch die bis heute in der Staatsbibliothek zu Berlin verfügbaren Publikationen von Albert Zipper ihren Platz dort wahrscheinlich Aleksander Brückner zu verdanken haben.¹³

Zu den Hauptkorrespondenten Zippers gehörte auch der bedeutendste und produktivste polnische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, **Józef Ignacy Kraszewski (1812–1887)**. Seit den 1830er Jahren zunächst als Publizist bekannt, unternahm Kraszewski 1858 längere Reisen durch Westeuropa, um nach dem Ausbruch des Januaraufstands (1863) Polen für immer zu verlassen. Am 3. Februar 1863 kam er in Dresden an und wurde dort zu einer der wichtigsten Bezugspersonen der polnischen Emigration in Sachsen. Zu dieser Zeit war Kraszewski schon ein angesehener Autor von über 60 historischen Romanen. Die restlichen 24 Jahre seines Lebens verbrachte der Schriftsteller im Exil, wo er 1868 zunächst die sächsische

¹¹ ZIPPER, A. (1878): *Petersburg*, von Adam Mickiewicz. Hamburg.

¹² Die Rede ist von *Dokładny słownik języka polskiego i niemieckiego / Vollständiges Handwörterbuch der deutschen und polnischen Sprache*: in vier Bänden, bearbeitet von KONARSKI, F. / INLENDER, A. / GOLDSCHIEDER, F. / ZIPPER, A., Wien 1904–1913.

¹³ In den Katalogen der Staatsbibliothek zu Berlin sind folgende Publikationen von Albert Zipper verzeichnet: *Die heilige Familie: Biblische Dichtung* / von J. B. Zaleski; Deutsch von A. Zipper, Leipzig: Reclam, 1882 (Kriegsverlust); *Wielands Oberon*. Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Literatur; Bd. 8, Leipzig: Reclam, 1900; *Goethes Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand*. Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Literatur; Bd. 16 Leipzig, Reclam 1907; *Vollständiges Handwörterbuch...* (wie Anm. 12; Kriegsverlust).

Staatsangehörigkeit bekam und ab der Reichsgründung (1871) automatisch zum Staatsbürger des Deutschen Reiches wurde. Das geistige Schaffen und die publizistischen Schriften des polnischen Romanautors müssen in dieser Zeit ein vielfältiges Echo hervorgerufen haben. Kraszewski stand wegen seines Einsatzes für die Unabhängigkeit Polens stets unter Polizeibebachtung. Unter dem Verdacht des Hochverrats und der Arbeit für den französischen Geheimdienst wurde er am 13. Juni 1883 in Berlin verhaftet (mehr dazu: DANEK 1973: 381ff.). Nach 18 Monaten gegen eine hohe Kautionsfreigabe, verbrachte Kraszewski seine letzten Lebensjahre in der Schweiz.

Als angesehener und politisch engagierter Autor wurde Kraszewski mit Briefen förmlich überhäuft. Stanisław BURKOT (2000:182) spricht im diesem Falle von über vierzigtausend Briefen; man geht davon aus, dass Kraszewski täglich bis zu 50 Briefen bekam. Seit 1877 stand der Schriftsteller im Briefkontakt auch mit Albert Zipper.¹⁴ Von diesem Briefwechsel aus den Jahren 1877–1887 stehen uns 46 Briefe von Kraszewski an Zipper und 55 von Zipper an Kraszewski zur Verfügung.¹⁵ Die Korrespondenz wurde vorwiegend in polnischer Sprache geführt. Nach der Datierung der Briefe kann man annehmen, dass beide Briefpartner fast alle ihnen zugegangenen Briefe aufbewahrten. Die Korrespondenz belegt, dass es Zipper war, der den Briefwechsel mit dem älteren, bereits etablierten Schriftsteller am 17. September 1877 initiierte. Es ist bestimmt kein Zufall, dass dies mit der Veröffentlichung seiner Übersetzung von *Maria* zusammenfiel. „Pierwszy owoc dążeń [...] w ogóle literackiej działalności mojej przedstawia [...] dołączony przekład *Maryi*. Zależało mi na tem by nareszcie dzieło to w Niemczech popularnem uczynić“ [Die erste Frucht [...] meiner literarischen Tätigkeit stellt [...] eine diesem Brief beigefügte Übersetzung der *Maria* dar. Mein Anliegen war es dabei, dieses Werk in Deutschland endlich bekannt zu machen] (ZIPPER 1877–1887; übers. v. B.W), schrieb Zipper in seinem ersten Brief an Kraszewski. Seine Zeilen stießen auf ein freundliches Interesse des Schriftstellers, der dem jungen Literaten versprach, seine *Maria*-Übersetzung in den Warschauer Zeitschriften zu erwähnen, da „Ihnen dafür größte Dankbarkeit gebührt“ (Brief vom 19. September 1877, KRASZEWSKI 1877–1887; übers. v. B.W.).

Demselben Brief ist zu entnehmen, dass Kraszewski schon seit langem davon träumt, dass sein Poem *Witoloranda*¹⁶ ins Deutsche übersetzt werde. Er schlägt dem jungen Übersetzer versuchsweise vor, sich der Arbeit daran anzunehmen. Zipper verspricht, die deutsche Fassung im nächsten Jahr fertigzustellen, und äußert zugleich seinen Wunsch, das ganze Epos *Anafielas* ins Deutsche zu übertragen (Brief vom 25. September 1877, vgl. ZIPPER 1877–1887).¹⁷ Kraszewskis Meinung nach wäre das aber für das deutsche Publikum zu schwer und zu langweilig (Brief vom 27. September 1877, vgl. KRASZEWSKI 1877–1887). Dem Brief vom

¹⁴ Albert Zippers Briefe an J.I. Kraszewski wie Anm. 5.; Kraszewskis Briefe an Zipper aus den Jahren 1877–1887 sind in der Sammlung der Korrespondenz Zippers in der Jagiellonen-Bibliothek in Krakau unter der Nummer Hs. BJ Kr. 8946 III, Bl.72–140 enthalten. Die Briefe werden im Folgenden als KRASZEWSKI 1877–1887 zitiert.

¹⁵ Aus der Korrespondenz der beiden Schriftsteller entwickelte sich eine jahrelange Freundschaft, die bis zu Kraszewskis Tod im Jahre 1887 hielt.

¹⁶ *Witoloranda* ist der erste Gesang aus dem dreiteiligen Epos *Anafielas* (1840–1845) von J.I. Kraszewski.

¹⁷ Dieser Wunsch ging leider nicht in Erfüllung: Im Nachlass von Zipper gibt es ein unvollendetes Manuskript dieser Übersetzung, T. I. S. 1–34 (Hs. BJ Kr. 8957 II).

26. April 1878 fügte Zipper seine Übersetzung von *Petersburg* bei. Auch diesmal bemühte sich Kraszewski darum, die Warschauer Presse auf diese Übertragung hinzuweisen (Brief vom 28. April 1878, vgl. KRASZEWSKI 1877–1887). Außerdem hat Kraszewski in der Zeitschrift *Kłosa* um eine Dozentur an der Lemberger Universität für den jungen Gelehrten geworben:

„W Uniwersytecie Lwowskim ma być podobno obsadzoną katedra literatury niemieckiej. Pożądana było-by (sic!) rzeczą, aby ją zajął ziomek nasz, zwłaszcza, że nam o usposobionych i starających się o podobne stanowisko nie trudno. Znany z wybornych swych tłumaczeń (sic!) Mickiewicza i Bohdana Zaleskiego na język niemiecki, Dr Al. Zipper, który oprócz tego ma dobre imię w literaturze tej, a językiem też polskim włada doskonale, – stoi podobno w rzędzie kandydatów do katedry. Nasze najgorętsze życzenia mu towarzyszą. Stosunki przyjazne, jakie nas z Dr Zipperem łączą od dawna, nie wpływają na to – ale najmocniejsze przekonanie, iż posada ta lepiej, szczęśliwiej obsadzoną być nie może”.¹⁸ (KRASZEWSKI 1881: 247)

Mit diesen Zeilen erhielt Zipper eine anerkennungsvolle Würdigung, was dazu beitrug, das Interesse der deutsch-polnischen Öffentlichkeit an seiner translatorischen und literarischen Leistung zu wecken.

Józef Ignacy Kraszewski und Albert Zipper standen im Briefkontakt auch mit dem deutschen Literaturkritiker und Übersetzer **Ludwig Kurtzmann (1835–1895)**, der zu den besten deutschen Kennern polnischer Literatur zählte.¹⁹ Auch er gehörte jener Gruppe von Intellektuellen an, die ihr Leben lang bemüht waren, die polnische und deutsche Literatur der Öffentlichkeit näherzubringen. 1881 brachte Kurtzmann die Werke von Kraszewski in deutscher Fassung heraus.²⁰ Im ersten Band gab er dem deutschen Leser biographische Informationen zu dem Schriftsteller, die er teilweise seinen Briefen entnahm. Als besonders interessant erweist sich aber Kurtzmans Korrespondenz mit Albert Zipper, die sich zu großen Teilen erhalten hat. Es sind 76 Briefe von Kurtzmann an Zipper aus den Jahren 1879–1895 zu verzeichnen.²¹ Auf der Suche nach bibliographischen und literarischen Auskünften initiierte Kurtzmann oft die Korrespondenz mit potentiellen Informanten, darunter auch mit Albert Zipper. Dies belegen die Zeilen vom 19. August 1879, die zugleich die Thematik der Briefe ankündigen:

¹⁸ „An der Lemberger Universität soll angeblich der Lehrstuhl für Deutsche Literatur besetzt werden. Wünschenswert wäre, auf diesen Posten unseren Landsmann zu berufen, zumal es an gut vorbereiteten und sich um eine ähnliche Stelle bemühenden Kandidaten nicht fehlt. Der für seine vortrefflichen Übersetzungen der Werke von Mickiewicz und Bohdan Zaleski ins Deutsche bekannte Dr. Al. Zipper, der sich außerdem eines guten Rufes in dieser Literatur erfreut und fließend Polnisch spricht – steht angeblich in der Schlange der sich um diesen Lehrstuhl bemühenden Kandidaten. Ihn begleiten unsere besten Wünsche. Unsere Meinung beeinflussen nicht die freundschaftlichen Beziehungen, die uns mit Dr. Zipper seit Langem verbinden, sondern die tiefe Überzeugung, dass dieser Posten nicht treffender besetzt werden kann.“ (übers. von B.W.)

¹⁹ Zum Leben und Wirken von Ludwig Kurtzmann siehe GALOS 1959: 217–225 sowie GALOS 1995: 179–197.

²⁰ Ausgewählte Werke von J. I. Kraszewski, Wien 1881.

²¹ Kurtzmans Briefe an Zipper aus den Jahren 1879–1895 vgl. Korrespondenz A. Zippers Bd. 3, Hs. BJ Kr. 8946 III, Bl.155–289. Die Briefe werden im Folgenden als KURTZMANN 1879–1895 zitiert.

„Łaskawy Panie!

Ponieważ wiem [...], że Pan Polakiem, [...] pozwól mi pan używać do korespondencyi (sic!) naszej języka Polskiego, pocóż (sic!) że mamy o literaturze polskiej rozmawiać po niemiecku?“²² (KURTZMANN 1879–1895)

Anschließend führten Kurtzmann und Zipper verlegerische Diskussionen, Bücher- und Kritiken austausch. Der Briefwechsel diente auch dem Meinungs austausch über Fachkollegen, wobei deren Übersetzungen und wissenschaftliche Publikationen begutachtet wurden. Im Brief vom 8. Oktober 1882 stellte Kurtzmann beispielsweise Philipp Löbensteins translatorische Kompetenz in Frage. Seine Übersetzung der *Kollacya* von Joseph Korzeniowski bezeichnete er als Puscherei (vgl. KURTZMANN 1879–1895). In seinem ersten Brief an Zipper kritisierte er heftig die Übersetzung eines gewissen L.G. Hinter diesen Initialen verbirgt sich Dr. Ludomił German,²³ der auch zu dem Korrespondentenkreis von Albert Zipper gehörte. Aus diesem Brief geht hervor, dass Kurtzmann die Übertragungen von German korrigiert hatte, da er sich mit der „Profanierung der Meisterwerke der geliebten polnischen Literatur“ (Brief vom 19. August 1879, vgl. KURTZMANN 1879–1895; übers. v. B. W.) nicht abfinden konnte. So verdankten die Übertragungen der Werke von Mickiewicz dieser Korrespondenz auch manche Abänderungen.

In einem anderen Brief lenkt Kurtzmann die Aufmerksamkeit Zippers auf die meisterhafte Übersetzung der *Ode an die Jugend* von A. Mickiewicz aus der Feder des österreichischen Bibliographen, Lexikographen, Schriftstellers, Übersetzers und Bibliothekars Constant von Wurzbach (1818–1893) (vgl. Brief vom 19. Januar 1880, KURTZMANN 1879–1895). Aufgrund der von Kurtzmann gelesenen Übertragungen im Bereich der deutsch-polnischen Literatur hat sich auch seine Meinung über die Fachkompetenzen der zur Zeit tätigen Übersetzer gebildet. So schätzte er die Übersetzungskunst u.a. von Heinrich Blumenstock, Siegfried Lipiner, Heinrich Nitschmann, Aleksander Winklewski, Albert Weiss, Stanisław Lesser, Dr. Anton Methner, Dr. Constant Wurzbach und Dr. Franz Thomas Bratranek besonders hoch (vgl. Brief vom 8. Oktober 1882, KURTZMANN 1879–1895). Mit diesen Namen hoffte er eine neue Initiative durchzusetzen, die zur Verbreitung polnischer Literatur beitragen sollte, was seinem Brief vom 8. Oktober 1882 zu entnehmen ist:

„Gehrter Herr und Freund!

In dem verlorenen Briefe machte ich Ihnen den Vorschlag zur Gründung eines Vereins ‚Freunde der polnischen Literatur‘ zum Zwecke periodischer Veröffentlichung von deutschen Übersetzungen aus dem polnischen.“ (KURTZMANN 1879–1895)

Manche Publikationen wären ohne den ihnen vorausgegangenen Informationsaustausch zwischen den Briefpartnern gar nicht denkbar gewesen. Ab 1864 sammelte Kurtzmann

²² „Gehrter Herr! Da ich weiß, [...] dass Sie Pole sind, [...] erlauben Sie mir unsere Korrespondenz in polnischer Sprache zu führen, warum sollten wir uns über die polnische Literatur auf Deutsch unterhalten?“ (übers. von B.W.). Die weitere Korrespondenz zwischen Kurtzmann und Zipper wurde jedoch in deutscher Sprache geführt.

²³ Zur Biographie von Ludomił German vgl. KUCZYŃSKI 2001: 19–21.

deutsche Übersetzungen polnischer Literatur sowie Beiträge über die polnische Literatur, die in Deutschland publiziert wurden. Das Ergebnis dieser Arbeit war das 1881 im Posener Żupański-Verlag erschienene Buch *Die polnische Literatur in Deutschland: bibliographisch zusammengestellt* (KURTZMANN 1881). Wie Kurtzmann selbst in den Vorbemerkungen zu dieser Publikation schreibt, wäre diese Zusammenstellung ohne freundliche Unterstützung vieler Wissenschaftler nicht möglich gewesen. Und so erwähnt er, dass „Herr Dr. A. Zipper so freundlich war, die Uebersetzungen (sic!) aus der Lemberger Zeitschrift *Mnemosyne* für mich zu excerpieren (sic!)“ (KURTZMANN 1881: 5).

Im Jahre 1880 gab Kurtzmann die Vorlesungen des an der Berliner Universität tätigen polnischen Slawisten Adalbert Cybulski heraus. Wie er selbst im Vorwort zum ersten Band betont, sah er sich als Herausgeber u.a. vor folgende Aufgaben gestellt:

„Zunächst musste das Manuscript (sic!) in sprachlicher Hinsicht einer genauen Revision unterworfen werden [...]. Zweitens mussten die in den Vorlesungen zahlreich angeführten, polnischen Dichtungen dem deutschen Leser in deutscher Sprache vorgeführt werden. [...] Da jedoch nur sehr wenige Stücke in deutscher Übersetzung vorhanden waren, so sah sich der Herausgeber gezwungen, selbst Hand anzulegen.“ (KURTZMANN 1880: 4f.)

Bei der letztgenannten Aufgabe bekam Kurtzmann Unterstützung von seinen Briefpartnern, die ihm bei der Verdeutschung polnischer Dichtung behilflich waren. Seinen Briefpartnern stellte Kurtzmann oft seine eigenen Bücher und Publikationen zur Verfügung und bat seinerseits um Veröffentlichungen, zu denen er selbst, weit von den kulturellen Zentren entfernt, keinen Zugang hatte.²⁴

Zusammen mit Albert Zipper stand Ludwig Kurtzmann auch im brieflichen Kontakt zu **Antoni Pietkiewicz (1823–1903)**, dem Herausgeber der Zeitschrift *Kłosa*. In ihren Briefen tauschten sie Informationen aus, die später als Vorlage für ihre Artikel dienten. So schlug Zipper Pietkiewicz vor, eine biografische Skizze über Constant Wurzbach und F. T. Bratranek in seiner Zeitschrift zu veröffentlichen. Pietkiewicz entschied sich aber, auch über Zipper selbst biografische Informationen zu geben und so erschien 1883 in *Kłosa* ein von Kurtzmann (unter dem Pseudonym Piccolomini) und Pietkiewicz (unter dem Pseudonym Adam Pług) verfasster Artikel mit dem Titel *Thumacze poetów polskich na j. niemiecki* [Übersetzer polnischer Dichter in die deutsche Sprache], in dem die mit Porträts versehenen Biografien von Bratranek, Wurzbach und Zipper dargestellt wurden. Die dazu nötigen Materialien stellte, auch auf dem Briefwege, Aleksander Wolniewicz zur Verfügung. Aus Anlass des 70. Geburtstags von Wurzbach schrieb wiederum Zipper 1888 einen Artikel in der *Gazeta Lwowska* [Lemberger Zeitung] über seinen geschätzten Brieffreund. Der Aufsatz ist damals an Wurzbach zusammen mit einem Brief von Zipper übersandt worden. Aus dem Inhalt dieses Briefes geht hervor, dass Zipper Wurzbach verschiedene biografische Auskünfte, die zur Bearbeitung von einzelnen in seinem Lexikon zu veröffentlichenden Biografien notwendig waren, beschafft hat (vgl. BIEŃKOWSKI 1996: 502).

²⁴ Die meisten Briefe hat Kurtzmann seinen Korrespondenten aus Greifenberg in Schlesien (1878–1880), Schmiegel bei Posen (1881–1883) und Szymanow bei Rawitsch (1889–1895) zugeschickt.

Aus Platzgründen können hier die weiteren Brieffartner von Albert Zipper nur kurz erwähnt werden. Sein Korrespondenznetz stützte sich auf eine breite Basis engagierter Korrespondenten. Jahrelang stand Zipper im Briefkontakt mit Heinrich Nitschmann, der unter den Vermittlern der polnischen Literatur in den deutschsprachigen Ländern eine Sonderstellung einnimmt.²⁵ Zu Zippers Korrespondentenkreis gehörten u.a. auch Ludomił German, Antoni Wolniewicz, Constant Wurzbach und Władysław Nehring. Sein weiterer Brieffartner war Władysław Bełza, ein polnischer Dichter der Neoromantik, mit dem Zipper besonders befreundet war.²⁶ Aus dieser Korrespondenz ist ersichtlich, dass Bełza Zipper bei der Herausgabe seiner ersten editorischen Arbeiten *Fryderyka Schillera dzieła poetyczne i dramatyczne* [Poetische und dramatische Werke Friedrich Schillers] behilflich war (vgl. Brief vom 7. September 1883, BEŁZA 1881–1910). Die Sammlung erschien im Verlag der Bucherei Altenberg in Lemberg [Bd. 1–2, Lemberg 1885]. Einzelne Briefe wechselte Zipper auch mit dem polnischen Dichter Józef Bohdan Zaleski, dessen Dichtungen er ins Deutsche übersetzte. Sein Gedicht *Przenajświętsza Rodzina* [Die Heilige Familie] erschien in deutscher Übertragung im Dezember 1879 in Leipzig, im Oktober 1882 wurde die zweite Auflage herausgebracht. „*Die Heilige Familie* verkauft sich in Deutschland ausgezeichnet [...]. Ich freue mich darüber sehr herzlich und rühme mich dieser Übersetzung“ (ZALESKI 1904: 288; übers. v. B.W.), so hieß es in dem Brief von Zaleski, was für Zipper zweifelsohne die größte Belohnung war.

5. Fazit

Begleitet von einer prosopographischen Erfassung der Adressaten Zippers ergibt sich das Bild einer Korrespondenz, in der benötigtes literarisches Wissen unbestreitbar die erstrangige Rolle spielte. Die Korrespondenz fungierte als Kommunikations- und Vernetzungsplattform zwischen den deutschen und den polnischen Intellektuellen und diente dem wechselseitigen Austausch von Informationen, Büchern, Manuskripten und Zeitungsartikeln. Angesichts der begrenzten Möglichkeiten, sich persönlich zu treffen, muss auch die mediale Leistung dieser Korrespondenz unterstrichen werden: „Außer Frage stehen die medialen Vorzüge postalischer Kommunikationen bezüglich ihrer Fähigkeit, räumliche Distanzen zu überwinden und Zeiträume zu verkürzen“ (KEMPE 2008: 301). Die meisten Literaten in den einzelnen Gebieten des geteilten Polens waren in besonderem Ausmaß auf den Austausch von Informationen über polnische und deutsche Literatur, ihre Übersetzungen, theoretische Aufsätze und Buchpublikationen angewiesen. Ebenso war es für sie wichtig, von befreundeten Brieffpartnern Veröffentlichungen oder Bücher zugeschickt zu bekommen. Zudem muss hier auch betont werden, dass alle Korrespondenten von den auf dem Postweg erhaltenen Informationen profitierten: Sei es, dass sie bei ihrer Forschungsarbeit nach aktuellen Informationen suchten,

²⁵ Im Nachlass von Albert Zipper befinden sich in der Jagiellonen-Bibliothek 16 an ihn gerichtete Briefe von Heinrich Nitschmann aus den Jahren 1885–1899, vgl. Hs. 8948 III, Bl. 85–106. Ausführlich zur Person Heinrich Nitschmanns siehe JARZĘBOWSKI 1960.

²⁶ Briefe von Władysław Bełza an Albert Zipper aus den Jahren 1881–1910 vgl. Korrespondenz A. Zippers Bd. 1, Hs. BJ Kr. 8944 III, Bl. 75–106, im Folgenden zitiert als BEŁZA 1881–1910.

sei es, dass sie bei ihrer verlegerischen oder translatorischen Arbeit Hilfe brauchten. Grafisch dargestellt zeigt sich, dass die Korrespondenten ein eigenes Netzwerk von Wissen konstruierten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es bereits möglich, auf verschiedene schriftliche Nachrichtenmedien zurückzugreifen, um sich über literarische Neuigkeiten aus ganz Europa zu informieren. Der Zugang zu den Informationen, die das literarische Leben in Polen widerspiegelten, war angesichts der politischen Situation jedoch begrenzt. Aus der Analyse der damaligen Korrespondenz wird ersichtlich, dass die briefliche Kommunikation im literarischen Kontext ein breit angelegtes Unternehmen war. Die Briefe kursierten regelmäßig zwischen Lemberg, Berlin, Wien, Elbing, Warschau, Dresden, Leipzig und anderen Orten. Sie drückten die Bemühungen ihrer Autoren um die Verbreitung literarischer und literaturwissenschaftlicher Werke aus. Der Briefwechsel war auch eine Plattform für die Besprechung geistiger Aktivitäten der Korrespondenten. Diese fungierten nicht nur als Informanten, sondern auch als meinungsbildende Gremien. Die Informationen waren in erster Linie an literarisch engagierte Intellektuelle gerichtet und entsprechend waren die inhaltlichen Schwerpunkte eindeutig auf literarische Gesichtspunkte gesetzt.

Das in diesem Beitrag präsentierte Korrespondenznetz Albert Zippers bildet neben zahlreichen anderen Briefwerken einen wichtigen Rahmen für den gelehrten Austausch im deutsch-polnischen Grenzgebiet der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit Albert Zipper tritt uns ein vielseitig interessierter Literat, Dichter, Literaturkritiker und Lehrer entgegen, der durch seine Tätigkeit, zumindest lokal gesehen, von herausragendem Rang war. Als hoch geschätzter Übersetzer und Herausgeber nahm er am regen Meinungsaustausch der damaligen Zeit teil, beteiligte sich brieflich an wissenschaftlichen Debatten und rückte die deutsche sowie die polnische Dichtung und Prosa in den Blickwinkel der interessierten deutsch-polnischen Öffentlichkeit.

Handschriftliche Quellentexte

- ZIPPER, Albert: Briefe aus den Jahren 1870–1936: Handschriftensammlung der Jagiellonen-Bibliothek in Krakau, Hs. BJ Kr. 8944 III -8950 III. Die Sammlung enthält u.a. Briefe von:
- BELZA, Władysław: Briefe an Albert Zipper aus den Jahren 1881–1910: Korrespondenz A. Zippers Bd. 1, Hs. BJ Kr. 8944 III, Bl.75–106.
- KRASZEWSKI, Józef Ignacy: Briefe an Albert Zipper aus den Jahren 1877–1887: Korrespondenz A. Zippers Bd. 3, Hs. BJ Kr. 8946 III, Bl.72–140.
- KURTZMANN, Ludwig: Briefe an Albert Zipper aus den Jahren 1879–1895: Korrespondenz A. Zippers Bd. 3, Hs. BJ Kr. 8946 III, Bl.155–289.
- ZIPPER, Albert: Briefe an Józef Ignacy Kraszewski aus den Jahren 1877–1887: Sammlung der Korrespondenz J.I. Kraszewskis, Jagiellonen-Bibliothek in Krakau, Bd. 85, Hs. BJ Kr. 6545 IV, Bl. 391–534.

Literatur

- BERBELICKI, Władysław (1969): Listy Aleksandra Brücknera do Alberta Zippera [Aleksander Brückners Briefe an Albert Zipper]. In: *Biuletyn Biblioteki Jagiellońskiej* 19, Nr. 1–2, 93–127.
- BIEŃKOWSKI, Wiesław (1996): Konstant von Wurzbach und Albert Zipper. Aus der Geschichte der österreichisch-polnischen kulturellen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Studia Austro-Polonica* 5, H. 121, Kraków, 481–507.
- BURKOT, Stanisław (2000): Listy Józefa Ignacego Kraszewskiego do Władysława Chodźkiewicza [Józef Ignacy Kraszewskis Briefe an Władysław Chodźkiewicz]. In: SZTACHELSKA, Jolanta / DĄBROWICZ, E.: *Sztuka pisanía. O liście polskim w XIX wieku* [Die Kunst des Schreibens. Der polnische Brief im 19. Jahrhundert]. Białystok, 181–191.
- CYBULSKI, Adalbert (1880): *Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts*. Bd. 1–2 (Hg. von L. KURTZMANN). Posen.
- DANEK, Wincenty (1973): *Józef Ignacy Kraszewski*. Warszawa.
- DAUSER, Regina et al. (2008): Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Wissen im Netz: Botanik und Pflanzentransfer in europäischen Korrespondenznetzen des 18. Jahrhunderts*. Berlin, 9–30.
- ESPAGNE, Michel / WERNER, Michael (1988): Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand. Eine Problemskizze. In: Dies. (Hg.): *Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand*. Paris, 11–34.
- ESPAGNE, Michel / MIDDELL, Matthias (Hg.) (1993): *Von der Elbe bis an die Seine. Kulturtransfer zwischen Sachsen und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert*. Leipzig.
- ESPAGNE, Michel / GREILING, Werner (Hg.) (1996): *Frankreichfreunde. Mittler des französisch-deutschen Kulturtransfers (1750–1850)*. Leipzig.
- GALOS, Adam (1995): Ludwig Kurtzmann. In: ZYBURA, Marek (Hg.): *...nie będzie nigdy Niemiec Polakowi bratem...?* [„... es wird der Deutsche dem Polen kein Bruder sein?“]. Wrocław, 179–197.
- GALOS, Adam (1959): Niemiecki polonofil – Ludwig Kurtzmann [Der deutsche Polenfreund Ludwig Kurtzmann]. In: *Śląski Kwartalnik Historyczny „Sobótka”* XIV, Nr. 1–4, 217–225.
- JANSEN, Dorothea (2006): *Einführung in die Netzwerkanalyse: Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele*. Wiesbaden.
- JARZĘBOWSKI, Leonard (1960): Henryk Nitschmann – miłośnik kultury polskiej [Heinrich Nitschmann – ein Liebhaber der polnischen Kultur]. In: *Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika w Toruniu*. Filologia polska (II), H. 3, 215–246.
- KEMPE, Michael (2008): Zwischen den Marschen. Die andere Seite der Korrespondenznetze. In: DAUSER, Regina et al. (Hg.): *Wissen im Netz: Botanik und Pflanzentransfer in europäischen Korrespondenznetzen des 18. Jahrhunderts*. Berlin, 301–314.
- KOŚNY, Witold (2001): Die deutsch-polnischen Kulturbeziehungen im Lichte der Arbeiten Aleksander Brückners. In: SCHOLZE, Dietrich / TOMICKA-KRUMREY, Ewa (Hg.): *Mit Wort und Tat. Deutsch-polnischer Kultur- und Wissenschaftsdialog in Vergangenheit und Gegenwart*. Leipzig, 97–106.
- KRASZEWSKI, Józef Ignacy (1881): Listy J.I. Kraszewskiego [J.I. Kraszewskies Briefe]. In: *Kłosa* Nr. 825, Bd. XXXII, 247.

- KRAUSE, Friedhilde (2001): Aleksander Brückner und Wilhelm Feldman. Eine Polonica-Sammlung für Berlin. In: NAGÓRKO, Alicja (Hg.): *Aleksander Brückner – zum 60. Todestag. Beiträge der Berliner Tagung 1999*. Frankfurt/M. [u.a.], 91–102.
- KREMPEL, Lothar (2005): *Visualisierung komplexer Strukturen. Grundlagen der Darstellung mehrdimensionaler Netzwerke*. Frankfurt/M., New York.
- KŁOSKOWSKA, Antonina (1996): *Kultury narodowe u korzeni* [Die Wurzeln der Nationalkulturen]. Warszawa.
- KUCZYŃSKI, Krzysztof A. (1991): W kręgu uczonych i tłumaczy galicyjskich. O życiu i twórczości Alberta Zippera [Unter galizischen Gelehrten und Übersetzern. Zum Leben und Werk Albert Zippers]. In: *Studia Historica Slavo-Germanica*, Bd. XVI, 1987 (1991), 201–216.
- KUCZYŃSKI, Krzysztof A. (2001): *Wielobarwność pogranicza. Polsko-austriackie stosunki literackie* [Bildhaftigkeit der Grenzgebiete. Polnisch-österreichische literarische Verhältnisse]. Wrocław.
- KURTZMANN, Ludwig (1880): Vorwort. In: CYBULSKI, Adalbert (1880): *Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts*. Bd. 1–2 (hg. von L. KURTZMANN). Posen, 4–9.
- KURTZMANN, Ludwig (1881): *Die polnische Literatur in Deutschland: bibliographisch zusammengestellt*. Posen.
- KURTZMANN, Ludwig (1882): Literatura polska u Niemców [Polnische Literatur bei den Deutschen]. In: *Kłosy* Nr. 900, Bd. XXXV, 207 (unter dem Pseudonym L. Piccolomini).
- WURZBACH, Constant (1891): *Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich 1750–1850*, 60 Bde., Wien 1856–1891, hier Bd. 60.
- ZALESKI, Józef B. (1904): *Korespondencyja Józefa Bohdana Zaleskiego* [Der Briefwechsel von Józef Bohdan Zaleski] (hg. von Dionizy ZALESKI), Bd. 5. Lwów.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Magdalena Rozenberg
Universität Gdańsk

Landeskunde unter den Einflüssen der *Cultural Studies*. Beziehungen zwischen Personen, Sprachen und Kulturen

Landeskunde under the influence of *Cultural Studies*. Interpersonal, linguistic and cultural relationships. – Being under the influence of Cultural Studies, *Landeskunde* has been recently going through a kind of metamorphosis. As a result of this change, encyclopedic knowledge based on the traditional scope of questioning eg.: „What is the name of the longest river?” or „How are festivals celebrated?” ceases to be the main object of scientific investigation and gives way to the development of broadly understood cultural issues. The research area of the Cultural Studies includes anthropological and psychological issues, analysis of cultural relationships, experience of cultural diversity and finally development of culture itself. A guiding category in this area is, for instance, the category of *interculturalism*, with its postcolonial notions of *Métissage*, *Hybridität/Hybridisierung*, *Créolisation*, *Créolité*, *Néo-Baroque* and *Third Space*, which help to comprehend interpersonal, linguistic and cultural relationships in the globalised world.

Landeskunde pod wpływami *Cultural Studies*. Relacje osobowe, językowe i kulturowe. *Landeskunde* znajdujące się pod wpływami *Cultural Studies* przechodzi ostatnio pewnego rodzaju metamorfozę. W wyniku tej zmiany głównym przedmiotem naukowych dociekań przestaje być wiedza encyklopedyczna według tradycyjnego zakresu pytań „Jak nazywa się najdłuższa rzeka?” lub „Jak obchodzi się święta?”, lecz staje się nim rozwój szeroko pojętej problematyki kulturowej. Jej obszar badawczy obejmuje zagadnienia antropologiczne i psychologiczne, analizę związków kulturowych, doświadczenie zróżnicowania kultur i w końcu rozwój samej kultury. Przewodnikiem w tym postępowaniu jest np. kategoria *interkulturowości*, której koncepcje postkolonialne, takie jak *Métissage*, *Hybridität/Hybridisierung*, *Créolisation*, *Créolité*, *Néo-Baroque* i *third space*, pomagają lepiej pojmować relacje osobowe, językowe i kulturowe w zglobalizowanym świecie.

1. Landeskunde – Kulturwissenschaft – *Cultural Studies*

Das Erlernen einer Fremdsprache zielt nicht nur auf die Aneignung sprachlicher Kenntnisse und Teilfertigkeiten ab, sondern bedeutet immer zugleich auch einen Zugang zu einer fremden Welt (vgl. ALTMAYER 2006a: 44). Dies ist aber „keine neue Erkenntnis, sondern wurde in der Geschichte des Fremdsprachenunterrichts immer schon gesehen und in der Praxis auch immer schon in der einen oder anderen Weise berücksichtigt“ (ALTMAYER 2004). Allerdings kommt den landeskundlichen Aspekten des Fremdsprachenunterrichts durch globale,

politische und soziale Entwicklungen ein höherer Stellenwert zu (vgl. ALTMAYER 2006b: 181). In der seit den 1990er Jahren andauernden Diskussion über die Weiterentwicklung und Transformation der Landeskunde zur Kulturwissenschaft, die in allen Fremdsprachwissenschaften stattfindet (vgl. ALTMAYER / KOREIK 2010: 1378), wird versucht, „den Begriff *Landeskunde* durch den aus dem angloamerikanischen Raum kommenden und übersetzten Begriff ‚Deutschlandstudien‘ (German studies) einerseits und ‚Kulturwissenschaft/Kulturwissenschaften‘ (cultural studies) andererseits zu ersetzen“ (WORMER 2003: 437). In diesem Kontext präsentieren sich *Cultural Studies* in gewissem Sinne als Landeskunde im neuen Gewand (LENZ 1995); im Gegensatz zur tradierten Landeskunde, in der es sich in erster Linie um die Erweiterung des Wissens der Lernenden über die deutschsprachigen Kulturen handelt, zielen die *Cultural Studies* darauf ab, interkulturelle Kommunikationskompetenzen auszubilden (vgl. NÜNNING / NÜNNING 2000: 4).

Die *Cultural Studies* differenzieren bei landeskundlichen Ansätzen vor allem ihre spezifische Zugangsweise zur Kultur (vgl. FREITAG-HILD 2010: 28). Die traditionelle Landeskunde, die das Wissen von Fakten betonte (vgl. APPEL 2009: 345), hat die Komplexität kultureller Wirklichkeit durch Selektion stark reduziert (vgl. FREITAG-HILD 2010: 28). Die von den *Cultural Studies* determinierte Landeskunde dagegen zeichnet sich durch eine multiperspektivische Herangehensweise an Kulturthemen (vgl. SOMMER 2007: 192) und die Konzentration auf eine komplexe kulturelle Aktivität sowie auf bestimmte Prinzipien der Modellierung fremdsprachiger kultureller Diskurse (vgl. HALLET 2007: 31 und 39) aus. In diesem Sinne kann der Erwerb enzyklopädischen Wissens nach dem traditionellen Muster: „Wie heißt der längste Fluss?“, „Wie funktioniert das Parteiensystem?“, „Wie begeht man die Feiertage?“ oder Ähnliches nicht das Ziel fremdsprachlicher Lehr- und Lernprozesse sein (vgl. KOREIK 2009: 20). Das Erkenntnisziel landeskundlicher Ansätze soll primär Erkenntnisse der Anthropologie und Psychologie einbeziehen und auf Haltungen, Werte und Differenzen, wie sie im fremdkulturellen Alltag erfahren werden, hinweisen (vgl. APPEL 2009: 345), die dann in der Praxis verwendet und eingesetzt werden sollen.

So gesehen erlebt die Landeskunde eine kulturwissenschaftliche Transformation. In dieser Transformation beziehen sich die *Kulturwissenschaft* und die *Cultural Studies*, die an die Stelle der Landeskunde getreten sind, auf einen Teil der landeskundlichen Komponente, nämlich die Bereiche *Kulturen* (als symbolische Systeme) und *Mentalitäten* (verstanden als kollektive Verhaltens-, Wahrnehmungs- und Denkweisen) (vgl. LÜSEBRINK 2003: 488).

2. Interkulturalität

Cultural Studies und Landeskunde werden interdependent aufeinander bezogen (vgl. KRAMSCH 1995) und weisen in den Fremdsprachwissenschaften eine interkulturelle Dimension auf, „da die fremde Kultur immer aus der Perspektive der eigenen Kultur (bzw. eigener Kulturerfahrungen) gelernt und erfahren wird“ (LÜSEBRINK 2007: 64).

Der Begriff *Interkulturalität* bezeichnet alle Phänomene, die aus dem Kontakt zwischen unterschiedlichen Kulturen entstehen, aber nicht unbedingt auf eine kommunikative Dimension verweisen, z.B. Phänomene der Sprachmischung, Formen der Kulturmischung bzw. des

kulturellen Synkretismus und Prozesse der kreativen Integration von Elementen fremder Kulturen (vgl. LÜSEBRINK 2008a: 13f.). Der Begriff *Interkulturalität* betrifft – so führt Lüsebrink weiter aus – „Resultate und Konsequenzen interkultureller Kommunikationsvorgänge“ (ebd.: 14) und wird „als Bezeichnung eines auf Verständigung gerichteten, realen oder dargestellten menschlichen Verhaltens in Begegnungssituationen verstanden, an denen einzelne Menschen oder Gruppen aus verschiedenen Kulturen in diversen zeitlichen continua beteiligt sind“ (WIERLACHER 2003: 257). *Interkulturalität* als Zusammentreffen verschiedener Sprachen, Kulturen und Wertsysteme (vgl. ZIMA 2003: 562) ist also „die Voraussetzung für einen Dialog, bei dem niemand von vornherein das letzte Wort hat“ (WIERLACHER 2003: 259).

Angeregt durch die *Cultural Studies* wird *Interkulturalität* zum Leit- und Rahmenbegriff eines Ansatzes, den als Segment einer Fremdkulturwissenschaft und vergleichenden Kulturanthropologie zu konzipieren sich empfiehlt (vgl. HESS-LÜTTICH 2003: 76). Für die interkulturell fundierten Fremdsprachenwissenschaften bedeutet dieser Ansatz die Erforschung des Wechselverhältnisses von *Fremdem* und *Eigenem* in Sprache, Literatur, Kultur und Medien (vgl. ebd.).

3. Konzepte der Interkulturalität: Métissage, Hybridität/Hybridisierung, Kreolisierung/Kreolität, Néo-Baroque und *third space*

Postkoloniale Konzepte der Interkulturalität ziehen in den Kulturen „vielfältige Formen der produktiven kulturellen und sprachlichen Aneignung und damit kulturellen Mischung nach sich“ (LÜSEBRINK 2008b: 322). In der „zu beobachtenden kulturellen Dynamik in einer globalisierten Welt“ (FREITAG-HILD 2010: 32) sind solche Konzepte mit sehr unterschiedlichen Begriffen in den Vordergrund gerückt, unter welchen Hybridität/Hybridisierung, Kreolität/Kreolisierung, Métissage, Néo-Baroque und *third space* zu nennen sind.

Der aus der Biologie entlehnte Begriff **Hybridisierung** ist von dem lateinischen *hybrida* („Mischling“ oder ‚Bastard‘) abgeleitet. Man versteht darunter die Vermischung zweier oder mehrerer deutlich verschiedener Arten, aus der dann ein Neues entsteht. Im kulturwissenschaftlichen Kontext geht dieser Begriff insbesondere mit der Vermischung von Kulturen (Hybridität) einher. Dem Begriff **Hybridität** liegt gleichfalls *Hybride* zugrunde, womit ein Bastard gemeint ist, der aus Kreuzungen hervorgeht. Aus der Kreuzung zwischen verschiedenen Arten entsteht eine dritte, hybride Spezies (vgl. YOUNG 2008). In der Evolutions- und Kulturtheorie war Hybridität also mit Rassismus und Diskriminierung von Menschen gemischter Rassen assoziiert. Erst in der postkolonialen Theorie wurde Hybridität positiv besetzt, und seitdem bezeichnet sie „die Fruchtbarkeit kultureller Vermischungen jenseits kultureller Reinheit“ (BACHMANN-MEDICK 2009: 197). In diesem Sinne sind biologische Identität und ethnische Herkunft für das kulturelle Verständnis und Selbstverständnis nicht mehr von entscheidender Bedeutung, sondern eher *place* und *displacement*, ja die *Verortung der Kulturen* (vgl. ebd.).

Im Zusammenhang mit den Begriffen **Hybridität** und **Hybridisierung**, geprägt vor allem in der postmodernen Interkulturalitätsdiskussion in Nord- und Lateinamerika, wird von interkultureller Dynamik gesprochen, worunter ein Prozess produktiver Aneignung fremdkultureller – und vor allem auch *fremdsprachlicher* – Kulturelemente (vgl. LÜSEBRINK 2008b: 324) verstanden wird. Die kulturelle Hybridisierung, „die sich aus der internen Differenzierung sowie aus

den externen Vernetzungen der Kulturen ergibt“ (FREITAG-HILD 2010: 34), schreitet in der Tat mit enormer Geschwindigkeit voran,

„aber die Abdrücke monokultureller Konzepte sind überall noch sichtbar und entfalten nach wie vor ihre konkrete Wirkkraft in der Geschichte [...]. Darüber hinaus ist das Denken zahlloser Menschen auf der Erde nach wie vor von monokulturellen Kategorien und von der Vorstellung voneinander getrennter kultureller Traditionen geprägt. Man mag dies für einen Denkfehler und für ein Auslaufmodell halten, darf es aber in seinen kulturwissenschaftlichen Ansätzen nicht ignorieren. Die fortschreitende Hybridisierung mag eine objektiv beobachtbare Entwicklung darstellen. Ebenso deutlich können wir aber auch beobachten, dass Menschen sich nicht nur als transkulturelle hybride Schnittpunkte multipler Einflüsse verstehen, sondern ihre Identität vielfach durch monokulturell gedachte Positionierungen konstruieren. Daraus erwächst für die Wissenschaft die Notwendigkeit, die interkulturelle Dimension neben der transkulturellen immer mitzureflekieren.“ (ANTOR 2006: 36)

Diese Reflexion geht mit der Beobachtung einher, dass die „mehrfachen kulturellen Zugehörigkeiten“ (BACHMANN-MEDICK 2004c: 285), die eindeutigen Positionierungen und Orientierungen für viele Menschen in Migration, Diaspora und Exil ein fundamentales Bedürfnis repräsentieren und dass sie daher oft mit spezifischen kulturellen Identitätsprozessen eine transkulturelle Subjektkonstitution fördern (vgl. FREITAG-HILD 2010: 36).

Unter dem Begriff der kulturellen Hybridität und der Metapher des *third space* („dritter Raum“) wird „die Vorstellung von kultureller Vermischung und von Kultur als einem diskursiven Prozess der Aushandlung“ (ebd.: 38) verstanden. Die Konzepte der Hybridität und des *third space* wurden durch Homi BHABHAS Hybriditätstheorie in seiner Essaysammlung *The Location of Culture* (1994) bekannt gemacht. Unter dem Konzept des *third space* versteht Bhabha eine Sphäre, in der die Aufmerksamkeit auf die Randzonen, Zwischenräume und Überlappungen von Kulturen gelenkt wird, in denen die kulturelle Hybridisierung durch die Artikulation und Aushandlung kultureller Bedeutungen und Differenzen vorangetrieben wird (vgl. FREITAG-HILD 2010: 38). HALLET (2002: 39) erklärt aber, dass dieser Prozess nicht ohne Reibungen, Verluste, Widersprüche, Probleme und Konflikte vonstattengeht, sondern zu Spannungen führt. Dies bestätigt auch BACHMANN-MEDICK (2004c: 285), indem sie schreibt: „Dieser neue Spannungsraum kultureller Auseinandersetzung („third space“), der durch Massenmigration und bizarre interethnische Beziehungen geschaffen wird, verschiebt ehemalige Identitäten und hebt eindeutige Differenzbestimmungen (Rasse, Geschlecht, Religion, Klasse usw.) auf“.

Diesem Gedanken kann auch mit Bezug auf den Fremdsprachenunterricht als einem „aus den einzelnen Gesellschaften und Nationen gleichsam ‚ausgelagerte[n]‘ Bereich des Oszillierens zwischen den Kulturen“ (ebd.: 273) begegnet werden. Die Aktanten, die sich in diesem Raum treffen,

„ordnen sich und ihr[e] Gegenüber mehr oder weniger eindeutig Kulturen zu, setzen aber ihre Vorstellungen und Wahrnehmungsmuster dem kulturellen Anderen aus – mit den entsprechenden Folgen: Es kommt zu Verstehen und Verständigung, aber es entstehen auch Irritationen, Spannungen und Missverständnisse; einzelne Elemente aus der anderen Kultur werden adaptiert, andere verworfen. Kurz: es kommt zu Grenzüberschreitungen zwischen den Kulturen, aus denen – möglicherweise temporär und punktuell – Ansätze einer veränderten oder neuen Kultur entstehen.“ (HALLET 2002: 40)

Deshalb versteht sich der Fremdsprachenunterricht als ein interkultureller Begegnungsraum, der sich in einem beständigen Prozess der Hybridisierung abspielt (vgl. HALLET 2002: 40). Wie Hallet weiter hervorhebt, ist der Fremdsprachenunterricht ein kultureller Raum eigenen Zuschnitts, also etwas Neues, mit den Bezugskulturen Nichtidentisches (vgl. ebd.: 37 und 40).

Andererseits markiert erst der Fremdsprachenunterricht „eine entscheidende Handlungs- und Repräsentationssphäre“ (BACHMANN-MEDICK 2004c: 279–280), welche die Möglichkeit bietet, „Differenzen zwischen den Kulturen bewusst wahrzunehmen und gerade nicht alles in einer konturlosen globalen Multikultur aufgehen zu lassen, sondern die hier gewonnene kulturelle Identität rückzubinden an den eigenen kulturellen Standort“ (HALLET 2002: 40). In diesem Sinne ermöglicht der *third space* „das Entstehen neuer Positionen, neuer kultureller Bedeutungen oder veränderter Sichtweisen“ (FREITAG-HILD 2010: 43), deren Wirksamkeit in der Identität des Aktanten und in dessen eigenem kulturellen Kontext als interkultureller Dialog und Austausch bezeichnet werden kann (vgl. HALLET 2002: 40).

Der wohl älteste Begriff zur Bezeichnung von Phänomenen kultureller Hybridität ist der Begriff **Métissage**. Er stammt aus dem Portugiesischen *Mestizão* (16. Jh.) und ist kolonialen Ursprungs. Dieses Wort bezeichnet die biologische Mischung von Angehörigen verschiedener Ethnien. In den 1930er Jahren avancierte *Métissage* zu einem zentralen Begriff der Kolonialideologie, insbesondere im französischen Kolonialreich. „Er bezeichnete die anvisierte assimilationistische Verschmelzung der Kulturen des Mutterlandes und der Kolonien unter der Hegemonie der französischen Sprache und Kultur zu einer *Nation de 100 millions d'habitants*, einer ‚Nation von 100 Millionen Einwohnern‘, auf fünf Kontinenten“ (LÜSEBRINK 2008b: 322).

In den 1980er Jahren wurde der deutlich kolonial geprägte Begriff *Métissage* in einem neuen theoretischen Rahmen konzipiert, insbesondere durch den karibischen Schriftsteller und Kulturtheoretiker Edouard Glissant und den französischen Kulturhistoriker Serge Gruzinski, oft synonym mit den Begriffen *Hybridité*, *Néo-Baroque* und *Créolité*. GRUZINSKI (2000) sowie der mexikanische Anthropologe Victor ZAMUDIO-TAYLOR (2000) heben primär zwei Dimensionen einer Neuauffassung des Begriffs *Métissage* hervor: zum einen die Dimension interkultureller Identität im Kontext des Kolonialismus und zum anderen die Dimension des kulturellen Widerstands, der nicht mit Verweigerung und Schweigen einhergeht, sondern sich in der häretisch-subversiven Aneignung und Transformation der Kultur- und Identitätsmuster zeigt (vgl. LÜSEBRINK 2008b: 323).

In kolonialen und postkolonialen Kulturen außerhalb Europas (Lateinamerika, Afrika, Asien) tritt der Stil des **Barock** als eine neue Interpretation des Begriffs *Métissage* und zugleich als eine charakteristische Ausdrucksdimension interkultureller Synkretismen ein. Da er aus dem Kulturtransfer im Kolonialismus resultiert, „wurde der Barock in außereuropäischen Kulturen radikal verändert und mit indianischen, japanischen und philippinischen Kulturstilen vermischt, die sich in der Architektur, in der Musik, in der Literatur, in religiösen Ritualen, in der Malerei und schließlich in sprachlichen Ausdrucksformen artikulieren“ (ebd.). GRUZINSKI (vgl. 2000: 116) erklärt deutlich dazu, dass in der Vermischung von westlichen und präkolumbianischen Traditionen ein faszinierender gemischter Raum entstanden ist, in dem sich Epochen, Sprachen und Kulturen untrennbar verbunden haben.

Die Begriffe **Kreolisierung** (*Créolisation*) und **Kreolität** (*Créolité*) stellen eine Verbindung zur unmittelbaren Neuperspektivierung des *Métissage*-Begriffs in der postkolonialen

theoretischen Debatte her. Als Neuschaffung erscheint der Begriff *Créolité* jedoch unbelastet von der kolonialen Vergangenheit (vgl. LÜSEBRINK 2008b: 323). Lüsebrink unterstreicht in Anlehnung an das Manifest *Eloge de la créolité* von Patrick Chamoiseau, Jean Bernabé und Raphaël Confiant die sprachliche Dimension interkultureller Hybridisierungsprozesse: Eroberung der französischen Sprache (vgl. ebd.).

Alle dargestellten postkolonialen Konzepte der Interkulturalität öffnen neue Möglichkeiten für andere Sprach- und Kulturhorizonte. Sie fordern nachdrücklich, „eigene und fremde kulturelle Positionen ebenso wie kulturelle Praktiken [...] aus ihrer gewohnten Zuschreibung an Traditionen herauszulösen, sie neu zu lokalisieren und zu differenzieren“ (BACHMANN-MEDICK 2004c: 278). Für das Verständnis von Kultur und Fremdsprachendidaktik werden theoretisch-konzeptionelle Bezüge zu *Cultural Studies* neu bestimmt (vgl. KOREIK / PIETZUCH 2010: 1449). Die Auffassung des Fremdsprachenunterrichts als *hybrider Raum* impliziert den Gedanken eines eigenständigen Raumes, „in dem sich kulturelle Grenzen ‚verflüssigen‘ und kulturelle Elemente aus diesen Sphären mischen“ (HALLET 2002: 48). In diesem kulturellen Raum

„werden individuelle kulturelle ‚Stimmen‘ artikuliert, die den Lernenden Anlass bieten können, eigene Wahrnehmungsmuster zu überdenken, sie gegebenenfalls umzudeuten, sich fremde Wahrnehmungsmuster anzueignen, sie zurückzuweisen oder in der Interaktion miteinander auszuhandeln.“ (FREITAG-HILD 2010: 43)

Wie Freitag-Hild weiter hervorhebt, führt das Aufeinandertreffen kultureller Stimmen und Diskurse zu einem wechselseitigen Zusammenspiel im Sinne von HALLET (2002), zu einem *interplay* von Kulturen (vgl. ebd.). Aus diesem entsteht eben ein durch Mischung verschiedener Elemente hybridisierter Raum, in dem sich die Lernenden als Aktanten des interkulturellen Austausches sowie als Subjekte der Bedeutungskonstruktion und -aushandlung betätigen (vgl. HALLET 2002: 55).

Die Erweiterung der Landeskunde zu umfassenden *Cultural Studies* in den Fremdsprachenphilologien (vgl. BACHMANN-MEDICK 2004b: 148) führt also dazu, „sich auf Kommunikationszusammenhänge über Kulturgrenzen hinweg zu beziehen und damit den Ansprüchen von ‚Interkulturalität‘ in einer globalen Welt gerecht zu werden“ (BACHMANN-MEDICK 2003: 440). Die kulturanthropologischen Fragestellungen weisen deutlich über die Fächerkomponenten der traditionellen landeskundlichen Ansätze hinaus, so dass die Landeskunde, ihre Methoden und Untersuchungsgegenstände selbst neu zu begründen sind (vgl. ebd.: 441).

4. Konklusion

Der Reflexionshorizont der *Cultural Studies* mit dem Akzent auf *Interkulturalität* erstreckt sich in den Bereich, in dem „konkrete Vermittlungs- und Aushandlungsprozesse in den Blick gerückt werden“ (BACHMANN-MEDICK 2009: 223). Die Übernahme und Anerkennung von vielschichtigen Mischungs- und Überlappungsräumen zwischen Kulturen, die das Konzept einer Interaktionsoffenheit kultureller Differenzen als *negotiation*, als Verhandlung von

Differenzen verlangen (vgl. BACHMANN-MEDICK 2004c: 263), setzen eine Neuauffassung des Kulturbegriffs selbst voraus. Bachmann-Medick schreibt dazu:

„Kultur gilt nicht mehr länger als Bedeutungssystem oder Behälter von Traditionszuschreibungen, sondern als in sich widersprüchliche Überlagerung verschiedener, konfliktreich ineinander wirkender Ansprüche, Artikulationen, Selbstverständnisse und abgedrängter Diskursbereiche. Ein solches Kulturkonzept bringt nicht nur Verschwiegene und Unbewusstes innerhalb von Kulturen ans Licht. Sein größtes Potenzial hat es auf der Ebene interkultureller Beziehungen.“ (BACHMANN-MEDICK 2009: 204)

In diesem Sinne erweisen sich Übergangs- und Grenzsituationen, hybride Überlappungsräume und *Kontaktzonen* als besonders sensible Bereiche für die Wahrnehmung von Kultur (vgl. BACHMANN-MEDICK 2004a: 114). In solchen kulturellen Überlappungs- und Überschneidungssituationen versteht sich *Interkulturalität* als eine Denknorm und Handlungskategorie, die nie auf Seiten nur einer Kultur, sondern immer zugleich zwischen den Kulturen steht, an der Interdependenzen zwischen den agierenden Identitäten als Alteritäten gestiftet werden, die für beide eine Veränderung ihrer selbst mit sich bringen können (vgl. WIERLACHER 2003: 260). Für landeskundliche Aufschlüsse ergibt sich nun eine „kulturelle Wende“, bei der die Unterscheidungen von innen und außen, von national und international, von lokal und global, von Wir und den Anderen sich verwischen (vgl. BECK 2004: 29), was man als „Bedingungen der Möglichkeit eines kulturellen Dialogs“ (WIERLACHER 2003: 258) ansehen kann. Denn dialogisches Fremdverstehen – wie Wierlacher weiter bezogen auf Mecklenburg erklärt – basiert auf der Verschiedenheit, nicht auf einer Gemeinsamkeit, nicht auf dem Konsens um jeden Preis, sondern auf der Erweiterung der eigenen Sicht; an der Schnittstelle zwischen dem Eigenen und Fremden entsteht eine *gemeinsame Mitte*, die nicht als eine bloße Ortsbestimmung konzipiert wird, sondern bei der das Dazwischen als Blickwinkel verstanden und akzeptiert wird, unter dessen Sicht gedacht und gehandelt wird (vgl. ebd.: 262). In dieser gemeinsamen Mitte ist *Interkulturalität* ja eine Art Begegnung und Dialog zwischen Personen, Sprachen und Kulturen, die in gewissem Sinne schon als „kulturelle Mischlinge“ (ANTOR 2006: 53) agieren.

Literatur

- ALTMAYER, Claus (2004): ‚Cultural Studies‘ – ein geeignetes Theoriekonzept für die kulturwissenschaftliche Forschung im Fach Deutsch als Fremdsprache? In: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* 9:3 (online). Abrufbar unter <http://zif.spz.tu-darmstadt.de/jg-09-3/beitrag/Altmayer3.htm> (letzter Zugriff: Mai 2011).
- ALTMAYER, Claus (2006a): Kulturelle Deutungsmuster als Lerngegenstand. Zur kulturwissenschaftlichen Transformation der Landeskunde. In: *Fremdsprachen Lehren und Lernen* 35, 44–59.
- ALTMAYER, Claus (2006b): Landeskunde als Kulturwissenschaft. Ein Forschungsprogramm. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 32, 181–199.
- ALTMAYER, Claus / KOREIK, Uwe (2010): Geschichte und Konzepte einer Kulturwissenschaft im Fach Deutsch als Fremdsprache. In: KRUMM, Hans-Jürgen / FANDRYCH, Christian /

- HUFEISEN, Britta / RIEMER, Claudia (Hg.): *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch*. Bd. 2. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 35.1–2). Berlin/New York: de Gruyter, 1378–1391.
- ANTOR, Heinz (2006): Multikulturalismus, Interkulturalität und Transkulturalität: Perspektiven für interdisziplinäre Forschung und Lehre. In: Ders. (Hg.): *Inter- und transkulturelle Studien. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Praxis*. Heidelberg: Winter, 25–39.
- APPEL, Joachim (2009): Fremdsprachen. In: ARNOLD, Karl-Heinz / SANDFUCHS, Uwe / WEICHMANN, Jürgen (Hg.): *Handbuch Unterricht*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 343–349.
- BACHMANN-MEDICK, Doris (2003): Kulturanthropologische Horizonte interkultureller Literaturwissenschaft. In: WIERLACHER, Alois / BOGNER, Andrea (Hg.): *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 439–448.
- BACHMANN-MEDICK, Doris (2004a): Kulturelle Spielräume: Drama und Theater im Licht ethnologischer Ritualforschung. In: Dies. (Hg.): *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*. Tübingen, Basel: Francke, 98–121.
- BACHMANN-MEDICK, Doris (2004b): Kultur als Text? Literatur- und Kulturwissenschaften jenseits des Textmodells. In: NÜNNING, Ansgar / SOMMER, Roy (Hg.): *Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft. Disziplinäre Ansätze – Theoretische Positionen – Transdisziplinäre Perspektiven*. Tübingen: Narr, 147–159.
- BACHMANN-MEDICK, Doris (2004c): Multikultur oder kulturelle Differenzen? Neue Konzepte von Weltliteratur und Übersetzung in postkolonialer Perspektive. In: Dies. (Hg.): *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*. Tübingen, Basel: Francke, 262–296.
- BACHMANN-MEDICK, Doris (2009): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- BECK, Ulrich (2004): *Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- BHABHA, Homi K. (1994): *The Location of Culture*. London: Routledge.
- FREITAG-HILD, Britta (2010): *Theorie, Aufgabentypologie und Unterrichtspraxis inter- und transkultureller Literaturdidaktik. British Fictions of Migration im Fremdsprachenunterricht*. Trier: WVT.
- GRUZINSKI, Serge (2000): The Baroque Planet. In: ARMSTRONG, Elizabeth / ZAMUDIO-TAYLOR, Victor (Hg.): *Ultrabaroque. Aspects of Post Latin American Art*. San Diego: Museum of Contemporary Art, 111–125.
- HALLET, Wolfgang (2002): *Fremdsprachenunterricht als Spiel der Texte und Kulturen: Intertextualität als Paradigma einer kulturwissenschaftlichen Didaktik*. Trier: WVT.
- HALLET, Wolfgang (2007): Literatur und Kultur im Unterricht: Ein kulturwissenschaftlicher didaktischer Ansatz. In: HALLET, Wolfgang / NÜNNING, Ansgar (Hg.): *Neue Ansätze und Konzepte der Literatur- und Kulturdidaktik*. Trier: WVT, 31–47.
- HESS-LÜTTICH, Ernest W.B. (2003): Interkulturelle Kommunikation. In: WIERLACHER, Alois / BOGNER, Andrea (Hg.): *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 75–81.
- KOREIK, Uwe (2009): „Und dann plötzlich (...) war Kulturkunde Trumpf“. Zur zukünftigen Rolle der Landeskunde bzw. Kulturstudien im Fach Deutsch als Fremdsprache in einer veränderten Hochschullandschaft. In: *Info DaF* 36:1, 3–34.

- KOREIK, Uwe / PIETZUCH, Jan Paul (2010): Entwicklungslinien landeskundlicher Ansätze und Vermittlungsprozesse. In: KRUMM, Hans-Jürgen / FANDRYCH, Christian / HUFSEISEN, Britta / RIEMER, Claudia (Hg.): *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch*. Bd. 2 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 35.1–2). Berlin/New York: de Gruyter, 1441–1454.
- KRAMSCH, Claire (1995): Andere Worte – andere Werte. Zum Verhältnis von Sprache und Kultur. In: BREDELLA, Lothar (Hg.): *Verstehen und Verständigung durch Sprachenlernen?* Bochum: Brickmeyer, 51–66.
- LENZ, Bernd (1995): British Cultural Studies. Landeskunde im neuen Gewand. In: KORTE, Barbara / MÜLLER, Klaus Peter (Hg.): *Anglistische Lehre, aktuelle Probleme, Perspektiven, Praxis*. Trier: WVT, 221–230.
- LÜSEBRINK, Hans-Jürgen (2003): Landeskunde als Komponente der nichtgermanistischen Fremdsprachenphilologien in Deutschland. In: WIERLACHER, Alois / BOGNER, Andrea (Hg.): *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 487–493.
- LÜSEBRINK, Hans-Jürgen (2007): Kultur- und Landeswissenschaften. In: BAUSCH, Karl-Richard / CHRIST, Herbert / KRUMM, Hans-Jürgen (Hg.): *Handbuch Fremdsprachenunterricht*. 5. Aufl. Tübingen, Basel: Francke, 60–65.
- LÜSEBRINK, Hans-Jürgen (2008a): *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler.
- LÜSEBRINK, Hans-Jürgen (2008b): Kulturraumstudien und Interkulturelle Kommunikation. In: NÜNNING, Ansgar / NÜNNING, Vera (Hg.): *Einführung in die Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 307–328.
- NÜNNING, Vera / NÜNNING, Ansgar (2000): British Cultural Studies konkret. 10 Leitkonzepte für einen innovativen Kulturunterricht. In: *Der fremdsprachliche Unterricht Englisch* 1, 4–10.
- SOMMER, Roy (2007): Vom ‚Survey‘ zum ‚Sample‘: Kulturdidaktische Modelle zwischen Landeskunde, interkulturellem Lernen und Kulturwissenschaft. In: HALLET, Wolfgang / NÜNNING, Ansgar (Hg.): *Neue Ansätze und Konzepte der Literatur- und Kulturdidaktik*. Trier: WVT, 183–195.
- WIERLACHER, Alois (2003): Interkulturalität. In: WIERLACHER, Alois / BOGNER, Andrea (Hg.): *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 257–264.
- WORMER, Jörg (2003): Landeskunde als Wissenschaft. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 29, 435–470.
- YOUNG, Robert J.C. (2008): *Postcolonialismus: An Historial Introduction*. Malden, Mass. [u.a.]: Blackwell.
- ZAMUDIO-TAYLOR, Victor (2000): Ultrabaroque. Art, Mestizaje, Globalization. In: ARMSTRONG, Elizabeth / ZAMUDIO-TAYLOR, Victor (Hg.): *Ultrabaroque. Aspects of Post Latin American Art*. San Diego: Museum of Contemporary Art, 141–160.
- ZIMA, Peter V. (2003): Aufgaben und Ziele komparatistischer Forschung: Kulturelle Bedingtheit und kulturelle Vielfalt. In: WIERLACHER, Alois / BOGNER, Andrea (Hg.): *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 562–569.

ANGEWANDTE SPRACHWISSENSCHAFT

Ewa Żebrowska
Universität Olsztyn

Hypertexte und ihre Kohärenz

Hypertexts and their coherence. – This paper focuses on the issue of hypertextuality. The idea itself is not new: its origins go as far as the Middle Ages. The 18th c. novel *Tristram Shandy* written by Laurence Sterne is considered their direct predecessor. However, the Internet hypertexts were the first to fully develop non-linearity. This non-linearity together with multimodal message differentiates the Internet texts from traditional ones. Hypertexts are built of modules connected via links. They are not a ready-made product until they undergo the process of reception. This process is never the same; it is individualist and selective, but it may be supported by additional means of creating coherence.

Hiperteksty i ich spójność. – Autorka omawia zagadnienia hipertekstualności. Sama idea nie jest nowa, gdyż jej początków można doszukać się już w średniowieczu. Za bezpośredniego prekursora hipertekstualności uznaje się powieść *Tristram Shandy* Laurence Sterne'a z XVIII w. Jednak dopiero hiperteksty internetowe w pełni rozwinęły alinearność, która wraz z multimedialnym przekazem odróżnia je od tradycyjnych tekstów. Hiperteksty zbudowane są z modułów, połączonych za pomocą linków. Nie są one gotowym produktem, lecz stają się nim dopiero w trakcie odbioru. Proces ten nigdy nie przebiega jednakowo, ma charakter indywidualny i selektywny, może być jednak wspierany pomocniczymi środkami budowania koherencji.

Seit der rasanten Entwicklung der medialen Technologien hat sich unsere Vorstellung von Texten geändert. Ihre neue Materialität stellt uns sogar vor die Frage, inwieweit sie noch als Texte im traditionellen Sinne bezeichnet werden können. Sind also Hypertexte wirklich Texte? Was macht sie zu Texten? Die innerhalb der Textlinguistik ausgearbeiteten Kategorien verlieren einerseits an Aktualität, andererseits aber werden sie aufs Neue reflektiert, so dass sie zur Beschreibung neuer Phänomene dienen können.

Die Idee von Hypertexten ist nicht neu. Neu ist nur die Form ihrer Übertragung, ihre mediale Realisierung: Der Computer als ein Multimedium verbindet miteinander verschiedene Monomedien systemhaft und integrativ (vgl. SAGER 2000: 62; 74), so dass eine neue virtuelle Wirklichkeit entsteht. Zugleich ist ein Computer ein Universalmedium, denn er ist in der Lage, alle Arten von Daten zu verarbeiten, also fast alle Zeichensysteme traditioneller Medien zu re-prozessieren (vgl. BITTNER 2003: 289). Neben der Multimodalität, auch Multikodalität

genannt, gehört die Entlinearisierung zu den hauptsächlichen Merkmalen von Hypertexten (vgl. hierzu FREISLER 1994, KUHLEN 1991, SAGER 1997). Hypertexte lassen sich weder in eine lineare Sequenz überführen noch als Ganzes ausdrücken. Als gefangen im elektronischen Medium sind sie kein fertiges, fassbares Produkt mit Anfang, Mitte und Schluss. Stattdessen werden sie wahrgenommen auf dem Computerbildschirm als Nacheinander, Übereinander und Nebeneinander von Modulen.

JAKOBS / LEHNEN (2005: 160) heben beim Hypertext die „nicht-“ bzw. „multi-lineare“ Organisation und Darstellung von Inhalten hervor. Nach KUHLEN (1991: 13) besteht „die Grundidee von Hypertext [...] darin, dass informationelle Einheiten [...] auf textuelle, graphische oder audiovisuelle Weise dargestellt werden, flexibel über Verknüpfungen manipuliert werden können.“ Hypertexte sind für STORRER (1999: 38) nicht-linear organisierte Texte mit einer erkennbaren Textfunktion und einer thematischen Gesamtvorstellung, die vom Hypertextsystem verwaltet werden und als Teilnetz in ein größeres Hypertextnetz eingebunden werden können.

Der Ursprung des Hypertextkonzepts reicht jedoch weit in die Geschichte zurück (vgl. dazu ŽEBROWSKA 2010b). Schon früh haben sich in den traditionellen geschriebenen Texten Strukturen herausgebildet, die man als hypertextuell bezeichnen kann. Gemeint ist damit vor allem die nicht-lineare Organisation. Zuerst im 8., dann im 12. Jahrhundert wird der Text mithilfe von verschiedenen Textgestaltungsmitteln markiert, die als ‚proto-hypertextual‘ bezeichnet werden können. Es entstehen FREISLER (1994: 27) zufolge Überschriften, kleine Zusammenfassungen, lebende Kolummentitel, Marginalien, Markierung von einzelnen Argumentationsschritten, Fußnoten und Farben, so dass ein distanzierendes und reflektiertes Leseverhalten gefördert wird. Das komplette Durchlesen konnte auf diese Weise leichter durch die selektive Lektüre ersetzt werden. Heutzutage wird dies vor allem in der wissenschaftlichen Literatur weiter gepflegt: kreuz und quer lesen, durchblättern, durch Indizes geleitet (vgl. STORRER 1999: 35–36). In diesem Zusammenhang nennt SZERSZEŃ (2010: 55) literarische Vorläufer des Hypertextkonzepts sowohl aus dem Bereich der Literatur als auch aus dem Bereich der Literaturtheorie. Seiner Meinung nach ist Laurence Sternes Roman *Tristram Shandy* aus dem 18. Jh. ein Protohypertext, in dem auf die chronologische Erzählung und auf eine stringente Handlungsführung verzichtet wird. Stattdessen verwendet der Autor abschweifende Assoziationen und eine Verknüpfung unterschiedlicher Zeitebenen. Zum ersten Mal also wurde in der Literatur das Prinzip der klassischen Linearität gebrochen, wodurch ein Weg für die Werke von weiteren Autoren vorbereitet wurde, etwa Julio Cortázar, Italo Calvino, Raymond Queneau oder Milorad Pavić.

Ganz deutliche Delinearisierungstendenzen beobachtet BUCHER (1999: 10–11) in den Zeitungen, die ihren buchähnlichen Charakter eines Fließtextes längst verloren haben. Er nennt dabei fünf Entwicklungstendenzen ihrer Gestaltung:

1. Entwicklung von einem Medium für den Durchleser, für den selektiven Leser; die bekanntesten Selektionshilfen sind die Überschriften, Vorspann, themenorientierte Seitenköpfe, Orientierungstexte, Inhaltskästen;
2. Wandel von einem einkanaligen Textmedium zu einem dreikanaligen, das aus verschiedenen Elementen besteht (Text, Foto (Bild) und Grafik);
3. komplexe Textformen werden durch modularisierte ergänzt und abgelöst;

4. die Modularisierung führt zu den sog. visuellen Texten, zu denen synoptische Texte (die lineare Textgestaltung wird durch eine nicht-lineare, tabellarische abgelöst) und Übersichtstexte gehören.

Das Prinzip der Nicht-Linearität realisiert sich in den computervermittelten elektronischen Hypertexten am vollkommensten, und zwar von der Produzentenseite wie von der Rezipientenseite her. STORRER (2000: 227; 2004: 40) versteht unter der nicht-linearen Organisation von Hypertexten die Verteilung von Daten auf Module bzw. Knoten, also informationelle Einheiten, die durch computerisierte Verweise, die *Hyperlinks*, miteinander verknüpft sind. Es entsteht eine Netzwerkstruktur, ein Wegenetz, mit den *Hyperlinks* als Wegverbindungen zwischen den Modulen als den Orten, an denen Daten gespeichert sind. Der Nutzer entscheidet, welche Module er in welcher Abfolge rezipieren möchte, wobei eine vom Autor vorgegebene Strukturierung behilflich sein kann. Insofern unterstützt die nicht-lineare Textorganisation das selektive Lesen. „So weicht konzentriertes Lesen [...] dezentriertem Zappen, polyzentriertem Scannen oder epizentriertem labyrinthischem Suchen“ (SCHMITZ / WENZEL 2003: 248), was sich vom für das Bücherlesen typischen Sich-Versenken wesentlich unterscheidet. Die Rezipienten zeigen hier eine „weiter-geht“-Haltung (STORRER 2004: 43). Ihr typisches Verhalten ist der Wechsel auf eine andere Web-Seite. Es herrschen hier also neue Prinzipien einer netzartigen, an Linearität nicht mehr gebundenen Verknüpfung zwischen unterschiedlichen semiotischen Objekten. Die Verweisverfolgung geschieht durch das Aktivieren von Linkanzeigern. Jedem Fenster auf dem Bildschirm entspricht ein Knoten in der Datenbasis, der durch entsprechende Verknüpfungen bzw. *links* aufgerufen, geöffnet und mit anderen Knoten verbunden werden kann (vgl. HESS-LÜTTICH 1997: 137). Es gibt zwar die vom Autor vorgegebenen und als Navigationshilfen wirkenden Pfade, von denen der Nutzer Gebrauch machen kann, aber seine Entscheidung kann auch ganz individuell erfolgen.

Mit der Entlinearisierung ist die Kohärenz von Hypertexten eng verbunden. Nutzer haben nicht das gesamte Sinnangebot vor Augen und können es nicht linear durchlaufen. Sowohl produktbezogen als auch rezipientenbezogen sind Hypertexte keine abgeschlossenen Texte, mithin keine vollständigen, ganzheitlichen Entitäten, sondern offene, an denen Autoren wie Rezipienten weitere Informationsmodule anknüpfen können (vgl. STORRER 1999: 38). Die Grenzen von Hypertexten sind jedoch nicht unendlich offen. Jakobs etwa (JAKOBS / LEHNEN 2005: 160) grenzt in Anlehnung an STORRER (2000) Hypertexte durch ihre jeweilige thematische und funktionale Beschränktheit voneinander ab; nur in diesem Sinne können sie, so Jakobs, als Ganzheiten aufgefasst werden. Ausgehend von der Annahme, dass es sich bei Hypertexten in der Tat nicht um fertige, abgeschlossene Ganzheiten handelt, ergibt sich die Frage, wie sich in derart offenen Hypertexten Kohärenz konstituiert. Wir versuchen im Folgenden, die in der Textlinguistik gewonnenen Erkenntnisse über Kohärenzbildungsprozesse auf Hypertexte anzuwenden (vgl. dazu STORRER 1999).

Einen Ausgangspunkt für weiterführende Überlegungen eröffnet die Auffassung, nach der die Konstituierung von textuellen Sinnzusammenhängen in einem ganz individuellen kognitiv-prozessualen Akt verläuft, somit Sinn hier nicht als objektiv gegeben anzusehen ist (vgl. RUNKEHL 2005: 206). Schon früh entwickelten sich Ansätze, die das Kohärenzproblem stärker von der Seite der Rezipienten her aufgreifen. Der Akzent liegt hier auf den

Voraussetzungen für das Erzeugen einer semantisch-thematischen Kohärenz von Texten (vgl. FEILKE 2000: 75). ADAMZIK (2004: 58) beispielsweise fasst Kohärenz nicht als eine eigenständige Dimension auf, sondern als ein regulatives Prinzip von Textproduktion und -rezeption. In diesem Zusammenhang kann auch der Text nicht als etwas Statisches aufgefasst werden, sondern als eine relationale Größe, die immer aus der Perspektive der Handlungsbeteiligten bestimmt wird.

STORRER (1999: 43 ff.) zufolge eignet sich hierfür eine prozessbezogene Perspektive auf Kohärenz, wo die Kohärenz als ein Zusammenhang aufgefasst wird, der sich durch den gesamten Kommunikationsprozess hindurchzieht. Eben dieser Prozess steuert zuerst die Textgestaltung im Produktionsprozess wie auch den Aufbau von Wissensstrukturen beim Rezeptionsprozess. Der Autor muss bei der Kohärenzplanung berücksichtigen, dass die Kohärenz durch die Wahlfreiheit bei der Zusammenstellung der Module entsteht. Die Kohärenzbildung verlagert sich somit auf den Rezipienten, verlangt von ihm viel Eigenleistung und hängt von seinen Zielen, seinem Vorwissen, seiner Intention, Erfahrung, Kompetenz und Urteilskraft ab. Der Nutzer/Leser muss sich hier selbst orientieren, ansonsten verirrt er sich im „Labyrinth der Texte, Knoten und Verweise“ (HESS-LÜTTICH 1997: 137), was mit dem Ausdruck *lost in hyperspace* bezeichnet wird. SCHMITZ (2004: 43; 82) führt hierfür den Terminus der „immanenten Dishärenz“ als einer Form der magazinartigen Fragmentierung ein. Was uns umgibt, ist ein unendlich dichtes und umfangreiches semiotisches Netz, aus dem der Nutzer auswählt; erst durch diese Auswahl von Zeichenkonglomeraten ergibt sich der Sinn – unter Umständen aber auch der Unsinn.

Von einer produktbezogenen Gesamtkohärenz kann hier nicht die Rede sein (vgl. KUHLEN 1991: 36); sie kann linear organisierten Texten zugesprochen werden. Der gesamte ‚virtuelle‘ Textraum ist nicht als Ganzheit zu überblicken, und nicht einmal alles, was miteinander zusammenhängen könnte, kann dem Rezipienten auf einmal oder in eindeutiger Abfolge erscheinen. Kohärenz wird nicht mit einem Blick erfasst und durch Lektüre nachvollzogen, sondern muss während der Nutzung erst zielgerichtet aufgebaut werden (vgl. SCHMITZ 2001: 159). Sinnzusammenhänge lassen sich im Bereich einer einzelnen Bildschirmseite realisieren, zwischen unmittelbar nacheinander rezipierten Modulen oder auch im Ganzen durch eine Recherche, wenn sich der Rezipient die Zahl und Anordnung von mehreren Modulen selbst zusammenstellt. Demgemäß spricht man von lokaler, globaler und sogar von multipler Kohärenz, wenn die Leseabfolge der Module nicht völlig frei wählbar ist, sondern durch verschiedene Lesepfade des Autors mehr oder weniger vorgegeben wird (vgl. SCHMITZ 2004: 88; STORRER 1999: 44).

Folgt man der obigen Unterscheidung mehrerer Formen der Kohärenz, so drängt sich die Frage auf, wie lokale, globale und multiple Kohärenz jeweils zustande kommen. Der Nutzer ist einerseits durch eine vom Autor vorgegebene Strukturierung beschränkt, andererseits aber kann er den Hypertext während seiner Lektüre frei gestalten. HESS-LÜTTICH (1997: 134) zufolge wird er damit zum aktiven Koautor, der in den Textprozess eingreift. Durch die Hypertext-Lektüre konstruiert der Nutzer den Sinn aus vorgegebenem Material, sucht sich individuell entlang der gewählten Links einen Weg durch den Hypertext, schafft „seinen eigenen semiotischen Raum“ (SCHMITZ 2001: 159). Auf diesen selbst gewählten Lesewegen unterstützt ihn der Hypertextautor, wobei die Textplanung hinsichtlich der Kohärenzbildung von ihm viel Aufwand und Voraussicht erfordert. Um die Kohärenzrelationen im nicht-linear organisierten Text zu zeigen, kommen hier neue Strategien der Verdeutlichung in Frage. Für

die Kohärenzbildung bekommt der Rezipient vom Hypertextautor bestimmte Hilfestellungen, beispielsweise Hinweise auf den Stellenwert einzelner Module im gesamten Hypertext oder Aufschlüsse über die Zuordnung von Modulen zu bestimmten übergreifenden Kontexten, wie etwa dem globalen Thema, der Textfunktion oder der Organisation der Seite. Das sog. Navigationssystem (*browser*) ermöglicht ihm einen Überblick über den Aufbau des Hypertextsystems. Alle Navigations- und Orientierungshilfen lassen sich nach STORRER (1999: 49) drei Typen zuordnen:

- „• Hilfen zur Orientierung über die thematische und funktionale Gesamtstruktur des Hypertextes (Überblickshilfen)
- Hilfen zur Kontextualisierung aktuell rezipierter Module in Bezug auf die Gesamtstruktur des Hypertextes (Kontextualisierungshilfen)
- Hilfen zur Orientierung in Bezug auf den bereits durchschrittenen Leseweg (retrospektive Hilfen).“

Wie STORRER (1999: 61) weiter argumentiert, bleibt dem Rezipienten überlassen, wie er das im Hypertext behandelte Thema entfaltet. Der Autor kann ihn jedoch durch die oben genannten Überblicks- und Kontextualisierungshilfen unterstützen, die unter anderem einzelne Module einem übergreifenden Kontext zuordnen, wie etwa das globale Thema, die Textfunktion des Hypertextes, die Organisation der Seite.

In guten Hypertextsystemen sind auch die verschiedensten Werkzeuge zu finden, von denen die Rezipienten Gebrauch machen und mithilfe deren sie das vorgefundene Angebot organisieren können. Typisierte Links beispielsweise dienen zur Verdeutlichung von semantischen Bezügen zwischen den Modulen. Weder die Hypertexte noch die einzelnen Webseiten treten dem Benutzer als vollständige Ganzheiten entgegen. Sie bestehen aus verschiedenen Komponenten, die erst im Rezeptionsprozess als das selektive, modulare Ganze erscheint. Hinsichtlich ihrer Funktion für die Nutzung ordnet STORRER (2004: 44–45) die Elemente modular aufgebauter Websites folgenden Typen zu:

- *Navigationskomponenten*, mit deren Hilfe der Nutzer per Mausklick weitere Seiten abrufen kann;
- *Interaktionskomponenten* ermöglichen, Daten einzugeben und zu transferieren.
- *Inhaltskomponenten* vermitteln die Inhalte.

Es spielen hier jeweils sprachliche und bildliche Zeigezeichen typische Funktionen, die der Steuerung der Aufmerksamkeit und der Blickbewegung dienen, wie z.B. ein Ausdruck wie „Klicken Sie hier“ mit der Lokaldeixis „hier“ als Linkanzeiger. Die Pfeilzeichen unterteilt STORRER (2004: 46) funktional in nicht-aktivierbare und aktivierbare Pfeilzeichen. Erstere haben die rein deiktische Funktion, indem sie einfach auf am Bildschirm sichtbare Elemente hinweisen. Durch die letzteren wird auf Objekte verwiesen, die erst durch Aktivieren des Linkanzeigers wahrnehmbar werden. Es gibt STORRER (2004: 47) zufolge wiederum zwei Typen von Navigationspfeilen:

- Navigationspfeile, die vom Hypertextautor als Navigationshilfe konzipiert sind. Sie zeichnen in dem nicht-linear organisierten Text sequenzielle Teilstrukturen, sog. Pfade aus, denen der Nutzer folgen kann.

- Browserpfeile sind Elemente des Bedienfeldes und als solche unterliegen sie nicht dem Einflussbereich des Hypertextautors.

Der Bezugspunkt von Verweismitteln in Hypertexten ist der vom Nutzer eingeschlagene Weg bzw. die Verortung von Texteinheiten in metaphorisch konstituierten Informationsräumen. STORRER (2004: 52) unterscheidet den Nutzerpfad vom Autorenpfad. Ein für viele Hypermedia-Texte typischer Autorenpfad führt von der Homepage ausgehend in einer „Tiefe-vor-Breite“-Strategie durch eine Hierarchie von Themen und Teilthemen. Der Nutzer muss diesem Autorenpfad nicht folgen, sondern kann sich seinen eigenen Weg durch das Angebot suchen. FREISLER (1994: 35) beschreibt dies folgendermaßen. Die Zeichen im Hypertext, die gleichzeitig am selben Bildschirm sichtbar sind, nennt er als „concurrent syntagma“. Die hierbei bei der Textproduktion bestehenden Wahlmöglichkeiten des Autors werden durch das „concurrent paradigma“ ausgedrückt. Im Hypertext existieren potentielle Syntagmen als solche informationelle Einheiten, die nicht gleichzeitig sichtbar sind, sondern an verschiedenen Zeitpunkten auftreten. Sie folgen erst durch die Interaktion von Autor, Text, System und Leser in der aktuellen Benutzungssituation aufeinander. Die Einheiten dieses „sequentiellen Syntagmas“ ersetzen sich nacheinander auf dem Bildschirm. Die hierbei bestehenden Wahlmöglichkeiten werden durch ein sequentielles Paradigma zum Ausdruck gebracht. FREISLER (1994: 36) nennt das sequentielle Syntagma Hypertagma und das sequentielle Paradigma Hyperdigma. Das Hypertagma ist die aktuelle Realisation der Wahlmöglichkeiten, die dem Leser durch das Hyperdigma gegeben sind. Es ist der gewählte Pfad, auf dem der Leser durch den textuellen Hyperraum wandert. Das Hypertagma ist das, was der Leser de facto durch seine individuelle Interaktion mit dem Hypertext aus dem Hyperdigma gewählt hat. Die Knoten werden vom Leser im Hypertagma verknüpft und zu einem Lesepfad zusammengestellt. Nach STORRER (2004: 46) gilt dafür die Metapher der Stadt- und Landschaftsgestaltung, und nicht mehr die des roten Fadens, die geeignet für die Vorstellung des Textes als einer linearen Abfolge von Teilen war. Der rote Faden zieht sich durch den ganzen Text hindurch, um den Leser beim Nachvollziehen und Verstehen der Textinhalte anzuleiten. In einem als ‚topographisch‘ bezeichneten Textproduktionsprozess dagegen werden Themengebäude zu thematischen Arealen zusammengefügt und durch ein Netz von Wegen miteinander verbunden, so STORRER (2004: 46).

In Anbetracht der Begriffsbestimmung des Hypertextes bei FREISLER (1994: 42f.) eröffnet sich noch ein weiteres Problemfeld. Nach Freisler ist jede Hypertextstruktur als Struktur eines semantischen Netzes zu verstehen, die quasi externalisiert aus dem Kopf des Schreibers in elektronifizierter Gestalt vorliegt. SAGER (1997: 10) verwendet in diesem Zusammenhang den Terminus ‚Externalisierung des Gedächtnisses‘. Diese Art der Wissensrepräsentation kann die Kohärenzbildung und damit die Rezeption verbessern. Demnach werden Hypertexte eigentlich nur dann als kognitiv fundierte Entitäten aufgefasst, wenn sie als ‚Texte im Kopf‘, also als mentale Modelle, beim Nutzer vorliegen und somit eigentlich fiktive Texte sind. Aufgrund der wahrgenommenen und miteinander verknüpften Elemente bilden sich kognitive, globale Einheiten, ‚Texte im Kopf‘, wobei es unwahrscheinlich ist, dass zwei Leser aus dem Hypertext, der als Grundlage dient, denselben ‚Text im Kopf‘ bilden. Es gibt für unterschiedliche Rezipienten desselben Hypertextes keinen gemeinsam gelesenen Text mehr, da sowohl die Anzahl der informationellen Einheiten als auch ihre Reihenfolge anders ist. Diese Auffassung

kann ihren Grund darin haben, dass Hypertexte als computergestützte und -verwaltete Texte nicht auf vollständige Rezeption auf einem vorgegebenen Leseweg hin konzipiert sind.

Wie SCHMITZ (2001: 156) betont, erweist sich der Ort von Hypertexten als technisch kompliziert, der durch zwei Merkmale charakterisiert werden kann: Virtualität und (materielle) Flüchtigkeit. Der Computer mit seinem Bildschirm bildet einen sicheren, äußeren Rahmen, hinter dem sich jedoch eine virtuelle dritte Dimension eröffnet, die in ihrer Vielfalt auf physikalischen Flächen nicht unmittelbar dargestellt werden kann. Hypertexte zeigen immer nur einen Ausschnitt dessen, was technisch und semantisch miteinander zusammenhängt. Was die Fläche des Computerbildschirms zeigt, ist „ein tomographischer Schnitt durch ein semiotisches Universum“ (SCHMITZ 2001: 157). Die Komplexität dieses Universums macht die Konstruktion von Kohärenz schwieriger und anspruchsvoller. Der relativ kleine Computerbildschirm verursacht einerseits Fragmentierung von Inhalten, was andererseits nach ROTHKEGEL (2001: 82) durch die freie Kombinatorik von Textfragmenten im Rezeptionsprozess kompensiert werden kann. Die Autorin spricht von der Miniatur der einzelnen Seite und von dem Monument des ganzen Angebots, bei dessen Leserführung und Kohärenzbildung typographische und graphische Elemente sowie visuelles Design eine wichtige Rolle spielen. Von der Flüchtigkeit und der Entmaterialisierung des Zeichenangebots spricht BITTNER (2003: 292). Das Medium Computer verursacht, dass die Zeichen nicht mehr physisch-objekthaft und sinnlich zugänglich sind, sondern lediglich als virtuelle Abbildung bzw. Wiedergabe über einen Bildschirm, und als solche sind sie flüchtig.

Literatur

- ADAMZIK, Kirsten (2004): *Textlinguistik. Eine einführende Darstellung*. Tübingen.
- BITTNER, Johannes (2003): *Digitalität, Sprache, Kommunikation. Eine Untersuchung zur Medialität von digitalen Kommunikationsformen und Textsorten und deren varietätenlinguistischer Modellierung*. Berlin.
- BUCHER, Hans-Jürgen (1999): Die Zeitung als Hypertext. Verstehensprobleme und Gestaltungsprinzipien für Online-Zeitungen. In: LOBIN, Henning (Hg.): *Text im digitalen Medium*. Opladen / Wiesbaden, 9–32.
- FEILKE, Helmut (2000): Die pragmatische Wende in der Textlinguistik. In: BRINKER, Klaus et al. (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik*. 2 Bde. Berlin / New York, 64–82.
- FREISLER, Stefan (1994): Hypertext – eine Begriffsbestimmung. In: *Deutsche Sprache* 22, 19–50.
- HESS-LÜTTICH, Ernest W. B. (1997): Text, Intertext, Hypertext – Zur Texttheorie der Hypertextualität. In: KLEIN, Josef / FIX, Ulla (Hg.): *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*. Tübingen, 125–148.
- JAKOBS, Eva-Maria / LEHNEN, Katrin (2005): Hypertext – Klassifikation und Evaluation. In: STEVER, Torsten / SCHLOBINSKI, Peter / RUNKEHL, Jens (Hg.): *Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet*. Berlin / New York, 159–184.
- KALLMEYER, Werner (2000) (Hg.): *Sprache und neue Medien*. Berlin / New York.
- KUHLEN, Rainer (1991): *Hypertext. Ein nicht-lineares Medium zwischen Buch und Wissensbank*. Berlin.

- LOBIN, Henning (Hg.) (1999): *Text im digitalen Medium*. Opladen / Wiesbaden.
- ROTHKEGEL, Annely (2001): Stil und/oder Design. In: JAKOBS, Eva-Maria / ROTHKEGEL, Annely (Hg.): *Perspektive auf Stil. Zum 60. Geburtstag von Barbara Sandig*. Tübingen, 77–87.
- RUNKEHL, Jens (2005): Text-Bild-Konstellationen. In: SIEVER, Torsten / SCHLOBINSKI, Peter / RUNKEHL, Jens (Hg.): *Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet*. Berlin / New York, 202–218.
- SAGER, Sven F. (1997): Intertextualität und die Interaktivität von Hypertexten. In: KLEIN, Josef / FIX, Ulla (Hg.): *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*. Tübingen, 109–122.
- SAGER, Sven F. (2000): System oder Ansammlung. Ist Multimedia überhaupt ein Medium? In: KALLMEYER, Werner (Hg.): *Sprache und neue Medien*. Berlin / New York, 57–88.
- SCHMITZ, Ulrich (2001): Stets heikle Kohärenz in Text-Bild-Gefügen. Sinnsuche auf Papier und Sinnkonstruktion am Computer. In: HESS-LÜTTICH, Ernest (Hg.): *Medien, Texte und Maschinen*. Wiesbaden, 141–165.
- SCHMITZ, Ulrich (2003): Text-Bild-Metamorphosen in Medien um 2000. In: SCHMITZ, Ulrich / WENZEL, Horst (Hg.): *Wissen und neue Medien. Bilder und Zeichen von 800 bis 2000*. Berlin, 241–263.
- SCHMITZ, Ulrich (2004): *Sprache in modernen Medien. Einführung in Tatsachen und Theorien, Themen und Thesen*. Berlin.
- STORRER, Angelika (1999): Kohärenz in Text und Hypertext. In: LOBIN, Henning (Hg.): *Text im digitalen Medium*. Opladen / Wiesbaden, 33–65.
- STORRER, Angelika (2000): Was ist „hyper“ am Hypertext? In: KALLMEYER, Werner (Hg.): *Sprache und neue Medien*. Berlin / New York, 222–249.
- STORRER, Angelika (2004): Text-Bild-Bezüge und Nutzermetaphern im WWW. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 51.1, 40–57.
- SZERSZEŃ, Paweł (2010): *Glottodydaktyka a hiperteksty internetowe* [Glottodidaktik und Internet-Hypertexte]. Warszawa.
- ŻEBROWSKA, Ewa (2010a): Massenmediale Texte. In: *Lingwistyka Stosowana. Applied Linguistics. Angewandte Linguistik*. Bd. 2. Uniwersytet Warszawski, 251–260.
- ŻEBROWSKA, Ewa (2010b): Von der Linearität zur Nicht-Linearität in Texten. In: TEN CATE, Abraham / RAPP, Reinhard / STRÄSSLER, Jürg (Hg.): *Grammatik – Praxis – Geschichte. Festschrift für Wilfried Kürschner*. Tübingen, 217–227.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Dagmara Grunt
Universität Gdańsk

Das passive Funktionsverbgefüge und das Vorgangspassiv in ausgewählten Fachtexten des Deutschen aus kontrastiver Sicht

German verbal nominal passive forms and process passive voice in contrast. – The issues described in this article concern German verbal and nominal forms (Funktionsverbgefüge), process passive voice as well as the analysis of their equivalents in Polish. The most frequent representations of those forms are the following: process passive voice, past participles, nominal forms, *-no-/-to-* structures, structures with *się*. The empirical basis for the analysis have been legal texts.

Pasywne konstrukcje werbo-nominalne i strona bierna procesywna w języku niemieckim z kontrastywnego punktu widzenia. – W artykule przedstawiono niemieckie konstrukcje werbo-nominalne (Funktionsverbgefüge) i stronę bierną procesywną oraz zanalizowano ich odpowiedniki w języku polskim. Do najczęstszych sposobów odzwierciedlenia tych form należą: strona bierna procesowa, imiesłowy bierne, formy nominalne, konstrukcje typu *-no-/-to-*, konstrukcje z *się*. Podstawę empiryczną analizy stanowią teksty prawnicze.

1. Einleitung

HOFFMANN (1985: 53) bezeichnet Fachsprache als „die Gesamtheit aller sprachlichen Mittel, die in einem fachlich begrenzten Kommunikationsbereich verwendet werden, um die Verständigung zwischen den in diesem Bereich tätigen Menschen zu gewährleisten.“

Die Rechtssprache gehört zu den Fachsprachen. WRÓBLEWSKI (1948) führt eine erwähnenswerte Unterscheidung zwischen der Rechts- und der Juristensprache ein. Unter dem Begriff der Rechtssprache (*język prawny*) versteht man nach Wróblewski die Sprache, mit deren Hilfe gesetzliche Regeln formuliert werden. Die Juristensprache (*język prawniczy*) ist dagegen die Sprache, mit deren Hilfe man über das Recht spricht. Man muss dabei bemerken, dass die Rechtssprache zwei Formen hat. Zuerst gilt sie als Vorschriftensprache und erst dann als die Sprache der Rechtsnormen. In der Juristensprache dagegen werden Äußerungen über die Tatsache der Geltung einer gegebenen Norm im gegebenen Rechtssystem formuliert (vgl. STĘPNIKOWSKA 1997: 27).

In meiner Untersuchung habe ich einen zweisprachigen Text des Rechnungslegungsgesetzes¹ analysiert; dabei stellte sich heraus, dass die deutschen Passivkonstruktionen ohne

¹ Im empirischen Teil werden zweisprachige Beispiele aus dieser Quelle (mit Seitenangabe) angeführt.

Modalfaktor im Polnischen sowohl mit Hilfe vom Passiv als auch von Aktivkonstruktionen wiedergegeben werden. Im vorliegenden Artikel beschäftige ich mich vor allem mit dem Funktionsverbgefüge, das als Konkurrenzform des Passivs gilt.

Wesentliches Merkmal des Passivs ist, dass es geschehensbezogen ist. Es gibt weitere Ausdrucksformen, die ebenfalls zur geschehensbezogenen Darstellung des Sachverhalts verwendet werden und als Konkurrenzformen des Passivs anzusehen sind. Es gibt eine Reihe von Konstruktionen, die zum Vorgangspassiv in paradigmatischer Beziehung stehen. Zu den Merkmalen, die das Vorgangspassiv vom Aktiv unterscheiden, zählen:

- das Patiens syntaktisch als Subjekt zu verwenden,
- das Agens nicht zu nennen.

Die beiden Merkmale – entweder beide zusammen oder nur eines von ihnen – sind auch durch bestimmte Konstruktionen zu erreichen, die keine passive, sondern eine aktive Verbform enthalten. Diese Verbformen besitzen sowohl mit dem Passiv übereinstimmende als auch davon differente Merkmale und tragen zu einer besonderen Wirkung bei (vgl. SOMMERFELDT / STARKE 1992: 85).

2. Funktionsverbgefüge im Deutschen

In der deutschen Gegenwartssprache ist das Funktionsverbgefüge eine sprachliche Erscheinung, die man in verschiedenen kommunikativen Situationen in zunehmendem Maße trifft (vgl. YUAN 1986: 1). In den letzten vierzig Jahren haben viele Linguisten dieses Thema in ihren Arbeiten berührt. Im Jahre 1963 hat Peter von Polenz zum ersten Mal den Terminus ‚Funktionsverben‘ in die deutsche Sprache eingeführt und folgende Definition des Funktionsverbs angegeben:

„eine Wortgruppe, in der der sachliche Kern des Vorgangsbegriffs durch ein Abstraktsubstantiv und die formale Satzfunktion durch ein anderes Verbum ausgedrückt wird, das durch präpositionale Fügung mit dem Substantiv verbunden wird.“ (POLENZ 1963: 11)

Auch HELBIG / BUSCHA (1981: 74f.) weisen in ihrer Grammatik auf die Funktionsverben hin:

„Funktionsverben sind solche Verben, die vorwiegend oder ausschließlich eine grammatisch-syntaktische Funktion ausüben und ihre Bedeutung weitgehend oder vollständig eingebüßt haben. Die Bedeutung des Prädikats ist deshalb nicht im Funktionsverb enthalten, sondern ist in Glieder außerhalb des Verbs verlagert, vor allem in Präpositionalgruppen oder Akkusative.“

Derartige Gefüge betrachten HERRINGER (1968: 42) und GÖTZE (1979: 66) als ein einheitliches Verbalsyntagma bzw. einen Verbalkomplex, also als einen Valenzträger. YUAN (1986: 25) erfasst die verschiedenen Auffassungen über die Funktionsverbgefüge in einer Tabelle, um die Vielfältigkeit der Definitionen zu zeigen:

	POLENZ 1963 BUSSMANN 1983	Duden-Grammatik 1984	HELBIG / BUSCHA 1981	HEIDOLPH et al. 1981
Bestandteile der FVG	Funktionsverb + präpositionale Fügung (oder präpositionales Objekt)	Funktionsverb + Substantiv	Funktionsverb + Präpositionalgruppe oder Akkusative	Funktionsverb + Substantivgruppe oder Präpositionalgruppe

Yuan ist der Meinung, dass alle oben genannten Definitionen bestimmte Mängel aufweisen. Deshalb äußert er kritische Anmerkungen zu ihnen (vgl. YUAN 1986: 26–28) und versucht, eigene Regeln zu formulieren:

„FV sind Verben, die in einem bestimmten Kontext mit einer ein abstraktes Nomen aufweisenden Nominal- oder Präpositionalphrase zusammen ein Gefüge bilden, dessen Bedeutung hauptsächlich oder ausschließlich von dem darin vorkommenden Nomen getragen wird, wobei die Verbbedeutung so weit verblasst oder verloren gegangen ist, dass die Verben eine vorwiegend grammatisch-syntaktische Funktion ausüben.“

„FVG sind Prädikativgefüge, die aus einer Nominal- oder Präpositionalphrase und einem FV bestehen und meistens durch ein dem darin vorkommenden Nomen zugrundeliegendes Vollverb (oder Adjektiv + Kopula) mit semantischen oder stilistischen Unterschieden paraphrasiert und entsprechend als eine semantische Einheit betrachtet werden können.“ (YUAN 1986: 32–33)

In Anlehnung an diese Regeln zieht er Schlussfolgerungen bezüglich der Hauptmerkmale der Funktionsverbgefüge (vgl. YUAN 1986: 32–33).

Aufgrund der ersten Definition zieht er folgende Merkmale der FVG hinzu:

- Bildung eines festen Gefüges mit einer Nominal- oder Präpositionalphrase, dessen Hauptbedeutung von dem darin auftretenden abstrakten Nomen getragen wird; z.B. *Überlegung anstellen* – *überlegen*, in *Erwägung* ziehen – *erwägen*.

Die beiden nächsten Merkmale der Funktionsverbgefüge, die er aufgrund dieser Regel formuliert, sind: Verlassen oder Verlust der eigenen Verbbedeutung, Ausübung einer grammatisch-syntaktischen Funktion.

Entsprechend der zweiten Definition konstatiert Yuan folgende drei Hauptmerkmale:

- Funktion als Prädikatsausdruck im Satz,
- Zusammensetzung aus Nominal- oder Präpositionalphrase und Funktionsverb,
- Bildung einer semantischen Einheit. Diese Einheit kann meistens durch ein Vollverb oder Adjektiv + Kopula mit bestimmten Unterschieden paraphrasiert werden.

Er nennt hier folgende Beispiele, um die oben genannte These zu beweisen:

- in Streit geraten – *zu streiten anfangen*,
- jemandem Glauben schenken (geh.) – jemandem glauben,
- zur Verfügung stehen – verfügbar sein. (vgl. YUAN 1986: 32–33)

In der deutsch-polnisch kontrastiven Grammatik von Ulrich ENGEL et al. (1999: 549) wird, meiner Meinung nach, eine einfachere Definition vom Funktionsverbgefüge angegeben. Unter Funktionsverbgefügen versteht man feste Kombinationen aus Verb und

einer Präpositionalphrase oder Nominalphrase. Das Nomen ist Hauptträger der Gesamtbedeutung. Das Verb erfüllt dagegen vor allem syntaktische Funktionen. Es tritt also als Träger der Konjugationsendungen auf. Funktionsverbgefüge dienen vor allem zum Ausdruck der grammatischen Konversen. Nach Kałny rückt die Anwendung der Funktionsverbgefüge einen Vorgang / ein Geschehen in den Vordergrund. Das Funktionsverbgefüge ermöglicht eine präzise Wiedergabe des gemeinten Geschehens; es markiert dabei seinen Beginn, seine Dauer oder sein Resultat (vgl. KAŁNY 1999: 659).

2.1 Der passivische Charakter von Funktionsverbgefügen

Das Funktionsverbgefüge weist sowohl aktionale als auch passivische Funktion auf. Bei der aktionalen Funktion der Funktionsverbgefüge steht das Agens in der Subjektstelle, bei der passivischen dagegen befindet sich dort das Patiens. Sonst wäre ein Austausch mit einem Passivsatz unmöglich, es ist aber nicht ausgeschlossen, dass Sätze mit inhaltlich passivischen Funktionsverbgefügen ein Agens-Subjekt besitzen (vgl. YUAN 1986: 31). Die passivischen Funktionsverbgefüge kommen oft als Synonyme zu zweigliedrigen Passivkonstruktionen vor, z.B.:

Dieser Terminus findet überall Anwendung (= wird überall angewendet).

Das neue Stück gelangte zur Uraufführung (= wurde uraufgeführt) (vgl. SOMMERFELDT / STARKE 1992: 85)

Den passivischen Charakter der Funktionsverbgefüge können auch folgende Beispiele verdeutlichen:

- unter Kontrolle stehen – kontrolliert werden – być pod kontrolą,
- unter Aufsicht stehen – aufgesehen werden – być pod obserwacją,
- unter Schutz stehen – geschützt werden – być pod ochroną,
- Anerkennung finden – anerkannt werden – znaleźć uznanie, spotykać się z uznaniem,
- positive Resonanz finden – positiv aufgenommen werden – spotykać się z pozytywnym przyjęciem.

Einige deutsche Funktionsverbgefüge lassen sich im Polnischen ebenfalls mit Hilfe von Funktionsverbgefügen oder vom Passiv wiedergeben, was die oben genannten Beispiele beweisen.

Das Passiv ist in Fachtexten und somit in Gesetzestexten viel mehr als in anderen Texten verbreitet. Passivische Funktionsverbgefüge sind dessen Konkurrenzformen und sind auch oft in solchen Texten anzutreffen. Sie werden ebenfalls zur geschehensbezogenen Darstellung von Sachverhalten verwendet (vgl. KAŁNY 1999: 659). SZUBERT (2008) geht vom Polnischen aus und ermittelt folgende Funktionsverbgefüge, die in den von ihm analysierten Gesetzestexten auftreten:

wchodzić w rachubę, mieć prawo, ponosić odpowiedzialność, powziąć uchwałę, ponieść uszczerbek, dokonać zajęcia (vgl. SZUBERT 2008: 163–164).

Die oben genannten verbo-nominalen Konstruktionen werden in Juratexten auf verschiedene Art und Weise übersetzt. SZUBERT (2008) analysiert diese Übersetzungen und zieht die Schlussfolgerung, dass Funktionsverbgefüge des Polnischen sowohl mit Hilfe vom Funktionsverbgefüge als auch mit Hilfe von Passiv im Deutschen wiedergegeben werden.

2.2 Andere Äquivalente der deutschen Funktionsverbgefüge

2.2.1 Modale Partizipialkonstruktionen

Eine modale Relation tritt auf, wenn sich aus dem einen Sachverhalt eine nähere Charakterisierung des anderen ergibt. „Diese nähere Charakterisierung kann auf vier Arten geschehen:

- „a) durch Spezifizierung, [...]
- b) durch Angabe näherer Umstände [...]
- c) durch Angabe der Folge, die wegen einer bestimmten Ausführungsweise der Handlung eintritt (vgl. konsekutive PKn),
- d) durch Vergleich mit einem anderen Sachverhalt (vgl. komparative PKn).“ (SCHATTE 1986: 122)

Modalsätze verbindet man mit den Konjunktionen und Einleitewörtern *przez to, że / w ten sposób, że* im Polnischen und *indem / damit / dadurch, dass* im Deutschen. Wenn beide Sachverhalte auf dasselbe Subjekt bezogen werden, lässt sich der Nebensatz durch eine Partizipialkonstruktion ersetzen, z.B.:

Studenci powitali profesora *w ten sposób, że stukali głośno w stoły ... / stukając głośno w stoły.*

Die Studenten begrüßten den Professor, *indem / dadurch dass sie laut auf die Tische klopfen... / laut auf die Tische klopfend.* (SCHATTE 1986: 123)

Bei Modalrelationen geht es darum, auf welche Art und Weise der Sachverhalt hergestellt wird, also darum, wie das Geschehen verläuft. In den oben genannten Konstruktionen wird am häufigsten das Adverbialpartizip der Gleichzeitigkeit bzw. Partizip I verwendet. Polnische modale Partizipialkonstruktionen werden mit Adverbialpartizip der Gleichzeitigkeit gebildet und können sich auf die Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft beziehen. Modale Partizipialkonstruktionen des Polnischen treten meist in der Nachstellung, selten in der Zwischenstellung oder in der Voranstellung auf. Modale Partizipialkonstruktionen treten im Deutschen im Allgemeinen viel seltener als im Polnischen auf (vgl. SCHATTE 1986: 122–123). Diese grammatischen Konstruktionen kommen auch manchmal als Äquivalente der deutschen passivischen Funktionsverbgefüge vor, was folgende Beispiele verdeutlichen:

(1) [...] oder zu einem anderen Bilanzstichtag, wobei vorbehaltlich Abs. 1a und 1b, die in Abschnitt 4 niedergelegten Grundsätze für die Bewertung der Aktiva und Passiva sowie für die Ermittlung des Jahresergebnisses entsprechend **Anwendung finden.** (127)

[...] oraz na inny dzień bilansowy, **stosując** odpowiednio, z zastrzeżeniem ust. 1a i 1b., zasady wyceny aktywów i pasywów oraz ustalania wyniku finansowego, określone w rozdziale 4. (126)

3. Zu ausgewählten polnischen Entsprechungen des deutschen Passivs ohne Modalfaktor

3.1 Die Funktion des Vorgangspassivs

Das Vorgangspassiv (das *werden*-Passiv) bezeichnet einen Sachverhalt „als geschehensbezogen und im Verlauf befindlich“ (ENGEL 2004: 240). Im Aktiv steht der Handelnde oder Träger des Vorgangs (Agens) im Vordergrund; im Passiv dagegen tritt das Agens zurück und im Vordergrund befindet sich das Geschehen. Das Vorgangspassiv unterscheidet sich vom Aktiv durch folgende Merkmale:

- Erhebung des Patiens zum Subjekt des Satzes,
- Ausschaltung des Agens und Valenzminderung.

Das *werden*-Passiv kann in Texten beider Sprachen verschiedene Funktionen erfüllen:

- als Mittel der Ersparung des Agens,
- als Mittel zur Veränderung der Mitteilungsperspektive,
- als Mittel der Satzverflechtung oder zur Erzielung der Eindeutigkeit bei Gleichheit der Kasusformen.

In Juratexten kann das deutsche Vorgangspassiv durch das Vorgangspassiv des Polnischen (*strona bierna procesywna*) wiedergegeben werden. Folgende Beispiele können dies verdeutlichen:

(2) [...], dass das Mutterunternehmen das Stimmrecht in den Organen dieser Einheit (des Tochterunternehmens) ausübt, **berufen wurden**; (21)

[...], które **zostały powołane** do pełnienia tych funkcji w rezultacie wykonywania przez jednostkę dominującą prawa głosu w organach tej jednostki (zależnej), (20)

(3) [...] gemeinschaftlich geführtes Unternehmen – eine Einheit, die von Gesellschaftern aufgrund eines zwischen ihnen geschlossenen Vertrages, des Gesellschaftsvertrages oder der Satzung **gemeinschaftlich geführt wird**; (23)

[...] jednostce współzależnej – rozumie się przez to jednostkę, która **jest współkontrolowana** przez wspólników na podstawie zawartej pomiędzy nimi umowy, umowy spółki lub statutu, (22)

(4) Um ein angemessenes Verhältnis [...] zu gewährleisten, **werden** zu den Aktiva oder Passiva des betreffenden Berichtszeitraums die Aufwendungen und Erträge zukünftiger Perioden sowie die auf diesen Berichtszeitraum entfallenden Kosten, die noch nicht **getragen wurden, gerechnet**. (33)

Dla zapewnienia współmierności [...] **zaliczane będą** koszty lub przychody dotyczące przyszłych okresów oraz przypadające na ten okres koszty, które jeszcze nie **zostały poniesione**. (32)

(5) Werden die Handelsbücher EDV-gestützt geführt, so muss jede Buchung die automatisch generierte Nummer der Position, unter der sie ins Journal **eingetragen wurde**, sowie jene Angaben enthalten, die es ermöglichen, die für die Buchung verantwortliche Person zu identifizieren. (43)

Przy prowadzeniu ksiąg rachunkowych przy użyciu komputera zapis księgowy powinien posiadać automatycznie nadany numer pozycji, pod którą **został wprowadzony** do dziennika, a także dane pozwalające na ustalenie osoby odpowiedzialnej za treść zapisu. (42)

3.2 Partizipien

Deutsche Passivkonstruktionen in den Attributsätzen (manchmal auch in anderen Nebensätzen) werden im Polnischen ebenfalls mit Passiv übersetzt; oft aber wird das Passiv in solchen Sätzen zu den Partizipien reduziert, was aufgrund der folgenden Beispiele festzustellen ist:

- a) sie werden im Polnischen durch das adjektivische Passivpartizip eines imperfektiven Verbs ausgedrückt:

(6) [...] sorgfältig in der festgelegten Reihenfolge **aufbewahrt werden**. (43)

[...] **przechowywane** starannie w ustalonej kolejności. (42)

(7) Aufwendungen und Erträge der Geschäftsvorfälle, die in dem betreffenden Geschäftsjahr vor der Verschmelzung zwischen den verschmelzenden Gesellschaften **getätigt wurden**; [...] (125)

Przychody i koszty operacji gospodarczych **dokonywanych** w danym roku obrotowym przed połączeniem między łączącymi się spółkami, [...] (124)

- b) vereinzelt werden sie im Polnischen durch das adjektivische Passivpartizip eines perfektiven Verbs wiedergegeben:

(8) [...] dieses System **wird** mit der Summen- und Saldenliste des Hauptbuches **abgestimmt**. (45)

[...] system ksiąg, kartotek (zbiorów ksiąg), komputerowych zbiorów danych, **uzgodniony** z saldami i zapisami na kontach księgi głównej. (44)

(9) Eine Aufstellung der Aktiva und Passiva (Inventar), die durch Inventur **bestätigt wurde**, [...] (49)

Wykaz składników aktywów i pasywów (inwentarz), **potwierdzony** ich inwentaryzacją, [...] (48)

(10) Kosten, die vor dem Abschluss des Vertrages **getragen wurden**,... (89)

Koszty **poniesione** przed zawarciem umowy, [...] (88)

- c) sie werden auch manchmal im Polnischen durch das adjektivische Aktivpartizip wiedergegeben

(11) Die Handelsbücher sind spätestens am Ende des Geschäftsjahres auszudrucken. Als mit dem Ausdruck gleichwertig gilt es, den Inhalt der Handelsbücher für einen Zeitraum, auf einen anderen elektronischen Datenträger zu übertragen, so dass die Kontinuität der Buchungen **gewährleistet wird**. (43)

Za równoważenie z wydrukiem uznaje się przeniesienie treści ksiąg rachunkowych na inny komputerowy nośnik danych, **zapewniający** trwałość zapisu informacji, przez czas nie krótszy od wymaganego dla przechowywania ksiąg rachunkowych. (42)

(12) Belege, deren Wert in Fremdwährung **ausgedrückt wurde**, müssen die Umrechnung dieses Beitrages in Zloty nach dem Tage der Tätigkeit des Geschäftsvorfalles geltenden Kurs enthalten. (53)

Dowód księgowy **opiewający** na waluty obce powinien zawierać przeliczenie ich wartości na walutę polską według kursu obowiązującego w dniu przeprowadzenia operacji gospodarczej. (52)

3.3 Die Nominalisierung

Das deutsche Vorgangspassiv wird oft mit Hilfe der Nominalformen im Polnischen ausgedrückt, was folgende Beispiele belegen:

(13) Die Art und Weise, auf die die Buchungen im Journal **vorgenommen wurden**, muss ihre eindeutige Zuordnung zu den geprüften und bestätigten Buchungsbelegen ermöglichen. (43)

Sposób **dokonywania** zapisów w dzienniku powinien umożliwiać ich jednoznaczne powiązanie ze sprawdzonymi i zatwierdzonymi dowodami księgowymi. (42)

(14) **Werden** die Bücher EDV-**gestützt geführt**, so ist sicherzustellen, dass die Kontrolle der Kontinuität der Buchungen sowie die Übertragung der Umsätze oder Salden automatisch erfolgen. (43)

Przy **prowadzeniu** ksiąg rachunkowych przy **użyciu** komputera należy zapewnić automatyczną kontrolę ciągłości zapisów, przenoszenia obrotów i sald. (42)

(15) Sie **werden** systematisch **erfasst** und als getrenntes System von Büchern, Karteien (Kontensammlungen) und elektronischen Datensammlungen geführt; [...] (45)

Prowadzi się je w **ujęciu** systematycznym jako wyodrębniony system ksiąg, [...] (44)

3.4 -no/-to-Konstruktionen

Diese Konstruktionen lassen sich von Verben ableiten, die menschliche Tätigkeiten bezeichnen, wobei die Nennung des Agens in dem gegebenen Satz blockiert ist. Sie sind person- und numerusneutral, deswegen werden sie von LASKOWSKI (1998: 200) als unpersönliche Flexionsformen (*niesobowe formy fleksyjne*) bezeichnet. Die oben genannten Konstruktionen ersetzen finite Präteritumsätze und sind häufiger als *man*-Sätze im Deutschen anzutreffen (vgl. KĄTNY 1999: 660). Die deutschen Passivkonstruktionen ohne Agensangabe, die sich auf die Vergangenheit beziehen, werden oft mit -no/-to-Konstruktionen im Polnischen wiedergegeben:

(16) Die Handelsbücher gelten als fehlerfrei, sofern alle in dem betreffenden Monat zu Buchung freigegebenen Buchungsbelege in ihnen vollständig und korrekt **erfasst wurden** und die Kontinuität der Buchungen sowie [...] **gewährleistet sind**. (55)

Księgi rachunkowe uznaje się za prowadzone bezbłędnie, jeżeli **wprowadzono** do nich kompletnie i poprawnie wszystkie zakwalifikowane do zaksięgowania w danym miesiącu dowody księgowe, **zapewniono** ciągłość zapisów oraz [...]. (54)

(17) Ist der Grund entfallen, aus dem eine Wertberichtigung auf Aktiva – darunter auch eine Wertberichtigung aufgrund dauerhafter Wertminderung – **vorgenommen wurde**, [...] (97)

W przypadku ustalania przyczyny, dla której **dokonano** odpisu aktualizującego wartość aktywów, w tym również odpisu z tytułu trwałej utraty wartości, [...] (96)

3.5 *się*- Konstruktionen

Es handelt sich um Konstruktionen mit dem Morphem *się*, in denen das Verb in der 3. Person Singular Neutrum auftritt. Im Gegenteil zu den *-no/-to*-Formen können sie im beliebigen Tempus auftreten. Auch diese grammatischen Formen setzen ein menschliches Agens voraus. SZUBERT (2008: 168)) nennt sie *reflexive rezessive Konstruktionen*. Diese reflexiven Konstruktionen drücken die geschehensbezogene Sehweise aus (vgl. KAŹNY 1999: 659). Da kommt es zur Minderung der Valenz des Verbs durch Ausschaltung des Agens, das den Täter/Urheber repräsentiert (vgl. KAŹNY 1999: 662):

(18) Das Ergebnis der Umrechnung **wird** unmittelbar auf dem Beleg **eingetragen**, [...] (53)

Wynik przeliczenia **zamieszcza się** bezpośrednio na dowodzie, [...] (52)

(19) Aktiva und Passiva **werden** mindestens zu jedem Bilanzstichtag **bewertet**, und zwar: [...] (63)

Aktywa i pasywa **wycenia się** nie rzadziej niż na dzień bilansowy w sposób następujący: [...] (62)

3.6 Aktivsätze

Im Aktiv wird die Stelle des Subjekts durch den hierarchisch obersten Bestandteil (Argument) eingenommen. Es handelt sich hier um den persönlichen Täter bei den Tätigkeitsverben oder um den Zustands-, Prozessträger bei den Zustands- oder Vorgangsverben (vgl. NAGÓRKO 1996: 92). Es kommt auch manchmal vor, dass die deutschen Vorgangspassiv-Konstruktionen mit Hilfe von Aktivsätzen ins Polnische transformiert werden, was folgende Beispiele beweisen:

(20) [...] es sei denn, dass das EDV-System Fremdwährungsangaben automatisch in polnische Währung umrechnet und diese Umrechnung durch einen entsprechenden Ausdruck **bestätigt wird**. (53)

[...] chyba że system przetwarzania danych zapewnia automatyczne przeliczenie walut obcych na walutę polską, a wykonanie tego przeliczenia **potwierdza** odpowiedni wydruk. (52)

(21) **Wird** ein Geschäftsvorfall durch mehr als einen Beleg oder durch mehr als ein Exemplar eines Belegs **dokumentiert**, [...] (53)

Jeżeli jedną operację **dokumentuje** więcej niż jeden dowód lub więcej niż jeden egzemplarz dowodu, [...] (52)

(22) Die Bestandsänderungen der versicherungstechnischen Rückstellungen, die eine volle Deckung eventueller laufender und zukünftiger Verbindlichkeiten aus Versicherungsverträgen gewährleisten sollen, **werden** von den Versicherungsgesellschaften zu den betrieblichen Aufwendungen **gerechnet**. (105)

Zakłady ubezpieczeń **zaliczają** do kosztów operacyjnych zmiany stanu rezerw techniczno- ubezpieczeniowych, które powinny zapewnić pełne pokrycie bieżących i przyszłych zobowiązań, jakie mogą wynikać z umów ubezpieczeniowych. (104)

4. Zusammenfassung

In meiner Untersuchung beschränkte ich mich nur auf einige ausgewählte polnische Entsprechungen des deutschen Passivs, die ich hier skizzenhaft dargestellt habe. Sie sind, meiner Meinung nach, textsortenspezifisch. Die deutschen Passivformen werden im Polnischen oft mit Hilfe der Passivkonstruktionen wiedergegeben. In den Attributsätzen kann im Polnischen das Passiv zu einem Partizip reduziert werden. Zur Wiedergabe des deutschen Passivs werden auch *-no/-to-* und *się*-Konstruktionen sowie Aktivformen gebraucht.

Literatur

- BAHR, B.J. (1977): *Unterscheidung zu Typen von Funktionsverbgefügen und ihrer Abgrenzung gegen andere Arten der Nominalisierung*. Diss. Bonn.
- BUSSMANN, H. (1983): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart.
- CZARNECKI, T. (1985): *Das Passiv im Deutschen und Polnischen. Form und Verwendung*. Warszawa.
- CZARNECKI, T. (1989): Die Ausdrucksmittel des Agens im deutschen und polnischen Passivsatz. In: *Studia Niemcoznawcze / Studien zur Deutschkunde* 5. Warszawa, 71–76
- DANIELS, K. (1963): *Substantivierungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Nominaler Ausbau des verbalen Denkkreises*. Düsseldorf.
- DYHR, M. (1980): Zur Beschreibung von Funktionsverbgefügen. In: *Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik*, Sonderband 1, 105–122.
- DUDEN (⁴1984): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, Bd. 4. Mannheim.
- ENGEL, U. (1988): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.
- ENGEL, U. (2004): *Deutsche Grammatik – Neubearbeitung*. München.
- ENGEL, U. / TERTEL, R. K. (1993): *Kommunikative Grammatik Deutsch als Fremdsprache*. München.
- ENGEL, U. et al. (1999): *Deutsch-polnische kontrastive Grammatik*. Heidelberg.
- FÖLDEAK, H. (1996): *Sag es besser! Ein Arbeitsbuch für Fortgeschrittene. Teil 2: Ausdruckserweiterung*. München.
- GOLONKA, J. (2006): Vom Satz zum Wort. Nominalisierungen im Gegenwartsdeutsch aus der Sicht der polnischen germanistischen Grammatikausbildung. Online: <http://krakau2006.ana-man.de/beitraege/golonka.pdf> (Zugriff am 22.11.2011).
- GÖTZE, L. (1979): *Valenzstrukturen deutscher Verben und Adjektive*. München.
- HEIDOLPH, K.E. [et al.] (1981): *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Berlin.
- HELBIG, G. (1981): *Sprachwissenschaft, Konfrontation, Fremdsprachenunterricht*. Leipzig.
- HELBIG, G. (1984): Probleme zur Beschreibung von Funktionsverbgefügen im Deutschen. In: HELBIG, G.: *Studien zur deutschen Syntax*, Bd. 1. Leipzig, 163–188.

- HELBIG, G. / BUSCHA, J. (1981): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Leipzig.
- HERRINGER, H.J. (1968): *Die Opposition von „kommen“ und „bringen“ als Funktionsverben. Untersuchungen zur grammatischen Wertigkeit und Aktionsart*. Düsseldorf.
- HERRLITZ, W. (1973): *Funktionsverbgefüge vom Typ „in Erfahrung bringen“*. Ein Beitrag zur generativ-transformationellen Grammatik des Deutschen. Tübingen.
- HINDERDAEL, M. (1981): Präpositionale Funktionsverbgefüge im Deutschen und im Niederländischen. In: *Studia Germanica Gandensia* 21, 331–356.
- HOFFMANN, L. (1985): *Kommunikationsmittel Fachsprache. Eine Einführung*. Berlin.
- KĄTNY, A. (1999): Das Verb. In: ENGEL, U. et al.: *Deutsch-polnische kontrastive Grammatik*, Bd. 1. Heidelberg, 541–698.
- KLUG, A. (1984): Feld der Temporalität. In: SOMMERFEDT, K.-E. / STARKE, G. (Hg.): *Grammatisch-semantische Felder der deutschen Sprache der Gegenwart*. Leipzig, 26–37.
- KONIECZNA, H. (1981): Zur Nominalisierung im Bereich FVG. In: *Studia Germanica Posnaniensia* XI, 63–73.
- LASKOWSKI, R. (1979): *Polnische Grammatik*. Warszawa.
- LASKOWSKI, R. (1998): *Gramatyka współczesnego języka polskiego* (wydanie II zmienione) [Grammatik des Gegenwartspolnischen. 2., veränderte Auflage]. Warszawa.
- NAGÓRKO, A. (1996): *Zarys gramatyki polskiej* [Abriss der polnischen Grammatik]. Warszawa.
- POLENZ, P. (1963): *Funktionsverben im heutigen Deutsch – Sprache in der rationalisierten Welt (= Wirkendes Wort, Beiheft 5)*. Düsseldorf.
- VAN POTTELBERG, J. (2000): *Verbonominale Konstruktionen, Funktionsverbgefüge*. Heidelberg.
- Rechnungslegungsgesetz (2009): *Ustawa o rachunkowości*. Warszawa.
- SADZIŃSKI, R. (2003): Verbale und nominale Konstruktionen im Deutschen und Polnischen. In: *Rozprawy Komisji Językowej. Łódzkie Towarzystwo Naukowe* 48, 95–105.
- SCHATTE, Cz. (1986): *Partizipialkonstruktionen im Deutschen und Polnischen*. Katowice.
- SOMMERFELDT, K.E. / STARKE, G. (1992): *Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen.
- STĘPNIKOWSKA, A. (1997): *Stand, Probleme und Perspektiven der zweisprachigen juristischen Fachlexikographie. Konzeption eines Fachwörterbuches des Rechts Deutsch-Polnisch*. Frankfurt/M.
- SZUBERT, R. (2008): *Deutsch-polnische kontrastive Untersuchungen im Bereich der juristischen Fachsprache*. Wrocław, Dresden.
- WRÓBLEWSKI, B. (1948): *Język prawny i prawniczy* [Rechts- und Juristensprache]. Kraków.
- YUAN, Jie (1986): *Funktionsverbgefüge im heutigen Deutsch*. Heidelberg.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Ewa Wojaczek
Universität Gdańsk

Die deutschen präpositionalen Verbalpräfixe mit *her-* und *hin-* und ihre Übersetzungsäquivalente im Polnischen

German prepositional prefixes of verbs with *hin-* and *her-* and their translational equivalents in Polish language. – In the following paper the prefixes of verbs *hin-* and *her-* which are very specific for verbs of motion in German language are discussed. Their meaning is strictly connected with the notion of local deixis of the direction of motion in relation to a place where a speaker is situated. Both prefixes enable verbs unspecified in terms of the direction of motion to gain the status of strictly directed verbs. Adlative verbs are created with the use of *her-* prefix which express a motion directed to the place where a speaker is located. A prefix *hin-* is used for creating of strictly ablative verbs, because it indicates that a motion is directed to the place where a speaker is located. In German language there is also another form of prefix (*r-*), usually used in spoken or colloquial language, which is neutral in terms of direction of motion. Polish language has not any specific linguistic means which can determine a difference in the direction of motion in relation to the place where a speaker is situated and, because of this, in Polish language exists only one verbal equivalent of each German verb occurred with prefixes mentioned above. Quantitative and semantic differences of verbs of motion in both languages are the reason for many problems in learning of German language as well as in the process of translation of Polish verbs of motion into German language.

Niemieckie czasownikowe przedrostki przyimkowe z *her-* i *hin-* oraz ich ekwiwalenty tłumaczeniowe w języku polskim. – W artykule omówione zostały przedrostki czasownikowe *hin-* i *her-*, które są specyficznym wyróżnikiem czasowników ruchu w języku niemieckim. Ich znaczenie związane jest ściśle z pojęciem lokalnego odniesienia kierunku ruchu względem miejsca, w którym znajduje się osoba mówiąca. Przy użyciu obu przedrostków czasowniki niesprecyzowane pod względem kierunku ruchu zyskują status czasowników ściśle ukierunkowanych. Za pomocą przedrostka *her-*, wyrażającego ruch skierowany do miejsca, w którym znajduje się osoba mówiąca, tworzone są czasowniki adlatywne. Przedrostek *hin-* służy natomiast do konstruowania czasowników o charakterze ściśle ablatywnym, gdyż wskazuje na ruch skierowany od miejsca, w którym znajduje się osoba mówiąca. Język niemiecki wyróżnia jeszcze jedną, zneutralizowaną pod względem kierunku ruchu formę przedrostka (*r-*), choć używaną na ogół w języku mówionym lub potocznym. Ponieważ język polski nie posiada żadnych specyficznych środków językowych, które sygnalizowałyby różnice w kierunku ruchu w odniesieniu do miejsca, w którym znajduje się osoba mówiąca, istnieje w nim każdorazowo tylko jeden odpowiednik czasownikowy niemieckiego czasownika występującego z wymienionymi wyżej przedrostkami. Owe różnice ilościowe i znaczeniowe czasowników ruchu w obu językach są źródłem licznych trudności językowych w nauce języka niemieckiego, a także w procesie tłumaczenia polskich czasowników ruchu na język niemiecki.

Im vorliegenden Beitrag werden die deutschen präpositionalen Verbalpräfixe mit *her-* und *hin-* sowie ihre Übersetzungsäquivalente im Polnischen dargestellt. Dabei wird vor allem auf Probleme ihrer Übersetzungsadäquatheit eingegangen. Berücksichtigt werden nur „echte“ Bewegungsverben, die eine konkrete lativ (adlative, perlative oder ablative) Bedeutung haben. Ihre Verwendung im übertragenen Sinne wird außer Acht gelassen. Die Beispiele werden größtenteils und wenn möglich dem *Deutschen Wörterbuch* von WAHRIG (1992) und dem *Großwörterbuch deutsch-polnisch* von PIPREK / IPPOLDT (1985) entnommen.

1. Zum Begriff „Lokalisierung“

Da sich die zu besprechenden Partikeln mit bestimmten lokalen Präpositionen verbinden und zusammen mit ihnen Verbalpräfixe bilden, die dann die betreffenden Bewegungsverben lokal näher spezifizieren, muss zunächst der Begriff ‚Lokalisierung‘ erläutert werden.

Die Lokalisierung erfolgt nicht zwischen den Objekten selbst, sondern zwischen den Orten (s.g. Eigenorten), die diese Objekte für einen bestimmten Zeitraum einnehmen und denen ein Lokalisierungsausdruck spezifische Orte (s.g. Teilräume) zuweist. Jeder Lokalisierung liegen also drei Elemente zugrunde (s. 1): das **Verweisobjekt** (*wir*), das **Bezugsobjekt** (*das Haus*) und der **Teilraum** des letzteren (*der Innenraum des Hauses*):¹

- (1) Wir befinden uns *in einem Haus*.

Die **Teilräume** sind aber durch ihre charakteristischen Umgebungen bestimmt, die jedem Gegenstand teils inhärent (s. 1) zugehören, teils durch eine sprecher- (s. 2), hörer- (s. 3) oder drittbezogene (s. 4) deiktische Perspektive auf ihn erzeugt werden (vgl. HERRMANN 1990):

- (2) Wir befinden uns *in meinem* (= *Evas*) *Haus*.
 (3) Wir befinden uns *in deinem* (= *Peters*) *Haus* (, Peter).
 (4) Wir befinden uns *in seinem* (= *Pauls*) *Haus*.

Bei der deiktischen Perspektive, auf die sich meine weiteren Untersuchungen konzentrieren, weil *hin-* und *her-* dem Ausdruck der lokalen Deixis bei Bewegungsverben dienen, ist also noch der **Sprechort** zu berücksichtigen. Nur wenige Bewegungsverben haben eine inhärente Orientierung (z.B. *gehen*, *kommen*) und erfordern daher als Verbalpräfix eine entsprechende Partikel (vgl. Bsp. 12', 12'').² Bei den meisten lokal nicht spezifizierten Bewegungsverben (z.B. *laufen*, *fahren*) geben erst die bereits genannten Partikeln die wesentliche Information über den Sprechort (vgl. Bsp. 9', 9'') an.

¹ Die hier in Anlehnung an LEVELT (1986) benutzten Termini finden auch andere Entsprechungen in der vorhandenen Literatur: das zu Lokalisierende (HERWEG 1989) oder das Thema (BECKER 1994) fürs Verweisobjekt, das Referenzobjekt (HERWEG 1989) oder das Relatum (BECKER 1994) fürs Bezugsobjekt, die Region (HERWEG 1989) für den Teilraum und die Origo (KLEIN 1990) für den Sprecherort.

² Eine detaillierte Analyse der lokalen Verben enthalten VATER (1991) und WUNDERLICH (1982). Ihre Semantik bleibt hier außer Betracht, da sie nicht das Thema der Überlegungen ist.

2. Lokale Deixis

Es werden zwei Systeme der **Lokaldeixis** unterschieden: das der **primären** und das der **sekundären** Raumdeixis. Die Ausdrücke beider Systeme lassen sich **deiktisch** oder **nicht-deiktisch** verwenden.

Für das **primäre** System ist die **deiktische** Verwendung prototypisch und die **nicht-deiktische** (= **anaphorische**) sekundär. EHRICH (1991: 17) stellt diese zwei Begriffe einander gegenüber und erklärt sie folgenderweise:

„Die in dem zweiten, eingeschränkten, Sinne ‚deiktischen‘ Ausdrücke diesen dem ‚sachlichen‘ Zeigen im Sinne von Bühler, also dem direkten, durch die Redesituation bestimmten, Verweis auf Dinge, Personen, Räume und Zeiträume in der außersprachlichen Umwelt. Demgegenüber bringen die anaphorischen Sprachmittel den indirekten, durch Inhalt und Form der Rede bestimmten, ‚syntaktischen‘ Verweis hervor, sie zeigen auf Ausdrücke, die in der Rede für Einheiten der außersprachlichen Umwelt stehen.“

Zum System der **sekundären** Deixis gehören diejenigen sprachlichen Mittel, die Bezug auf räumliche Dimensionen, Richtungen und Perspektiven nehmen (deiktische, d.h. vom Sprecher oder einem anderen Bezugszentrum der Äußerungssituation induzierte, oder intrinsische, d.h. durch die räumliche Orientierung der betreffenden Objekte vorgegebene Perspektiven). Dabei wird der **nicht-deiktische** (= **intrinsische**) Gebrauch als kanonisch angesehen, der bei HERRMANN (1990: 130) fast ganz der drittbezogenen Zweipunktlokalisierung entspricht. Der **deiktische** Gebrauch kommt mit der sprecherbezogenen Dreipunktlokalisierung überein (vgl. Abb.1).

Bevor auf die deiktische Verwendung von *hin-* und *her-* eingegangen wird, muss die positionale Deixis erläutert werden. Während es im System der anderen primären Lokaldeixis und sekundärer (dimensionaler) Deixis (s. oben) in beiden Sprachen sonst nur diadische Kontraste gibt, scheint das Deutsche ein **dreigliedriges System der positionalen Deixis** zu haben, das durch die Demonstrativadverbien *hier*, *da* und *dort* markiert wird. Gegen diese Feststellung wendet sich Ehrich, die in ihren zahlreichen Aufsätzen (u.a. EHRICH 1983, 1991) eher zwei diadische Systeme der positionalen Deixis unterscheidet. Das eine System betont den Kontrast zwischen *hier* und *da*, das andere setzt *da* und *dort* zueinander in Opposition, wobei *da* immer als neutrales Element gekennzeichnet wird. Dass diese semantischen Unterschiede nicht scharf sind, beweist der zweierlei Gebrauch von *da* in deutschen Dialekten. Während *da* in (5) in den norddeutschen Mundarten im Sinne von *dort* benutzt wird, ist es in den süddeutschen Mundarten zumeist als *hier* zu verstehen:

(5) *Da* kauft man gut.

Ebenso zwei Bedeutungen hat das sog. „**da der bloßen Anwesenheit**“ in einem Telefongespräch, wie z.B.:

- Ist Petra *da*?
- Ja, sie ist *da*.

Da ist in der Frage mit *dort* austauschbar, in der Antwort jedoch mit *hier*. Die Bedeutungsunterschiede aller drei Elemente stellt schematisch die EHRICH (1983: 209) entnommene Abb. 1 dar, auf der S (Sprechort), V (Verweisort) und B (Bezugsort) als Referenzpunkte dienen.

Wichtig für diese Unterscheidung ist das Verhältnis zwischen dem Verweis- und dem Sprechort. Die *hier*-Benutzung ist nur dann angemessen, wenn der Verweisort den Sprechort einschließt. Die *dort*-Benutzung verlangt umgekehrt, dass der Verweisort den Sprechort ausschließt. *Da* ist in situativ-deiktischer Verwendung hinsichtlich der Beziehung von Verweis- und Sprechort neutral. Es ist die einzige **strikte Lokalanapher** des Deutschen, weil es auf eine zuvor eingeführte Lokalität zurückweist, unabhängig von der räumlichen Situierung der aktuellen Rede (7[°]). *Hier* und *dort* können zwar auch anaphorisch gebraucht sein, doch sie behalten ihre deiktische Verankerung als **Anadeixis** (vgl. EHRICH 1983: 210f.) (7^{°°}) bei:

- (7) Hans ist *zu Hause*.
- (7[°]) Hans muss *da* lernen.
- (7^{°°}) Hans muss *hier / dort* lernen.

Die besprochenen Formen haben die Funktion der Lokative. Mittels Partikeln *hin* und *her* wird zusätzlich angegeben, ob der durch Lokaldeixis bezeichnete Ort die Eigenschaft hat, ein Endpunkt (*-hin*) oder ein Ausgangspunkt (*-her*) der Bewegung zu sein (vgl. Abb. 2):

- (8) *Dorther* zogen viele *hierhin*.

3. *Hin* und *her* als lokale Verbalpräfixe

In (8) wird die Anwendung der Partikeln *hin* und *her* als lokale Suffixe gezeigt. Nun können sie aber auch als lokale Präfixe der Bewegungsverben fungieren, die dann einen anderen lokalen Charakter gewinnen. Infolge der Präfigierung mit *her-* (= in Richtung auf den Sprechort) oder *hin-* (= in Richtung weg vom Sprechort) werden richtungsneutrale Verben (9) zu respektive adlativen (9[°]) oder ablativen (9^{°°}) Verben (vgl. Abb. 2).

- (9) Peter eilt.
- (9[°]) Peter eilt *her*.
- (9^{°°}) Peter eilt *hin*.

Darüber hinaus treten diese Partikeln als pronominale Präfixe der lokalen Präpositionen auf, die die Richtung der Bewegung markieren und zusammen mit ihnen als trennbare Verbalpräfixe von WUNDERLICH (1982: 54) klassifiziert werden, die lediglich an das Verb rücken. Die Verbindungen von Verben und Präfixen sind aber in beiden zu vergleichenden Sprachen keineswegs beliebig und haben jeweils eine bestimmte Funktion (vgl. Tab. 1 und Tab. 2).

Viele der bloß mit einer lokalen Präposition präfigierten Verben haben eine idiomatische Bedeutung, die sich nicht aus dem wörtlichen Verständnis von lokalem Präfix und (Bewegungs-)Verb ergibt (10). Der Idiomatisierung wirkt die zusätzliche Präfigierung mit *her-* oder *hin-* entgegen, wodurch die lokale Bedeutung nahezu immer sichergestellt wird (10[°]):

- (10) Er ist untergegangen. (= Zszedł na psy.)
 (10') Er ist *hin/her*untergegangen. (= Zszedł na dół.)

Diese **H-Präfixe** sind vor allem bei mehrdeutigen Präpositionen mit Akkusativ- oder Dativ-Zuweisung notwendig (10'). Bei übrigen Präpositionen dienen sie bloß als Modifikatoren. So können sie z.B. die ganze Erstreckung (11) und nicht nur den Endzustand der Bewegung (11') hervorheben.

- (11) Sie wirft die Netze heraus. (= Zarzuca sieci.)
 (11') Sie wirft die Netze aus. (= Wyrzuca sieci.)

Wo die Sprecherposition keine Rolle spielt oder bereits durch das Verb übermittelt wird (12', 12''), ist die Präfigierung mit dem sprecherneutralen *r-* (12) möglich:

- (12) Sie gehen / kommen *aus* der Schule *raus*.
 (12') Sie gehen *aus* der Schule *hinaus*.
 (12'') Sie kommen *aus* der Schule *heraus*.

Problematisch scheinen perlativ Präpositionen zu sein, die zwar klar von den ablativen abzugrenzen sind, doch mit den adlativen semantisch zusammenfallen können. *Durch* und *um* können z.B. zur globalen Lokalisierung einer Bewegung verwendet werden (13), ohne dass man den Weg und das Ziel der Bewegung unterscheidet:

- (13) Der Zug fuhr *durch* die Stadt.

Die potentielle Mehrdeutigkeit solcher Präpositionen wird oft durch vielerlei lexikalische Mittel geklärt, zu denen in SAILE (1984: 123) u.a. spezifische Weg-Nomen und zusätzliche Wegangaben gehören. In (13') schließt die zusätzliche perlativ Lokalangabe (meistens ein perlatives Verbalpräfix) eine unspezifische Ortsbeschreibung (13) aus.

- (13') Der Zug fuhr *durch* die Stadt *hindurch*.

Durch die Verwendung des spezifischen Weg-Nomens *Tunnel* statt *Stadt* in (13) entsteht ein Satz mit eindeutiger perlativ Lokalangabe (13''):

- (13'') Der Zug fuhr *durch* den Tunnel.

Solche zusätzlichen lokalen H-Präfixe wie in (13', 14') bilden mit lokal nicht spezifizierten Präpositionen sog. Zirkumpositionen:³

- (14) Er hat das Buch *unter* dem Tisch geholt.

³ Zum Begriff s. BUSSMANN (1990: 599).

(14^c) Er hat das Buch *unter* dem Tisch *hervorgeholt*.

Bei den eindeutig ablativen (12, 12^c, 12^d, 15, 15^c) oder bei adlativen Präpositionen, die alleine die Bewegungsart implizieren, sind die H-Präfixe möglich, doch nicht erforderlich. Deshalb sind die Sätze (15) und (15^c) gleichermaßen akzeptabel und interpretierbar:

(15) Die Maus lief *aus* dem Loch.

(15^c) Die Maus lief *aus* dem Loch *heraus*.

4. Die deutschen präpositionalen Verbalpräfixe mit *her-* und *hin-* und ihre Übersetzungsäquivalente im Polnischen

Das Polnische differenziert nicht die Bewegungsrichtung in Bezug auf den Sprechort bei den mit *hin-* oder *her-* präfigierten Bewegungsverben. Das Deutsche ist präziser im Ausdruck der Sprecherposition. In beiden Fällen wird nämlich im Polnischen jeweils das gleiche Präfix verwendet, das dem betreffenden deutschen präpositionalen Verbalpräfix entspricht, mit dem sich die Partikeln verbinden (vgl. Tab. 3):

(16a)	<i>herabfahren</i> / <i>hinabfahren</i>	=	<i>zjeżdżać</i>
(16b)	<i>herabfliegen</i> / <i>hinabfliegen</i>	=	<i>zlatywać z góry</i>
(16c)	<i>herabtragen</i> / <i>hinabtragen</i>	=	<i>znosić na dół</i>
(17a)	<i>heranfahen</i>	=	<i>przyjeżdżać, nadjeżdżać</i>
(17b)	<i>hinanfahen</i>	=	<i>podjeżdżać</i>
(18a)	<i>heraufführen</i> / <i>hinaufführen</i>	=	<i>przyprowadzać na górę</i>
(18b)	<i>herauftragen</i> / <i>hinauftragen</i>	=	<i>wnosić na górę</i>
(18c)	<i>herauflaufen</i> / <i>hinauflaufen</i>	=	<i>pobiec na górę</i>
(18d)	<i>herauffahren</i> / <i>hinauffahren</i>	=	<i>zawozić na górę</i>
(19a)	<i>herausgehen</i> / <i>hinausgehen</i>	=	<i>wychodzić</i>
(19b)	<i>heruasbringen</i> / <i>hinausbringen</i>	=	<i>wynosić na dwór</i>
(20)	<i>herbeifliegen</i>	=	<i>przylatywać</i>
(21)	<i>hindurchziehen</i>	=	<i>przeciągać</i>
(22)	<i>hereinfliegen</i> / <i>hineinfliegen</i>	=	<i>wlatywać</i>
(23a)	<i>herüberspringen</i> / <i>hinüberspringen</i>	=	<i>przeskakiwać</i>
(23b)	<i>hinübertragen</i>	=	<i>przenosić na drugą stronę</i>
(24a)	<i>herumführen</i>	=	<i>oprowadzać</i>
(24b)	<i>herumdrehen</i>	=	<i>obracać</i>
(24c)	<i>herumstreuen</i>	=	<i>rozsyptywać</i>
(24d)	<i>herumwerfen</i>	=	<i>porozrzucić</i>
(24e)	<i>herumspazieren</i>	=	<i>przechadzać się</i>
(24f)	<i>herumtanzen</i>	=	<i>tańczyć wokoło / dookoła / naokoło</i>
(25a)	<i>heruntergehen</i> / <i>hinuntergehen</i>	=	<i>schodzić</i>
(25b)	<i>herunterbringen</i> / <i>hinunterbringen</i>	=	<i>znosić na dół</i>

(26) <i>hervortreten</i>	=	<i>występować</i>
(27a) <i>herzukommen</i>	=	<i>przybywać</i>
(27b) <i>herzueilen</i>	=	<i>pospieszać</i>

Es werden auch zusätzliche Richtungsangaben gebraucht, die entweder obligatorisch (18a-d, 24f) oder aber fakultativ (16b-c, 19b, 23b, 25b) sein können.

Die Übersetzung der zu besprechenden Verben ins Polnische ist wegen des Formenzusammenfalls unproblematisch und erheblich leichter als die Übersetzung deren polnischen Äquivalente ins Deutsche. Dabei muss man nämlich den Kontext genau wissen, um die Entscheidung treffen zu können, welche Partikel zu benutzen ist. Oft kann man aber Formen mit dem sprecherneutralen *r-* verwenden (s. Bsp. 12).

Literatur

- BECKER, A. (1994): *Lokalisierungsausdrücke im Sprachvergleich: eine lexikalisch-semantische Analyse von Lokalisierungsausdrücken im Deutschen, Englischen, Französischen und Türkischen*. Max Niemeyer, Tübingen.
- BUSSMANN, H. (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Alfred Kröner, Stuttgart.
- EHRICH, V. (1983): „Da“ im System der lokalen Demonstrativadverbien des Deutschen. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 2. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- EHRICH, V. (1991): *Hier und jetzt. Studien zur positionalen und temporalen Deixis im Deutschen*. Max-Planck-Institut für Psycholinguistik, Köln.
- HERRMANN, Th. (1990): Vor, hinter, rechts und links: das 6H-Modell. Psychologische Studien zum sprachlichen Lokalisieren. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 78.
- HERWEG, M. (1989): Ansätze zur semantischen Beschreibung topologischer Präpositionen. In: HABEL, Ch. / HERWEG, M. / REHKÄMPER, K. (Hg.): *Raumkonzepte in Verstehensprozessen. Interdisziplinäre Beiträge zu Sprache und Raum*. Max Niemeyer, Tübingen.
- KLEIN, W. (1990): Überall und nirgendwo. Subjektive und objektive Momente in der Raumreferenz. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 78.
- KRUPIANKA, A. (1979): *Czasowniki z przedrostkami przestrzennymi w polszczyźnie XVIII wieku* [Verben mit lokalen Präfixen im Polnischen des 18. Jh.s]. PWN, Warszawa.
- LEVELT, W. (1986): Zur sprachlichen Abbildung des Raumes: Deiktische und intrinsische Perspektive. In: BOSSHARDT, H.-G. (Hg.): *Perspektiven auf Sprache. Interdisziplinäre Beiträge zum Gedenken an Hans Hörman*. Walter de Gruyter, Berlin, New York.
- PIPREK, J. / IPPOLDT, J. (1985): *Wielki słownik niemiecko-polski* [Großwörterbuch deutsch-polnisch]. Wiedza Powszechna, Warszawa.
- SAILE, G. (1984): *Sprache und Handlung. Eine sprachlich-wissenschaftliche Untersuchung von Handhab-Verben, Orts- und Richtungsadverbialen am Beispiel von Gebrauchsanweisungen*. Vieweg & Sohn, Braunschweig, Mannheim.
- VATER, H. (1991): *Einführung in die Raum-Linguistik*. Gabel, Hürth-Efferen.
- VATER, H. (2010): Raum- und Zeitreferenz in der Sprache. In: KĄTNY, A. (Hg.): *Studia Germanica Gedanensia 20 (Sonderband)*, Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego, Gdańsk.

WAHRIG, G. (1992): *Deutsches Wörterbuch*. Bertelsmann Lexikon Verlag, Gütersloh / München.
 WUNDERLICH, D. (1982): Sprache und Raum. In: *Studium Linguistik* 12. Scriptor, Königstein.

Anhang

Tab.1 Lokalisierungsart und Verbindungen der Partikeln *hin* und *her* mit lokalen Präpositionen im Deutschen

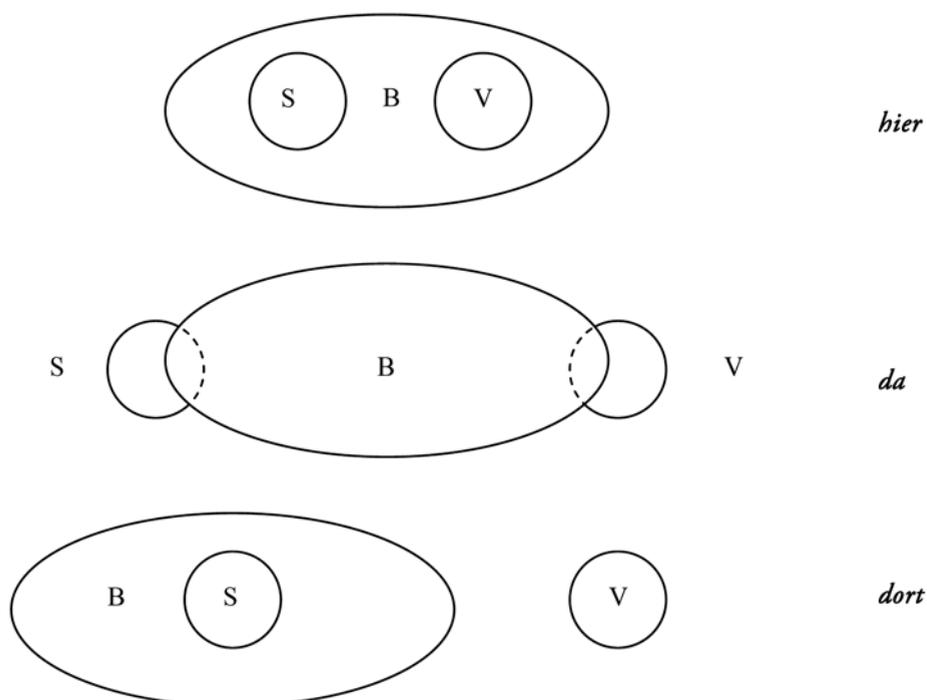
Lokalisierungsart	<i>hin-</i>	<i>her-</i>	Präposition
Ablativität	-	+	<i>ab</i>
	+	-	
Adlativität	-	+	<i>an</i>
Ablativität	+	-	
Adlativität	-	+	<i>auf</i>
Ablativität	+	-	
Ablativität	-	+	<i>aus</i>
	+	-	
Adlativität	-	+	<i>bei</i>
Perlativität	+	-	<i>durch</i>
Adlativität	-	+	<i>(e)in</i>
	+	-	
Perlativität	-	+	<i>über</i>
	+	-	
Perlativität	-	+	<i>um</i>
Adlativität	-	+	<i>unter</i>
Ablativität	+	-	
Ablativität	-	+	<i>vor</i>
Adlativität	-	+	<i>zu</i>

Tab. 2 Lokalisierungsart und Verbalpräfixe im Polnischen (nach KRUPIANKA 1979: 9 ff.)

Lokalisierungsart	Verbalpräfixe
Ablativität	<i>wy-, roz-, od-, z-, u-, o-(ob-), wz-</i>
Perlativität	<i>prze-, o-(ob-), u-, za-</i>
Adlativität	<i>po-, przy-, w-, do-, z-, wz-, nad-</i>

Tab. 3 Verbalpräfixe mit *hin-* und *her-* im Deutschen und ihre Übersetzungsäquivalente im Polnischen

Verbalpräfixe mit <i>hin-</i> und <i>her-</i> im Deutschen	Übersetzungsäquivalente im Polnischen
<i>hinab-</i> / <i>herab-</i>	<i>z-</i>
<i>hinan-</i> / <i>heran-</i>	<i>przy-</i> / <i>do-</i> / <i>nad-</i> / <i>pod-</i>
<i>hinauf-</i> / <i>herauf-</i>	<i>przy-</i> / <i>w-</i> / <i>po-</i> / <i>za-</i>
<i>hinaus-</i> / <i>heraus-</i>	<i>wy-</i>
<i>herbei-</i>	<i>przy-</i>
<i>hindurch-</i>	<i>prze-</i>
<i>hinein-</i> / <i>herein-</i>	<i>w-</i>
<i>hinüber-</i> / <i>herüber-</i>	<i>prze-</i>
<i>herum-</i>	<i>o-(ob-)</i> / <i>roz-</i> / <i>po-</i> / <i>prze-</i>
<i>hinunter-</i> / <i>herunter-</i>	<i>z-</i>
<i>hervor-</i>	<i>wy-</i>
<i>herzu-</i>	<i>przy-</i> / <i>po-</i>

Abb. 1 Positionale Deixis mit den lokalen Adverbien *hier*, *da* und *dort* (nach EHRICH 1983: 209)

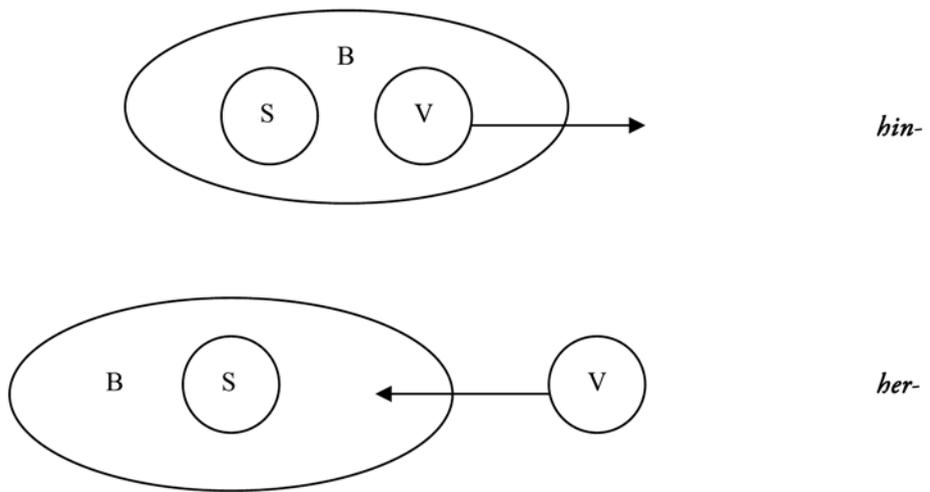


Abb. 2 Bewegungsorientierte Deixis mit den Partikeln *hin-* und *her-*

Gdańsk 2011, Nr. 25

Damian Kołnierzak / Roman Opiłowski
Universität Wrocław

Dobry wieczór we Wrocławiu oder tertiäre Schriftlichkeit in der digitalen Kommunikationswelt¹

***Good evening in Wrocław* or the tertiary writing in the digital world of communication.** – Digital technologies facilitate interpersonal communication. At the same time they set new standards for the use and combining of signs. This paper focuses on the so called tertiary writing (SCHMITZ 2006), which is realized through visual arrangement of written text and/or its interaction with surrounded pictures. In this way visual panels in digital media are constructed. The tertiary writing is used, above all, in modern forms of communication like websites, different logotypes, interfaces of mobile phone / GPS navigation and computer games. However, some features of tertiary writing can be found also in historic neon lights. On the example of the famous old neon light in Wrocław *Good evening in Wrocław*, as well as on other text examples from digital media, tertiary writing was analyzed and described.

***Dobry wieczór we Wrocławiu* albo pismo tercjalne w cyfrowym świecie komunikacji.** – Technologie cyfrowe ułatwiają komunikację międzyludzką. Jednocześnie ustalają nowe standardy używania znaków oraz ich łączenia. Artykuł koncentruje się na tzw. piśmie tercjalnym wg Ulricha SCHMITZA (2006), czyli kompleksowej aranżacji tekstu pisanego samego w sobie lub/i w interakcji z otoczeniem obrazowym. W ten sposób powstają panele wizualne w mediach cyfrowych. Pismo tercjalne zostaje przedstawione i skomentowane na przykładzie strony internetowej, modyfikacji logotypów, interfejsów telefonu komórkowego i nawigacji GPS oraz gry komputerowej. Jednocześnie cechy pisma tercjalnego można odnaleźć już w historycznych neonach reklamowych, czego przykładem jest omówiony w artykule znany wrocławski neon *dobry wieczór we Wrocławiu*.

1. Einleitung

Sprach- und Kulturkontakte in Europa werden mindestens seit der sich vergrößernden EU immer intensiver. Reiseziele, Lebens-, Arbeits- und Ausbildungsorte sind komplex, fließend und vornehmlich grenzübergreifend geworden. Genauso verhält es sich mit der Kommunikation, sei es eine geschriebene, gesprochene oder digitale Kommunikation. Das Letztere betrifft elektronische Kommunikationsformen und -medien, die nicht nur im übergeordneten Internet präsent sind, sondern genauso in hoch technologisierten Interfaces der Navigationsgeräte, Handys oder Computerspiele

¹ Der Aufsatz ist eine gekürzte Version der Bachelorarbeit von Damian Kołnierzak, die 2010–2011 im Proseminar *Digitale Kommunikationswelt* an der Universität Wrocław unter der Leitung von Dr. Roman Opiłowski verfasst wurde.

permanent vorkommen. In derartigen Medien verschmelzen digitale Bilder mit der geschriebenen Sprache. Die Schrift nimmt deutliche Züge des Bildes an. Farben ergänzen sowohl Schrift als auch Bild. So etablieren sich holistische **Sehflächen** (vgl. SCHMITZ 2011), die uns mit Botschaften verführen, Online-Auftritte attraktiv darstellen, kommerzielle Angebote, wie z.B. Handys, zu begehrenswerten Objekten machen und die schließlich auf eine unaufhörliche Entwicklung angewiesen sind:

„Sehflächen sind Flächen, auf denen Texte und Bilder in geplantem Layout gemeinsame Bedeutungseinheiten bilden. Mit Ausnahme hypermedialer Webseiten im Internet ist das alles nicht neu. Landkarten, Infografiken, Bilderrätsel, Texte in Kirchenfenstern, Wappen, Kunstwerken, Bilderbüchern und andere Text-Bild-Gestalten gibt es seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden. Doch heute beherrschen sie unseren kommunikativen Alltag. Sehflächen sind unauffälliger Standard jedenfalls in der öffentlichen visuellen Kommunikation.“ (SCHMITZ 2011: 25)

Im Hinblick auf die typographische Schriftgestaltung scheinen digitalen Medien keine Grenzen gesetzt zu sein. Moderne Computeranwendungen lassen höchst kreative und unerwartete Schriftzüge herstellen. Die Grenzen einer solchen Schriftkreation werden jedoch manchmal in der Übertragung digitaler Schriftgestaltung auf das Papier sichtbar, weil dieses konventionelle Medium dem Autor hinsichtlich der Druckformate, Farben- oder Größenwiedergabe und Druckkosten bestimmte Einschränkungen auferlegt.

Die funktionale **Schriftbildlichkeit** umfasst also heutzutage alle Kommunikationsdomänen, obwohl unterschiedliche Qualitäten und Umfang dieser Schriftlichkeit bedacht werden müssen. Dazu gehört die Erscheinung der sog. **tertiären Schriftlichkeit**, die „die Schrift als nicht autonomes Element in multimodalen Kontexten, vor allem in Text-Bild-Gefügen erscheinen lässt“ (SCHMITZ 2006: 90).

Die auf Sprache-Bild-Gefügen basierende Schriftlichkeit ist allerdings im digitalen Raum am meisten vorhanden, jedoch weisen andere, manchmal vergessene, nahezu diachronische Kommunikationsformen deutliche Ähnlichkeiten mit diesem Phänomen auf. Gemeint wird hier exemplarisch eine in Breslau sehr gut bekannte **Neonwerbung**, die im Titel dieses Beitrags angeführt ist. Der Reklametext in diesem Neonschild *dobry wieczór we Wrocławiu* [„Guten Abend in Breslau“] begrüßt seit langem vor dem Hauptbahnhof in Breslau ankommende Gäste. Zum Schluss dieses Aufsatzes wird diese Neonwerbung unter dem Blickwinkel der tertiären Schriftlichkeit erläutert.

2. Sprache-Bild-Zusammenhänge im digitalen Raum²

In der digitalen Kommunikation werden geschriebene Texte oft mit Bildern zusammengesetzt oder auch ergänzt.³ Die visuelle Erscheinung ist hierbei meistens relevanter als die semantische

² Obwohl SCHMITZ (2006, 2009, 2011) von *Text-Bild-Zusammenhängen* oder *-verhältnissen* durchgehend spricht, folgen wir im vorliegenden Beitrag dem Gedanken von STÖCKL (2004: 20ff.), der den Text als einen multimodalen Konglomerat aus sprachlichen und bildlichen Zeichen versteht. So machen Verknüpfungen von Sprache und Bild einen multimodalen Text aus, so dass die Bezeichnung Sprache-Bild-Zusammenhang dann logisch und plausibel wird. Umschreibende Begrifflichkeiten, wie z.B. sprachliche Texte oder visuelle Texte, sind vor diesem Hintergrund erlaubt und verständlich.

³ Eine Zusammenstellung möglicher Verbindungstypen von Sprache und Bild findet sich in STÖCKL (2004: 253ff.) und OPILOWSKI (2006: 115ff.).

Auslegung. Die Wahrnehmung von Bildern erfolgt nämlich weitaus schneller und effektiver als die Rezeption von schriftlich verfassten Texten. Das Spannungsfeld, in dem sich Sprache und Bild im Internet bewegen, wird durch zwei für das Netz charakteristische Faktoren determiniert: Multimedialität und Interaktivität (vgl. RUNKEHL 2005: 203f.). **Multimedialität** zeichnet sich durch die Verknüpfung verschiedener Medien aus. Der Prozess der Digitalisierung ermöglicht es, mediale Elemente zu verbinden, die zuvor selbständig vorgekommen sind. Sprache und Bilder kann man beispielsweise mit Audio- oder Videodateien oder auch mittels Hyperlinks mit anderen Internetseiten verknüpfen. So entsteht eine komplexe Struktur, die die Vorteile verschiedener Zeichenressourcen miteinander vereint. An diese Faktoren schließt sich die **Interaktivität** an, die in erster Linie interpersonale Handlungen im Netz umfasst.

Darüber hinaus ist zu vermerken, dass die bestmögliche Nutzung der begrenzten Sehfäche bei digitalen Medien eine wesentliche Rolle spielt, zumal Bildschirme nur von begrenztem Ausmaß sind. Eng verbunden mit dem Begriff der tertiären Schriftlichkeit ist zudem die **Hypertextualität**, die die Linearität von Texten auf den meisten Internetseiten aufhebt. Der Nutzer bzw. Textrezipient soll interaktiv handeln und gemäß seinen Interessen die Inhalte auf der Webseite auswählen. Dies geschieht mittels sogenannter **Hyperlinks**, die verschiedene Texte miteinander verknüpfen. Hierbei zeigt sich auch der Vorteil von Sprache-Bild-Gefügen, die die Navigation auf Internetseiten erheblich erleichtern. Dank dieser schematischen Konstruktion von Internetseiten ist sowohl die Informationsvielfalt als auch die Informationsvermittlung wesentlich kompakter und präziser als bei klassischen linearen Texten.

Das Erscheinungsbild eines visuellen Ausdrucks ist heutzutage von sehr großer Relevanz. Der Rezipient soll z.B. einen Banner oder ein Logo nämlich sofort wahrnehmen und richtig interpretieren können. Es besteht kein Zweifel, dass Bilder gegenüber herkömmlichen Texten viele Vorteile haben, aber die Sprache andererseits nie ersetzen werden. Aus der gemeinsamen Partnerschaft von Sprache und Bild entstehen besondere, funktional-kommunikative Synergieeffekte und darin liegt der größte Vorteil von Sprache-Bild-Relationen. Tertiäre Schriftlichkeit ist eins der vielen Phänomene um die Sprache und das Bild herum. Dank moderner Technik besteht zudem die Möglichkeit, diese spezifische Darstellungsweise von Informationen auf verschiedensten Medienplattformen anzuwenden. Sprache-Bild-Beziehungen sind mittlerweile zum Objekt der modernen Text- und Bildlinguistik geworden und demzufolge kann man davon ausgehen, dass diese Problematik in Zukunft an Wichtigkeit gewinnt.

3. Auf dem Weg zur tertiären Schriftlichkeit

Die Entwicklung neuer Technologien ermöglichte es, Sprache und Bild schneller und effizienter zusammenzufügen und somit die Vorteile beider Informationsträger zu nutzen. Die schriftliche Informationsvermittlung allein wurde erst durch Vorläufer in mündlicher Form ermöglicht. Dementsprechend unterscheiden Sprachwissenschaftler Mündlichkeit und Schriftlichkeit, die auf jener Mündlichkeit basiert. Nach ONG (1987: 135ff.) gibt es **zwei Arten von Oralität**. Die natürliche Mündlichkeit ist auf keine technischen Hilfsmittel angewiesen, wohingegen die sekundäre Mündlichkeit im großen Ausmaß von Schrift und technischen Medien beeinflusst wird. So haben Klängaufzeichnungsgeräte die potentielle Reichweite

mündlicher Kommunikation erheblich ausgedehnt. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatten vor allem Radiogeräte erheblichen Einfluss auf die Entwicklung der sekundären Mündlichkeit. Des Weiteren nennt Ong die Spontaneität als wichtiges Merkmal der Oralität, die nicht durch die „analytische Reflektivität“ (ONG 1987: 136) des Schreibens gekennzeichnet ist. Die Gesprächspartner interagieren intuitiv im Redefluss und deswegen ist eine analytische Reflexion meistens nicht von Nöten.

Parallel zur Klassifizierung der Oralität gibt es auch verschiedene **Arten von Schriftlichkeit**. Die klassische Schriftlichkeit wurde vor allem durch die Erfindung des Buchdrucks von Gutenberg im 15. Jahrhundert allen zugänglich gemacht. Sie ist weitgehend in prototypischen Formen wiederzufinden, d.h. in Briefen, Protokollen und Romanen. Es ist darauf hinzuweisen, dass **primäre Schriftlichkeit** weitgehend monomodal vorkommt. Texte fungieren demnach als allein stehende und komplette Einheiten, die in keiner Weise mit anderen Elementen bzw. Komponenten, wie Bildern oder weiteren Texten, verknüpft sind.

Auf den charakteristischen Merkmalen der Mündlichkeit basierend, entwickelte sich in Zeiten der digitalen Kommunikation die sog. **sekundäre Schriftlichkeit** (vgl. SCHMITZ 2006: 89). Sie zeichnet sich durch Spontaneität, Dynamik und zeitgleiche Gesprächsführung aus. Nichtsdestotrotz wird die für das Schreiben übliche Reflektiertheit nicht ausgeschlossen, sondern in den Kommunikationsvorgang integriert. Sekundäre Schriftlichkeit kommt vornehmlich in der Chat-Kommunikation vor (vgl. WIRTH 2005), die vielmehr einem Gespräch als einer schriftlichen Korrespondenz ähnelt. Demzufolge kann man in diesem Fall von einer hybriden Kommunikationsform sprechen, die sowohl Merkmale der Schriftlichkeit als auch Eigenschaften der Oralität vereint.

Auch die **tertiäre Schriftlichkeit** wurde und wird weiterhin durch neue Technologien und die Digitalisierung der Informationsvermittlung allgegenwärtig. Sie ist heutzutage ein Untersuchungsobjekt der sog. **Bildlinguistik**⁴ und ist dort wiederzufinden, wo

„die visuelle Erscheinung und Umgebung von Schrift eine Rolle für ihr Verständnis spielt, insbesondere dort, wo Texte und Bilder auf ein und derselben Sehfläche platziert werden.“ (SCHMITZ 2009: 14)

Dennoch wäre es falsch zu behaupten, dass es keine Vorläufer gäbe und tertiäre Schriftlichkeit erst im digitalen Zeitalter zum Vorschein kam. Schon in der Antike gab es Versuche, Sprache und Bilder miteinander zu verknüpfen und auch wesentlich später kann man erste Sprache-Bild-Komplexe auf diversen Plakaten sehen. Doch erst in Zeiten der digitalen Kommunikation hat man die Möglichkeiten und technischen Voraussetzungen, das Potenzial dieser Darstellungsform auszuschöpfen. Heutzutage kann man nämlich eine große Zahl und Vielfalt von Sprache-Bild-Konstellationen beobachten. Die meisten visuellen Botschaften werden mittlerweile als Sehflächen gestaltet. Somit spielen neben dem eigentlichen Text auch Layout, Design und Farbgestaltung eine wichtige Rolle, indem sie untereinander diverse Beziehungen eingehen. Dies wiederum wirkt sich erheblich auf die Aussage der Botschaft aus. Das visuelle

⁴ Die Bildlinguistik ist eine sich gerade etablierende Subdisziplin der angewandten Linguistik. Vgl. dazu OPIŁOWSKI (2010), DIEKMANN-SHENKE / KLEMM / STÖCKL (2011) und GROSSE (2011).

Erscheinungsbild dient insofern nicht nur dekorativen Zwecken, sondern repräsentiert auch eine informative bzw. appellative Funktion. Außerdem ändert sie oft ihre innere Form von hierarchischer zu modularer Organisation (vgl. SCHMITZ 2006: 90).

4. Tertiäre Schriftlichkeit in diversen digitalen Umgebungen

Die nachfolgende analytische Auseinandersetzung mit der tertiären Schriftlichkeit präsentiert und bespricht dieses Phänomen als Sehfläche in Sprache-Bild-Zusammenhängen im Internet, Interface eines Navigationsgerätes und Computerspiels, um anschließend diese multimediale Darstellungsform mit der historischen Neonreklame abzurunden.

4.1 Homepage

Gegenwärtige Internetseiten ähneln eher einer Pinnwand als einem linearen Text. Der Nutzer wählt Inhalte gemäß seinen Interessen aus (vgl. SCHMITZ 2006: 90). Am folgenden Beispiel in Abb. 1 lässt sich dies erklären.



Abb. 1: Homepage des Computerfachmagazines CHIP (www.chip.de vom 21.05.2011)

Auf der Homepage von CHIP in Abb. 1 kann man das Pinnwandprinzip sehr gut erkennen. Dem Nutzer stehen verschiedene Artikel zu unterschiedlichen Themen zur Auswahl. Zum einen werden die vier Hauptthemen präsentiert, zum anderen kann der Nutzer auch die Rubrik wechseln oder aktuelle Informationen dem News-Ticker entnehmen. Auf der

Internetseite wird versucht, so viele Informationen wie möglich zu platzieren. Nichtsdestotrotz muss sich der User auf der Homepage zurechtfinden können und darf den Überblick nicht verlieren. Folgend besteht die Kunst des Designens von Webseiten darin, möglichst viele Informationen auf der begrenzten Sehfläche darzustellen. Dabei bilden einzelne Sprache-Bild-Gefüge eine kommunikativ-funktionale Einheit und erfüllen darüber hinaus die Aufgabe eines **Hyperlinks**. Sie sollen jedoch nicht nach dem Prinzip *bottom up* ausgelegt werden. Demzufolge sind es keine kleinen Teile, die anschließend zu größeren Einheiten konstituiert und zusammengeknüpft werden. Sprache-Bild-Konstellationen fungieren eher als spezifische **Module bzw. Knoten**, die der User interessensgemäß auswählen und nach Belieben zusammensetzen kann.

Das Betrachten einer Webseite erfolgt hingegen nach dem Verfahren *top down*. Der Nutzer bekommt zunächst nur sehr oberflächliche Informationen dargestellt. Erst durch das Anklicken von entsprechenden Hyperlinks werden vollwertige Texte präsentiert, die damit als letzte Instanz des Leseprozesses vorkommen (vgl. SCHMITZ 2006: 92).

Am Beispiel von Internetseiten wird der Unterschied zwischen der primären und tertiären Schriftlichkeit sehr deutlich. Es gibt nämlich keinen eindeutigen Haupttext. Der User bestimmt selbst, welchen der angebotenen Texte er lesen möchte. Jegliche strukturelle Einschränkungen, die man von der primären Schriftlichkeit kennt, werden aufgehoben. Der Lesevorgang wird nicht vom jeweiligen Autor aufgesetzt, sondern vom Nutzer individuell bestimmt. Das Design der Internetseite hat Vorrang vor der Grammatik und es wird mehr Wert auf flexible Bewegung als auf feste Ordnung gelegt. Dem Textrezipienten ist nicht die sorgfältige Lektüre wichtig, sondern der schnelle Blick (vgl. SCHMITZ 2006: 92).

4.2 Google-Doodles

Google ist die wohl bekannteste und einflussreichste Internetfirma weltweit. Die Internetseite der Suchmaschine ist eine der am meisten angeklickten Webseiten weltweit.⁵ Deswegen ist die Autopräsenz und die Logogestaltung des Unternehmens von großer Bedeutung. Neben dem Standardlogo funktionieren auch modifizierte Logos (nicht nur von Google), die meistens mit einem subkulturellen, nationalen oder internationalen Ereignis in Zusammenhang gebracht werden (vgl. ANDROUTSOPOULOS 1997). Diese veränderten Firmenzeichen werden Google-Doodles genannt und weisen charakteristische Merkmale der tertiären Schriftlichkeit auf. Während kolorierte Buchstaben im Online-Schriftzug von Google jedem Internetnutzer wohl bekannt sind, trifft man gelegentlich auf Variationen dieser Schriftgestaltung.⁶ Bestimmte Abweichungen sind sinnvoll, wenn der Schriftzug als Sehfläche im kollektiven Bewusstsein präsent ist, was der Fall bei der Schriftart von Google ist. Die gelegentlichen

⁵ Vgl. www.mywot.com/en/scorecard#google.de (21.05.2011).

⁶ STÖCKL (2008: 22) räumt ein, dass es den Schriftzug betreffend verschiedene Einflussfaktoren gibt: „die zu kommunizierende Botschaft, das zu bewerbende Produkt, die avisierte Zielgruppe oder auch den Bildinhalt bzw. den grafischen Bildstil.“ Das Unternehmen Google verkörpert in seinem Schriftzug seine Firmenpolitik, die sich vor allem durch Schlichtheit und fachliche Kompetenz auszeichnet.

Variationen realisieren in der Regel eine Marketingstrategie bzw. -taktik des Unternehmens. Mit den Google-Doodles geht die Firma auf globale Ereignisse oder auch nationalspezifische Besonderheiten ein, wie dies die Abb. 2 vor Augen führt.



Abb. 2: Google-Doodle für WM in Südafrika 2010 (www.google.com/logos vom 15.05.2011)

Google hat anlässlich der Fußballweltmeisterschaft in Südafrika sein Logo auf diese Weise verändert, dass die einzelnen Buchstaben des Schriftzugs nun von Fußballspielern dargestellt werden (vgl. Abb. 2). Die Buchstaben werden nahezu vollständig durch Bilder ersetzt und schaffen eine Art Rätsel, denn sie lassen auf den ersten Blick den vertrauten Google-Schriftzug nicht erkennen. Das globale Ereignis (die WM) und die mediale Umgebung (Homepage und Suchmaschine von Google) des modifizierten Logos erleichtern jedoch die Dekodierung dieser typographischen Variation.

Eine weitere Modifizierung des Firmenschriftzugs wird auch in Anbetracht des 40. Jahrestags der *Sendung mit der Maus* im Jahr 2011 vorgenommen (vgl. Abb. 3).

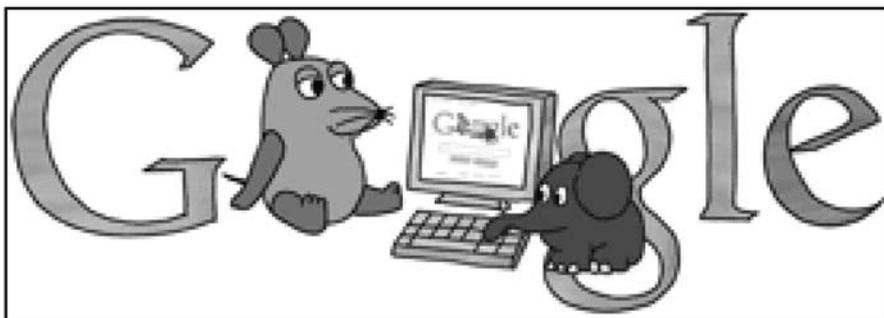


Abb. 3: Google-Doodle für die „Sendung mit der Maus“ (www.google.com/logos vom 15.05.2011)

Das veränderte Logo wird nur auf der deutschen Internetseite des Unternehmens präsentiert, ansonsten kann der Schriftzug in anderen Ländern aufgrund des abweichenden Kulturwissens nicht entschlüsselt werden. Hier sind ebenfalls Buchstaben durch ikonische Figuren und Gegenstände ersetzt, wobei ein Teil der visuellen Struktur des Standardlogos beibehalten

ist. So können die Internetnutzer den veränderten Schriftzug mit der in Deutschland bekannten Fernsehsendung assoziieren.

Die präsentierten Abweichungen vom visuellen Standard verdeutlichen, dass tertiäre Schriftlichkeit im Internet universell einsetzbar ist. Selbst in kleinen Markennamen lässt sich die Praxis der engen Verkopplung von Schrift und Sprache anwenden. Dadurch wird den Internetnutzern die manchmal übersehene und latente Bekanntheit populärer Schriftzüge sehr wohl vergegenwärtigt und zugleich auf dem Weg der Variation im kollektiven Bewusstsein stabilisiert. Aus den angeführten Beispielen wird gleichzeitig deutlich, dass der Grad der Präsenz der neuen ikonischen Elemente im vertrauten Kontext eines Schriftzuges unterschiedlich sein kann, was auf der anderen Seite zu ebenso unterschiedlichen Verstehensresultaten führt.

4.3 Mobilfunktelefonie

Gleichzeitig mit der rasanten Entwicklung von Computern wurden auch Mobilfunktelefone mit der Zeit technisch immer ausgereifter. Mittlerweile kann man mithilfe von Handys problemlos im Internet surfen und andere Vorteile der Multimedialität nutzen. Demzufolge ist es nicht verwunderlich, dass man tertiäre Schriftlichkeit auch auf modernen Mobilfunktelefonen vorfinden kann.

Das **Display** eines technisch fortschrittlichen Handys stellt Abb. 4 dar. Man kann sehr gut erkennen, dass eine große Anzahl von Sprache-Bild-Konstellationen zum Einsatz kommt. Sehr



Abb. 4: Display eines Handys (www.adroid-hilfe.de vom 3.04.2011)

auffällig ist die Uhranzeige, die sich oben auf dem Display befindet. Durch einen digitalen Stilisierungsvorgang weist sie Ähnlichkeiten zu einer analogen Uhr auf. Das Hintergrundbild ist folgendermaßen auch der Uhrzeit angepasst, zumal ein Nachthimmel präsentiert wird. Des Weiteren sind mehrere Piktogramme zu erkennen. Die bildliche Darstellung von Wolken illustriert die aktuelle, wolkige Wetterlage. Ikonische Abbildungen wie Gamepad, Kopfhörer, Erdball und Sprechblase fungieren nun als Embleme bzw. Indizes bestimmter multimodaler Handy-Funktionen und schaffen mit dazu gehörigen Unterschriften kompakte Sehflächen. Diese erleichtern den Umgang mit modernen Handys, da sie sowohl Informationsvermittler als auch Bedienungselemente sind. Hierbei zeigt sich der Aufstieg des bisherigen **Display zum Interface** (vgl. CELIŃSKI 2010: 13ff.), insbesondere dass viele von ihnen nicht nur durch usuelle Tasten, sondern über das Berühren der Display-Fläche bedient werden. Somit erhöht sich der Grad der Interaktivität in einer solchen Mensch-Maschine-Kommunikation erheblich.

4.4 GPS-Navigationsgeräte

Da GPS-Navigationssysteme und -geräte vorwiegend von Autofahrern verwendet werden, ist der Einsatz der tertiären Schriftlichkeit verständlich und angebracht. Während der Fahrt ist eine sorgfältige Lektüre nämlich nicht denkbar und deswegen wird mehr Wert auf den ‚Blick‘ gelegt. Der Fahrer muss innerhalb kürzester Zeit möglichst viele Informationen vom Bildschirm des Navigationsgeräts ablesen können. Dieses Postulat ist mithilfe von verständlichen Sprache-Bild-Gefügen realisierbar.



Abb. 5: Display eines GPS-Navigationsgerätes (www.ii.alatest.com vom 21.05.2011)

Moderne Navigationssysteme zeigen meistens Abbildungen von Straßenschildern an, die während der Fahrt sehr behilflich sein können (vgl. Abb. 5). So sind sie Übertragungen der realen Verkehrsschilder auf die digitale Fläche. Vor allem wird jedoch eine Straßenfahrbahn ikonisch nachgeahmt, die dem Fahrer das Einhalten der richtigen Spur erleichtert. Sprache-Bild-Gefüge vermitteln dem Fahrer binnen kürzester Zeit relevante Zusatzinformationen. Der wichtigste Funktionsunterschied zwischen der realen Wirklichkeit und dem GPS-Display besteht in der deutlich markierten Fahrrichtung. Tertiäre Schriftlichkeit äußert sich in diesem Falle als eine **multifunktionale Sehfläche**, die durch Berühren der Display-Fläche bedient wird. Da jedoch sachliche Informationen zur Fahrtrichtung benötigt werden, trifft man auf keine ästhetisierende Schriftgestaltung.

4.5 Computerspiele

Sprache-Bild-Gefüge werden auch von Entwicklern der Computerspiele eingesetzt. Im Unterschied etwa zu GPS-Navigationssystemen ist die schriftliche Kreation mehr gefragt. Denn

es handelt sich dabei um **Entertainment** und nicht um **Infotainment**, was einen maßgeblichen Einfluss auf das visuelle Design der Spielwelt hat.



Abb. 6: Computerspiel „The Sims 3“ (www.simprograms.com vom 21.05.2011)

Am Beispiel des Landebildschirms aus dem Spiel „The Sims 3“ kann man erkennen, dass tertiäre Schriftlichkeit weitgehend in Form des stilisierten Schriftzuges „The Sims 3“ und „Late Night“ vorkommt (vgl. Abb. 6). Da das Spiel das Nachtleben thematisiert, wird der Schriftzug darüber hinaus mit Scheinwerfern beleuchtet. Im Hintergrund hingegen sieht man eine Stadtlandschaft. Die bildlichen Elemente mit den ikonischen Piktogrammen unten weisen im Zusammenhang mit dem Schriftzug vor allem auf das Thema des Spiels hin, das eine Simulation des Alltagslebens in der Stadt umfasst. Auf dieser ikonisch-sprachlichen Startseite dient die tertiäre Schriftlichkeit den Unterhaltungszwecken und trägt zur subjektiven Attraktivität des Spiels bei, während rein ikonische Komponenten, wie z.B. Piktogramme, eher einen Informationswert haben.

4.6 Stadtlandschaft

Aus den bisher dokumentierten Beispielen wird ersichtlich, dass sich die tertiäre Schriftlichkeit im Hinblick auf Funktion und Thema einer digitalen Kommunikationsform unterschiedlich gestalten kann und im digitalen Rahmen unaufhörlich zum Vorschein kommt. Demzufolge ist es nicht verwunderlich, dass Sprache-Bild-Gefüge auch in unserem, nicht digitalen Alltagsleben omnipräsent sind. Dies kann man sehr gut am Beispiel eines Schriftzuges aus der Breslauer Stadtlandschaft erkennen.



Abb. 7: Breslauer Neonwerbung „dobry wieczór we Wrocławiu“ (www.wroclawzwyboru.pl vom 3.04.2011)

Der Schriftzug *dobry wieczór we Wrocławiu* [„Guten Abend in Breslau“] ist für Besucher sichtbar, die sich vom Breslauer Hauptbahnhof in Richtung Stadtzentrum begeben.⁷ Dargestellt ist auch ein Männchen, das die Besucher in der niederschlesischen Großstadt willkommen heißt. Bei Dunkelheit leuchtet der gesamte Schriftzug in neongrellen Farben. Das hier vorhandene Sprache-Bild-Gefüge erfüllt eine informative Funktion (d.h. Sie sind in Breslau angekommen), appellative Funktion (d.h. wir laden Sie zum Besuch unserer Stadt ein) und phatische Funktion (wir freuen uns auf Ihren Besuch unserer Stadt). Der Neon-Schriftzug soll von den Stadtbesuchern vor allem mit der Stadt Breslau assoziiert werden und demzufolge weist *dobry wieczór we Wrocławiu* gewisse Parallelen zu kommerziellen Markennamen auf. Folgend wird er auch als Marketinginstrument der Stadt von den zuständigen Behörden eingesetzt.

Obwohl digitale Medien diese Neonwerbung in der schriftlich-visuellen Kreativität aus technologischen Gründen übersteigen, entdeckt man hierbei charakteristische Ähnlichkeiten mit der digital dominanten tertiären Schriftlichkeit. Erstens zeigt sich ein farbig leuchtender Schriftzug in der handschriftlichen Form, die für solche historischen Neonschilder kennzeichnend war. Zweitens wird dieser Schriftzug durch ein Bild begleitet, d.h. durch die Figur des den Hut abnehmenden und so begrüßenden Männchens. Im Unterschied zu digitalen Beispielen funktioniert die eigentliche Neonwerbung (nicht ihre Abbildung in diesem Aufsatz) als ein wirklicher Gegenstand und als Nachahmung eines Gegenstandes (Männchen-Figur).

⁷ Diese Neonwerbung begrüßt seit 1962, jedoch mit gewissen Pausen, in Breslau ankommende Gäste. In letzter Zeit wurde sie renoviert und funktioniert bis heute als ein inoffizielles Wahrzeichen von Breslau.

5. Schlussfolgerungen und Ausblick

Eines der wichtigsten Merkmale tertiärer Schriftlicher ist die Aufhebung der Linearität, die man aus üblichen Texten kennt. Demzufolge verändert sich auch das Leseverhalten des Textrezipienten, der neben dem eigentlichen geschriebenen Text auch dessen Umgebung und Gestaltung in Betracht ziehen muss. Außerdem verliert der Text seine Autonomie, d.h. er kommt in Assoziation mit Bildern vor. Die beiden Elemente ergänzen sich gegenseitig und sollen als eine Ganzheit ausgelegt werden. Somit verbinden Sprache-Bild-Gefüge in der Regel die Vorteile beider konstituierenden Komponenten. Dies führt zu einer viel schnelleren und präziseren Informationsvermittlung, zumal eine sorgfältige Lektüre im digitalen Raum weitgehend überflüssig ist.

Die kommentierten Beispiele samt der Neonwerbung lassen die tertiäre Schriftlichkeit präzisieren. Solche Schriftlichkeit offenbart ihre Aktivität in zwei kommunikativ-funktionalen Momenten, und zwar als:

- **Synergie der ikonisierten Schrift:** Computerspiele und Google-Doodles präsentieren eine ästhetische, d.h. jeweils auf der Einmaligkeit beruhende und der Variation unterliegende Seite der Schriftgestaltung. Die Kommunikationsformen, ihre Kontexte und übermittelnde Medien haben dann eine auf die Unterhaltung und das Erlebnis ausgerichtete Funktion. Die Sehfläche einer solchen tertiären Schriftlichkeit ist verdichtet, bildet den harten Kern beim ikonischen Ausspielen der Sprache und kann um benachbarte sprachliche und bildliche Elemente zu einer gesamten Sehfläche, wie z.B. in Computerspielen, integriert werden. Aufwendig stilisierte Schriftzüge werden in der Regel als ansehnlich und modern wahrgenommen;
- **Synergie der Schrift mit umgebenden Bildelementen (Schrift-Bild-Bezüge):** Die Schrift schließt sich an benachbarte Bildelemente an, wovon Internetseiten, Displays von Handys und Navigationsgeräten zeugen. Somit entstehen auf der holistischen Wahrnehmung beruhende Sehflächen, in die, wie oben betont, punktuelle ikonisierte Schrift integriert werden kann. Die Synergie als Ausschöpfung des informativen, appellativen und ästhetischen Potenzials einer Sehfläche ist entweder mit Schrift oder Bild allein nicht erreichbar. Dies gilt nicht nur in der Perspektive des Verstehens, der Rezeption, sondern ebenfalls der zur Wahrnehmung anregenden Integration von Schrift und Bild. Derartige Synergie dient in erster Linie informativen Zwecken.

Beide Vorkommensfelder der tertiären Schriftlichkeit entdeckt man in der Neonwerbung *dobry wieczór we Wrocławiu*. Selbst wenn man die vergangene Schlichtheit der informativ-appellativen Ära berücksichtigt, erblickt man im Neon handschriftliche Stilisierung (Synergie der ikonisierten Schrift) in Verbindung mit der Männchen-Figur (das umgebende Bildelement), die Begrüßungsworte ausspricht. Gleichzeitig mit dem Fortschritt der Technik bieten sich auch neue Möglichkeiten für extravagante und auffällige Darstellungsformen. Dabei sollte man bemerken, dass in der Zukunft wohl animierte Sprache-Bild-Gefüge von größerer Bedeutung sein werden, selbst in moderner Außen- und Neonwerbung, zumal die technischen Voraussetzungen schon geschaffen sind. **Quartäre Schriftlichkeit** mit animierten Schriftzügen bzw. statischer Schrift in Verknüpfung mit animierten Bildern ist künftig auf dem Vormarsch.

Literatur

- ANDROUTSOPOULOS, Jannis K. (1997): Intertextualität in jugendkulturellen Textsorten. In: KLEIN, Josef / FIX, Ulla (Hg.): *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*. Tübingen, 339–372.
- CELIŃSKI, Piotr (2010): *Interfejsy. Cyfrowe technologie w komunikowaniu* [Interfaces. Digitale Technologien in der Kommunikation]. Wrocław.
- ERNST, Peter (2008): *Germanistische Sprachwissenschaft. Eine Einführung in die synchrone Sprachwissenschaft des Deutschen*. Wien.
- GROSSE, Franziska (2011): *Bild-Linguistik. Grundbegriffe und Methoden der linguistischen Bildanalyse in Text- und Diskursumgebungen*. Frankfurt/M. u.a.
- ONG, Walter (1987): *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*. Opladen.
- OPIŁOWSKI, Roman (2006): *Intertextualität in der Werbung der Printmedien. Eine Werbestrategie in linguistisch-semiotischer Forschungsperspektive*. Frankfurt/M. u.a.
- OPIŁOWSKI, Roman (2010): Bildlinguistische Aspekte in der Medienkommunikation. In: BILUT-HOMPLEWICZ, Zofia / MAC, Agnieszka / SMYKAŁA, Marta / SZWED, Iwona (Hg.): *Text und Stil*. Frankfurt/M. u.a., 433–446.
- RUNKEHL, Jens (2005): Text-Bild-Konstellationen. In: SIEVER, Torsten / SCHLOBINSKI, Peter / RUNKEHL, Jens (Hg.): *Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet*. Berlin u.a., 202–218.
- SCHMITZ, Ulrich (2001): Optische Labyrinth im digitalen Journalismus. Text-Bild-Beziehungen in Online-Zeitungen. In: BUCHER, Hans-Jürgen / PÜSCHEL, Ulrich (Hg.): *Die Zeitung zwischen Print und Digitalisierung*. Wiesbaden, 207–232.
- SCHMITZ, Ulrich (2006): Tertiäre Schriftlichkeit. Text-Bild-Beziehungen im World Wide Web. In: SCHLOBINSKI, Peter (Hg.): *Von *hd1* bis *cul8r**. *Sprache und Kommunikation in den Neuen Medien*. (= Duden, Bd. 7, Thema Deutsch). Mannheim u.a., 89–103.
- SCHMITZ, Ulrich (2009): Schrift an Bild im World Wide Web. Artikulierte Pixel und die schweifende Unbestimmtheit des Vorstellens. In: <http://www.linse.uni-due.de> (19.05.2011).
- SCHMITZ, Ulrich (2011): Sehflächenforschung. Eine Einführung. In: DIEKMANN-SHENKE, Hajo / KLEMM, Michael / STÖCKL, Hartmut (Hg.): *Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele*. Berlin, 23–42.
- STÖCKL, Hartmut (2004): *Die Sprache im Bild – das Bild in der Sprache. Zur Verknüpfung von Sprache und Bild im massenmedialen Text*. Berlin.
- STÖCKL, Hartmut (2008): Werbetypografie – Formen und Funktionen. In: HELD, Gudrun / BENDEL, Sylvia (Hg.): *Werbung – grenzenlos. Multimodale Werbetexte im interkulturellen Vergleich*. Frankfurt/M. u.a., 13–36.
- TIEDGE, Dagmar (1997): Rezeption von Text und Hypertext – ein Vergleich. In: <http://www.linse.uni-due.de> (19.05.2011).
- WIRTH, Uwe (2005): Chatten. Plaudern mit anderen Mitteln. In: SIEVER, Torsten / SCHLOBINSKI, Peter / RUNKEHL, Peter (Hg.): *Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet*. Berlin, 67–84.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Rafał Szubert
Universität Wrocław

Zur Didaktisierung der Sprache des Rechts in dem zyklischen Teil *Aus den Gerichtssälen* des Wochenblatts *Breslauer Gerichts-Zeitung*

Legal German for didactic purposes: court reports published in the *Breslauer Gerichts-Zeitung* weekly magazine. – This article has been written as a result of the library research carried out at Wrocław University Library. The materials collected during the research, i.e. the court reports published in the *Breslauer Gerichts-Zeitung* weekly magazine are going to be used in the project conducted as a part of a linguistic seminar for the students of the 3rd year of German Philology of the University of Wrocław.

O walorach dydaktycznych języka prawniczego na podstawie tekstów sprawozdań sądowych z tygodnika „Breslauer Gerichts-Zeitung”. – Niniejszy artykuł jest wynikiem kwerendy bibliotecznej w bibliotece uniwersyteckiej we Wrocławiu. Zebrany w jej trakcie materiał (teksty sprawozdań sądowych z tygodnika *Breslauer Gerichts-Zeitung*) zostanie spożytkowany przez autora w realizacji projektu na seminarium językoznawczym ze studentami trzeciego roku filologii germańskiej Uniwersytetu Wrocławskiego.

Einleitung

Während meiner Recherchen in der Abteilung der Sonderdrucke der Universitätsbibliothek Wrocław hat das Wochenblatt *Breslauer Gerichts-Zeitung* (mit dem Untertitel: *Schlesische Landeszeitung. Unterhaltende Wochenschrift für Stadt und Land*)¹ und insbesondere der in diesem Blatt regelmäßig abgedruckte Teil *Aus den Gerichtssälen* mein Interesse geweckt. Die von L. Cohn und L. Schlesinger gegründete *Breslauer Gerichts-Zeitung*, dessen Chefredakteur Paul Majunke-Lange war, galt in Deutschland – neben solchen Zeitungen wie die *Neue Breslauer Gerichts-Zeitung*, die *Schlesische Gerichtszeitung*, *Försters Gerichts-Zeitung*, die *Illustrierte Gerichts-Zeitung*, *Neuigkeits-Weltblatt*, die *Kölner Gerichts-Zeitung*, die *Illustrierte Kriminal-Zeitung*, *Familien-Weltblatt*, *Wage und Schwert*, *Kriminal-Wochenschrift* und die *Kriminal-Woche* – als so genannte Männerzeitschrift (vgl. <http://www.zeitschriften.ablit.de/graf/gz048.htm>). Sie war als eine Gerichts- und Informationszeitung gedacht, die anfänglich zweimal wöchentlich und dann einmal pro Woche erschien. Der Teil *Aus den Gerichtssälen* liefert ein umfangreiches sprachliches Material mit besonderem Augenmerk auf Möglichkeit der praktischen Anwendung von Sprache in einer konkreten Kommunikationssituation. Meistens sind die Texte in Form von Berichten geschrieben, manchmal sind sie als kommentierender

¹ In meinem Beitrag wird die Abkürzung BGZ zur Bezeichnung des Titels dieser Zeitung verwendet.

Bericht zu einem besonders markanten Streitfall aus einem Breslauer Gericht verfasst. Kurz und gut: es handelt sich um Geschichten aus der Welt des Rechts und der Rechtsprechung.

Die Zwecksetzung der in diesem Teil regelmäßig veröffentlichten Texte (das Textziel) ist die Darstellung einer konkreten Kriminalgeschichte, die aus der Perspektive des direkt Betroffenen bzw. des Zeugen erzählt wird. Verschiedene Berufsstände, Juristen, Handwerker, Hochschullehrer, Hausfrauen und Ärzte, Studenten, Menschen aus verschiedenen Gesellschaftsschichten kommen hier miteinander in Berührung. In jeder Geschichte wird der Hintergrund der Handlung beleuchtet, es werden Charaktere der Betroffenen geschildert, ihre Gefühle und Emotionen mit zügigen Pinselstrichen skizziert. Dadurch baut man Spannung auf, hält diese und steigert sie nach Bedarf weiter oder führt zum Abschluss, der mitunter offen ist, wodurch es dem Leser überlassen bleibt, endgültige Urteile nach seiner Meinung zu fällen.

Für den Forscher der juristischen Fachsprache kann hier eine Schnittstelle aufschlussreich sein, an der die Sprache des Alltags und die Sprache der Justiz zusammenfallen:² an der Schnittstelle, wo sowohl aus der Perspektive der juristisch Ausgebildeten als auch aus der Sicht des juristischen Laien Untersuchungs- und Ermittlungsverfahren erörtert werden, wo über Umstände einer Tat oder Unterlassung, über Auffindung des Täters, sowie über die Untersuchung, in welcher Art und Weise diese Tat begangen worden ist, über strafbare Handlungen, die von Gesetzeswegen zu bestrafen seien, angeblich objektiv mittels eines Gerichtsurteils ausgesagt wird, oder wo individuelle Äußerungen den Sinn des gesamten Vorfalles, seiner Beurteilung und seiner Folgen lediglich approximativ bestimmen. Durch ihren Inhalt und Themenbezug, sowie durch ihre attraktive Form können die Texte dieser Berichte in der Didaktik der deutschen juristischen Fachsprache mit Erfolg angewendet werden. Die Attraktivität der Form dieser Gerichtsberichte liegt meines Erachtens vor allem in der Hervorhebung des kommunikativen Aspekts der unterschiedlichen Sprachverwendung (Allgemeinsprache und Fachsprache des Rechts) sowie in der Semantik³ der in diesen Texten benutzten Ausdrücke.

Die Kompliziertheit der sprachlichen Kommunikation über juristische Inhalte ergibt sich aus dem Gegenstand des Rechts selbst (Regelungen, Normen in Bezug auf das gesellschaftliche Leben), aus dem Desiderat nach besonderer Präzision bzw. Genauigkeit dieser Sprache

² Ich weigere mich, schlicht und einfach dieses Phänomen mit dem Namen der Rechtssprache zu bezeichnen, weil es m.E. viel häufiger eine Mischung von Rechts-, Verwaltungssprache und Berufsjargon ist als eine echte Repräsentation dessen, was man unter Rechtssprache versteht, also die Sprache der Rechtsnormen. Vgl. dazu WRONKOWSKA (1977: 40), ZIEMBIŃSKI (1980: 81), MALINOWSKI (2006: 19). Andererseits ist es äußerst schwierig, eine eindeutige Grenzziehung im Bereich der Rechtssprache vorzunehmen, weil es dabei sofort auffällt, „dass sie sich der Gemeinsprache in weit größerem Ausmaß bedient als andere Fachsprachen. Der Wortschatz der Rechtssprache stammt überwiegend aus der Gemeinsprache, allerdings wird häufig mit den fachsprachlichen Wörtern ein anderer Inhalt verbunden als mit den gleichlautenden allgemeinsprachlichen Wörtern“ (DAUM 1981: 86).

³ Unter Semantik verstehe ich hier die lexikalische Bedeutung, d.h. die Bedeutung von Wörtern und Phrasenologismen. ‚Bedeutung‘ fasse ich nach Schippan auf als „Wissen vom Bezeichneten, als Wissen von der Zeichenzuordnung zu Objekten unter spezifischen kommunikativen Bedingungen. Diese Abbilder im menschlichen Bewußtsein erlauben, mit dem Wort auf etwas zu verweisen, Gedankliches mitteilbar zu machen; sie sind Resultate der verallgemeinernden kognitiven Tätigkeit ebenso wie der Kommunikation. Sie sind keine Kopien der Welt, sondern Ergebnis schöpferischer Tätigkeit, der Wertung, der Aneignung der Wirklichkeit unter spezifischen historischen und sozialen Bedingungen“ (SCHIPPAN 1992: 130).

und nach der Ökonomie des Ausdrucks (vgl. WIMMER 1998: 9). Dies mündet auch in der Forderung, „einen die Bedeutung eines fachsprachlichen Ausdrucks festlegenden Zusammenhang zwischen einem Terminus und einem Gegenstand zu etablieren“ (WIMMER 1998: 9).

Kompliziert, da nicht homogen, ist ebenfalls der Kreis derjenigen, die sich an einer Kommunikation beteiligen, in der die Rechtssprache vorherrscht. Die Teilnehmer dieser Kommunikation entstammen grundsätzlich zwei Welten: der Welt der Fachleute und der Welt der Laien (vgl. REHBEIN 2000: 116; GRUCZA 2006: 102). Beide Gruppen, d.h. Fachleute (Richter, Rechtsanwälte, Staatsanwälte, Schöffen, Mitarbeiter der Rechtsprechung, Verwaltungsbeamten) und Laien (umfangreiche Gruppe von Rechtsunterworfenen, die ich hier nicht weiter ausdifferenzieren will) verfügen über sehr verschiedene kommunikative Möglichkeiten und über ein sehr unterschiedliches Wissen. Für den Sprachwissenschaftler ist es eine Herausforderung, zu prüfen, wie diese Gruppen über gleiche juristische Sachverhalte kommunizieren. Diese Frage liegt dem Projekt zugrunde, das ich mit den Studenten des dritten Studienjahres der Germanistik an der Universität Wrocław zu realisieren beabsichtige.

Seminarprojekt

Deswegen habe ich mich für ein Experiment entschlossen, dieses Textmaterial in meinem Seminar über die juristische Phraseologie als lexikalisierte Benennungseinheiten der Rechtssprache als Textkorpus anzuwenden,⁴ das ich im Winter- und Sommersemester 2011/2012 für die Studenten des dritten Studienjahrs des Bachelorstudiums am Institut der Germanistik an der Universität Wrocław durchführe. Im Rahmen dieses Seminars wird die Phraseologie als ein Teil von Mitteln (Lexik) behandelt, das der Vermittlung von Fachinhalten in einem Kommunikationsakt zwischen den Juristen, zwischen Juristen und Rechtslaien oder zwischen zwei Rechtslaien dient, die an einem Rechtsgeschäft teilnehmen.

In den hier behandelten Texten (Berichten der Reihe *Aus den Gerichtssälen*) interessieren mich alle festen Wortverbindungen, d.h. alle syntaktischen Verbindungen von Wort-Komponenten, die mindestens ein autosemantisches Wort, d.h. ein Wort, das relativ selbständig ist und begriffliche Bedeutung trägt (vgl. FLEISCHER et al. 2001: 69–70), enthalten, zum Beispiel: *das Urteil fällen, den Strafantrag aufrecht halten, den Strafantrag zurückziehen*. Außerhalb meines Interesses liegen Wortverbindungen, die nur aus Dienst- oder Hilfswörtern bestehen, wie zum Beispiel *bald – bald, entweder – oder* und Präpositionen wie *von – an* (FLEISCHER 1997: 29). Eine Bedingung für schriftliche Bestätigung über den erfolgreichen Besuch der Lehrveranstaltung ist die aktive Teilname am Seminar, Vorbereitung eines mündlichen Beitrags (über die Grundbegriffe der Phraseologie, über ihre Klassifikation und Terminologie, über morphologische, syntaktische, semantische Eigenheiten der Phraseme, über ihre Strukturen und ihren Gebrauch), Erstellung eines Arbeitsplans (Zeit- und Bedarfsplanes) mit Begründung und die Anfertigung einer Seminararbeit, die als ein Projekt mit Schwerpunkt „Wechselwirkungen zwischen Allgemein- und Rechtssprache im gegenwärtigen Deutsch“ zu formulieren ist.

⁴ Es handelt sich um eine Auswahl, die ich auf die Ausgaben der Wochenschrift aus dem Jahre 1938 (60. Jahrgang) beschränkt habe.

Die Rechtssprache kann unter zweierlei Aspekten betrachtet werden: unter einem systemlinguistischen und einem pragmatischen Aspekt (vgl. GLÄSER 2007: 482). Unter dem systemlinguistischen Aspekt wird die enge Beziehung der juristischen Fachsprache zur Allgemeinsprache signalisiert. Aus diesem Fokus heraus wird der Rechtssprache lediglich den Status eines Subsystems (WIMMER 1998: 21, SZUBERT 2011: 249) und nur relative Selbständigkeit zugeschrieben. Die Grenze zwischen Rechtssprache und Allgemeinsprache ist fließend (vgl. WRÓBLEWSKI 1948: 114). Die Metapher der fließenden Grenze deutet m.E. darauf hin, das Verhältnis zwischen Allgemein- und Rechtssprache nicht mehr als Opposition, Antinomie oder Polarität aufzufassen, sondern als Beziehung der Inklusion (vgl. F. GRUCZA 2002: 15, S. GRUCZA 2008: 144–154) oder einer Graduierung hinsichtlich des Anteils fachlicher, also juristischer Elemente in einem situationsabhängigen Text (vgl. S. GRUCZA 2007b: 130–134) zu verstehen. Dieser Auffassung gemäß wird in der modernen angewandten Linguistik die Ansicht vertreten, dass die Allgemeinsprache die Voraussetzung für das Entstehen und die Vervollkommnung von Fachsprachen ist (vgl. SANDER 2004: 2, GLÄSER 2007: 482). Wenn man davon ausgeht, dass jeder Fachtext in seiner Grundsubstanz allgemeinsprachlich ist und die sprachlichen Mittel lediglich neuen kommunikativen Bedürfnissen angepasst werden, was auch die englische Bezeichnung für Fachsprache („language for special /specific purposes“) belegt (vgl. GLÄSER 2007: 482), so stellt sich sofort die Frage nach den lexikalischen Identifikatoren von Fachtexten, d.h. der Fachlichkeit von Texten (SCHWENK 2010: 187).

In meinem Seminarprojekt wird danach gefragt, welchen Grad an Fachlichkeit die identifizierten Wortverbindungen in den analysierenden Texten des zyklischen Teils *Aus den Gerichtssälen* aufweisen. Zu diesem Zweck sind zuerst die Träger der Fachlichkeit⁵ aus dem Textkorpus zu identifizieren, d.h. diejenigen Lexeme, die das Merkmal der Terminologizität erfüllen (vgl. S. GRUCZA 2007b: 130).⁶ Dabei kann der Forscher nach dem Ansatz von Sambor Gruzca verfahren, der besagt:

„Wenn man in einem konkreten Fall den Grad der Terminologizitätssättigung eines konkreten Textes bestimmen will, muss man zuerst einmal die Entscheidung treffen, welche lexikalischen Elemente der allgemeinen Menge, aus denen der konkrete Fachtext besteht, für Termini, d.h. für Elemente der Fachsprache eines Fachgebiets gehalten werden, und welche nicht, als auch, welche von ihnen aus der pragmatischen Perspektive als wirkliche Termini und welche nur als scheinbare oder als dekorative Termini gelten.“ (S. GRUCZA 2007: 130, Übers. R. Sz.).

⁵ Über die Beschränkungen der von ARNTZ / EYDAM (1993) vorgeschlagenen Bestimmungsmethode des Fachlichkeitsgrades von Fachtexten äußert sich S. Gruzca. Unter anderen betont S. Gruzca die Subjektivität dieser Bestimmungsmethode (vgl. S. GRUCZA 2007: 132). Dabei weist S. Gruzca auf den von LUKSZYN (2001) und ZMARZER (2001) sowie auch von ZMARZER (2003) geäußerten Standpunkt, dass zu den Trägern des Fachwissens nicht nur Termini, sondern auch andere lexikalische Einheiten gehören können.

⁶ Schwenk argumentiert, dass die von S. GRUCZA (2007: 159) getroffene Wahl der Bezeichnung ‚Terminologisierung‘ zur Wiedergabe der polnischen Bezeichnung ‚terminologiczność‘ problematisch scheint, „wenn man sich vergegenwärtigt, dass man Terminologisierung eher mit der Schaffung von Termini als mit ihrem Vorkommen assoziiert und in Verbindung bringt“ (SCHWENK 2010: 188). Um Missverständnisse an dieser Stelle zu vermeiden, empfiehlt Schwenk, „im Deutschen auf eine andere Bezeichnung auszuweichen, etwa auf ‚Terminizität‘, ‚Terminologisiertheit‘ oder ‚Terminologizität‘“ (ebda).

Im Identifikationsverfahren wird vorausgesetzt, dass Gemeinsprachlichkeit und Fachsprachlichkeit einander ausschließen, dass eine sprachliche Einheit, die als gemeinsprachlich veranschlagt wird, gleichzeitig nicht als fachsprachlich qualifiziert werden kann (vgl. SCHWENK 2010: 191 f., SZUBERT 2011: 247). Der Schwierigkeitsgrad der Frage, welche lexikalischen Einheiten in einem konkreten Text fachbezogen sind, ist meiner Ansicht nach textsortenabhängig (vgl. SZUBERT 2011: 247f.).

Am Anfang der Identifikation der lexikalischen Einheiten haben die SeminarteilnehmerInnen die Frage zu beantworten, ob sie im gelesenen Text des Zyklus *Aus den Gerichtssälen* ihrer Meinung nach fachbezogene lexikalische Einheiten finden. Als Identifikationsinstrument gilt hier das Sprachgefühl der Studierenden sowie ihre außersprachliche Erfahrung mit der sozialen Umwelt. Die zu analysierenden Texte können als Berichte (tatsachenbetonte Textsorte) identifiziert werden. Im Kontext ihrer Textsortenzugehörigkeit wäre die Antwort auf die Frage aufschlussreich, welchen Rechtsgebieten die ermittelten lexikalischen Einheiten (Wortverbindungen, Wortgruppen),⁷ die als fachbezogen identifiziert wurden, angehören, und ob es zu ihnen eine begriffliche Alternative gibt (vgl. SCHWENK 2010: 193). Nach dem von Schwenk vorgeschlagenen Identifizierungsmodell wäre es lehrreich, zu überprüfen, ob es sich bei den identifizierten fachbezogenen Wortgruppen um „ein Fachwort, ein gemeines Fachwort oder ein spezielles Fachwort (Expertenwort) handelt“ (SCHWENK 2010: 193).⁸ Als Grundlage für Identifizierung und Differenzierung von ermittelten Wortgruppen⁹ sowie für ihre Zuordnung zu verschiedenen Rechtsbereichen können Monographien, wissenschaftliche Zeitschriftenartikel sowie Einträge in ein- bzw. zweisprachigen Rechtswörterbüchern dienen (vgl. GLÄSER 2007: 487). Zwecks besseren Überblicks werden die identifizierten Wortgruppen den einzelnen Strukturtypen zugeordnet (vgl. ZNAMENÁČKOVÁ 2007: 69). Beispielsweise lassen sich im Text des Berichts *Die Kriminalstudenten und der Fall Max* folgende Strukturtypen unterscheiden:

⁷ Die Bezeichnung ‚Wortgruppe‘ wird von Gläser in der Definition des Fachphraseologismus (der fachsprachlichen Wendung) verwendet. Fachphraseologismus bzw. die fachsprachliche Wendung definiert Gläser als „eine in einem bestimmten Bereich der Fachkommunikation lexikalisierte, usuell verwendete, verfestigte und reproduzierbare Wortgruppe, die in der Regel nicht idiomatisiert ist und keine expressiven oder stilistischen Konnotationen trägt“ (GLÄSER 2007: 487).

⁸ Obwohl in dem Seminarprojekt Wortgruppen analysiert werden, halte ich es für plausibel, die Aussage von Schwenk, in der die Bezeichnung ‚Wort‘ gebraucht wird, wortwörtlich anzuführen. Wenn man bedenkt, dass zwischen der Formativstruktur der Phraseologismen als Wortgruppe – wodurch sie sich vom Wort unterscheiden – und ihrer Idiomatizität (völlig oder teilweise) – womit sie sich dem Wort in gewisser Hinsicht „näher“ – ein Widerspruch besteht, der den gesamten Gegenstandsbereich bestimmt, so kann man zu dem Schluss kommen, dass Idiomatizität und Stabilität den Phraseologismus dem Wort parallelisieren, zu seiner Lexikalisierung, zur Speicherung im Lexikon führen (vgl. FLEISCHER 1997: 62).

⁹ Bei der von Schwenk vorgeschlagenen Identifikationsmethode der Fachwörter spielt das Merkmal der Stabilität (Festigkeit) eine wesentliche Rolle. Nach Schwenk liegt ein Fachwort dann vor, „wenn ein Wort den ihm zugrunde liegenden fachlichen Inhalt alleine repräsentiert, also keine sprachlich-formale Konkurrenz zu fürchten hat. Wird dagegen ein fachlicher Inhalt von zwei Wörtern vertreten, dann ist herauszufinden und zu ermitteln, in welchem Verhältnis diese beiden Wörter zueinander stehen. Kommt bei der Analyse heraus, dass es sich um Dubletten handelt, dann sind beide in die Gruppe der Fachwörter einzureihen. Gelangt man hingegen zu dem Schluss, dass das eine der beiden betrachteten Wörter auf den Nutzerkreis der Experten beschränkt ist, also nur von Experten benutzt wird, dann ist dieses als spezielles Fachwort bzw. Expertenwort zu veranschlagen, während sich sein formal-sprachlicher Widersacher der Gruppe der gemeinen Fachwörter anschließt“ (SCHWENK 2010: 193).

Wortgruppen im nominalen Bereich

Da die juristische Fachsprache durch ihre Vorliebe für Substantive bekannt ist, folgt daraus ein charakteristisches Merkmal dieser Sprache: ein verstärkter Zugriff auf das Adjektiv. Unter den im Text *Die Kriminalstudenten und der Fall Max* ermittelten Wortgruppen befinden sich aber auch solche, die keine Fachwortgruppen sind. Die ProjektteilnehmerInnen haben die Aufgabe, diese Fachwortgruppen zu identifizieren und ihre Wahl zu begründen. Im nominalen Bereich sind als substantivische Wortgruppen mit der Grundstruktur **Adj + Subst** folgende Einheiten ermittelt: *führerscheinpflichtige Maschine, der unbefugte Gebrauch eines Motorrads, der richterliche Beruf, leise verwehte Akkorde, „die guten Bekannten“, eine unerwartete Wendung, die gewiegtsten Kriminalstudenten, das vornehme Gesetz.*

Mit der Grundstruktur **Subst + Präp + Subst** sind nur zwei Wortgruppen ermittelt: *eine Nachlässigkeit in jmds. Aussagen* und *eine gewisse Sorte von Leuten.*

Wortgruppen im verbalen Bereich,

darunter verbale Wortgruppe mit der Grundstruktur **Vb + Vb**: *brummen*¹⁰ *gehen*. Eine Vorliebe der juristischen Fachsprache für Substantive (vgl. DAUM 1981: 87) wird bekanntlich daran deutlich, dass die Mehrheit der im Text ermittelten phraseologischen Einheiten¹¹ zu der verbalen Wortgruppe mit der Grundstruktur **Vb + Subst** gehört. Zu entscheiden bleibt die Frage, welche von diesen Einheiten fachbezogen und welche fachneutral sind: *seinen Wissensdurst stillen, seine Sensationslust stillen, die Gerichtsverhandlungen besuchen, bei Gericht dienstlich aus und eingehen, ganze Bände über jemanden füllen können, die Kosten tragen, das Verfahren einstellen, eine ganz unerwartete Wendung tritt ein, der Mund bleibt jemandem offen stehen (vor lauter Staunen), sich an die / seine Brust schlagen,*¹² *ein „Ding“ aburteilen,*¹³ *ein Ding drehen,*¹⁴

¹⁰ *brummen* (etw. absitzen, eine Strafe vollverbüßen) (DWDS, einsehbar unter der Adresse www.dwds.de).

¹¹ Zwar wird hier von einem willkürlich gewählten Text (*Die Kriminalstudenten und der Fall Max*, in: *Breslauer Gerichts-Zeitung*, Nummer 3, 60. Jahrgang, 16. Januar 1938) berichtet, aber diese Tendenz bestätigt auch die Analyse in anderen von mir behandelten Texten aus der Reihe *Aus den Gerichtssälen* (z.B. in den folgenden Geschichten: *Goldene Kette, Die Kugel in der Schale, Wie sich eine Strafe erhöhen kann!, Ein hilfreicher Freund, Die dicke Geldbörse, Sehr billig davon gekommen, Zwei Jungen und zwei Hunde, Wenn Frauen nicht hören wollen, Detektiv ohne Absicht, Wer ist der Dieb?, Die verschlossene Stubentür, Eine verabscheuungswürdige Tat, Unschädlich gemacht!, Grete ist weggelaufen!, Eine dunkle Angelegenheit, Die Verhaftung im Wandelgang, Berufung verworfen, Seltsame Geräusche an der Oder, Ein Witz auf der Landstraße, Das hohe C, Fritz trägt einen schweren Korb, Eine Freundschaft, die nichts taugt, Tote können nicht mehr reden!*

¹² Die Bedeutung dieser Redewendung ist ‚etwas bereuen; sich schuldig bekennen‘ (GÖRNER 1986: 36).

¹³ Die Bedeutung des Verbs *aburteilen* kommt in den folgenden Beispielen zum Vorschein: den Angeklagten (nach den Bestimmungen des Gesetzes) a., jmdn. als Betrüger, Spion, Kriegsverbrecher a., eine Straftat, über ein Verbrechen a.) (www.dwds.de). Beim *Ding* haben wir es mit einer umgangssprachlichen Bezeichnung für die zu verhandelnde Rechtssache, die Gegenstand der Gerichtsverhandlung ist, zu tun. Nach dem etymologischen Wörterbuch von Pfeiffer bedeutete das Lexem *Ding* (im Althochdeutschen *thing*) ‚vor allem die ‚Gerichtsversammlung‘, an der ein bestimmter Personenkreis teilnimmt; daraus abgeleitet bezeichnet es den ‚Versammlungs- oder Gerichtstermin und -platz‘, die ‚Gerichtsverhandlung‘ und deren Ergebnis ‚Urteil, Vertrag‘, dann auch (unter dem Einfluß von lat. *causa, rēs, negotium*) die zu verhandelnde ‚Rechtssache‘, den ‚Fall‘, ‚Ursache‘, ‚Grund‘. Damit hat sich *thing* von der alten Bedeutung ‚Volksversammlung‘ gelöst, und der Weg zu (nhd. herrschendem) ‚Sache, Gegenstand, Angelegenheit, Geschehen‘ ist beschritten“ (www.dwds.de).

¹⁴ *Ein Ding drehen* wird hier in Bedeutung von ‚einen Streich spielen, etwas Strafbares begehen‘ benutzt. Bei Röhrich lesen wir folgende Erklärung: ‚einen Einbruch, Raubüberfall oder ähnl. ausführen; die Rda. stammt aus der Gaunersprache und umschreibt ‚Verbrechen‘ verhüllend mit dem neutralen Ding. Davon ist

die eigenartigsten Dinge erleben, das Lied seines Motors kennen, alle Müdigkeit abschütteln, jemanden wieder an der Strippe haben, etwas (z.B. das Motorrad) entwenden, der Versuchung nicht widerstehen können, etwas wegschieben, Strafantrag stellen, die Reichsstraßenverkehrsordnung übertreten, das Urteil fällen, den Strafantrag nicht aufrecht halten, den Strafantrag zurückziehen, jemandes Hals wird immer länger, das wird ziehen, klein werden, abhanden kommen, etwas (Freispruch) erfolgt auf Kosten der Staatskasse.

Als folgende Untergruppe wurde die verbale Wortgruppe mit der Grundstruktur **Vb + PräpGr** ermittelt: *mit etwas* (z.B. mit den Verhältnissen in den Gefangenenanstalten) *bis auf das letzte I-Tüpfelchen Bescheid wissen, in seine Hosen fahren*. Manche Bezeichnungen, die während der Lektüre des Berichtes missverstanden werden könnten, werden mit Definition versehen, die in den Text unauffällig eingebettet ist. Zum Beispiel: die Kriminalstudenten „das sind nun nicht etwa jene junge Menschen, die sich für den richterlichen Beruf vorbereiten. Mit ‚Kriminalstudenten‘ bezeichnet der Volksmund eine gewisse Sorte von Leuten, die, weil sie wohl nichts anderes zu tun haben, regelmäßig die Gerichtsverhandlungen besuchen“ (BGZ, 16.01.1938).

Im analysierten Text mangelt es nicht an okkasionellen Vergleichsbildungen (vgl. FLEISCHER 1997: 106), z.B.: *meinen, das Gesetzbuch genau so gut wie die Richter und Staatsanwälte zu kennen; wie ein Murmeltier einschlafen; wie eine Pantherkatze zum Fenster springen; die Treppe wie besessen hinunter rennen*.

Manchmal kommt es im Text zur Erweiterung des üblichen Komponentenbestandes einer Wortverbindung (vgl. FLEISCHER 1997: 52f., 207 ff.), z.B. in der Wortgruppe: *hinter den (bekanntesten) schwedischen Gardinen sitzen, (todmüde) ins Bett fallen*.

Das im Seminarprojekt formulierte Ziel ist, die in den gewählten Texten des zyklischen Teils *Aus den Gerichtssälen* identifizierten phraseologischen Wortgruppen in erster Linie im Hinblick auf ihre Fachlichkeit zu sichten. Im Anschluss daran wird der Versuch unternommen, die ermittelten fachlichen, d.h. juristischen Wortgruppen auf die Kategorien der Fachsprachlichkeit, der gemeinen Fachsprachlichkeit und der speziellen Fachsprachlichkeit (Expertensprachlichkeit) zu verteilen (vgl. SCHWENK 2010: 194). Als Ideenträger des Projektes verpflichte ich mich, über seinen Fortgang und seine Ergebnisse regelmäßig zu berichten.

Literatur

- ARNTZ, R. / EYDAM, E. (1993): Zum Verhältnis von Sprach- und Sachwissen beim Übersetzen von Fachtexten. In: BUNGARTEN, Th. (Hg.): *Fachsprachentheorie*. Bd. 1: *Fachsprachliche Terminologie, Begriffs- und Sachsysteme, Methodologie*. Toestedt: Attikon Verlag, 189–227.
- DAUM, U. (1981): Rechtssprache – eine genormte Fachsprache? In: RADTKE, I. (Hg.): *Die Sprache des Rechts und der Verwaltung*. Stuttgart: Klett, 83–99.

in der Umgangssprache abgeleitet: *Das Ding werden wir schon drehen (schaukeln, deichseln, fingern): die Sache werden wir meistern und zum Ziel führen“* (RÖHRICH 1973: 206). Es wäre sicherlich aufschlussreich herauszufinden, welchem Fachausdruck, bzw. welchem gemeinen Fachausdruck oder speziellen Fachausdruck der semantische Gehalt dieser Redensart entspricht. Vgl. dazu auch UNISZEWSKI 1999.

- FLEISCHER, W. (1997): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- FLEISCHER, W. / HELBIG, G. / LERCHNER, G. (Hg.) (2001): *Kleine Enzyklopädie. Deutsche Sprache*.
- GLÄSER, R. (2007): Fachphraseologie. In: BURGER, H. / DOBROVOLSKIJ, D. / KÜHN, P. / NORRICK, N.R. (Hg.): *Phraseologie. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. Berlin / New York: Walter de Gruyter, 482–505.
- GRUCZA, F. (2002): Języki specjalistyczne – indykatory i/lub determinatory rozwoju cywilizacyjnego [Fachsprachen – Indikatoren und/oder Determinatoren der Zivilisationsentwicklung]. In: LEWANDOWSKI, J. (Hg.): *Języki specjalistyczne 2. Problemy technolingwistyki* [Fachsprachen 2. Probleme der Technolingwistik]. Warszawa: KJS, 9–26.
- GRUCZA, S. (2006): Zu den Forschungsgegenständen und den Forschungszielen der Fachtextlinguistik. In: GRUCZA, F. / SCHWENK, H.-J. / OLPIŃSKA, M. (Hg.): *Texte – Gegenstände germanistischer Forschung und Lehre*. Warszawa: Euro-Edukacja, 101–122.
- GRUCZA, S. (2007a): Zwischen Fachtext und Nicht-Fachtext: ihre Grenzbereiche. In: GRUCZA, F. / OLPIŃSKA, M. / SCHWENK, H.-J. (Hg.): *Germanistische Wahrnehmungen der Multimedialität, Multilingualität und Multikulturalität. Materialien der Jahrestagung des Verbandes Polnischer Germanisten (Opole, 11.-13. Mai 2007)*. Warszawa: Euro-Edukacja, 151–160.
- GRUCZA, S. (2007b): *Od lingwistyki tekstu do lingwistyki tekstu specjalistycznego* [Von der Textlinguistik zur Fachtextlinguistik]. Warszawa: Euro-Edukacja.
- GRUCZA, S. (2008): *Lingwistyka języków specjalistycznych* [Fachsprachenlinguistik]. Warszawa: Euro-Edukacja.
- GÖRNER, H. (1986): *Redensarten. Kleine Idiomatik der deutschen Sprache*. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
- KALVERKÄMPER, H. / BAUMANN, K.-D. (1996): *Fachliche Textsorten: Komponenten – Relationen – Strategien*. Tübingen: Narr.
- LUKSZYN, J. (2001): Termin i system terminologiczny w świetle praktyki [Terminus und terminologisches System im Lichte der Praxis]. In: LUKSZYN, J. (Hg.): *Metajęzyk lingwistyki. Systemowy słownik terminologii lingwistycznej. Języki specjalistyczne* [Metasprache der Linguistik. Systemwörterbuch der linguistischen Terminologie. Fachsprachen]. Warszawa: KJS, 103–119.
- MALINOWSKI, A. (2006): *Polski język prawny. Wybrane zagadnienia* [Polnische Rechtssprache. Ausgewählte Probleme]. Warszawa: Wydawnictwo Prawnicze LexisNexis.
- NEUMANN-DUESBERG, H. (1949): *Sprache im Recht*. Münster: Regensberg–Münster.
- REHBEIN, J. (2000): Ausgewählte Aspekte der Pragmatik. In: HOFFMANN, L. (Hg.): *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin / New York: De Gruyter, 106–131.
- SANDER, G.G. (2004): *Deutsche Rechtssprache*. Tübingen: A. Francke Verlag.
- SCHIPPAN, T. (1992): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- SCHWENK, H.-J. (2010): Fachdiskurs und Expertendiskurs. In: *Tekst i dyskurs – Text und Diskurs*, Nr. 3. Warszawa: Zakład Graficzny Uniwersytetu Warszawskiego, 181–197.
- SZUBERT, R. (2010): Polnisch. Über Wechselwirkungen zwischen Allgemein- und Rechtssprache im heutigen Polnisch. In: FISCHER, R. (Hg.): *Sprache und Recht in großen europäischen Sprachen*. Regensburg: Universitätsverlag Regensburg, 201–212.
- SZUBERT, R. (2011): Was macht einen Text zum Fachtext? In: KACZMAREK, D. / MAKOWSKI, J. / MICHON, M. / WEIGT, Z. (Hg.): *Felder der Sprache. Felder der Forschung. Lodzer Germanistikbeiträge*. Łódź: Primum Verbum, 247–255.

- UNISZEWSKI, Z. (1999): *Żargon zawodowy pracowników śledczych i operacyjnych. Problematyka kryminalistyczna* [Berufsjargon der Ermittlungs- und Operationsbeamten. Kriminalistische Fragestellung]. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego.
- WIMMER, R. (1998): Zur juristischen Fachsprache aus linguistischer Sicht. In: *Sprache und Literatur*. Bd. 81, Darmstadt, 8–21.
- WRONKOWSKA, S., 1977. *Analiza pojęcia prawa podmiotowego*. Poznań: Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza.
- WRÓBLEWSKI, B. (1948): *Język prawny i prawniczy* [Juristen- und Rechtssprache]. Kraków: Polska Akademia Umiejętności.
- ZIEMBIŃSKI, Z. (1980): *Problemy podstawowe prawoznawstwa* [Grundsätzliche Probleme der Rechtskunde]. Warszawa: PWN.
- ZMARZER, W. (2001): Typologia słowników terminologicznych [Typologie terminologischer Wörterbücher]. In: LUKSZYN, J. (Hg.): *Metajęzyk lingwistyki. Systemowy słownik terminologii lingwistycznej. Języki specjalistyczne* [Metasprache der Linguistik. Systemwörterbuch der linguistischen Terminologie. Fachsprachen]. Warszawa: KJS, 26–44.
- ZMARZER, W. (2003): Typologia tekstów specjalistycznych [Typologie von Fachtexten]. In: KIELAR, B. Z. / GRUCZA, S. (Hg.): *Lingwistyczna identyfikacja tekstów specjalistycznych* [Linguistische Identifikation von Fachtexten]. *Języki Specjalistyczne*, Nr. 3. Warszawa: KJS, 24–34.
- ZNAMENÁČKOVÁ, K. (2007): *Fachsprachliche Wortgruppen in Textsorten des deutschen Zivilrechts*. Frankfurt/M.: Peter Lang.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Małgorzata Czarnecka
Universität Wrocław

Konnotationen als soziokulturelle Aspekte der Wortbedeutung. Zur Beeinflussung der polnischen Sprache durch wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen nach der Wende '89

Connotations as sociocultural aspects of word meaning. The influence of economic and social changes on the Polish language after the collapse of communism (1989). – The connotation of a word is an idea or secondary meaning suggested by or associated with a word or thing. A change in meaning often results from connotations – words lose some of their connotations or gain new ones. The purpose of this article is to show how social and economic changes after the collapse of communism (1989) are reflected in the Polish language. The author analyses the words which seem to have gained new connotations. The article focuses on everyday words like *'waste paper', 'sale', 'abroad'* (and connected with the last one: *'dollar', 'foreign currency', 'the West', 'border'*). The conclusion is as follows: Language is considered to be a social phenomenon. Although in majority of cases no changes in the definitions of the analysed terms have been recorded in the Polish language dictionaries, yet emotional connotations of these words have largely changed. Considering the word *'sale'* it may be suggested that this word began to change its meaning.

Konotacje jako socjokulturowe aspekty znaczenia. Wpływ przemian gospodarczych i społecznych po przełomie 1989 na język polski. – Artykuł pokazuje, jaki wpływ na standardowe użycie języka polskiego miały przemiany społeczne i gospodarcze, które zaszły w Polsce po przełomie roku 1989. Ponieważ przyczyną zmiany znaczenia danego wyrazu jest często zmiana jego konotacji, analizie poddane zostały te słowa, które we współczesnej polszczyźnie zyskały, jak się zdaje, inne konotacje: *makulatura, wyprzedaż, zagranica* (włącznie z tym ostatnim także *dewizy, dolar, Zachód, granica*). Analiza pozwala stwierdzić, że w przypadku wymienionych słów dokonały się przede wszystkim zmiany w obrębie emocjonalnych komponentów konotacyjnych, natomiast w odniesieniu do słowa *wyprzedaż* można mówić o zmianie jego znaczenia.

Und wenn nun die gebildete Sprache aus giftigen Elementen gebildet oder zur Trägerin von Giftstoffen gemacht worden ist? Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da. (KLEMPERER 1966: 24)

1. Einleitung

Große politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Transformationsprozesse in Polen nach der Wende 1989 haben zu einem tiefen Wandel geführt, der sich auf alle Lebensbereiche

auswirkte. Es kam auch zu einer Veränderung der Werte und Verhaltensmuster, die als kultureller Paradigmenwechsel bezeichnet werden kann, bei dem „sprachliche Veränderungen ein inhärentes und sehr auffälliges Segment konstituieren“ (WARCHOŁ-SCHLOTTMANN 2009: 411). Der vorliegende Beitrag konzentriert sich auf einen Aspekt dieses Sprachwandels, d.h. auf den Bedeutungswandel.

Ziel der Arbeit ist es zu zeigen, wie sich wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen nach der Wende 1989 in der polnischen Sprache widerspiegeln. Deshalb wird zuerst ein kurzer Abriss über den Sprachgebrauch in der Volksrepublik Polen gegeben und auf die diesem Sprachgebrauch zugrunde liegenden Entwicklungstendenzen allgemein hingewiesen. Im Kapitel 3 werden dann kurz quantitative und qualitative Aspekte des Bedeutungswandels dargestellt und definitorische Probleme des Begriffs ‚Konnotation‘ behandelt.

Im Hauptteil des Beitrags (Kapitel 4) wird anhand ausgewählter Beispiele aufgezeigt, dass viele polnische Wörter nach der Wende neue Konnotationen erhalten haben, was in aktuellen Wörterbüchern entweder gar nicht oder nur teilweise verzeichnet wird. Dabei fokussiert die Arbeit auf die Wörter der Alltagssprache und nicht auf solche, die vor der Wende indirekt propagandistischen Zwecken dienten oder im offiziellen Diskurs gemieden wurden. Als theoretische Basis für die Analyse der ausgewählten Begriffe wird das von Ryszard TOKARSKI (1989) erarbeitete semantische Konnotationsmodell vorgeschlagen. Abschließend werden im letzten Kapitel die Diskussionspunkte zusammengefasst und ein Ausblick gegeben.

2. Der Sprachgebrauch in der Volksrepublik Polen und in Polen nach der Wende 1989

Im totalitären Ordnungssystem hat die Politik einen beherrschenden Einfluss auf die Medien, und die Sprache dient als Instrument eines Unterdrückungsapparates. In der Volksrepublik Polen, wo die offizielle Sprache zum großen Teil aus der Sowjetideologie schöpfte, wurden viele Begriffe als Ausweis der Zugehörigkeit zum System wie auch zur Ausgrenzung angeblicher „Feinde“ und „Oppositioneller“ verwendet.

Der öffentliche Sprachgebrauch war von einer starken Schablonisierung und Ritualisierung geprägt. Es handelte sich in erster Linie um den Wortschatz: Kennzeichnend waren sowohl Schlagwörter, die immer wieder in den Medien auftauchten (*Revolution, Planwirtschaft, Volk, Masse, Sozialismus, Kommunismus, Proletariat* usw.), als auch spezifische Wendungen, die bestimmten kommunikativen, oft propagandistischen Zwecken dienten und dabei häufig einen formelhaften Charakter hatten (*Diktatur des Proletariats, zum Wohle aller, Teurer Genosse, Staaten des sozialistischen Lagers*).

Auch die Alltagssprache war von der ständigen Präsenz der ideologischen Sprache beeinflusst. Der Begriff ‚Wertungsspezifika‘, von HELLMANN (1980) in Bezug auf lexikalisch-semantische Unterschiede zwischen der Sprache in der DDR und der BRD verwendet, bedeutet in Ost und West gleichermaßen gebräuchliche Wörter, die jedoch unterschiedliche Konnotationen aufweisen. Diese Konnotationen entstanden durch den stereotypen Gebrauch in immer gleichen Verbindungen; die Wörter wurden entweder gezielt mit starkem Gefühlswert geladen (‚Freiheit‘, ‚Gesellschaft‘, ‚Arbeiter‘) oder ihr Inhalt ergab sich einfach aus alltäglichen Situationen (‚privat‘, ‚gesellschaftlich‘, ‚Initiative‘).

Nach der Wende 1989 verschwanden aus dem Sprachgebrauch viele Wörter, die für das politische und ökonomische System der Volksrepublik Polen typisch gewesen waren (‚Kollektiv‘, ‚Brigade‘, ‚Planerfüllung‘, ‚Zentralkomitee‘). Andere Wörter – insbesondere diejenigen, die früher „ideologisiert“ waren – erhielten andere Konnotationen (‚Solidarität‘, ‚Friede‘, ‚Sicherheit‘).

Neue Wörter tauchten auf, d.h. sie waren neu für den Sprachgebrauch in Polen (früher zwar nicht unbekannt, aber ungebräuchlich); jetzt dienen sie zur Bezeichnung von neuen Sachverhalten im öffentlichen Sprachgebrauch (‚Beamte‘, ‚Parlament‘, ‚Joint Venture‘, ‚Arbeitgeber‘, ‚Marketing‘, ‚Kapitalanlagen‘, ‚Unternehmergewinne‘ usw.).

Darüber hinaus gibt es nach der Abschaffung der staatlichen Zensur keine Einschränkungen hinsichtlich der Art der Informationen sowie der Form ihrer Vermittlung. Das bisher geltende offizielle Kommunikationsmodell verliert seine Gültigkeit, was die Grundlage für eine rasante Entwicklung neuer freier Medien schafft.

3. Bedeutungswandel und Konnotation: zwei unzertrennliche Begriffe

3.1 Zur Frage des Bedeutungswandels

Der Bedeutungswandel ist möglicherweise die häufigste Art der sprachlichen Veränderung (vgl. STEDJE 2007: 34). Beim Bedeutungswandel werden in der Forschungsliteratur drei Hauptvorgänge genannt (vgl. ebd.; auch BLANK 1997: 425ff.), und dabei quantitative und qualitative Aspekte unterschieden (Aufteilung und Beispiele nach STEDJE 2007: 34 ff.):

- **Bedeutungserweiterung** – der Bedeutungsumfang vergrößert sich, weil inhaltlich spezifizierende Merkmale weggefallen sind (z.B. *fertig* bedeutete ursprünglich ‚zur Fahrt gerüstet‘, jetzt heißt es allgemein ‚bereit‘ und ‚beendet‘).

Wenn Ausdrücke metaphorisch verwendet werden, kann auch von Bedeutungserweiterung gesprochen werden (z.B. *Esel*, ebenfalls in der Bedeutung ‚dummer Mensch‘ gebraucht).

- **Bedeutungsverengung** – der Bedeutungsumfang verkleinert sich, weil noch weitere spezialisierende Merkmale zu dem ursprünglichen Inhalt gekommen sind (z.B. *Mut* hieß ursprünglich allgemein ‚wechselnde Gemütszustände‘ – noch erhalten in dem englischen Wort *mood*, dt. ‚guten Mutes sein‘ – gegenwärtig eingeschränkt für ‚Tapferkeit‘).
- **Bedeutungsverschiebung** – die ursprüngliche Bedeutung verändert sich, z.B. *Frauenzimmer* hieß ursprünglich ‚Aufenthaltsraum für Frauen‘, dann *Frau*; heute wird das Wort meist verächtlich verwendet (dabei kann auch von der Bedeutungsverschlechterung gesprochen werden – s. unten).

Diese drei oben dargestellten Hauptarten des Bedeutungswandels sind als quantitative Aspekte zu betrachten. In Bezug auf qualitative Aspekte werden ebenfalls zwei Arten des Bedeutungswandels genannt:

- **Bedeutungsverschlechterung** – das Wort erhält eine negative Konnotation. Die Bedeutung wird „vom moralischen, sozialen oder auch stilistischen Gesichtspunkt aus ‚schlechter‘“ (ebd. 35). Das Wort *Spießbürger* bezeichnete früher einen bewaffneten Stadtbürger; heute ist es ein Spottname für einen kleinlich denkenden Menschen. Bedeutungsverschlechterung ist häufig mit der Bedeutungsverengung verbunden.

- **Bedeutungsverbesserung** – die neue Bedeutung wird im Vergleich zur Ausgangsbedeutung als besser, evtl. wertvoller empfunden. Bedeutungsverbesserung hängt häufig mit der Bedeutungsverengung bzw. -verschiebung zusammen.

3.2 Der Begriff der Konnotation vor dem Hintergrund der kognitiven Linguistik

Konnotation ist kein einheitlicher Begriff, zumal er in vielen wissenschaftlichen Disziplinen verwendet wird. In der Forschung besteht kein Konsens darüber, ob (und inwieweit) Konnotationen zum Bedeutungsinhalt gehören – oder anders formuliert: „ob Konnotationen als Seme (semantische Merkmale) einer lexikalischen Bedeutung aufzufassen sind“ (FIX / GARDT / KNAPE 2009: 1582; zum Überblick s. KONSTANTINIDOU 1997: 64ff.). Als sicher gilt jedoch, dass Konnotationen „die ein Wort begleitenden kulturellen Vorstellungen und Traditionen [...] und viele andere extralinguistische Faktoren widerspiegeln“ (APRESJAN 1974: 67f., in deutscher Übersetzung nach PANASIUK 2005: 127).

Was den Begriff der lexikalischen Bedeutung angeht, so sind die Vorschläge der modernen kognitiven Linguistik interessant. Da wird allgemein angenommen, dass eine Wortbedeutung nicht als Summe von bestimmten Merkmalen darzustellen ist, sondern

„dass Bedeutungen konzeptuelle Kategorien symbolisieren. Kategorien mögen zwar eindeutige und trennscharfe, zentrale Mitglieder haben, doch an den Grenzen zwischen zwei Kategorien kann es auch Unschärfen geben, d.h. dort können sich Kategorien in ihren Bedeutungen überschneiden. Deswegen überrascht es nicht, dass Bedeutungen einer Kategorie nicht immer logisch definiert werden können.“ (PÖRINGS / SCHMITZ 2003: 38f.)

So lässt sich bei vielen Wörtern – nach der Auffassung der kognitiven Linguistik – kein harter Kern semantischer Informationen formulieren. Die Bedeutungen sind nicht scharf voneinander getrennt, und häufig bezieht sich ein Wort auf eine ganze Familie von Objekten, die kein gemeinsames Merkmal besitzen. Aus diesem Grund ist es auch problematisch, die Wortbedeutung vom enzyklopädischen Wissen zu trennen; dieses Problem ist übrigens auch in der kognitiven Linguistik Gegenstand von Kontroversen (zu einem Überblick s. CROFT / CRUSE 2007: 76ff.).

Darüber hinaus weist die kognitive Linguistik darauf hin, dass die Art und Weise, wie ein Mensch denkt, fühlt und handelt, durch die Sprache beeinflusst werden kann (s. z.B. EVANS / GREEN 68ff.). Vor diesem Hintergrund ist in erster Linie zu betonen, dass der Begriff ‚Konnotation‘ in der kognitiven Linguistik sich stark auf den der Lexik inhärenten kulturellen Aspekt bezieht. Dieser Betrachtungsweise liegt die Annahme zugrunde, dass ein Teil der Kultur jeder Sprachgemeinschaft in der Sprache „abgelegt“ ist (vgl. z.B. WIERZBICKA 1997: 10f.).

Eine andere Frage ist, wie dieses Modell linguistisch dargestellt werden kann. An dieser Stelle sei auf einen Ansatz polnischer Forscher hingewiesen, die um die Zeitschrift *Język a kultura* [Sprache und Kultur] gruppiert sind und den Begriff der sog. erweiterten Bedeutung geprägt haben (vgl. TOKARSKI 1987: 83f. und 1988: 39ff., PAJDZIŃSKA 1988: 70ff.), was eine Grundannahme impliziert: Zur Bedeutung einer lexikalischen Einheit gehören Komponenten mit unterschiedlichem semantischem Status (designative und konnotative

Bedeutungsbestandteile). TOKARSKI (1988: 43ff.) entwickelt Kriterien zur Unterscheidung dieser Bedeutungsbestandteile / Komponenten; nach seiner Auffassung könnte die semantische Beschreibung des Wortes eine zweiteilige Struktur aufweisen, was er am Beispiel des Wortes *Schwein* demonstriert. Den ersten Teil bildet die designative Komponente (‚ein Zucht tier, gezüchtet, um Fleisch und Fett zu geben; das Schwein grunzt und quiekt‘), der zweite Teil besteht aus konnotativen Komponenten. Auf dieses Beispiel bezogen wären es folgende Eigenschaften (ebd. 45f.), die der Definition (in ihrem zweiten Teil) hinzugefügt werden könnten:

- Die Haut des Schweins ist rosig,
- Die Haut des Schweins ist mit hellen Borsten bedeckt,
- Das Schwein ist dreckig,
- Das Schwein ist dumm und einfältig,
- Das Schwein frisst viel und/oder gierig,
- Schweine fressen Restnahrung.

Dieser Auffassung gemäß haben denotative Komponenten vor allem die Funktion, „die Welt durch die Sprache logisch zu ordnen, die gesellschaftlich objektiven Eigenschaften der Welt zu erfassen“ (TOKARSKI 1988: 51, übers. M.Cz.). Demgegenüber dienen die konnotativen Komponenten dazu, „die Subjektivität des menschlichen Denkens“ (ebd. 52) und „den intuitiv gespürten semantischen Zusammenhang zwischen den Zeichen“ (PAJDIŹŃSKA 1988: 70, übers. M.Cz.) zu zeigen.

TOKARSKI (1989: 50) schlägt auch ein erweitertes Modell vor, das in Bezug auf manche Konnotationen angewendet werden kann. Dieses erweiterte Konnotationsmodell sieht wie folgt aus (wobei „x“ den Menschen, „y“ ein Objekt und „z“ ein Merkmal bedeutet):

I. „y“ ist „z“,

II. „y“ bewirkt „z“ **und** „y“ bewirkt, dass „x“ „z“ ist / spürt.

Der erste Teil des Modells („y“ ist „z“) betrifft die – direkt oder indirekt – durch den Namen des Objektes bezeichneten Merkmale (z.B. der Wind ist „frei“ – vgl. TOKARSKI 1989: 48); der zweite Teil zeigt den Einfluss der Sprache auf das menschliche Denken und dessen oben erwähnte Subjektivität (vgl. ebd.: 50).

Als theoretische Basis für die Analyse der ausgewählten Begriffe wird im vorliegenden Beitrag das oben dargestellte semantische Konnotationsmodell vorgeschlagen. In Bezug auf jeden Begriff werden alle relevanten konnotativen Komponenten genannt. Jedem konnotativen Bestandteil sollen „diese sprachlich festgelegten Tatsachen zugrunde liegen, die Grundlage dafür waren, die jeweilige Eigenschaft auszusondern“ (TOKARSKI 1988: 45, übers. M.Cz.).

Abschließend zu diesem Kapitel ist anzumerken, dass im Prozess des Bedeutungswandels neue Konnotationen hinzukommen oder alte verschwinden. Dabei spielt häufig der emotionale Bedeutungsbestandteil eine wichtige Rolle (vgl. BUSSE 2005: 1321).

4. Bedeutungswandel vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen

Da die Sprache in erster Linie eine soziale Dimension hat, ist das Phänomen des Bedeutungswandels vor allem dann zu beobachten, wenn rasante wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen vor sich gehen. Demnach finden sich in der polnischen Gegenwartssprache

viele Wörter, die jetzt – nach über zwei Jahrzehnten, die seit der Wende 1989 vergangen sind – ganz andere Konnotationen aufweisen. Manche dieser Wörter verschwinden aus dem Sprachgebrauch oder werden seltener verwendet, obwohl das mit dem Wort bezeichnete Objekt / Phänomen noch existiert (*Kosmonaut, Behelfsverpackung, Alistoffhandel, Buntfernseher, Datsche, Delikatladen, Broiler*).

Es gibt auch viele Begriffe, die aus dem Sprachgebrauch verschwinden, weil die damit bezeichneten Objekte / Phänomene nicht mehr existieren (‚Milchbar‘, ‚Forumcheck‘¹, ‚Inter-shop‘², ‚Mitteilungsheft‘, ‚Held der Arbeit‘, ‚Bückware‘).

In meinem Beitrag möchte ich, wie bereits erwähnt, einige alltägliche Wörter aus der Zeit der Volksrepublik Polen analysieren. Es ist noch einmal zu betonen, dass die gewählten Wörter nicht zu Propagandazwecken genutzt und in der Alltagssprache häufig verwendet wurden; darüber hinaus sind sie auch heute gebräuchlich. Die hier angeführten Definitionen stammen aus zwei Wörterbüchern der polnischen Sprache: aus *Słownik Języka Polskiego* (1978, in drei Bänden), nachstehend als SLP 1978 bezeichnet, sowie aus *Uniwersalny słownik języka polskiego* (2006, in vier Bänden), im nachfolgenden Text als USLP 2006 bezeichnet.

4.1 *Makulatura* und *wyprzedaz*: von negativ zu neutral und von negativ zu positiv

Zuerst wird das Wort *makulatura* (‚Altpapier‘) analysiert. In den beiden Wörterbüchern sind die angegebenen Definitionen identisch:

„Altpapier – verbrauchtes, schadhafes, wertlos gewordenes Papier, auch Papierabfall, beschädigte alte Bücher, Zeitungen, die als Rohstoff für die Papierherstellung eingesetzt werden. Altpapiersammlung. Altpapier sammeln, verkaufen“ (SLP 1978 II: 95, USLP 2006 II: 540).³

Die mit dem Wort verbundenen Konnotationen waren jedoch in der Zeit der Volksrepublik Polen ganz anders als heute. Es gibt in unterschiedlichen Quellen viele Beweise dafür, dass Altpapiersammlung (wie Altstoffsammlung überhaupt) fest im Alltag verankert war (vgl. z.B. Kosiński 2006: 179). Das Sammeln alter Zeitungen und Zeitschriften wurde insbesondere an den Schulen propagiert und war für Kinder und Jugendliche eine weit verbreitete Beschäftigung – so verdienten sie Geld für die Schule, evtl. auch für eine Solidaritätsaktion. In erster Linie wurden jedoch die Schüler auf diese Weise zum sorgsamsten Umgang mit Ressourcen angehalten, was in Hinsicht auf schwierige ökonomische Bedingungen und Probleme bei der Versorgung mit Rohstoffen äußerst wichtig war. So ist Altpapiersammlung als einer der damaligen Versuche anzusehen, pädagogische und didaktische Inhalte im Rahmen der intensiven propagandistischen Tätigkeit zu vermitteln. Das Wort *Altpapier* war also mit dem Begriff ‚Zwang‘ konnotiert (vgl. Kosiński 2002: 184). In einem Brief an die Redaktion einer Jugendzeitschrift bezeichnet ein Schüler das Altpapiersammeln als „Affentheater“ (ebd.);

¹ Polnische Entsprechung: ‚Bon PKO‘.

² Polnische Entsprechung: ‚Pewex‘.

³ Alle Übersetzungen stammen, soweit nicht anders angegeben, von der Verfasserin.

seiner Meinung nach werden solche Aktionen veranstaltet, „damit die Schulleitung für ein paar Tonnen Altpapier ein Belobigungsschreiben bekommen kann“ (ebd.). Krzysztof KOSIŃSKI weist darauf hin, dass Altpapier- und Alteisensammlung den Jugendlichen verhasst war (ebd. 183f.), und zitiert eine Schülerin, die diese gesellschaftliche Aktivität als Betrug ansieht (ebd. 184).

Der Begriff ‚Altpapiersammlung‘ wurde auch mit ‚Gütermangel‘ in Verbindung gebracht: Das gesammelte Altpapier wurde gegen sog. Kupons eingetauscht, die man hinterher vorzeigen musste, um bestimmte Produkte (nur in bestimmten Mengen) im Laden kaufen zu dürfen. Dies führte zu völlig absurden Situationen: Man musste ein Kilo Altpapier sammeln, um eine Rolle Toilettenpapier zu kaufen, zehn Kilo Altpapier brauchte man für den Kauf von Strümpfen, hundert fünfzig für ein Radio und eine Tonne Altpapier berechnete zum Erwerb eines Teppichs (s. Polska Kronika Filmowa 1983/6; dazu vgl. auch MENTZEL 1990: 47). Dennoch sind viele wegen des chronischen Warenmangels auf diese Lösung eingegangen.

Im Gegensatz dazu funktioniert heute das Wort *Altpapier* im Rahmen eines Konzepts, das mit der natur- und umweltbezogenen Bildung in Verbindung gebracht wird. Altpapier wird auch an Schulen gesammelt; derartige Aktionen sind jedoch freiwillig und stehen beispielsweise unter folgenden Mottos: „Tag der Erde“, „Ich sammle Altpapier für mich und für die Umwelt“ oder „Bäume retten und Altpapier sammeln“. Die negativen Konnotationen sind verschwunden, und den Beweis dafür liefert auch das Internet: In den ersten 100 Suchergebnissen bei Google für ‚Altpapier‘ und ‚Altpapiersammlung‘ ist auf polnischen Internetseiten keine einzige negative Bemerkung zu finden. Im Gegenteil: Die Schulkinder prahlen damit, wie viel Altpapier sie gesammelt haben. In einem Teenager-Forum teilt ein Mädchen mit Stolz mit: „Für die Altpapiersammlung in der Schule habe ich einmal nicht weniger als 150 kg abgegeben“. Mit Bedauern fügt sie dann hinzu: „Jetzt sammeln wir aber nichts mehr.“⁴

Auf die Frage: „Ist es eine Schmach, heute Altpapier zu sammeln?“, die in einem Forum für Erwachsene gestellt worden war, antworteten alle Internet-Benutzer entschieden mit „Nein“. Eine Frau gab dazu folgenden Kommentar ab: „Meine Tochter bringt Altpapier zur Schule, solche Aktionen werden veranstaltet, die Kinder bekommen Punkte, und jeder ist zufrieden.“⁵

Auf Basis dieser Ausführungen wird für das Wort ‚Altpapier‘ das folgende Konnotationsmodell vorgeschlagen (die kursiv geschriebene Information in eckigen Klammern bezieht sich auf Tokarskis Modell, vgl. TOKARSKI 1989: 50; s. auch Kapitel 3.2):

Konnotationen des Wortes ‚Altpapier‘	
vor der Wende	nach der Wende
Das Sammeln von Altpapier ist Zwang. <i>[Punkt „I“ bei Tokarski]</i>	Das Sammeln von Altpapier ist etwas Gemeinnütziges. <i>[Punkt „I“ bei Tokarski]</i>
Ich empfinde eine starke Abneigung gegen diese Tätigkeit. <i>[Punkt „II“ bei Tokarski]</i>	
An den Begriff ‚Altpapier‘ knüpft sich die Vorstellung von Abfällen. <i>[Punkt „I“ bei Tokarski]</i>	An den Begriff ‚Altpapier‘ knüpft sich der Gedanke an Umweltschutz. <i>[Punkt „I“ bei Tokarski]</i>

⁴ http://www.zigzap.tv/forum/?topic/zbioraka-makulatury-i-baterii_18-96539 [Zugriff am 9.09.2011].

⁵ <http://pl.toluna.com/opinions/874771/Czy-dzisiejszych-czasach-zbieranie-makulatury.htm> [Zugriff am 9.09.2011].

So lässt sich zusammenfassend feststellen: Im konnotativen Bereich des Wortes ‚Altpapier‘ sind deutliche Veränderungen zu verzeichnen. Vor diesem Hintergrund kann die These aufgestellt werden, dass dieses Wort heute neutral konnotiert ist, während es in der Zeit der Volksrepublik Polen eine negativ wertende Komponente enthielt. Diese (früheren) negativen Konnotationen sind als Faktoren zu sehen, die APRESJAN (1974) als extralinguistisch bezeichnet (s.o.), und können als „emotional beeinflusste Vorstellungen eines bestimmten [...] Wirklichkeitsausschnittes aufgefasst werden“ (RÖSSLER 1979: 1).

Etwas anders verhält es sich mit dem Wort *wyprzedaż* (‚Ausverkauf‘). Das Wörterbuch aus dem Jahr 1978 gibt folgende Definition an:

„Ausverkauf – ein vollständiger Verkauf von Waren (meist zu billigeren Preisen); mitunter auch allgemein: Verkauf, Verkauf von etwas. Schlussverkauf.“ (SLP 1978 III: 836)

Das neueste Wörterbuch der polnischen Sprache definiert den Begriff wie folgt:

„Ausverkauf – *Kaufmannsspr.* ein vollständiger Verkauf von Waren (meist zu billigeren Preisen), um sie loszuwerden. Schlussverkauf. Verkauf von Möbeln. Etwas im Schlussverkauf kaufen.“ (USLP 2006 IV: 659)

Auf den ersten Blick sind die Definitionen beinahe identisch, bei näherem Betrachten jedoch erkennt man einen wichtigen Unterschied. Die „gegenwärtige“ Definition hebt die Tatsache hervor, dass der Ausverkauf in erster Linie dazu dient, die Ware loszuwerden. Dass der Unterschied so bedeutend ist, wird sofort klar, wenn man bedenkt, wie die wirtschaftliche Situation zur Zeit der Volksrepublik Polen war: Der Mangel an allen nur erdenklichen Verbrauchsgütern bewirkte, dass der Ausverkauf in der Form wie heute nicht stattfinden konnte und als Begriff im Handel keinen Sinn hatte. Da auch mangelhafte Waren, die immer wieder auf den Markt kamen, zu normalen Preisen Absatz fanden, wurde nur selten ein Ausverkauf veranstaltet. Auch wenn dies der Fall war, wurden da nur beschädigte, evtl. mangelhafte Waren mit Rabatt verkauft, und nur diejenigen, die am wenigsten verdienten, entschieden sich, die Produkte zu kaufen.

Heute hat das Wort ‚Ausverkauf‘ positive Konnotationen. In der polnischen Sprache funktioniert es im Sinne des deutschen Begriffs ‚Saisonschlussverkauf‘. ‚Ausverkauf‘ ist mittlerweile zu einem elementaren Bestandteil der Marktwirtschaft in Polen geworden; der Begriff wird mit dem Erwerb eines Produktes zu einem außergewöhnlich günstigen Preis assoziiert. In der polnischen Sprache wird ‚Ausverkauf‘ – in unterschiedlichen Kombinationen – mit solchen Wörtern wie ‚Sonderangebot‘, ‚Preisnachlass‘, ‚attraktiv‘, ‚golden‘ usw. gebraucht. Viele dieser Verbindungen haben bereits einen formelhaften Charakter angenommen, was davon zeugt, dass sie sich in der Sprache durchgesetzt haben, z.B. *promocje i wyprzedaże* (dt. ‚Sonderangebote und Ausverkäufe‘), *atrakcyjne wyprzedaże* (dt. ‚günstiger Ausverkauf‘), *wyprzedaże, obniżki cen* (dt. ‚Ausverkauf, Preisnachlass‘), *Złote wyprzedaże* (Name einer Website; dt. buchst. ‚Goldene Ausverkäufe‘). In Internetforen gibt es unzählige Hinweise und Ratschläge dazu, was man beim Schlussverkauf beachten sollte und wie man am günstigsten einkaufen kann.

Um zusammenzufassen: Während das Wort ‚Ausverkauf‘ in der Zeit der Volksrepublik Polen überwiegend negativ konnotiert war, hat es heute positive Konnotationen. Für dieses Wort kann man folgendes Konnotationsmodell vorschlagen:

Konnotationen des Wortes ‚Ausverkauf‘	
vor der Wende	nach der Wende
Beim Ausverkauf gibt es minderwertige Produkte. [<i>Punkt „I“ bei Tokarski</i>]	Beim Ausverkauf kann ich etwas günstig erwerben. [<i>Punkt „I“ bei Tokarski</i>]
Beim Ausverkauf kann ich nur mangelhafte Waren kaufen. [<i>Punkt „II“ bei Tokarski</i>]	Beim Ausverkauf gibt es schöne Sachen und Markenprodukte. [<i>Punkt „I“ bei Tokarski</i>]
An das Wort ‚Ausverkauf‘ knüpft sich der Gedanke an Gütermangel. [<i>Punkt „I“ bei Tokarski</i>]	An das Wort ‚Ausverkauf‘ knüpft sich der Gedanke an etwas Schönes und Nettes. [<i>Punkt „I“ bei Tokarski</i>]

4.2 *Dewizy, dolar, Zachód, granica, zagranica*: Emotionen, die verschwunden sind

Äußerst bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang die Wörter, die sich auf den Begriff ‚Ausland‘ beziehen, z.B. *dewizy* (‚Devisen‘), *dolar* (‚Dollar‘), *zachód* (‚der Westen‘), *granica* (‚Grenze‘); natürlicherweise kann dieser Gruppe auch das Wort *Ausland* (‚zagranica‘) zugeordnet werden. Dabei muss man hervorheben, dass all diese Wörter in den beiden Wörterbüchern identisch oder fast identisch definiert werden:

„Devisen – [*Bedeutung 2*] ausländische Forderungen (Schecks, Wechsel, Bankanweisungen, konvertierbare Währung, die als Zahlungsmittel im internationalen Zahlungsverkehr gelten können. Devisen für Export. Devisenverkehr.“ (SLP 1978 I: 389; USLP 2006 I: 600)

„Dollar – Währungseinheit in den USA, unterteilt in 100 Cents, auch Währungseinheit anderer Länder, z.B. in Äthiopien, Kanada, Liberia, Malaysia. Der amerikanische Dollar.“ (SLP 1978 I: 419; USLP 2006 I: 648)

„der Westen – [*Bedeutung 3*] westeuropäische Länder als kulturelle, geographische und politische Einheit begriffen im Hinblick auf ihre kulturellen, geographischen und politischen Gemeinsamkeiten (häufig auch in Bezug auf die USA und Kanada). In den Westen fahren. Handel mit dem Westen.“ (SLP 1978 I: 892)

„der Westen – [*Bedeutung 4*] westeuropäische Länder, die USA und Kanada als kulturelle und politische Einheit begriffen. In den Westen fahren, auswandern. Handel mit dem Westen. Der Wilde Westen: der westliche Teil der USA zur Zeit der Kolonisation. Eroberung des Wilden Westens.“ (USLP 2006 IV: 753)

„Grenze – Trennlinie zwischen Gebieten oder Linie, die ein bestimmtes Gebiet absperrt; Kontur, Umriss; Markierungslinie, die Staatsgebiete voneinander abgrenzt.“ (SLP 1978 I: 694; fast identisch in USLP 2006 I: 1070)

„Ausland – Länder, die außerhalb der Grenzen des eigenen Landes liegen; Bevölkerung, Bewohner dieser Länder. Den Staat gegenüber dem Ausland vertreten. Aus dem Ausland zurückkommen. Beziehungen zum Ausland.“ (SLP 1978 III: 907; USLP 2006 IV: 783)

Obwohl die lexikographische Beschreibung unverändert geblieben ist, darf man sich nicht dadurch täuschen lassen. Die Konnotationen, die von Sprechern der polnischen Sprache mit den oben genannten Wörtern verbunden werden, sind heute völlig anders als vor dreißig Jahren. Die Gründe sind vielfältig und lassen sich auf soziale, politische und ökonomische Faktoren zurückführen.

In einem sozialistischen Staat bot das System nur begrenzte Konsummöglichkeiten. In erster Linie muss in diesem Zusammenhang der permanente Mangel an bestimmten Konsumgütern genannt werden. Darüber hinaus waren die im Lande hergestellten Artikel und Produkte von miserabler Qualität, und ihr Design, verglichen mit ihren westlichen Gegenständen, wirkte geradezu arm. Unter diesen Umständen kann es nicht verwundern, dass die westlichen Produkte von einer magischen Aura umgeben waren. Natürlicherweise wurde diese magische Aura auf alle Begriffe, die mit dem Konzept ‚Ausland‘ verbunden waren, übertragen (s. KOSIŃSKI 2006: 85ff.) – deshalb hatten Wörter wie *dewizy*, *dolar*, *Zachód*, *granica* ganz spezifische Konnotationen. Es ist jedoch hervorzuheben, dass die Länder des Ostblocks von den polnischen Bürgern für kein „richtiges“ Ausland gehalten wurden (s. ZBLEWSKI 2008: 52), insbesondere seit Anfang der 1970er Jahre, als es in Polen (wenn auch mit Einschränkungen) erlaubt war, in die Länder des Ostblocks zu reisen (s. auch SOWIŃSKI 2005: 234ff.).

Die mit dem Konzept ‚Ausland‘ verbundenen Konnotationen waren vor allem emotionaler Natur; eine Bestätigung dafür kann man in Texten, Dokumenten, Filmen und Augenzeugenberichten von damals finden (zur Einführung s. etwa KUROŃ / ŻAKOWSKI 2006: 147, ZBLEWSKI 2008: 51f.). Dies kann am folgenden Beispiel veranschaulicht werden: Im August 1961 fand das erste Internationale Liederfestival in Sopot statt. Władysław Szpilman, der das Festival ins Leben rief, erzählt in seinen Erinnerungen, dass die polnischen Musiker und Sänger sehr aufgeregt waren – nicht nur über den bevorstehenden Wettbewerb, sondern auch über die Tatsache, dass dort viele ausländische Künstler da waren (vgl. TKACZOW et al. 2009 X: 37). Die Sängerin Irena Santor, die auch im Rahmen des Festivals auftreten sollte, erwähnt in ihren späteren Erinnerungen: „Und wie wir die Gäste, die aus dem Westen kamen, angeguckt haben! Wie wir die Frauen um die Kleider beneideten!“ (ebd.).

Polska Kronika Filmowa (dt. ‚polnische Wochenschau‘) berichtet über die Bauarbeiten, die von einem schwedischen Bauunternehmen an einem Hotel in Warschau durchgeführt wurden (Polska Kronika Filmowa 1973/37B). An dem Zaun, hinter dem sich die Baustelle befindet, stehen viele Menschen und schauen hinüber. Auf die Frage, was sie da tun, geben alle dieselbe Antwort: „Ich bin hierher gekommen, um mir die Schweden anzuschauen“ (ebd.).

Diesen Aspekt verdeutlicht auch eine Szene aus der Fernsehserie *Czterdziestolatek* (dt. ‚Der Vierzigjährige‘) (1975, Regie: Jerzy Gruza; F.17), die sich damals bei den Zuschauern großer Beliebtheit erfreute (vgl. SKOTARCZAK 2004: 194): Eine Delegation von Direktoren eines großen staatlichen Straßenbauunternehmens erwartet auf dem Flughafen „Okęcie“ in Warschau ausländische Gäste (aus Japan). Einer der Direktoren erwähnt etwas über mögliche Devisenbeschränkungen in Japan, und es ergibt sich folgendes Gespräch:

„Da gibt es doch keine Devisen!

Wie denn?

Ganz einfach. Sie bekommen ihr Gehalt in Devisen ausbezahlt.

[...]

Wieso denn das? Bezahlen sie die Gebühren mit Devisen? Die Strom- und Gasrechnungen?

Natürlich, sie erhalten jeden Monat neue Devisen.

Merkwürdig [...] (*in seinem Gesicht spiegelt sich maßloses Erstaunen – M.Cz.*)“

Obwohl die Szene komödienhafte Züge trägt, zeigt sie deutlich, wie abstrakt – und gleichzeitig magisch – das Wort ‚Devisen‘ sein musste; und indirekt veranschaulicht sie auch, welchen vernichtenden Einfluss auf das menschliche Denken die Misere der sozialistischen Wirtschaft hatte.

Wie stark der emotionale Gehalt von Wörtern wie ‚Ausland‘ und ‚Grenze‘ war und wie magisch sie in einem Land hinter dem Eisernen Vorhang wirkten, zeigt ein Auszug aus Ryszard Kapuścińskis Buch *Meine Reisen mit Herodot*. In der unten zitierten Passage beschreibt der Autor die Anfänge seiner journalistischen Laufbahn in den 1950er Jahren:

„Meine Route führte mich manchmal in Dörfer an der Grenze. Das geschah jedoch selten. Je näher man nämlich der Grenze kam, umso verlassen wurde die Gegend, man begegnete immer weniger Menschen. Die Leere ließ die Orte noch rätselhafter erscheinen, und auch die Stille entlang des Grenzstreifens weckte meine Aufmerksamkeit. Diese Rätselhaftigkeit und Stille zogen mich an und beunruhigten mich. Es reizte mich zu sehen, was dahinter war, auf der anderen Seite. Ich dachte darüber nach, **was man wohl erlebte, wenn man die Grenze überschritt**. Was fühlte man dann? Was dachte man? Es musste **ein Augenblick großer Emotionen, Erregung, Spannung** sein. Wie ist es auf der anderen Seite? Mit Sicherheit – anders. Doch was bedeutet das – anders? Wie sieht es aus? Ist es mit irgendetwas vergleichbar? Vielleicht war es auch mit nichts, was ich kannte, vergleichbar und dadurch unbegreiflich, unvorstellbar! Doch mein größter Wunsch, der mich quälte und verfolgte, war eigentlich ganz bescheiden, denn **es ging mir nur um eines – um den Moment, den Akt, die simple Tätigkeit des Überschreitens der Grenze**. Sie überschreiten und gleich wieder zurückkehren, so dachte ich mir damals, das würde mir völlig genügen, **das würde meinen im Grunde unerklärlichen, aber dennoch nagenden psychischen Hunger stillen**. [...] Es ging mir nicht darum, etwa nach Paris oder London zu reisen, oh nein, solche Ziele versuchte ich mir gar nicht erst vorzustellen, und sie interessierten mich auch nicht, ich wollte nur irgendwo die Grenze überschreiten, egal welche, denn wichtig war für mich nicht der Ort, das Ziel, das Ende, sondern **der beinahe mystische und transzendente Akt des Überschreitens der Grenze**.“ (KAPUŚCIŃSKI 2005: 15–16; Fettdruck von mir – M.Cz.)

Rätselhaftigkeit, Magie, etwas beinahe Mystisches – dies gehörte zu den Konnotationen solcher Wörter wie ‚Ausland‘, ‚Devisen‘, ‚Dollar‘, ‚der Westen‘, ‚Grenze‘, und deshalb kann von einer starken emotionalen Ladung in Bezug auf diese Begriffe gesprochen werden. Jedoch kann man die Quelle der damit verbundenen Emotionen auch in einem anderen Faktor sehen, nämlich in dem Gefühl der eigenen Minderwertigkeit. Dieses Gefühl ist typisch für eine Gesellschaft, in der breite Kreise der Bevölkerung auf einem sehr niedrigen Niveau leben, und hat sowohl eine soziale als auch eine mentale Dimension.

Zusammenfassend kann Folgendes festgehalten werden: Das Wort ‚Ausland‘ und die Wörter, die sich auf diesen Begriff beziehen, waren zur Zeit der Volksrepublik Polen emotional beladen. Heute dagegen können diese Wörter als völlig neutral bezeichnet werden. Die Verbindungen mit dem Adjektiv *zagraniczny* (‚ausländisch‘), die vor der Wende einen formelhaften Charakter hatten – z.B. *śłodczyce zagraniczne* (‚ausländische Süßigkeiten‘), *odzież zagraniczna* (‚ausländische Bekleidung‘), *zagraniczne auto* (‚ausländisches Auto‘) – werden im neutralen Kontext verwendet, es sei denn, dass sie auf die Zeit der Volksrepublik bezogen werden.

Offene Grenzen, der Anstieg des Lebensstandards und der Kaufkraft der Polen haben zur Folge, dass jeder sich eine Auslandsreise leisten kann; deshalb sind die Wörter aus der Auslandsgruppe nicht mehr von der Aura eines Geheimnisses umgeben. Verloren gegangen sind auch die von Kapuściński erwähnten Gefühle: große Emotionen, Erregung, Spannung

(s.o.). Wenn es sich dagegen um rein qualitative Aspekte von Bedeutung handelt, so lassen sich keine Veränderungen feststellen.

Da die Darstellung des Konnotationsmodells für alle oben erwähnten Begriffe den Rahmen des Beitrags sprengen würde, wird hiermit nur das Wort ‚Ausland‘ analysiert; für dieses Wort wird das folgende Konnotationsmodell vorgeschlagen:

Konnotationen des Wortes ‚Ausland‘	
vor der Wende	nach der Wende
Das Ausland ist magisch und rätselhaft. [Punkt „I“ bei Tokarski]	Der Begriff ‚Ausland‘ ist neutral. [Punkt „I“ bei Tokarski]
Das Ausland ist unzugänglich. [Punkt „II“ bei Tokarski]	Ins Ausland kann ich jede Zeit fahren. [Punkt „II“ bei Tokarski]
Im Ausland gibt es viele schöne Waren. [Punkt „I“ bei Tokarski]	Im Ausland ist es ähnlich wie bei uns in Polen. [Punkt „II“ bei Tokarski]
An das Wort ‚Ausland‘ knüpft sich der Gedanke an Wohlstand und hohe Qualität. [Punkt „I“ bei Tokarski]	
Im Ausland ist alles ganz anders und besser als bei uns in Polen. [Punkt „II“ bei Tokarski]	
Richtiges Ausland befindet sich im Westen. [Punkt „II“ bei Tokarski]	Als Ausland sind alle Länder, die außerhalb der Grenzen Polens liegen, zu bezeichnen. [Punkt „II“ bei Tokarski]

5. Zusammenfassung und Ausblick

Da die Sprache in erster Linie eine soziale Dimension hat, sind Konnotationen als soziokulturelle Aspekte der Wortbedeutung zu betrachten. Am Beispiel von unterschiedlichen Wörtern konnte im vorliegenden Artikel aufgezeigt werden, wie wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen nach der Wende 1989 die polnische Gegenwartssprache beeinflussten. Dabei wurden nicht etwa damalige Propagandawörter, sondern Wörter der Alltagssprache analysiert.

Zwar ist in Bezug auf fast alle hier untersuchten Begriffe festgestellt worden, dass kein Bedeutungswandel stattgefunden hat, jedoch lassen sich wichtige Erkenntnisse über die mit diesen Begriffen verbundenen Konnotationen gewinnen. Am größten sind die Veränderungen am Wort ‚Ausverkauf‘ (sie sind in der lexikographischen Beschreibung auch erfasst). Das früher überwiegend negativ konnotierte Wort ‚Ausverkauf‘ wird jetzt positiv konnotiert. Angesichts der Veränderungen im Gebrauch dieses Wortes lässt sich vermuten, dass es eine gesellschaftliche Aufwertung erfahren und dass damit auch sein Bedeutungswandel gerade begonnen hat. Das Wort ‚Altpapier‘ hat die negativen Konnotationen verloren und ist heute als neutral konnotiert zu betrachten, auch wenn man hier auf keinen Fall von Bedeutungswandel sprechen kann.

Die Wörter ‚Devisen‘, ‚Dollar‘, ‚der Westen‘, ‚Grenze‘ und ‚Ausland‘, früher sehr stark emotional geladen, sind heute neutral. Wie bei den anderen in dieser Arbeit genannten und analysierten Wörtern ist dies als Folge der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Transformationen zu sehen; es muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass bei den Wörtern aus

der „Auslands-Gruppe“ die Veränderungen besonders aussagekräftig sind. In der Zeit der Volksrepublik Polen wurden mit ihnen Konzepte wie ‚Wohlstand‘, ‚Luxus‘, ‚hohe Qualität‘, ‚Schönheit‘, auch ‚Freiheit‘ usw. verbunden, jetzt ist der „Zauber“ – für die Sprecher der polnischen Sprache – verloren gegangen.

Abschließend ist zu betonen, dass die vorgeschlagenen Konnotationsmodelle in erster Linie als Ausgangspunkt für weitere linguistische Analysen zu betrachten sind. Eine gute Basis für weitere Forschung können die von BARTMIŃSKI (1988: 177) für seine „kognitive Definition“ formulierten Voraussetzungen bieten.⁶

Literatur

- APRESJAN, Jurij D. (1974): *Leksičeskaja semantika. Sinonimčeskie sredstva jazyka* [Lexikalische Semantik. Synonymische Sprachmittel]. Moskva: Nauka.
- BLANK, Andreas (1997): *Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen*. Tübingen: Niemeyer.
- BARTMIŃSKI, Jerzy (1988): Definicja kognitywna jako narzędzie opisu konotacji [Kognitive Definition als Mittel zur Beschreibung von Konnotationen]. In: BARTMIŃSKI, Jerzy (Hg.): *Konotacja* [Konnotation]. Lublin: UMCS, 169–182.
- BUSSE, Dietrich (2005): Etymologie und Wortgeschichte II: Semantischer Wandel in traditioneller Sicht. In: CRUSE, D. Alan / HUNDSNURSCHER, Franz / JOB, Michael / LUTZEIER, Peter Rolf (Hg.): *Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschatzen*. 2. Halbband. Berlin / New York: de Gruyter, 1306–1324.
- CROFT, William / CRUSE, D. Alan (2007): *Cognitive Linguistics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- EVANS, Vyvyan / GREEN, Melanie (2006): *Cognitive Linguistics: An Introduction*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- FIX, Ulla / GARDT, Andreas / KNAPE, Joachim (Hg.) (2009): *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*. Bd. 2. Berlin: Walter de Gruyter.
- HELLMANN, Manfred (1980): Deutsche Sprache in der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik. In: ALTHAUS, Hans-Peter / HENNE, Helmut / WIEGAND, Herbert Ernst (Hg.): *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Tübingen: Niemeyer, 519–527.
- KAPUŚCIŃSKI, Ryszard (2005): *Meine Reisen mit Herodot*. Übers. von Martin POLLACK. Frankfurt/M.: Eichborn.
- KLEMPERER, Victor (1966): *Notizbuch eines Philologen*. Darmstadt: Metzler.
- KONSTANTINIDOU, Magdalene (1997): *Sprache und Gefühl. Semiotische und andere Aspekte einer Relation*. Hamburg: Busse.
- KOSIŃSKI, Krzysztof (2002): *Nastolatki '81. Świadomość młodzieży w epoce „Solidarności”* [Teenager '81. Das Bewusstsein der Jugendlichen zur Zeit der „Solidarność“]. Warszawa: Trio.

⁶ a. Die Analyse des Wortes im Sprachsystem

b. Die Analyse des Wortes in geschriebenen Texten

c. Interviews mit Informanten/Sprechern der untersuchten Sprache

d. Auswertung soziologischer und ethnographischer Materialien zum Gebrauch des betreffenden Gegenstands in der Kultur sowie zum Verhalten der Sprachbenutzer gegenüber dem Gegenstand (BARTMIŃSKI 1988: 177, deutsche Fassung nach SEEMANN 2009: 60).

- KOSIŃSKI, Krzysztof (2006): *Oficjalne i prywatne życie młodzieży w czasach PRL* [Offizielles und Privatleben von Jugendlichen zur Zeit der Volksrepublik Polen]. Warszawa: Rosner i Wspólnicy.
- KUROŃ, Jacek / ŻAKOWSKI, Jacek (2006): *PRL dla początkujących* [Volksrepublik Polen für Anfänger]. Wrocław: Wydawnictwo Dolnośląskie.
- MENTZEL, Zbigniew (1990): *Pod kreską. Ostatnie kwartaty PRL* [Unter dem Strich. Die letzte Zeit der Volksrepublik Polen]. Londyn: Puls.
- PAJDZIŃSKA, Anna (1988): Udział konotacji leksykalnej w motywacji frazeologizmów [Der Anteil der lexikalischen Konnotation an der Motivation von Phraseologismen]. In: BARTMIŃSKI, Jerzy (Hg.): *Konotacja* [Konnotation]. Lublin: UMCS, 67–82.
- PANASIUK, Igoł (2005): *Kulturelle Aspekte der Übersetzung. Anwendung des ethnopsycholinguistischen Lakunen-Modells auf die Analyse und Übersetzung literarischer Texte*. Münster: LIT Verlag.
- Polska Kronika Filmowa (1973/37B): *Lubimy patrzeć*.
- Polska Kronika Filmowa (1983/6): *Życie na talony*.
- PÖRINGS, Ralf / SCHMITZ, Ulrich (Hg.) (2003): *Sprache und Sprachwissenschaft. Eine kognitiv orientierte Einführung*. Tübingen: Narr.
- RÖSSLER, Gerda (1979): *Konnotationen: Untersuchungen zum Problem der Mit- und Nebenbedeutungen*. Wiesbaden: Steiner.
- SEEMANN, Katinka (2009): *Zur Frage einer spezifischen Konnotation deutscher Lehnwörter im Polnischen. Diachrone Studien an synonymischen Konstellationen* (Habilitationsschrift). Oldenburg; http://oops.uni-oldenburg.de/volltexte/2010/1077/pdf/seemann_katinka_diss.pdf [Zugriff am 09.09.2011].
- SKOTARCZAK, Dorota (2004): *Obraz społeczeństwa PRL w komedii filmowej* [Das Bild der Gesellschaft der Volksrepublik Polen in Filmkomödien]. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM.
- Słownik Języka Polskiego* (1978) (Hg. von Mieczysław SZYM CZAK), Warszawa 1978: PWN.
- SOWIŃSKI, Paweł (2005): *Wakacje w Polsce Ludowej. Polityka władz i ruch turystyczny (1945–1989)* [Ferien in der Volksrepublik Polen. Die Politik der Obrigkeiten und der Fremdenverkehr (1945–1989)]. Warszawa: Trio.
- STEDJE, Astrid (2007): *Deutsche Sprache gestern und heute*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- TKACZOW, Barbara et al. (2009): Wszystkie światła na Sopot [Alle Lichter auf Sopot]. In: KOCHANOWSKI, Jerzy (Hg.): *Historia PRL* [Geschichte der Volksrepublik Polen] (10). Warszawa: Axel Springer, Bd. 1–25, 30–39.
- TOKARSKI, Ryszard (1987): *Znaczenie słowa i jego modyfikacje w tekście* [Die Wortbedeutung und ihre Modifikation im Text]. Lublin: UMCS.
- TOKARSKI, Ryszard (1988): Konotacja jako składnik treści słowa [Konnotation als Bestandteil des Wortinhalts]. In: BARTMIŃSKI, Jerzy (Hg.): *Konotacja* [Konnotation]. Lublin: UMCS, 35–54.
- TOKARSKI, Ryszard (1989): Poziomy konotacji semantycznej [Ebenen semantischer Konnotation]. In: *Język a kultura* II, Wrocław, 61–72.
- Uniwersalny słownik języka polskiego* (Hg. Stanisław DUBISZ), Warszawa 2006, Bd. 1–4, PWN.
- WARCHOŁ-SCHLOTTMANN, Małgorzata (2009): *Polnische Sprache nach der Wende 1989*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- WIERZBICKA, Anna (1997): *Understanding Cultures through Their Key Words: English, Russian, Polish, German, and Japanese*. New York Oxford : Oxford University Press.
- ZBLEWSKI, Zdzisław (2008): *Abecadło PeeReLu* [Das Alphabet der Volksrepublik Polen]. Kraków: Znak.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Iwona Legutko-Marszałek
Universität Gdańsk

Empirische Untersuchungen zur Sprachverarbeitung. Eine kritische Zusammenstellung

Empirical research concerning linguistic processing. – The following article focuses on significant empirical research concerning linguistic processing with the help of two methods: fMRI and PET. The research shows that various brain structures, not only the Broca's area and the Wernicke's area, are engaged in language processes. Furthermore, the processes of language perception activate structures of the right cerebral hemisphere. It should be emphasized, however, that the results of the research are ambiguous and due to technical reasons a thorough analysis and observation of brain's activity during the linguistic production is not possible yet.

Badania empiryczne dotyczące procesów przetwarzania językowego. – Niniejszy artykuł jest zestawieniem wyników istotnych badań empirycznych dotyczących procesów przetwarzania językowego za pomocą metod fMRI oraz PET. Z badań tych wynika, że w procesy językowe zaangażowanych jest wiele struktur mózgowych, a nie tylko regiony Broca i Wernicke. Ponadto procesy przetwarzania językowego aktywują również struktury prawej półkuli mózgowej. Należy jednak zaznaczyć, że wyniki tych badań nie są jednoznaczne i w dalszym ciągu z przyczyn technicznych nie jest możliwa dokładna analiza i obserwacja pracy mózgu podczas percepcji i produkcji językowej.

1. Vorbemerkung: Sprachverarbeitung und Möglichkeiten ihrer Erforschung

Sprachverarbeitung ist ein komplexer Vorgang, der eine Reihe von separaten untergeordneten Prozessen integriert. Eine wichtige Eigenschaft von Sprache besteht darin, dass wir sie als Mittel anwenden können, um nicht nur unsere Gedanken mündlich oder schriftlich auszudrücken, sondern auch von jemand anderem verfasste Äußerungen zu verstehen. Sprache tritt demnach in zwei Modalitäten auf: akustisch und visuell. Das Hören und Sprechen wird i.a.R. in den ersten Lebensjahren beiläufig erworben und ermöglicht die zwischenmenschliche Kommunikation, während Lesen und Schreiben erst später gelernt wird und vor allem der Festhaltung des flüchtigen Sprachflusses dient. Das hat Implikationen für die Sprachverarbeitungsprozesse. Während Hören und Sprechen beispielsweise hoch automatisiert ist, ist Lesen und Schreiben in unterschiedlichem Maße automatisiert. Die Sprachverarbeitungsprozesse lassen sich auch unterschiedlich untersuchen, d.h. die Sprachproduktion lässt sich aus psychologischer Sicht schwieriger als die Sprachrezeption erfassen. Bei Experimenten zur Rezeption ist nach SCHADE (2003) die sprachliche Eingabe kontrollierbar, indem sie im Experiment

vorgegeben wird. Bei einem Produktionsexperiment ist lediglich das kontrollierbar, was die Produktion auslösen soll. Die eigentliche Ausgangsinformation des Produktionsprozesses, die Intention, ist dagegen nicht kontrollierbar. Darüber hinaus lässt sich das Resultat des Produktionsprozesses nur unter Umständen einschränken und damit kontrollieren. Je stärker aber die Versuchspersonen auf bestimmte Antwortäußerungen festgelegt werden, desto weniger aussagekräftig ist das Ergebnis eines Experiments in Hinblick auf Sprachproduktion unter nicht-experimentellen Bedingungen. Aus diesem Grunde gibt es zahlreiche Untersuchungen zur sprachlichen Rezeption, während die Sprachproduktion meistens mittels verschiedener Modelle veranschaulicht wird. In die detaillierte Funktionsweise des Gehirns während der Sprachverarbeitung haben wir jedoch keinen Einblick, weil diese dynamischen Prozesse auf neuronaler Aktivität basieren, sehr schnell, parallel und räumlich nah aneinander verlaufen und sogar die tiefgelegenen Gehirnstrukturen integrieren, so dass es noch an technischen Geräten fehlt, um diese Nuancen differenziert zu erfassen.

2. Bildgebende Verfahren in kognitionspsychologischen Experimenten: fMRI, PET

Die bildgebenden Verfahren, wie die funktionelle Magnetresonanztomographie (fMRI) oder die Positronen-Emissions-Tomographie (PET), versuchen zwar, die komplizierten Sprachverarbeitungsprozesse abzubilden, jedoch werden die Möglichkeiten dieser Methoden bezüglich der zeitlichen Auflösung eingeschränkt. Außerdem ist wegen einer relativ hohen Anfälligkeit der fMRI für Bewegungsartefakte des Sprechapparates oder der Handbewegungen die Untersuchung der Sprachproduktion ausgeschlossen.

Die **funktionelle Magnetresonanztomographie** (fMRI), auch Kernspintomographie genannt, macht sich die magnetischen Eigenschaften des cerebralen Gewebes zur Erzeugung von strukturellen wie funktionellen Schnittbildern des Gehirns zu Nutze. Insbesondere die Protonen des Wasserstoffatoms eignen sich aufgrund ihres Eigendrehimpulses, der sensitiv für magnetische Momente ist, als Medium. Im Rahmen der fMRI hat sich ein Verfahren bewährt, welches indirekt die lokale Konzentration von Blutsauerstoff im Kapillarbett als Indikator neuronaler Aktivität bestimmt und als **BOLD-Kontrast** (Blood Oxygen Level Dependent) bezeichnet wird (vgl. MEYER 2003: 182). Infolge der erhöhten Stoffwechselprozesse bei der Aktivierung eines Hirnareals kommt es zu einem Abfall der lokalen Blutsauerstoffkonzentration, welcher mit einer Latenz von 5–8 Sekunden durch die verstärkte Heranführung von oxygeniertem Hämoglobin kompensiert wird. Volumen und Geschwindigkeit dieser hämodynamischen Reaktion (HR) werden von der fMRI registriert. Da sauerstoffreiches Blut magnetisch neutral ist, können Stärke und Ort einer selektiven Aktivierung indirekt über den Anteil der desoxygenierten Hämoglobinmoleküle im Blut rekonstruiert werden. Im Gegensatz zur PET-Methode kann die fMRI prinzipiell die hämodynamische Reaktion auf ein einziges flüchtiges neuronales Ereignis aufzeichnen und darstellen, wobei sich die Stärke einer hämodynamischen Reaktion approximativ linear zur Stärke der vorausgegangenen neuronalen Aktivierung verhält. Dieses Prinzip gestattet demzufolge die Zuordnung einer spezifischen hämodynamischen Reaktion zu der Präsentation und Verarbeitung eines einzelnen experimentellen Stimulus und findet unter der Bezeichnung **ereigniskorrelierte fMRI**

vermehrt Anwendung im Zusammenhang mit kognitionspsychologischen Experimenten zur Funktionslokalisation.

Die Methode der **Positronen-Emissions-Tomographie** (PET) bedient sich der Messung des regionalen cerebralen Blutflusses im Gehirn, die ein indirekter Indikator einer selektiven Aktivierung ist. Zur Registrierung des regionalen cerebralen Blutflusses werden dem Körper durch Injektion schwach radioaktivmarkierte Substanzen in geringer Menge zugeführt. Im Gehirn kommt es infolge der Zerfallseigenschaft der oxygenierten Radionukleide zu einer Emission von Positronen, die dort am deutlichsten ist, wo, bedingt durch erhöhte neuronale Aktivität, der stärkste regionale cerebrale Blutfluss auftritt (vgl. MEYER 2003: 182). Die räumliche Auflösung dieses Verfahrens ist relativ gut. Allerdings erlaubt die zeitliche Auflösung keine Aussagen über Prozesse in Echtzeit. Aus diesem Grund werden Ergebnisse dieser Methode zur Identifikation der Subsysteme selbst, nicht jedoch ihrer zeitlichen Verarbeitungscharakteristika herangezogen. Alle PET-Studien arbeiten mit dem so genannten Subtraktionsparadigma, welches auf der Annahme der Additivität von kognitiven Funktionen und der ihr zugrunde liegenden neuronalen Prozesse beruht. Die einfache Version dieses Paradigmas untersucht Probanden in zwei Aufgaben. Meist involvieren beide Aufgaben eine Reihe von gemeinsamen Prozessen. Kritisch ist jedoch, dass nach Möglichkeit ein Subprozess nur in der Zielaufgabe, nicht aber in der Baseline-Aufgabe, enthalten ist. Durch Subtraktion der Hirnaktivität der Baseline-Aufgabe von der Zielaufgabe hofft man, die neuronale Aktivität eines der zu untersuchenden Subprozesse zu isolieren. Dieses Paradigma hat seine Schwächen, die zum einen darin begründet sind, dass nicht immer nur ein relevanter Subprozess isoliert werden kann, und zum anderen, dass die Annahme der Additivität nicht haltbar ist, da es zu Interaktionen zwischen Prozessen und Aufgaben kommen kann (vgl. FRIEDERICI / HAHNE / MECKLINGER 1996). Angesichts der Tatsache, dass die fMRI bezüglich der zeitlichen und räumlichen Auflösung der PET deutlich überlegen ist, hat sich diese Methode zur Erforschung der Sprachverarbeitung durchgesetzt. Es muss zusätzlich betont werden, dass die fMRI im Gegensatz zur PET nicht invasiv ist, was sicherlich dazu beigetragen hat, dass die fMRI in der Sprachforschung die PET verdrängt hat.

3. Untersuchung von einzelnen Subprozessen der Sprachverarbeitung

3.3. Verarbeitung phonetisch-phonologischer Informationen

Sprachverstehen spielt sich in der Zeit ab. Es ist also ein Prozess, bei dem die phonologischen, lexikalisch-semantischen und syntaktischen Subprozesse zeitlich koordiniert werden müssen. Auf Grund der funktionalen Unterschiede dieser Subprozesse ist es wahrscheinlich, dass diese von verschiedenen Hirnarealen oder neuronalen Netzwerken unterstützt werden. Um die möglichst isolierte Verarbeitung phonologischer Information unabhängig von der Modalität zu untersuchen, wurden so genannte **Pseudowörter** verwendet (z.B. FIEZ / RAICHLÉ / BALOTA / TALLAL / PETERSEN 1996). Als Pseudowort bezeichnet man die Kombination von Silben, die den phonetisch-phonologischen Regeln einer Sprache folgen, aber keine Bedeutung tragen (z.B. *fögern*, *klampig*, *Barf* in der deutschen Sprache oder *derpać*, *rampki*, *łokawy* in der polnischen). FRIEDERICI, MEYER und CRAMON (2000) haben in einer

ereigniskorrelierten fMRI-Studie die akustisch dargebotenen Pseudowörter untersucht und eine bilaterale Anregung im mittleren Abschnitt des superioren temporalen Gyrus, d.h. des oberen Temporallappens, während der phonologischen Verarbeitung beobachtet. In anderen Untersuchungen (z.B. BINDER / RAO / HAMMEKE 1994; FIEZ / RAICHLE / BALOTA / TALLAL / PETERSEN 1996) ließ sich zusätzlich eine frontale Aktivierung im linken inferioren frontalen Sulcus nachweisen. HERBSTER, MINTUN und NEBES (1997) haben die visuelle Verarbeitung phonologischer Information in Form von Pseudowörtern untersucht und konnten auch die Aktivierung der Broca-Region im inferioren frontalen Gyrus beobachten. Aus diesen Untersuchungen geht hervor, dass die Verarbeitung phonologischer Information in der auditiven Modalität vorwiegend bilateral in distinkten Arealen des superioren temporalen Gyrus stattfindet. Nur in den Studien, in denen besonders die phonologischen Merkmale der sprachlichen Stimuli fokussiert wurden, konnte man auch eine signifikante Beteiligung frontaler Areale registrieren. In der visuellen Modalität dagegen erweist sich die Aktivierung des inferioren frontalen Gyrus bei der phonologischen Verarbeitung als obligatorisch. MEYER (2003:184) sieht eine mögliche Ursache dafür in einer notwendigen Graphem-Phonem-Transformation bei der visueller Verarbeitung von phonologischen Informationen. Auch die PET-Studien (vgl. PETERSEN / FOX / POSNER / MINTUN / RAICHLE 1989; ZATORRE / EVANS / MEYER / GJEDDE 1992) zur akustischen Wahrnehmung und zur akustischen Wortverarbeitung legen nahe, dass der superiore temporale Gyrus der linken und der rechten Großhirnhemisphäre für die perzeptuelle Analyse sprachlicher Signale, d.h. wenn Probanden passiv sprachliche Stimuli hören, zuständig sind. Die posteriore Region des linken superioren temporalen Gyrus sowie des temporalen Oberculums unterstützt gezielt die Verarbeitung gesprochener Sprache (vgl. PETERSEN / FOX / POSNER / MINTUN / RAICHLE 1989; ZATORRE / MEYER / GJEDDE / EVANS 1996). PRICE et al. (1992) fanden zusätzlich heraus, dass der regionale Blutfluss linear mit der Präsentationsrate von Wörtern im linken und rechten primären auditorischen Kortex ansteigt, aber im linken posterioren superioren temporalen Gyrus (Wernicke-Areal) konstant bleibt. Interessanterweise zeigen die PET-Studien für die Verarbeitung von phonologischen Information auch Aktivierung links anterior in oder in der Nähe des Broca-Areals. Dies trifft insbesondere bei Aufgaben zu, die eine genaue Analyse phonetischer Einheiten oder Sequenzen verlangen (vgl. ZATORRE / MEYER / GJEDDE / EVANS 1996).

Wie wir sehen, kommen sowohl die PET- als auch die fMRI-Untersuchungen zu ähnlichen Ergebnissen bezüglich der phonologischen Verarbeitung. Es konnte erwartungsgemäß gezeigt werden, dass das Hören und Lesen von Sprache primär-auditorische und primär-visuelle Regionen des Großhirns aktiviert. Die Broca-Region selbst scheint weniger bedeutsam als ursprünglich angenommen. Eines ist sicher: In der visuellen Modalität werden andere kortikale Regionen aktiviert als in der auditiven. Während der akustischen Sprachverarbeitung wird vor allem die Aktivierung des oberen Temporallappens in beiden Gehirnhälften registriert und beim Lesen geschriebener Wörter war die Aktivität des Gehirns vor allem auf der Unterseite des Temporallappens zu finden (vgl. HERRMANN / FIEBACH 2007:22). Die genauere phonetische Analyse aktiviert zusätzlich den linken frontalen Hirnbereich des Broca-Areals.

3.4. Verarbeitung syntaktischer Informationen

Im Zusammenhang mit den syntaktischen Sprachverarbeitungsprozessen wird regelmäßig auf die herausragende Rolle des inferioren frontalen Kortex der linken Hemisphäre, insbesondere des Broca-Areals, hingewiesen (z.B. ZURIF / SWINNEY 1994). Bezüglich der strukturellen Verarbeitung untersuchten MEYER, FRIEDERICI und CRAMON (2000) in einer auditiven fMRI-Studie, ob und inwiefern sich die Verarbeitung syntaktisch inkorrekturer im Vergleich zu korrekten Sätzen in der Stärke der lokalen hämodynamischen Reaktion manifestiert. Beim Vergleich der bedingungsspezifischen Aktivierungsmuster stellte sich heraus, dass der gesamte linke supratemporale Kortex wesentlich stärker in die Verarbeitung der inkorrekten Sätze involviert war. Dies galt im Besonderen für das anterior zum Heschlschen Gyrus gelegene Planum polare im temporalen Operculum (vgl. MEYER 2003:185). Die Verarbeitung syntaktischer Informationen auf der Satzebene im Vergleich zu einer syntaxfreien Aufzählung von Inhaltswörtern ging auch in einer anderen auditiven ereigniskorrelierten fMRI-Studie von FRIEDERICI, MEYER und CRAMON (2000) mit einer nachweisbar stärkeren Aktivierung im Planum polare beider Hemisphären einher. Bei der Verarbeitung von Pseudosätzen, die die syntaktische Information fokussierten, wurde beispielsweise das tiefe frontale Operculum in unmittelbarer Nähe des Broca-Areals beteiligt, während die Verarbeitung normaler Sätze im Kontext desselben Experiments keinerlei frontale Aktivierung auslöste (vgl. MEYER 2003:186). In den Pseudosätzen werden die Wortbedeutungen eliminiert, d.h. Inhaltswörter werden vollständig durch phonologisch legale und grammatisch eindeutig flektierte Pseudowörter ersetzt, so dass die syntaktische Struktur erhalten bleibt, z.B. *Der gapföge R6gel t6ppelt das Lomb*. Die Aktivierung von frontalen Hirnregionen w6hrend der Verarbeitung von Pseudos6tzen k6nnte auf die Suche nach einer fehlenden Verbindung zu Konzepten f6r sprachliche Einheiten hinweisen. Nach dem lexikalischen Zugriff wird normalerweise die entsprechende au6ersprachliche Wissensrepr6sentation aktiviert. In diesem Fall wird dieser Prozess gest6rt, weil die Zugriffsrepr6sentation im mentalen Lexikon einfach nicht existiert, so dass die Verbindung zum entsprechenden Begriff nicht erstellt werden kann.

In einer PET-Studie lie6en STROMSWOLD et al. (1996) Probanden Subjekt- und Objektrelativs6tze lesen und fanden selektive Aktivierung als Funktion der syntaktischen Komplexit6t in der Pars opercularis der dritten Stirnhirnwindung links (Broca-Areal). Im Vergleich zur phonologischen Verarbeitung, die die obersten und posterior gelegenen Abschnitte der Pars opercularis ben6tigen, scheint die syntaktische Verarbeitung eher durch deren inferioren Anteil unterst6tzt zu werden. Auch JUST et al. (1996) konnten in 6hnlich konzipierter fMRI-Studie ebenfalls die Aktivierung der dritten Stirnwindung in der linken Gehirnh6lfte und des Wernicke-Areals bei der Verarbeitung von komplexen S6tzen beobachten. Dar6ber hinaus erwiesen sich auch die rechtshemisph6rischen homologen Areale als aktiv. Beide Areale scheinen bei der Satzverarbeitung bilateral aktiv, jedoch ist es vor allem das Broca-Areal links, das f6r die syntaktische Verarbeitung zust6ndig ist (vgl. FRIEDERICI / CRAMON 1999: 329). Sowohl visuelle als auch auditive Studien zur Satzverarbeitung berichten 6bereinstimmend 6ber die Beteiligung perisylvischer Strukturen. Eine distinkte Hirnregion als Sitz syntaktischer Funktionen zu benennen, ist aufgrund der heterogenen Resultate jedoch nicht m6glich (vgl. KAAAN / SWAAB 2002). Wie wir anhand der dargestellten Untersuchungen beobachten

konnten, sind sowohl das linke frontale Broca-Areal bzw. das tiefe frontale Operculum als auch der anteriore Abschnitt des superioren temporalen Gyrus als syntaxrelevant identifiziert worden. Die Aktivierung von frontalen Hirnarealen scheint immer mit Prozessen zu tun zu haben, die eine sprachliche Analyse erfordern. Zusätzlich muss noch vermerkt werden, dass auch die rechthemisphärischen Regionen an der syntaktischen Verarbeitung beteiligt sind, was einige Untersuchungen belegen konnten. Die Studien zu den ereigniskorrelierten Potentialen (EKP) (z.B. MECKLINGER / SCHRIEFERS / STEINHAUSEN / FRIEDERICI 1995; FRIEDERICI / CRAMON 1999; FRIEDERICI 2001) zeigen, dass verschiedene Ebenen der syntaktischen Verarbeitung unterschieden werden müssen. Die Ebene, auf der die Phrasenstruktur ermittelt wird, ist unabhängig von semantischen Prozessen. Die Interaktion von syntaktischer und semantischer Verarbeitung folgt erst dann, wenn differenziertere Analysen die thematischen Rollen bzw. ihre Zuordnung zur Phrasenstruktur ermitteln. Ein besonderer Fall liegt vor, wenn weitgehend erstellte syntaktische Strukturen revidiert werden müssen. Dass die Reanalysen dann noch semantikfrei sind, muss man bezweifeln (vgl. ENGELKAMP / ZIMMER 2006: 552). Hier dürfte eher die Semantik die syntaktische Analyse motivieren.

3.5. Verarbeitung der Satzintonation

Zur Untersuchung der Satzintonation wurden im Rahmen einer ereigniskorrelierten fMRI-Studie Sätze auditorisch präsentiert, welche vorher mit einem speziellen Filterverfahren vollständig delexikalisiert wurden (vgl. MEYER / ALTER / FRIEDERICI / LOHMANN / CRAMON 2002). Dieses Verfahren filtert sämtliche akustischen Informationen oberhalb der dritten Harmonischen sowie alle aperiodischen Signale einer sprachlichen Äußerung aus dem Signal, so dass ausschließlich die Satzintonation erhalten bleibt (vgl. MEYER 2003:187). Während der Verarbeitung der Intonationskontur wurden vor allem rechtshemisphärische Areale des perisylvischen Kortex (rolandisches Operculum, Planum temporale, Planum parietale) aktiviert, was sich als abweichend von den Untersuchungsergebnissen zu der links dominanten Organisation semantischer und syntaktischer Verarbeitung erwies. Ein bedeutender Anstieg der hämodynamischen Reaktion kann für die Verarbeitung isolierter prosodischer Informationen im frontoopercularen Kortex, insbesondere im rechten tiefen frontalen Operculum, beobachtet werden. Die Satzintonation aktiviert demnach hauptsächlich die rechtshemisphärischen Regionen, was eigentlich nicht wundert, weil in dieser Gehirnhälfte allgemein die Melodien verarbeitet werden.

4. Mentales Lexikon, sprachliche Bedeutung vs. sprachunabhängiges Konzept

Um Aspekte des mentalen Lexikons zu lokalisieren, wurde in der Studie von FRIEDERICI, MEYER und CRAMON (2000) die explizite Verarbeitung von gehörten Listen semantisch nicht assoziierter Inhaltswörter untersucht. Als hämodynamisches Korrelat dieser Verarbeitung fanden sich eine bilaterale Aktivierung der supratemporalen Areale, deren Maximum in anterioren und mittleren Anteilen des superioren temporalen Gyrus geortet wurde, sowie

kleinere Aktivierungsherde im inferioren frontalen Sulcus beider Hemisphären (vgl. MEYER 2003: 185). Eine Beteiligung des rechten inferioren frontalen Gyrus an der semantischen Verarbeitung einzelner Wörter wurde auch in einer anderen Studie von FRIEDERICI, OPITZ und CRAMON (2000) bestätigt. Diese Tatsache könnte darauf hinweisen, dass die lexikalischen Einheiten die in der rechten Gehirnhälfte gespeicherten Bildrepräsentationen aktiviert haben. Die semantische Verarbeitung in der visuellen Modalität lässt sich dagegen in weit distribuierten inferioren, mittleren und superioren temporalen Arealen lokalisieren (vgl. PRICE / MOORE / HUMPHREYS / WISE 1997). Inferior frontale Areale wurden nur dann aktiviert, wenn im experimentellen Kontext semantische Operationen erforderlich waren, die über die implizite Anforderung eines einfachen lexikalischen Zugriffs hinausgingen (vgl. FIEZ 1997).

Es bleibt festzuhalten, dass sich der Zugriff auf das mentale Lexikon in temporalen Arealen beider Hemisphären manifestiert. Die bilateralen Areale im inferioren frontalen Kortex werden dann involviert, wenn die Komplexität der Verarbeitung durch explizite semantische Funktionen ansteigt. Dies könnte ein Beweis dafür sein, dass man zwischen **sprachlichen Bedeutungen** und **sprachunabhängigen Konzepten** differenzieren sollte und dass über die sprachlichen Bedeutungen die begrifflichen Wissensrepräsentationen aktiviert werden. BIERWISCH und SCHREUDER (1992) unterscheiden z.B. eine Ebene der semantischen Form für die Repräsentation lexikalischer Bedeutung und eine Ebene der konzeptuellen Struktur, die faktisches Wissen und Annahmen enthält, die in der semantischen Form nicht repräsentiert sind. Auf Grund dessen unterscheiden BIERWISCH und SCHREUDER (1992) zwischen lexikalisch-semantischer und konzeptuell-semantischer Verarbeitung. HERRMANN (1995) dagegen negiert eine Repräsentation der Wortsemantik und nimmt in seinem Verarbeitungsmodell direkte Abbildungsprozesse von der Wortform auf das Konzept an. BIERWISCH und SCHREUDER (1992) begründen ihre Meinung mit der Argumentation, dass bereits der lexikalische Eintrag über mehr Information verfügen muss als über die Wortform. Um einzelne Wörter korrekt in einem Satz verwenden zu können, muss nämlich der lexikalische Eintrag neben der phonologischen Information über die Wortform auch über syntaktische Informationen (z.B. über Wortkategorie bei allen lexikalischen Elementen, über Verb-Argument-Struktur-Information bei Verben, bzw. Genusinformation bei Nomen) verfügen. Außerdem nehmen sie an, dass semantische Informationen im lexikalischen Eintrag in Form von Bedeutungsmerkmalen spezifiziert sind. Diese Bedeutungsmerkmale müssen so vollständig sein, dass sie zum einen erlauben, sprachinternen Bedingungen gerecht zu werden (z.B. Selektionsbedingungen eines Verbs bezüglich seiner Argumente) und zum anderen Abbildungen auf entsprechende Konzepte ermöglichen. Andererseits seien die lexikalisch-semantischen Repräsentationen weitaus weniger reichhaltig als konzeptuelle Repräsentationen, die neben Weltwissen auch episodisches Wissen mit kodieren. Wir vertreten auch die Meinung, dass mit dem Zugriff auf einen lexikalischen Eintrag alle sprachlichen Informationen aktiviert werden, die mit diesem Eintrag zusammenhängen. Darüber hinaus haben die sprachlichen Einheiten, die im mentalen Lexikon gespeichert sind, eine Verbindung zu außersprachlichen Gedächtniskomponenten, wie das deklarative oder das prozedurale Gedächtnis. Funktionell neuroanatomische Studien, die eine mögliche Unterscheidung zwischen lexikalisch-semantischem und konzeptuell-semantischem Wissen direkt untersuchen, sind nicht bekannt. Die Frage nach der sprachlichen Bedeutung einerseits und der nichtsprachlichen konzeptuellen

Wissensrepräsentation andererseits lässt sich auch nur schwer empirisch überprüfen, da wahrscheinlich sowohl bei der Worterkennung als auch bei der Objekt-Bildererkennung ähnliche Hirnareale aktiviert sind, da mit dem Erkennen eines Objektbildes zugleich auch der Objektname aktiviert wird (vgl. FRIEDERICI / CRAMON 1999: 322).

Insgesamt belegen die dargestellten Studien, dass die primär und automatisch lexikalisch-semantische Verarbeitung eher die temporale Gehirnregion und den medio-basalen Schläfenlappen links involviert, die kontrollierten semantischen Prozesse dagegen, die Gedächtnisaspekte beinhalten, den inferioren präfrontalen Kortex links zu involvieren scheinen. Die lexikalisch-semantische Integration verlangt einen Abgleich mit der semantischen Kontextinformation und dem momentan aktivierten Element. Dieser Abgleich bezieht wahrscheinlich nicht nur primär linguistische Subsysteme ein, sondern auch außerlinguistische, konzeptuell-semantische Systeme. FRIEDERICI und CRAMON (1999: 328) nehmen an, dass vermutlich die obere und die mittlere Schläfenlappenwindung der dominanten Großhirnhemisphäre das Lexikon modalitätsunabhängig repräsentiert. Dieses mentale Lexikon ist als abstrakte Repräsentation gedacht, die nicht nur die Wortform für jedes lexikalische Element, sondern darüber hinaus auch Informationen syntaktischer Art (z.B. Wortkategorie und ihre Funktion) und Informationen semantischer Art enthält. Wir stimmen dem Konzept zu und definieren das mentale Lexikon als Speicherinstanz für lexikalische Einheiten, die als Zugriffsrepräsentationen auf alle sprachlichen Informationen zu verstehen sind (vgl. LEGUTKO-MARSZALEK 2008). Wenn wir also im Sprachverarbeitungsprozess auf einen lexikalischen Eintrag zugreifen, werden zugleich die mit diesem Eintrag verbundenen phonetisch-phonologischen, graphemischen, morphologischen, semantischen, syntaktischen und pragmatischen Informationen aktiviert.

Wir differenzieren auch zwischen einer sprachlichen Bedeutung und einem nichtsprachlichen Konzept (vgl. LEGUTKO-MARSZALEK 2007). Während sprachliche Bedeutung als semantische Repräsentation und Teilinformation einer lexikalischen Einheit zu verstehen ist, bilden Konzepte begriffliche Wissensrepräsentationen und sind nicht an das sprachliche System gebunden. Die Daten aus der Aphasieforschung und der PET-Forschung zusammen mit denen aus der EKP-Forschung deuten darauf hin, dass vor allem der Temporallappen links, aber auch rechts, die Verarbeitung lexikalisch-semantischer Information unterstützt. Lexikalischer Zugriff und Identifikation der Bedeutung scheinen 400 ms nach der Präsentation des Stimulus abgeschlossen zu sein (vgl. FRIEDERICI / CRAMON 1999: 333). Die PET-Studien von PETERSEN et al. (1989) legen nahe, dass die visuelle Wortformrepräsentation im linken extrastriären visuellen Kortex liegt. Das leise Lesen von Wörtern wurde mit dem visuellen Verarbeiten einfacher visueller Reize verglichen. Die visuelle Präsentation von Wörtern evokierte die bilaterale Aktivierung des extrastriären visuellen Kortex, nicht jedoch des Temporallappens. Das bloße Lesen oder Betrachten von Wörtern erfordert keine Aktivierung des mentalen Lexikons, weil die Wörter in keinen sprachlichen Zusammenhängen vorzufinden sind und nicht analysiert werden müssen. In diesem Fall könnte das Wort als ein Muster betrachtet werden, so dass es vom Gehirn nicht als sprachliche Einheit erkannt, d.h. seine Bedeutung nicht abgerufen wird.

In einer anderen Studie (PETERSEN / FOX / SNYDER / RAICHLER 1990) produzierten sowohl Wörter als auch Nichtwörter Aktivierung im linken medialen extrastriären Kortex (Gyrus

lingualis und Cuneus), wobei Wörter zusätzliche Aktivität im linken inferioren frontalen Kortex zeigten. Diese beiden Studien werden als Evidenz dafür angesehen, dass orthographische Enkodierung im linken medialen extrastriären Kortex anzusiedeln ist. Der Befund, dass bedeutungstragende Wörter, nicht aber Nichtwörter, Aktivierung im linken inferioren frontalen Kortex hervorriefen, wird als Beleg dafür gewertet, dass diese frontale Region semantische Verarbeitungsprozesse unterstützt. Wir meinen aber, dass dieses Gehirnareal immer dann aktiviert wird, wenn auf die begrifflichen Wissensrepräsentationen zugegriffen wird. Die Verarbeitung von Inhaltswörtern aktiviert diesen Gehirnteil immer dann, wenn eine semantische Analyse erforderlich ist. Die Verarbeitung von sprachlichen Bedeutungen, genauso wie von Pseudowörtern, verursacht keine Aktivierung dieser Region.

5. Das Modell des auditiven Sprachverstehens

Aus den EKP-Daten kann man in Verbindung mit Daten aus fMRI-Studien ein vorläufiges neuroanatomisches Modell des auditiven Sprachverstehens generieren (vgl. FRIEDERICI / KOTZ 2003). Auditive Reize verursachen zunächst eine sensorische Verarbeitung bilateral in dem primären Hörkortex (Heschl Gyrus). Zusammen mit umgebenden Arealen (Wernicke-Areal) führen diese Strukturen eine phonologische Analyse durch, d.h. die Identifikation der wahrgenommenen Laute und die prälexikalische Integration. Für Personen mit einem linkshemisphärischen Sprachzentrum sind es Strukturen in der linken Hemisphäre. Dann folgt die syntaktisch-strukturelle Verarbeitung, d.h. die Bestimmung der Verb-Argument-Struktur und der thematischen Rollen, Satzart- und Tempus-Modus-Genus-Identifizierung. Sie findet dominant im linken anterioren oberen temporalen Gyrus statt. Allerdings sind auch inferiore Bereiche des frontalen Stirnhirns beteiligt (Broca-Areal), die gewöhnlich mit der Sprachproduktion in Zusammenhang gebracht werden. Diese frontalen Aktivierungen sind umso stärker, umso schwieriger die syntaktische Analyse der Sätze ist (vgl. MEYER / ALTER / FRIEDERICI 2003), während sie bei Standardsätzen eher fehlen (vgl. MEYER / ALTER / FRIEDERICI / LOHMANN / CRAMON 2002). Dieser syntaktischen Verarbeitung folgt die semantische, an der dominant posteriore Areale des oberen temporalen Sulcus beteiligt sind.

FRIEDERICI und KOTZ (2003) nehmen noch eine spätere syntaktische Verarbeitung unter Beteiligung der Basalganglien an, die eine syntaktische Integration unter Einbezug semantischer Information leisten soll. Die prosodische Information und paraverbale Komponenten, wie die emotionale Tönung des Gesprochenen, werden im rechten oberen temporalen Gyrus verarbeitet (vgl. MEYER / ALTER / FRIEDERICI 2003), wobei auch hier gilt, dass unterschiedliche Substrukturen an verschiedenen Sprachparametern (Melodie, Tonhöhe, spektrale Information) beteiligt werden (vgl. LATTNER / MEYER / FRIEDERICI 2005). Emotionale und prosodische Informationen werden somit offensichtlich parallel und zunächst unabhängig von der Sprache verarbeitet, allerdings werden sie sehr bald mit dieser integriert, wobei die weiblichen Hörer früher auf diese emotionalen Informationen der Sprache ansprechen als männliche (vgl. SCHIRMER / KOTZ / FRIEDERICI 2002).

6. Schlussbetrachtung

Aus den Betrachtungen zur zeitlichen Dynamik unterschiedlicher Aspekte der Satzverarbeitung ergibt sich eine Unterstützung für diejenigen Modelle der Wortverarbeitung, welche eine sehr frühe Phase der Wortidentifikation annehmen. Dies sollte zwangsläufig der Fall sein, wenn erste Syntax-Operationen der Satzstrukturierung, welche auf Informationen aus dem Lexikoneintrag des Wortes (z.B. Kategorie des Wortes) angewiesen sind, schon ca. 150 bis 200 ms nach der Wahrnehmung des Wortes stattfinden können. Hieraus muss geschlossen werden, dass die Wortverarbeitung zu diesem Zeitpunkt schon so weit fortgeschritten sein muss, dass das Wort erkannt und der zugehörige Lexikoneintrag wenigstens teilweise aktiviert wurde (vgl. HERRMANN / FIEBACH 2007: 42).

Wie wir sehen, laufen die komplizierten Sprachverarbeitungsprozesse zusammen mit allen kognitiven Prozessen im menschlichen Gehirn ab, ohne dass sie bewusst erlebt werden. Von allen Sprachverarbeitungsprozessen wurde die Sprachrezeption am meisten untersucht. Anhand zahlreicher Ergebnisse von bildgebenden Studien zur Sprachverarbeitung können Angaben zur kortikalen Repräsentation der verschiedenen Verarbeitungsstufen gemacht werden. So ist es unbestritten, dass frühe akustische Verarbeitung von Sprache im primären Hörkortex stattfindet, weil diese Gehirnstrukturen für die Wahrnehmung jeglicher Signale zuständig sind. Die Identifikation von Phonemen, d.h. die prälexikalische Analyse, wird im sekundär-auditorischem Kortex durchgeführt. Die Erkennung der akustischen Wortform wird superior-posterioren Regionen des linken Temporallappens zugeschrieben und findet 100 bis 150 ms nach Hören des Wortes statt (vgl. FRIEDERICI 2002). Als nächste Verarbeitungsschritte folgen die Identifikation der Wortkategorie im superior-anterioren Temporallappen (150–200 ms), die Aktivierung des Lexikoneintrags im mittel-posterioren Temporallappen und die Verwendung dieser Information zum Aufbau eines mentalen Abbildes der Struktur des Satzes im Temporallappen (300–500 ms). Höhere semantische Funktionen scheinen wiederum auf andere Regionen des Temporallappens zurückzugreifen (vgl. HERRMANN / FIEBACH 2007: 44). Die Prozesse, die komplexe sprachliche Analysen erfordern, aktivieren auch die frontalen Gehirnregionen (Broca-Areal). Dabei muss noch hinzugefügt werden, dass sich die Untersuchungsergebnisse nicht immer eindeutig interpretieren lassen. Allerdings wird die Sprachfunktion des Gehirns nicht ausschließlich auf Regionen der Großhirnrinde begrenzt. Die subkortikalen Areale sind in viele sensorische, motorische und kognitive Prozesse involviert, so auch in die Sprachverarbeitung. Anders als bisher gedacht, werden in großem Maße auch die rechthemisphärischen Teile des Gehirns in Sprachverarbeitungsprozessen aktiviert.

Literatur

- BIERWISCH, M. / SCHREUDER, R. (1992): From concepts to lexical items. In: *Cognition* 42, 23–60
- BINDER, J.R. / RAO, S.M. / HAMMEKE, T.A. (1994): Functional MRI of human auditory cortex. In: *Annales of Neurology* 35, 662–672.
- ENGELKAMP, J. / ZIMMER, H.D. (2006): *Lehrbuch der kognitiven Psychologie*. Göttingen / Bern / Wien / Toronto / Seattle / Oxford / Prag: Hogrefe.

- FIEZ, J.A. (1997): Phonology, semantics, and the role of the left inferior prefrontal cortex. In: *Human Brain Mapping* 5, 79–83.
- FIEZ, J.A. / RAICHLER, M.E. / BALOTA, D.A. / TALLAL, P. / PETERSEN, S.E. (1996): PET activation of posterior temporal regions during auditory word presentation and verb generation. In: *Cerebral Cortex* 6, 1–10.
- FRIEDERICI, A.D. (2002): Towards a neural basis of auditory sentence processing. In: *Trends in Cognitive Sciences* 6, 78–84.
- FRIEDERICI, A.D. (2001): Event-related brain potentials and aphasia. In: BERNDT, R.S. (Hg.): *Handbook of Neuropsychology* (Vol.3). New York: Elsevier Science.
- FRIEDERICI, A.D. / CRAMON, D.Y. (1999): Neurobiologische Grundlagen des Sprachverstehens. In: FRIEDERICI, A. (Hg.) *Enzyklopädie der Psychologie. Sprachrezeption*. Göttingen – Bern – Toronto – Seattle: Hogrefe, 309–340.
- FRIEDERICI, A.D. / HAHNE, A. / MECKLINGER, A. (1996): Temporal structure of syntactic parsing: Early and late event-related brain potential effects. In: *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, Cognition* 22(5), 1219–1248.
- FRIEDERICI, A.D. / KOTZ, S.A. (2003): The brain basis of syntactic processes: functional imaging and lesion studies. In: *NEUROIMAGE* 20, Suppl. 1, 8–17.
- FRIEDERICI, A.D. / MEYER, M. / CRAMON, D.Y. (2000): Auditory language comprehension: An event-related fMRI study on the processing of syntactic and lexical information. In: *Brain and Language* 74, 289–300.
- FRIEDERICI, A.D. / OPITZ, B. / CRAMON, D.Y. (2000): Segregating semantic and syntactic aspects of processing in the human brain: A fMRI investigation of different word types. In: *Cerebral Cortex* 10, 698–705.
- HERBSTER, A.N. / MINTUN, M.A. / NEBES, R.D. (1997): Regional cerebral blood flow during word and nonword reading. In: *Human Brain Mapping* 5, 84–92.
- HERRMANN, CH. / FIEBACH, CH. (2007): *Gehirn und Sprache*. Frankfurt am Main: Fischer.
- HERRMANN, TH. (1995): *Allgemeine Sprachpsychologie. Grundlagen und Probleme*. Weinheim: Beltz.
- JUST, M.A. / CARPENTER, P.A. / KELLER, T.A. / EDDY, W.F. (1996): Brain activation modulated by sentence comprehension. In: *Science* 274, 114–116.
- KAAN, E. / SWAAB, T.Y. (2002): The brain circuitry of syntactic comprehension. In: *Trends in Cognitive Science* 6, 350–356.
- LATTNER, S. / MEYER, M.E. / FRIEDERICI, A.D. (2005): Voice, perception: Sex, pitch, and the right hemisphere. In: *Human brain mapping* 24, 11–20.
- LEGUTKO-MARSZALEK, I. (2007): Die Unterscheidung zwischen Bedeutungen und Begriffen in Anbetracht des Bilingualismus. In: *Studia Germanica Gedanensia* 15. Gdańsk, 163–168.
- LEGUTKO-MARSZALEK, I. (2008): Struktur und Organisation des mentalen Lexikons in Kontext psychologischer Gedächtnistheorien. In: *Glottodidactica XXXIV. An International Journal of Applied Linguistics*. Poznań, 65–73.
- MECKLINGER, A. / SCHRIEFERS, H. / STEINHAEUER, K. / FRIEDERICI, A.D. (1995): Processing relative clauses varying on syntactic and semantic dimensions: An analysis with event-related potentials. In: *Memory and Cognition* 23, 477–494.

- MEYER, M. (2003): Spezielle Verfahren III: Bildgebende Verfahren. In: RICKHEIT, G. / HERRMANN, TH. / DEUTSCH, W. (2003) *Psycholinguistik. Ein internationales Handbuch*. Berlin – New York: Walter de Gruyter, 181–189.
- MEYER, M. / ALTER, K. / FRIEDERICI, A.D. (2003): Functional MR imaging exposes differential brain responses to syntax and prosody during auditory sentence comprehension. In: *Journal of Neurolinguistics* 16, 277–300.
- MEYER, M. / ALTER, K. / FRIEDERICI, A.D. / LOHMANN, G. / CRAMON, D.Y. (2002): Functional MRI reveals brain regions mediating slow prosodic manipulation of spoken sentences. In: *Human brain mapping* 17, 73–88.
- MEYER, M. / FRIEDERICI, A.D. / CRAMON, D.Y. (2000): Neurocognition of auditory sentence comprehension: Event-related fMRI reveals sensitivity to syntactic violation and task demands. In: *Cognitive Brain Research* 9, 19–33.
- PETERSEN, S.P. / FOX, P.T. / POSNER, M.I. / MINTUN, M. / RAICHLER, M.E. (1989): Positron emission tomographic studies of the processing of single-word. In: *Journal of Cognitive Neuroscience* 1, 153–170.
- PETERSEN, S.P. / FOX, P.T. / SNYDER, A.Z. / RAICHLER, M.E. (1990): Activation of extrastriate and frontal cortical areas by visual words and word-like stimuli. In: *Science* 249, 1041–1044.
- PRICE, C.J. / MOORE, C.J. / HUMPREYS, G. / WISE, R.J.S. (1997): Segregating semantic from phonological process during reading. In: *Journal of Cognitive Neuroscience* 9, 727–733.
- PRICE, C.J. / WISE, R. / RANSAY S. / FRISTON, K. / HOWARD, D. / PATTERSON, K. / FRACKOWIAK, R. (1992): Regional response within the human auditory cortex when listening to words. In: *Neuroscience Letters* 146, 179–182.
- SCHADE, U. / KUPIETZ, M. (2003): Repräsentationale Grundlagen der Sprachproduktion. In: Herrmann, Th. / Grabowski, J. (Hg.) *Enzyklopädie der Psychologie. Sprachproduktion*. Göttingen–Bern–Toronto–Seattle: Hogrefe, 287–308.
- SCHIRMER, A. / KOTZ, SA / FRIEDERICI, A.D. (2002): Sex differentiates the role of emotional prosody during word processing. In: *Brain Research. Cognitive Brain Research* 14, 228–233.
- STROMSWOLD, K. / CAPLAN, D. / ALPERT, N. / RAUCH, S. (1996): Localization of syntactic comprehension by positron emission tomography. In: *Brain and Language* 52, 452–473.
- ZATORRE, R.J. / EVANS, A.C. / MEYER, E. / GJEDDE, A. (1992): Lateralisation of phonetic and pitch discrimination in speech processing. In: *Science* 256, 846–849.
- ZATORRE, R.J. / MEYER, E. / GJEDDE, A. / EVANS, A.C. (1996): PET studies of phonetic processing of speech: Review, replication, and reanalysis. In: RAICHLER, M. / GOLDMAN-RAKIC, P.S. (Hg.): *Cerebral Cortex* 6. *Special Issue: Cortical imaging – microscope of the mind*, 21–30.
- ZURIF, E.B. / SWINNEY, D. (1994): *The neuropsychology of language*. In: GERNSBACHER, M.A. (Hg.): *Handbook of psycholinguistics*. San Diego: Academic Press.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Jan Iluk

Uniwersytet Śląski / Uniwersytet Prešov

Stan i perspektywy nauczania dwujęzycznego w sekcjach niemieckojęzycznych w Polsce¹

The state and the perspectives of bilingual teaching in German-speaking sections in Poland. –

Twenty years will have passed in 2011 since the implementation of CLiL formula in Polish grammar schools. Currently, it is used in three nursery schools, six primary schools, twenty three junior high schools and eighteen grammar schools. In comparison with other countries, in which there is a growing number of schools with CLiL program, Poland displays stagnation. There are many factors hindering the development, for example: late immersion with the maximum number of subjects, reducing of the grammar school education time to three years only, the lack of any particular interest of Ministry of Education and the German side.

The assessment of the current CLiL implementation state is based on the public reports of education central institutions and specialized publications. Chosen detailed problems are the next subjects of discussion in the article. The problems are the following ones: preparing students for education in bilingual section, selection of texts for CLiL education and the role of writing. The abandonment of the duty of taking a school leaving examination in non-linguistic subjects in a foreign language is a good opportunity for relaxing tight constrictions of curricular and organizational frameworks. CLiL has been applied in two subjects at least in Polish schools. Sometimes there have been even more subjects. They are usually mathematics, biology, physics and history. However, reducing CLiL to one subject, instead of flexible implementation of bilingual thematic modules, would be a much better solution.

Stand und Perspektiven des bilingualen Unterrichts in deutsch-polnischen Zügen in Polen. –

20 Jahre sind verstrichen, seitdem in Polen 1991 die ersten Klassen mit fremdsprachigem Sachfachunterricht eingeführt wurden. Zur Zeit wird er in 3 Kindergärten, 6 Grundschulen, 23 Gymnasien und 18 allgemeinbildenden Oberschulen (licea) angeboten. Im Vergleich zu den anderen Ländern, in denen die Zahl der Schulen mit bilingualen Unterrichtsformen kontinuierlich wächst, stagniert deren Anzahl in Polen. Es gibt mehrere Ursachen hierfür, u.a. die späte Immersion in maximaler Anzahl unterrichteter Fächer, die Kürzung der Ausbildungszeit an allgemeinbildenden Oberschulen zu drei Lernjahren, Schülerselektion aufgrund eines speziellen Eignungstests, Teilnahme an einem einjährigen Vorbereitungskurs, gesunkenes Interesse des polnischen Bildungsministeriums sowie der deutschen Seite an dieser Bildungsform.

¹ Artykuł jest skróconą i nieco zmienioną wersją referatu *20 lat wdrażania nauczania dwujęzycznego w sekcjach niemieckojęzycznych w Polsce – próba bilansu na tle rozwiązań niemieckich*, wygłoszonego na konferencji „Zweisprachigkeit als Herausforderung und Chance” w Kamieniu Śląskim (2011).

Der unternommene Evaluationsversuch basiert auf veröffentlichten Berichten unterschiedlicher Schulbehörden sowie auf einschlägiger Fachliteratur. Im weiteren Teil des Artikels werden ausgewählte Probleme eingehender diskutiert, u.a. Vorbereitung der Schüler auf die Teilnahme am fremdsprachigen Sachfachunterricht, Textauswahl für den bilingualen Sachfachunterricht, Einfluss des Schreibens im fremdsprachigen Sachfachunterricht auf die allgemeine Sprachkompetenz.

Die Abschaffung der Abiturprüfung eines Sachfaches in der Fremdsprache ist eine günstige Gelegenheit, den organisatorischen und Programmrahmen des bilingualen Sachfachunterrichts in Polen zu lockern. Bislang wird er obligatorisch in zwei Fächern geführt, oft sind es mehr. Am häufigsten werden Mathematik, Biologie, Physik und Geschichte bilingual unterrichtet. Eine bessere Lösung ist die Beschränkung auf ein unterrichtetes Sachfach und die flexible Einführung von bilingualen Modulen, so wie das in vielen anderen Ländern mit Erfolg praktiziert wird.

Zmiany polityczne po 1989 roku w Polsce zaowocowały w polityce edukacyjnej m.in. wdrożeniem koncepcji zintegrowanego nauczania przedmiotowo-językowego.² Rozporządzenie Ministra Edukacji Narodowej z dnia 19 czerwca 1992 roku (Dz. Urz. MEN nr 4, poz. 18, załącznik nr 2) określiło warunki organizacji i prowadzenia klas dwujęzycznych w liceum ogólnokształcącym. W przygotowanie kilkunastu szkół i kadry do prowadzenia pierwszych oddziałów dwujęzycznych zaangażował się Centralny Ośrodek Doskonalenia Nauczycieli (CODN; por. PRZYBYLSKA-GMYREK 1995 i 1998). Znacznego wsparcia udzieliły przedstawicielstwa dyplomatyczne lub stosowne instytucje z krajów, których języki są przedmiotem nauczania dwujęzycznego. W przypadku języka niemieckiego był to Bundesverwaltungsamt – Zentralstelle für das Auslandsschulwesen w Kolonii, którego placówka została usytuowana przy CODN, a kierował nią oddelegowany koordynator-doradca (por. *Raport przeglądowny* 2011: 30). Podstawy prawne do prowadzenia edukacji dwujęzycznej w gimnazjum stworzyła dopiero reforma oświatowa z 1999 roku.³

W tym roku mija dwadzieścia lat od oficjalnego wprowadzenia nauczania dwujęzycznego w Polsce. Okrągłe rocznice są uzasadnionym motywem do podjęcia oceny dorobku i osiągnięć oraz ustosunkowania się do trudności, na jakie napotyka podjęta inicjatywa. Natomiast częste odniesienia do rozwiązań zagranicznych podyktowane są tym, że wpływ strony niemieckiej na kształt polskiego modelu kształcenia dwujęzycznego był od samego początku znaczący. Ponadto kształcenie dwujęzyczne prowadzi się tam dwa razy dłużej, tj. od 1970 roku, a towarzyszy mu wszechstronna obserwacja efektów kształcenia, merytoryczna dyskusja i wymiana poglądów. Owocuje to licznymi konferencjami, cennymi publikacjami naukowymi i koncepcjami metodycznymi. Stały monitoring naukowy oraz powołane ośrodki konsultacyjne specjalizujące się w nauczaniu dwujęzycznym nie pozostały bez wpływu na wysoką efektywność oraz doskonalenie i uelastycznianie form organizacyjnych. Zdobyte doświadczenie, prowadzone badania empiryczne oraz wnikliwe, merytoryczne dyskusje problemów organizacyjnych

² W artykule posługuję się terminem 'nauczanie dwujęzyczne' ze względu na jego użycie w rozporządzeniach Ministerstwa Edukacji Narodowej i dwujęzycznych sekcjach z językiem niemieckim.

³ Rozporządzenie Ministra Edukacji Narodowej i Sportu z dnia 26 lutego 2002 r. w sprawie podstawy programowej wychowania przedszkolnego oraz kształcenia ogólnego w poszczególnych typach szkół (Dz. U. z 2002 r. nr 51, poz. 458 ze zm.).

i dydaktycznych dają obiektywny obraz wysiłków edukacyjnych w tym kraju. Na tle takim lepiej widać stan własnych rozwiązań oraz kierunki koniecznych innowacji.

1. Aktualny stan nauczania dwujęzycznego w sekcjach niemieckojęzycznych

W roku szkolnym 2010/2011, czyli po 20 latach wdrażania, nauczanie dwujęzyczne w języku niemieckim prowadzono w 3 przedszkolach, 6 szkołach podstawowych, 23 gimnazjach oraz 18 liceach ogólnokształcących. W stosunku do roku 2002 odnotowano spadek liczby szkół prowadzących nauczanie dwujęzyczne z językiem niemieckim w województwach zachodniopomorskim i pomorskim. Natomiast nieznaczny wzrost liczby szkół z sekcją dwujęzyczną odnotowano w województwie opolskim (4 szkoły więcej), śląskim (2 szkoły), wielkopolskim (5 szkół), dolnośląskim (4 szkoły) i mazowieckim (6 szkół). W czterech województwach (podkarpackim, świętokrzyskim, podlaskim i lubuskim) nie prowadzi się żadnych szkół z tą formą kształcenia w języku niemieckim (*Raport 2011*: 22). Mimo początkowego entuzjazmu, wielkiego zaangażowania, wielu inicjatyw i licznych szkoleń nie widać wyraźnego wzrostu liczby szkół lub klas dwujęzycznych w Polsce, tak jak to się dzieje w innych krajach Europy. Dla porównania: w Niemczech w roku szkolnym 2005/2006 nauczanie dwujęzyczne w różnych językach prowadzono w 680 szkołach (por. WERNER 2009: 24). W Finlandii – kraju mniejszym niż Polska – w latach 1996–97 formułę CLIL stosowano w 252 szkołach podstawowych (por. FRUHAUF et al. 1997), w Andaluzji 694, dalszych 400 jest planowanych (por. MAJEWSKA 2010: 90). Interpretując ostrożnie te dane, można mówić o wyraźnej stagnacji nauczania dwujęzycznego w sekcjach niemieckojęzycznych w Polsce.

Popularność kształcenia na kursach dwujęzycznych można też mierzyć ilością zdanych matur w wersji dwujęzycznej. Z danych za rok 2005 wyłania się następujący obraz:

Matematyka: 240 uczniów (0,27% w stosunku do liczby abiturientów zdających ten przedmiot);

Biologia: 97 uczniów (0,13%);

Chemia: 35 uczniów (0,14%);

Fizyka: 28 uczniów (0,16%);

Geografia: 89 uczniów (0,12%);

Historia: 195 uczniów (0,29%).

Łącznie: 444 abiturientów.

Dane te, a zwłaszcza procentowy stosunek liczby abiturientów z klas dwujęzycznych do ilości osób zdających dany przedmiot w Polsce, nie są imponujące. Dla porównania: w tym samym roku dyplom DSD II zdało 862 uczniów liceów ogólnokształcących (*Raport przeglądowy 2011*: 32).

Główne przyczyny stagnacji zainteresowania prowadzeniem sekcji dwujęzycznych w Polsce to między innymi:

- Dokonane zmiany w systemie oświaty w Polsce, które weszły w życie we wrześniu 1999 roku, tj. skrócenie nauki w liceum o jeden rok, w znacznym stopniu utrudniają pełną realizację celów kształcących w oddziałach dwujęzycznych. Dla porównania: okres

edukacji w sekcji dwujęzycznej w Niemczech trwa 5 lat – do klasy dziesiątej, po której ukończeniu uczniowie mogą zdecydować się na kontynuację nauki w tej formie do matury lub też przerwać ją bez żadnych konsekwencji.

- Zakładane cele edukacyjne w oddziałach dwujęzycznych w ramach przyznanego limitu są – moim zdaniem – niewykonalne lub bardzo trudne do zrealizowania.
- Głównym założeniem polskiego modelu edukacji dwujęzycznej jest późna imersja w ramach maksymalnej ilości przedmiotów niejęzykowych. W ten sposób próbuje się zintensyfikować naukę języka, aby w ciągu 3 lat osiągnąć poziom kompetencji B2 lub C1, zakładany w podstawie programowej dla sekcji dwujęzycznych.
- Wdrożony w Polsce model spowodował konieczność wprowadzenia tzw. roku zerowego, który ma zrekompensować niedostateczny poziom językowy kandydatów do tej formuły kształcenia. Jest to konieczna proteza organizacyjna. Jednakże ma ona tę wadę, że przedłuża okres nauki w liceum o cały rok i w nieracjonalny sposób wpływa na jej wysokie koszty.
- Brak możliwości elastycznego wdrażania kształcenia dwujęzycznego w szkole. W Rozporządzeniu Ministra Edukacji Narodowej z 19 czerwca 1992 roku w § 20.3 jest mowa o tym, że nauczanie w dwóch językach musi obejmować co najmniej dwa przedmioty, w tym jeden z grupy przedmiotów wskazanych w tym rozporządzeniu, czyli matematyka, biologia, chemia, fizyka, geografia i historia powszechna. W rzeczywistości szkoły często prowadzą nauczanie dwujęzyczne w zakresie większej liczby przedmiotów równoległe, według zasady: im więcej, tym lepiej. Skutkuje to bezprzykładnym obciążeniem uczniów. Niemieckie modele przewidują możliwość wprowadzania po jednym przedmiocie w każdym roku nauki, z tym, by ich liczba nie przekraczała dwóch. Podobnie we Francji, gdzie nauczanie dwujęzyczne w większości szkół ogranicza się do jednego przedmiotu niejęzykowego. Ten typ nauczania prowadzi się w 3000 *collèges* i *lycées* oraz 180 szkołach zawodowych (por. HONECKER 2004: 174). Przyjęcie niemieckich lub francuskich rozwiązań w tym zakresie mogłoby rozwiązać wiele problemów dydaktycznych oraz zminimalizować wysiłek nauczycieli i uczniów bez obniżania wyników nauczania i uczenia się.
- Realizowany w polskich liceach model kształcenia nie przewiduje żadnej fazy wprowadzenia uczniów w specyfikę języka przedmiotowego. Brak sprofilowanego kursu przygotowawczego każe przypuszczać, że poziom trudności komunikacyjnych jest bardzo wysoki ze wszelkimi negatywnymi konsekwencjami, jak na przykład wolne tempo realizacji materiału, duży wysiłek fizyczny i intelektualny uczniów, stres nauczyciela i uczniów, spadek motywacji itp.
- W polskiej formule kształcenia dwujęzycznego wyraźnie preferuje się nauki ścisłe i przyrodnicze, które wielu uczniom sprawiają znaczne trudności nawet w języku ojczystym. Natomiast w szkołach niemieckich dominuje geografia, historia lub nauka o społeczeństwie. Biologia jest wybierana niezwykle rzadko. W przeciwieństwie do modelu niemieckiego, katalog przedmiotów nauczanych dwujęzycznie w Polsce poszerzono o chemię, fizykę i informatykę, w zakresie których brak jakichkolwiek doświadczeń. Ponadto istnieją uzasadnione zastrzeżenia co do użyteczności języka nauk ścisłych w komunikacji na tematy społeczne wymienione w podstawie programowej.
- Poważnym czynnikiem hamującym jest obligatoryjność zdawania egzaminu maturalnego z przedmiotu niejęzykowego w języku obcym, który *de facto* nie daje abiturientom żadnych korzyści. Często może utrudniać osiągnięcie wyższej liczby punktów z pozostałych

egzaminów maturalnych, decydujących dzisiaj o szansach przyjęcia na studia na wybranym kierunku i w wybranej uczelni. Problem ten dostrzegany jest także w szkołach niemieckich, dlatego z tego powodu wielu uczniów kończy edukację dwujęzyczną w klasie dziesiątej, na rok lub dwa przed egzaminem maturalnym.

- Brak lub niska przekładalności refleksji teoretycznych i wyników badań naukowych na rozwiązania organizacyjne i metodyczne stosowane w nauczaniu dwujęzycznym.
- Praktyczne wyłączenie ośrodków akademickich ze szkoleń organizowanych przez CODN we współpracy ze stroną niemiecką dla nauczycieli z oddziałów dwujęzycznych.

2. Ocena stanu refleksji na temat nauczania dwujęzycznego w sekcjach niemieckojęzycznych w Polsce po 1999 roku

Podjęta przeze mnie próba oceny nauczania dwujęzycznego w sekcjach niemieckojęzycznych po 1999 roku bazuje na upublicznionych raportach centralnych instytucji oświatowych oraz różnego rodzaju publikacjach o charakterze mniej lub bardziej monograficznym, a także na podstawie własnych prac. W tym celu wykorzystałem następujące źródła:

- Nauczanie języka niemieckiego w Polsce. Raport przeglądowy 1990–2010, sporządzony przez Ośrodek Rozwoju Edukacji na zlecenie Ministerstwa Edukacji Narodowej. Warszawa 2011.
- WOLSKI, P. (red.) (2010): *Edukacja dwujęzyczna w Polsce – Język niemiecki. Raport ewaluacyjny. Praktyka w wybranych szkołach*. Warszawa: ORE.
- CLIL w polskich szkołach. Od teorii do praktyki. *Języki Obce w Szkole* nr 6, 2010, zeszyt specjalny.
- Bilingual unterrichten – bilingual lernen. W: *Hallo Deutschlehrer* z. 26, 2008.
- DZIĘGIELEWSKA, Z. (red.) (2007): *Nauczanie dwujęzyczne w Polsce i Europie*. Warszawa: CODN.
- DAKOWSKA, M. / OLPIŃSKA, M. (red.) (2002): *Edukacja dwujęzyczna – przedszkole, szkoła podstawowa i średnia – teraźniejszość i przyszłość*. Warszawa.
- IŁUK, Jan (2000): *Nauczanie bilingwalne. Modele, koncepcje, założenia metodyczne*. Katowice.
- IŁUK, Jan (2002): Problemy kształcenia dwujęzycznego w Polsce. W: *Języki Obce w Szkole*, nr 6.

Lektura wymienionych materiałów nasuwa następujące wnioski:

1. Najczęściej poruszonym tematem są modele kształcenia dwujęzycznego. Kwestia ta pojawia się niemalże w każdej większej publikacji, a w wielu jest wręcz zagadnieniem dominującym. Na przykład w „Bilingual Unterrichten – bilingual Lernen” (*Hallo Deutschlehrer*, nr 26, 2008) przedstawiono modele kształcenia dwujęzycznego w Polsce, Bułgarii, Finlandii, Niemczech na przykładzie miasta Görlitz i Berlina oraz na Węgrzech. Jeszcze w publikacji Wolffa i Otwinowskiej-Kasztelanicy z 2010 roku (s. 9) przedstawia się niemieckie rozwiązania organizacyjne, *notabene* wielokrotnie szczegółowo opisane w literaturze przedmiotu, oraz sugeruje się naiwnie, że niemiecki model kształcenia dwujęzycznego może się sprawdzić w polskich szkołach.

2. Ważną podstawę rekonstrukcji obrazu nauczania dwujęzycznego stanowią publikacje, w których nauczyciele prezentują swoje – najczęściej udane – propozycje dydaktyczne wybranych tematów lekcyjnych. Świadczy to z jednej strony o ich szczególnej aktywności, zaangażowaniu i kompetencji, a także o efektach swoich poszukiwań metodycznych i potrzebie podzielenia się doświadczeniami. Postawę taką należy docenić w szczególny sposób. Dobrze, że redakcja *Języków Obcych w Szkole* przyczynia się w znaczący sposób do upowszechnienia dobrych i sprawdzonych rozwiązań dydaktycznych. Z drugiej strony wyłania się zbyt jednostronny wizerunek lekcji dwujęzycznych. Z perspektywy danej szkoły i nauczyciela jest to zupełnie zrozumiałe, że pisze się głównie o swoich sukcesach, fascynacjach tą formą kształcenia, liczbach absolwentów sekcji dwujęzycznej, zdanych matur lub uzyskanych dyplomów językowych. Jednakże informacje tego typu przemilczają codzienne trudności edukacyjne i w niewielkim stopniu przyczyniają się do ich rozwiązania. O występujących problemach uczniów nie wspomina się praktycznie wcale.

3. Zupełnie inny obraz wyłania się na podstawie hospitacji, które w 2009 roku w ramach raportu ewaluacyjnego we współpracy z MEN przeprowadzono w 33 sekcjach dwujęzycznych na terenie całego kraju (*Raport 2010: 27*):

- Lekcje niemieckich nauczycieli danego przedmiotu, często nie znających języka polskiego, były prowadzone głównie w języku niemieckim. Język polski stosowano rzadko, wyłącznie w celu wyjaśnienia terminów. Stwierdzano błędy merytoryczne wynikające z nieznajomości przez nauczyciela terminologii polskiej.
- Lekcje polskich nauczycieli prowadzone były częściowo w języku niemieckim, częściowo po polsku. Komunikacja lekcyjna odbywała się w języku niemieckim, użycie języka polskiego ograniczało się do terminologii.
- Lekcje, w których komunikacja lekcyjna prowadzona była przede wszystkim w języku polskim. Teksty w języku niemieckim omawiano w języku polskim.
- Lekcje bez wykorzystania języka niemieckiego. Komunikacja lekcyjna prowadzona była wyłącznie w języku polskim. Nauczyciel deklarował wykorzystanie materiałów w języku niemieckim w formie pracy domowej.

Przestawiony obraz w żaden sposób nie przypomina tego, który opisywany jest w publikacjach najaktywniejszych nauczycieli. Co więcej, prawie żaden z obserwowanych w praktyce modeli kształcenia nie ułatwia osiągnięcia celu zakładanego w edukacji dwujęzycznej, jakim jest swobodne porozumiewanie się w języku obcym, w mowie i w piśmie na poziomie C1. Ewidentne unikanie języka obcego w nauczaniu dwujęzycznym świadczy zapewne o zbyt niskim opanowaniu języka obcego przez nauczyciela danego przedmiotu. Wniosek ten potwierdzają badania przeprowadzone przez KOROBOWICZ (2007: 83) w oddziałach dwujęzycznych z językiem francuskim. Natomiast z *Raportu ewaluacyjnego – sekcje dwujęzyczne z językiem francuskim w Polsce* (2005: 57 i 60) wynika, że zarówno w gimnazjum, jak i w liceum nauczyciele legitymują się najczęściej poziomem DELF, czyli takim, jaki powinni osiągnąć gimnazjaliści w III klasie. W literaturze przedmiotu brak jest informacji o poziomie językowym nauczycieli przedmiotów niejęzykowych w sekcjach niemieckojęzycznych.

4. Za wyjątkową należy uznać wypowiedź Agnieszki Caban, nauczycielki matematyki z sekcji dwujęzycznej z LO w Łodzi, w której ma odwagę wymienić te czynniki, które mimo jej dużego doświadczenia i wielkiej pasji sprawiają poważne problemy. Są to (CABAN 2008: 33):

- łączenie nauczania przedmiotowego i językowego, czyli jak pogodzić priorytet nauczania przedmiotowego z kształceniem językowym,
- wybór zagadnień do nauczania dwujęzycznego,
- zmniejszenie nakładu sił oraz ilości czasu na przygotowanie zajęć lekcyjnych.

Natomiast autorzy raportu wskazują na następujące problemy, jakie muszą pokonywać nauczyciele i uczniowie w oddziałach dwujęzycznych (*Raport 2010: 52*):

- Niektórzy nauczyciele wykazują niepewność w formułowaniu celów nauczania w sekcji dwujęzycznej. Wynika ona m.in. z braku stosownych zaleceń w podstawie programowej.
- Obowiązek zrealizowania polskiego programu kształcenia przedmiotu ogólnokształcącego w ograniczonym wymiarze czasowym wymusza daleko idącą eliminację języka obcego.
- Rozbieżności pomiędzy poznawczymi możliwościami ucznia a jego możliwościami językowymi wynikają m.in. z niedostatecznego i niewłaściwego przygotowania językowego uczniów do udziału w tej formie edukacyjnej. Nauka języka w ramach tzw. roku zerowego nie gwarantuje opanowania języka obcego w takim zakresie, jakiego wymaga komunikacja na temat treści kształcących z kilku przedmiotów objętych nauczaniem dwujęzycznym.

W mojej ocenie nie jest to lista pełna. Dyskusji i usankcjonowania jej efektów wymagają również takie kwestie, jak (por. IŁUK 2002a):

- wybór przedmiotów do nauczania w sekcjach dwujęzycznych,
- liczba przedmiotów objętych równoległym nauczaniem dwujęzycznym,
- przygotowanie uczniów do nauki w sekcji dwujęzycznej,
- przygotowanie uczniów do używania dyskursu naukowego specyficznego dla danego przedmiotu,
- kryteria wyboru tekstów do nauczania dwujęzycznego,
- strategie pracy z tekstem o dużej zawartości informacyjnej i terminologicznej,
- wpływ pisania na rozwój kompetencji językowej w ramach nauczania dwujęzycznego.

Są to w Polsce problemy mało dyskutowane i w konsekwencji nie rozwiązane. Ponadto obowiązujące wymogi maturalne przedmiotów niejęzykowych tak dalece determinują cele kształcenia, ocenianie i przedmiotowe podejścia metodyczne w sekcjach dwujęzycznych, że nie pozostawiają wystarczającej przestrzeni dla integracyjnego nauczania przedmiotowego i językowego. Niemniej są to zagadnienia, które w znaczący sposób wpływają na efektywność tej koncepcji nauczania i należy przypuszczać, że nie są one wyłącznie indywidualnymi problemami jednej nauczycielki.

3. Wybrane problemy szczegółowe

Do większości wymienionych zagadnień w sposób szczegółowy ustosunkowałem się w artykule „Problemy kształcenia dwujęzycznego w Polsce” (IŁUK 2002a). W tym miejscu chciałbym się odnieść do niektórych z nich.

3.1 Przygotowanie uczniów do nauki w sekcji dwujęzycznej

Jak wiadomo, nauka w sekcji dwujęzycznej w liceum zaczyna się tzw. rokiem zerowym, w którym uczniowie mają 18 godzin języka obcego, dwie godziny języka polskiego i matematyki oraz po godzinie historii, geografii i informatyki. Reforma systemu edukacyjnego nie zlikwidowała „zerówki”. Działa ona na podobnych zasadach jak przed reformą. Obok klas zerowych, do których przyjmuje się kandydatów na podstawie testu sprawdzającego predyspozycje językowe, istnieją klasy, do których rekrutuje się absolwentów gimnazjów dwujęzycznych, również wyselekcjonowanych na podstawie tego samego testu. Poziom przygotowania językowego po ukończeniu „zerówki” i absolwentów klas gimnazjalnych z oddziałów dwujęzycznych z językiem francuskim, którzy kontynuują naukę w liceum dwujęzycznym, zbadała WĄLCZYŃSKA (2007). Z przeprowadzonych testów językowych, ankiet wśród nauczycieli i uczniów wynika, że w 2002 roku absolwenci klasy zerowej wykazywali nieco wyższy poziom kompetencji językowej oraz uzyskiwali lepsze oceny niż absolwenci gimnazjów. Ten sam test przeprowadzony 3 lata później wykazał, że różnica w poziomie językowym badanych grup jest minimalna, a w zakresie pisania gimnazjaliści okazali się grupą nawet nieznacznie lepszą (por. WĄLCZYŃSKA 2007: 61). Przeprowadzona wśród uczniów i nauczycieli ankieta wykazała, że istniejące różnice wynikają przede wszystkim z nastawienia gimnazjalistów do nauki w szkole. Cechuje ich małe zaangażowania, brak chęci pogłębienia poruszanych na lekcji tematów oraz ograniczenie się do niezbędnego minimum narzuconego przez program lub nauczyciela (por. WĄLCZYŃSKA 2007: 64). Empiryczne badania Wąlczyńskiej, w mojej ocenie bardzo cenne, udowodniły, że powoływanie klas zerowych nie jest absolutnie konieczne, aby z powodzeniem uczęszczać na zajęcia w formule dwujęzycznej. Sugerowałem to już w swoich wcześniejszych publikacjach. Podobne badania należałoby przeprowadzić na większej próbie i również w oddziałach z językiem niemieckim. Powinny one wpłynąć na powszechną zmianę stanowiska w sprawie konieczności powoływania klas zerowych.

Zamiast klas zerowych proponowałem swego czasu przygotowanie uczniów do bilingwalnego toku nauczania w ramach jedno- lub dwusemestralnego kursu wprowadzającego do wybranych przedmiotów. W aktualnie obowiązującej formule nauczania dwujęzycznego w liceum nie ma dla niego miejsca. Natomiast wprowadzenie specjalistycznych kursów propedeutycznych w gimnazjum wydaje się możliwe na dodatkowych zajęciach, jakie przysługują klasom dwujęzycznym. Za ich wprowadzeniem przemawiają następujące powody:

- podręczniki do nauki języka obcego na poziomie początkowym nie zawierają treści, które omawia się na lekcjach niejęzykowych, dlatego podstawowe słownictwo geograficzne, biologiczne, chemiczne i in. jest uczniom nieznanne;
- oryginalne podręczniki z innych krajów nie są dostosowane do realizacji polskiego programu kształcenia ani do możliwości językowych uczniów z klas dwujęzycznych.

Celami takiego kursu przygotowawczego mogłoby być:

- poznanie działań mownych i ich podstawowych struktur gramatyczno-leksykalnych, które jako narzędzia mentalne (*thinking skills*) pełnią kluczową rolę w zdobywaniu wiedzy;

- zalicza się do nich: definiowanie i eksplikację terminów,⁴ tworzenie hipotez, deskrypcję,⁵ konkludowanie itp.⁶
- opanowanie podstawowych umiejętności w interpretacji wykonanych eksperymentów, statystyk, tabel, wykresów⁷, map, ilustracji.
 - rozumienie pojęć z perspektywy danej dziedziny wiedzy (np. woda, las, klimat itp.)
 - podstawowe techniki czytania ze zrozumieniem dłuższych tekstów o dużej zawartości informacyjnej,
 - umiejętności streszczania,⁸ upraszczania tekstów, pisania tekstów ekspozycyjnych.

3.2 Wybór tekstów do nauczania dwujęzycznego

Raport ewaluacyjny (2010: 52) potwierdził, iż kluczową rolę w nauczaniu dwujęzycznym odgrywa praca z tekstem. Z wypowiedzi nauczycieli wynika, że stale poszukują tekstów, które nadawałyby się do wykorzystania w formule dwujęzycznej. Świadczy to o tym, że teksty podręcznikowe nie nadają się do tego celu, ponieważ są trudne lub nawet bardzo trudne w odbiorze. Potwierdzają to badania przeprowadzone m.in. w Austrii (por. BAMBERGER / VANECEK 1995: 206). Wynika z nich, że teksty dla klas 5–7 pod względem trudności językowych zupełnie nie odpowiadały poziomowi edukacyjnemu, dla którego były przeznaczone. Podręczniki dla klas 8–10 korelowały tylko w 20–30% z poziomem, dla którego były przewidziane, tzn. były napisane zbyt trudnym językiem w stosunku do zakładanego poziomu edukacyjnego. W takiej sytuacji wybór właściwego tekstu do nauczania dwujęzycznego jest szczególnie trudny.

Istotną, ale zupełnie niedostrzeżoną kwestią – zarówno przez badaczy, jak i przez nauczycieli – są emocje (opory), jakie wywołuje niezrozumiały tekst, oraz ich wpływ na rezultat czytania. Badania STROUHALA i in. (1986: 526) potwierdzają, że trudne teksty dziewięciokrotnie częściej wywołują negatywne emocje niż teksty bardziej zrozumiałe. Budzą one u czytelnika silne opory w stosunku do czytania. Natomiast pozytywne odczucia podnoszą efektywność czytania o 30%. Związek ten dostrzeżono – co można z satysfakcją odnotować – w ramach badania PISA 2009. Wynika z niego, że wszyscy uczniowie w Polsce, tj. 38,5% badanej próby, którzy osiągnęli I lub II poziom kompetencji w czytaniu (maksymalnie 479 punktów), podali, że czytają wyłącznie pod przymusem, a samo czytanie uznają za stratą czasu. Można zatem domniemywać, iż ważnym źródłem tych oporów są negatywne emocje, jakich spora część młodzieży szkolnej – i nie tylko – od najwcześniejszych lat codziennie doświadcza z powodu niewłaściwie dostosowanego poziomu czytelności podręczników.

⁴ Więcej na ten temat w IŁUK 1999.

⁵ Więcej na ten temat w BĘDKOWSKA-OBLĄK 2003: 105 i n.

⁶ Z badań DALTON-PUFFER (2009) wynika, że w dyskursie klasowym działania mowne polegające na definiowaniu i formułowaniu hipotez występują w niskim stopniu. Powodem tego stanu rzeczy jest nie tylko niewystarczający poziom kompetencji językowej, lecz przede wszystkim sposób prowadzenia dyskursu lekcyjnego za pomocą pytań, które nauczyciel kieruje do uczniów.

⁷ Więcej na ten temat w IWAŃSKA 2008: 256 i n.

⁸ Więcej na ten temat w MARZEC-STAWIARSKA 2009.

Dobry tekst podręcznikowy powinien nie tylko zawierać odpowiednią porcję wiedzy, lecz także podawać ją w taki sposób, by przekaz ten nie kolidował z mentalnymi procesami przetwarzania informacji i ich zapamiętywania. Tak niestety nie jest. Z moich badań nad czytelnością tekstów w podręcznikach do nauki historii, geografii i biologii oraz z wielu eksperymentów dydaktycznych w kraju i za granicą wynika, że optymalizacja tekstów zgodnie z założeniami kognitywnej teorii uczenia się i przetwarzania informacji podnosi efektywność zdobywania wiedzy z tekstów podręcznikowych średnio o 35% zarówno bezpośrednio po ukończeniu lekcji, jak i po upływie tygodnia, co świadczy o trwałości uzyskanych wyników nauczania (por. ILUK 2009). Ponadto obserwuje się niższy stopień irytacji, wyraźny wzrost kreatywności uczniów i poziomu ich satysfakcji (por. ILUK 2006). Mając na uwadze powyższe, nauczyciel bilingwalny powinien umieć zidentyfikować w wybranym przez siebie tekście te elementy, które skutecznie obniżają efektywność uczenia się, i wiedzieć, jak je wyeliminować. Obawiam się, że ten aspekt nie był przedmiotem doksztalcenia nauczycieli przedmiotów niejęzykowych. Również opublikowane materiały do dwujęzycznego nauczania tych przedmiotów nie były oceniane pod tym kątem.

3.3 Rola pisania w nauczaniu dwujęzycznym

W opracowaniach metodycznych dotyczących nauczania dwujęzycznego nie podkreśla się szczególnej roli pisania, jaką pełni ono w rozwoju i utrwalaniu ogólnej kompetencji językowej. Jak wielki jest ten wpływ, potwierdziła w swoich badaniach LORANC-PASZYŁK (2009). Przedmiotem jej badań był wpływ systematycznego pisania esejów na rozwój ogólnej kompetencji językowej i sprawnościowej w ramach seminarium prowadzonego według zasad CLIL. W eksperymencie wzięli udział studenci kierunku „Stosunki międzynarodowe”, którzy na maturze zdali egzamin z języka angielskiego. Eksperyment trwał tylko jeden semestr, w czasie którego każdy student napisał 10 esejów. Wszystkie zostały sprawdzane i w razie konieczności poprawione przez studentów. Badania Loranc-Paszyłk potwierdziły 23-procentowy wzrost ogólnej kompetencji językowej w grupach nauczanych według formuły CLIL i systematycznie piszących eseje, podczas gdy studenci, których aktywność językowa miała charakter wyłącznie oralny, czyli bazowała na mówieniu i przerabianiu ćwiczeń podręcznikowych, nie odnotowali żadnego postępu. Analiza jakościowa wykazała, że wypowiedzi pisemne studentów grup eksperymentalnych cechuje znacznie bardziej zaawansowany poziom kompetencji gramatycznej i leksykalnej, uwidaczniający się m.in. w częstszym i poprawnym użyciu słownictwa mniej powszechnego, typowego dla dyskursu akademickiego. Teksty charakteryzowały się również większym stopniem spójności, szerokim i bardziej urozmaiconym stosowaniem złożonych konstrukcji składniowych oraz metatekstów. Ponadto studenci grup eksperymentalnych osiągnęli znaczący postęp w czytaniu ze zrozumieniem (średnio o 21%), natomiast przyrost tej sprawności w przypadku studentów grup kontrolnych był nieznaczny i wyniósł zaledwie 1%. Na podstawie dokonanych pomiarów można przyjąć, że istotny wzrost efektywności i trwałości kształcenia językowego, nie tylko w konwencji dwujęzycznej, można osiągnąć poprzez systematyczne pisanie esejów lub streszczeń. Z analizy protokołów hospitacyjnych, opublikowanych w raporcie *Edukacja dwujęzyczna w Polsce* (2010: 11 i n.), wynika, że w oddziałach dwujęzycznych pisanie nie jest wykorzystywane w tej funkcji. Szkoda, ponieważ – jak wykazały

badania Loranc-Paszyk – największy wpływ pisania na ogólny poziom kompetencji językowej widoczny był u studentów o niższym poziomie językowym.

4. Perspektywy nauczania w oddziałach dwujęzycznych

Decyzją MEN matury w sekcjach dwujęzycznych mają być zniesione w 2012 roku. Powodem tej decyzji – jak podaje MEN na swojej witrynie internetowej: „Kształcenie dwujęzyczne – zamierzenia Ministerstwa Edukacji Narodowej” – jest przeciążenie polskiego systemu egzaminacyjnego wielością zadań. W związku z tym egzaminy przedmiotowe w językach obcych mogą być oferowane w zainteresowanych szkołach tylko w porozumieniu z partnerskimi szkołami za granicą lub innymi zagranicznymi instytucjami oświatowymi. Wymóg ten spełniają tylko sekcje z oddziałami dwujęzycznymi z językiem francuskim i hiszpańskim. Likwidacja matur dwujęzycznych została oprotestowana przez dyrekcje szkół z oddziałami dwujęzycznymi. Patrząc na tę decyzję z perspektywy rozwiązań międzynarodowych, trzeba przyznać, że była ona ze wszech miar słuszna, a protest szkół nieracjonalny. W literaturze przedmiotu oponenci tej decyzji nie przedstawili żadnych argumentów za utrzymaniem egzaminu maturalnego.

Inną kwestią są sugestie MEN, by sekcje dwujęzyczne przekształcić – tam, gdzie jest to możliwe – w oddziały międzynarodowe, w których egzamin maturalny będzie przygotowywany na podstawie standardów obowiązujących za granicą. Sugestie te niewątpliwie mogą świadczyć o słabnącym zainteresowaniu edukacją dwujęzyczną.

4.1 Najnowsze porozumienie polsko-niemieckie w zakresie promocji nauczania języka niemieckiego

Bundesverwaltungsamt – Zentralstelle für das Auslandsschulwesen w Kolonii w ścisłej kooperacji z Ministerstwem Spraw Zagranicznych i szesnastoma krajami związkowymi Republiki Federalnej Niemiec wspiera w szczególności naukę języka niemieckiego za granicą, w tym i w Polsce. W 2009 roku Minister Spraw Zagranicznych Niemiec powołał do życia inicjatywę szkół partnerskich. Do programu tego przystąpiło już około 80 polskich gimnazjów i liceów. Noszą one nazwę „Szkoła Partnerska Republiki Federalnej Niemiec” i są pod stałą opieką Instytutu Goethego. Absolwenci szkół gimnazjalnych mogą zdawać egzamin DSD I, zaś absolwenci liceów – DSD II, ten sam, do którego przystępują absolwenci oddziałów dwujęzycznych (*Raport przeglądowy* 2011: 30 i n.). Oferta szkół partnerskich DSD jest zatem poważną konkurencją dla oddziałów dwujęzycznych, ponieważ znacznie mniejszym wysiłkiem i bez straty jednego roku można osiągnąć ten sam certyfikat językowy. Potwierdzają to dane statystyczne, z których wynika wysoka zdawalność DSD II przez absolwentów szkół objętych tym programem, a także stale rosnące zainteresowanie tym egzaminem. W roku 2011 do egzaminu przystąpi ponad 700 uczniów (*Raport przeglądowy* 2011: 32).

Odwołanie niemieckich nauczycieli z oddziałów dwujęzycznych oraz intensywne wsparcie, także kadrowe, szkół DSD w Polsce każe przypuszczać, że strona niemiecka aktualnie jest bardziej zainteresowana masowymi formami intensywniejszego nauczania języka niemieckiego

niż wspieraniem elitarniej formy kształcenia, jaką jest niewątpliwie edukacja w oddziałach dwujęzycznych.

5. Konkluzja końcowa

Przytoczone fakty wskazują na powolne wycofywanie się z nauczania dwujęzycznego w Polsce, podczas gdy w tym samym czasie inne kraje dynamizują jego rozwój, czego wynikiem jest znaczący wzrost liczby przedszkoli, szkół podstawowych, ogólnokształcących szkół średnich i zawodowych realizujących formułę nauczania dwujęzycznego. Co więcej, tą formą kształcenia próbuje się objąć jak najszersze kręgi uczniów i to już od szkoły podstawowej. Celowy rozwój oddziałów dwujęzycznych w szkole podstawowej uzasadniają m.in. takie czynniki, jak: istniejąca jeszcze aktywność wrodzonego mechanizmu odpowiedzialnego za szybkie i mimowolne przyswajanie języka, ciekawość jako ważny czynnik motywacyjny oraz szczególnie otwartość młodszych dzieci na nowe formy uczenia się.

W RFN w 2005 roku było 51 szkół podstawowych z nauczaniem dwujęzycznym (por. WERNER 2009: 21 i n.), w Finlandii 252, w których programy imersyjne wdraża się już od klasy czwartej dla trzeciego obowiązkowego języka obcego i od piątej klasy opcjonalnie dla L 4 (por. HATAJA 2008: 23). W Andaluzji 352 szkoły podstawowe prowadzą sekcje dwujęzyczne. Szerokie wprowadzenie nauczania dwujęzycznego od szkoły podstawowej w tym kraju gwarantuje dynamiczny rozwój tej formy kształcenia na wyższych etapach edukacyjnych, czego najlepszym dowodem jest fakt, że w ciągu ostatnich pięciu lat ilość szkół z nauczaniem dwujęzycznym wzrosła tam niemalże pięciokrotnie (por. MAJEWSKA 2010). U nas dzieje się odwrotnie: główną bazę oddziałów dwujęzycznych stanowią licea, najczęściej bez naturalnego zaplecza, z którego rekrutowaliby się kandydaci do oddziałów dwujęzycznych. Ponadto w zagranicznych programach uczniowie nie są poddawani żadnym specjalnym testom kwalifikacyjnym i nie muszą kończyć intensywnego przygotowania językowego, aby móc uczęszczać do oddziałów dwujęzycznych.

Brak wyraźnej woli politycznej, ograniczenia budżetowe, stagnacja tej formy edukacyjnej, konkurencyjne, w tym tańsze i krótsze formy nauczania, czyli szkoły partnerskie DSD są tymi czynnikami, które – w mojej ocenie – nie wróżą sekcjom dwujęzycznym z językiem niemieckim w Polsce dobrych perspektyw. Jednakże wbrew pozorom likwidacja obowiązkowej matury dwujęzycznej w Polsce może być korzystną okolicznością do rozluźnienia sztywnych ram programowych i organizacyjnych, skutecznie krępujących rozwój oddziałów dwujęzycznych. Dlatego warto przedyskutować i ewentualnie usankcjonować nowe, tzn. bardziej elastyczne rozwiązania organizacyjne oraz bardziej realistyczne i lepiej dostosowane do idei nauczania dwujęzycznego cele kształcące, które w dotychczasowej formie trudno było zrealizować w ramach normalnego kursu przedmiotowego.

Literatura

- BAMBERGER, R. / VANECEK, E. (1984): *Lesen – Verstehen – Lernen – Schreiben*. Wien.
- BĘDKOWSKA-OBŁĄK, M. (2003): *Efektywność kształcenia dwujęzycznego w Polsce*. Sosnowiec [nieopublikowana praca doktorska].
- Bilingual Unterrichten – bilingual Lernen. W: *Hallo Deutschlehrer*, z. 26, 2008.
- CABAN, A. (2008): Thema: Prozentrechnung – Einführung. W: *Hallo Deutschlehrer* z. 26.
- CLIL w polskich szkołach. Od teorii do praktyki* (2010): *Języki Obce w Szkole* nr 6, 2010, zeszyt specjalny.
- CLILiG-Erhebungsbericht Polen* (2007): CODN i Goethe-Institut. Kraków.
- DAKOWSKA, M. / OLPIŃSKA, M. (red.) (2002): *Edukacja dwujęzyczna. Przedszkola, szkoła podstawowa i średnia. Teraźniejszość i przyszłość*. Warszawa: UW.
- DALTON-PUFFER, Ch. (2009): Die Fremdsprache Englisch als Medium des Wissenserwerbs: Definieren und Hypothesenbilden. W: *Bilingualer Unterricht macht Schule. Beiträge aus der Sprachforschung*. Frankfurt/M: Peter Lang, 67–80.
- DZIĘGIELEWSKA, Z. (red.) (2007): *Nauczanie dwujęzyczne w Polsce i Europie*. Warszawa: CODN.
- FRUHAUF, G. / COYLE, D. / CHRIST, I. (1997): *Teaching content in a foreign language. Practice and perspectives in European bilingual education*. Alkmaar: Europes Paltform.
- HATAJA, K. (2008): Integriertes Sprach- und Fachlernen (CLiL in Finnland. Ein Kurzüberblick über bisherige Entwicklungen und Zukunftsaussichten). W: *Hallo Deutschlehrer* nr 26, 23–25.
- HONECKER, M. (2004): Zur Situation des deutschsprachigen Sachfachunterrichts in Frankreich. W: *Französisch heute* z. 2, 174–183.
- ILUK, J. (1999): Probleme der Entwicklung der Sprachkompetenz im bilingualen Sachunterricht, dargestellt am Beispiel der Sprachhandlungen „Benennen“ und „Definieren“. W: *Studia Germanica Gedanensia* 7, 155–168.
- ILUK, J. (2000): *Nauczanie bilingwalne. Modele, koncepcje, założenia metodyczne*. Katowice.
- ILUK, J. (2002a): Problemy kształcenia dwujęzycznego w Polsce. W: *Języki Obce w Szkole* nr 6, 27–37.
- ILUK, J. (2002b): Nauczanie dwujęzyczne z Polsce na tle międzynarodowych rozwiązań organizacyjnych. W: *Języki Obce w Szkole* nr 6, 68–79.
- ILUK, J. (2004): 10 lat nauczania dwujęzycznego w Polsce. W: *Przegląd Glottodydaktyczny* 19, 13–19.
- ILUK, J. (2006): Emotionale Aspekte des (Fremdsprachen)Lernens. W: MIELCZAREK, Z. / KOWAL, G. (red.): *Erinnerte Zeit. Festschrift für Lothar Pikulik zum 70. Geburtstag*. Częstochowa: WSL, 273–271.
- ILUK, J. (2009): Verarbeitungs- und lernbehindernde Barrieren in Lehrtexten aus kognitionswissenschaftlicher Sicht. W: ANTOS, G. (red.): *Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch. Rhetorik und Verständlichkeit*. T. 28, Tübingen: Niemeyer, 46–60.
- ILUK, J. (2010): Empirische Befunde zu Auswirkungen systematischer Schreibhandlungen im fortgeschrittenen FSU auf den Spracherwerb. W: KĄTNY, A. (red.): *Studien zur angewandten Germanistik II* (= *Studia Germanica Gedanensia* 23), 23–38.
- IWAŃSKA, A. (2008): *Redemittel zur Verbalisierung statistischer Übersichtsformen im Polnischen und Deutschen*. Katowice [nieopublikowana praca doktorska].

- KOROBOWICZ, M. (2007): Miejsce języka ojczystego w nauczaniu dwujęzycznym. W: DZIĘGIELEWSKA, Z. (red.): *Nauczanie dwujęzyczne w Polsce i Europie*. Warszawa: CODN, 80–90.
- Kształcenie dwujęzyczne – zamierzenia Ministerstwa Edukacji Narodowej. MEN, aktualizacja 1 marca 2010.
- LORANC-PASZYLIK, B. (2009): *Europejski program CLIL i możliwości zwiększenia jego efektywności*. Bielsko-Biała: ATH.
- MAJEWSKA, R. (2010): Nauczyciele realizujący kształcenie typu CLIL w Polsce i Andaluzji. Ujęcie porównawcze. W: *Języki Obce w Szkole* nr 6, 87–96.
- MARZEC-STAWIARSKA, M. (2009): Dlaczego warto streszczać teksty w języku obcym? W: *Języki Obce w Szkole* nr 3, 38–42.
- Nauczanie języka niemieckiego w Polsce. Raport przeglądowny 1990–2010, sporządzony przez Ośrodek Rozwoju Edukacji na zlecenie Ministerstwa Edukacji Narodowej. Warszawa 2011 (online).
- PISA 2009. Program międzynarodowej oceny umiejętności uczniów OECD PISA. Wyniki badania 2009 w Polsce. Warszawa: MEN (online).
- PRZYBYLSKA-GMYREK, J. (1995): Informacja o organizacji i funkcjonowaniu dwujęzycznych liceów ogólnokształcących w polskim systemie oświatowym. W: *Języki Obce w Szkole* nr 3, 215–219.
- PRZYBYLSKA-GMYREK, J. (1998): Uwagi na temat doskonalenia organizacji nauczania w klasach dwujęzycznych polskich liceów ogólnokształcących. W: *Języki Obce w Szkole* nr 3, 213–218.
- Raport ewaluacyjny – sekcje dwujęzyczne z językiem francuskim w Polsce. CODN i Ambasada Francji w Polsce, 2005.
- STROUHAL, E. / PFEIFFER, O. / WODAK, R. (1986): Ein Mann vom Lande vor dem Gesetz. Empirische Befunde zur Verständlichkeit von Gesetzen. W: *Folia Linguistica* 20, 505–537.
- WALCZYŃSKA, M. (2007): Nauczanie w polskich liceach dwujęzycznych: klasa zerowa czy gimnazjum dwujęzyczne? W: DZIĘGIELEWSKA, Z. (red.): *Nauczanie dwujęzyczne w Polsce i Europie*. Warszawa: CODN, 66–72.
- WERNER, B. (2009): Entwicklung und aktuelle Zahlen bilingualen Unterrichts in Deutschland und Berlin. W: *Bilingualer Unterricht macht Schule. Beiträge aus der Praxisforschung*. Frankfurt/M.: Peter Lang (wyd. II), 19–28.
- WOLFF, D. / OTWINOWSKA-KASZTELANIC, A. (2010): CLIL – przełomowe podejście w edukacji europejskiej. W: *CLIL w polskich szkołach. Od teorii do praktyki* (= *Języki Obce w Szkole* nr 6), 7–12.
- WOLSKI, P. (red.) (2010): *Edukacja dwujęzyczna w Polsce – Język niemiecki. Raport ewaluacyjny. Praktyka w wybranych szkołach*. Warszawa: ORE (online).
- ZAJĄC, M. (2010) Wsparcie nauczycieli sekcji dwujęzycznych – działania podejmowane przez Ośrodek Rozwoju Edukacji. W: *CLIL w polskich szkołach. Od teorii do praktyki* (= *Języki Obce w Szkole* nr 6), 160–162.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Iwona Wowro
Universität Katowice

Bewusst unterschätzt oder versehentlich aus dem Blickfeld geraten? Zur Rolle der Herübersetzung im Fremdsprachenunterricht und in der Sprachsensibilisierung

Underestimated or forgotten? The role of translation into the mother tongue in the process of teaching and shaping attitudes of linguistic sensitivity. – The purpose of this article is to discuss briefly the role of the interpreter and to present the importance of developing mother tongue competence in the context of a foreign language learning/teaching. The above-mentioned research hypotheses and intentions were empirically verified and based on the research carried out at different universities among students of German philology. Its aim was to translate German humorous texts into Polish (the mother tongue) maintaining their entertainment function. In this way most common translation errors and shortcomings were classified and the importance of translation exercises (into mother tongue) in order to develop not only translation but also language competence was demonstrated.

Niedoceniane czy zapomniane? Rola tłumaczenia na język ojczysty w procesie nauczania i kształtowania postawy uwrażliwiania językowego. – Celem artykułu jest omówienie roli tłumaczenia oraz przedstawienie konieczności rozwijania kompetencji w zakresie języka ojczystego w kontekście nauczania/uczenia się języków obcych. Weryfikację empiryczną powyższych założeń i zamierzeń badawczych stanowi badanie przeprowadzone wśród studentów germanistyki różnych uczelni. Jego celem było przetłumaczenie niemieckich tekstów humorystycznych na język polski (ojczysty) przy zachowaniu ich funkcji ludzkiej. Na tej podstawie wyodrębniono i sklasyfikowano najczęstsze błędy tłumaczeniowe oraz niedociągnięcia, jak również wykazano konieczność prowadzenia ćwiczeń tłumaczeniowych (na język ojczysty) w celu doskonalenia kompetencji nie tylko tłumaczeniowej, ale także tej w zakresie języka obcego i ojczystego.

1. Einführung

Im vorliegenden Beitrag werden der exemplarischen Besprechung der wichtigsten und häufigsten Schwierigkeiten, die sich bei der Übersetzung von deutschen humoristischen Texten ins Polnische ergeben, einige Vorüberlegungen vorausgeschickt, die für die Zwecke des Beitrags ein Mindestmaß an theoretischer Basis darstellen sollen. Dementsprechend wird im Folgenden die Diskussion in Bezug auf die Diskrepanzen in der Definition des Begriffs ‚Übersetzen‘ kurz umrissen sowie der Standort von Übersetzungen in der Didaktik diskutiert. Im Genaueren verfolgt der vorliegende Beitrag das Ziel, den ständig wechselnden Stellenwert

von Übersetzungen im didaktischen Kontext unter besonderer Berücksichtigung der Herübersetzung und der Rolle der Muttersprache sowie die konkreten Realisierungsformen kurz darzustellen. Im weiteren Teil werden die theoretischen Prämissen praktisch umgesetzt. Auf Grund einer unter Germanistikstudenten durchgeführten empirischen Studie wird versucht, aufzuzeigen, was für Probleme im Bereich der Herübersetzung von kurzen humoristischen deutschen Texten bestehen können oder besonders augenfällig sind. Einen Randaspekt der Studie macht die Untersuchung der allgemeinen subjektiven Einschätzung der Versuchspersonen (sowohl der Lernenden als auch der Lehrkräfte) in Bezug auf den Einsatz von Herübersetzungen in der Unterrichtspraxis aus. Im Rahmen des vorliegenden Beitrags wird allerdings weder auf die einzelnen Verlaufsphasen des Übersetzungsprozesses noch auf die Typologie von Übersetzungsarten genauer eingegangen.

2. Zum Wesen und Standort des Übersetzens in der Didaktik

Die übersetzerische Tätigkeit wird seit Jahrtausenden ausgeübt. Manche Forscher sehen sie „als Motor der historischen Entwicklung der Menschheit“ an (KAUTZ 2000: 29). Heute wird sie auch in großem Umfang weltweit betrieben. Die Aufgaben der als allgemein junge Disziplin bezeichneten Translationswissenschaft sieht man heutzutage aber nicht darin, fertige Rezepte für das richtige Übersetzen oder Dolmetschen zu liefern, sondern vielmehr darin, die Bewusstheit des Übersetzers für die zahlreichen Alternativen zu schärfen sowie ihm eine Orientierungshilfe „für situationsbezogen angemessenes Verhalten auf der Grundlage theoretischer Reflexion seiner Tätigkeit“ zu bieten (KAUTZ 2000: 42–43).

Darüber, was Übersetzen ist und was den Gegenstandsbereich der Übersetzungswissenschaft ausmachen soll, herrscht in der Fachliteratur keine Einigkeit. Generell kann aber festgehalten werden, dass sich die Übersetzungswissenschaft zum einen mit dem Verlauf des Übersetzungsprozesses und mit der Typologie seiner Teilprozesse, zum anderen mit der Erarbeitung von Translationsparadigmen und der Generalisierbarkeit von Problemlösestrategien sowie mit dem Übersetzungsprodukt, also dem fertigen zielsprachlichen Text, beschäftigt (vgl. KAUTZ 2000: 30, KÖNIGS 1981: 203). Obwohl die heutige Translationswissenschaft interdisziplinär orientiert und funktional geprägt ist sowie didaktischen Fragen nicht ausweicht, ist ihr gegenwärtiger Zustand als nicht zufriedenstellend einzuschätzen.¹ Einen interessanten Aspekt bildet in der Diskussion um die Translationstheorie und -praxis sowie um ihre Bedeutung und Einsatzmöglichkeiten der didaktische Stellenwert der Translation, zumal das Übersetzen im Laufe der Geschichte seinen Platz überwiegend im Fremdsprachenunterricht hatte – auch wenn es mal in den absoluten Vordergrund rückte, mal in Misskredit geriet. In den letzten

¹ Es wird unter anderem darauf hingewiesen, dass ständig neue Orientierungen und Wenden, die die Translationswissenschaft seit einigen Jahrzehnten durchläuft, verursachen, dass sie ihren eigentlichen Untersuchungsgegenstand (die Untersuchung der Translation als ein empirisch basiertes Phänomen) aus dem Blickfeld verloren hat und sich eher in die peripheren Grenzbereiche begibt, wie z.B. die funktionale oder kulturelle Wende (vgl. ZYBATOW 2010: 112).

Jahrzehnten taucht erneut die Frage nach dem Stellenwert des Übersetzens in vielen wissenschaftlichen Diskussionen mit didaktischem Hintergrund auf. Demzufolge ist in der einschlägigen Literatur eine Vielzahl von Definitionen und Ansätzen zu finden, die dem Wesen des Übersetzungsprozesses näher auf den Grund zu gehen versuchen. Sie beleuchten aus unterschiedlichen Blickwinkeln verschiedene textinterne und textexterne Bedingungen und Faktoren des Übersetzungsprozesses, wodurch sie auch seine Komplexität veranschaulichen. Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, führt das nächste Kapitel einige ausgewählte Ansätze auf, die einen Ausschnitt aus der wissenschaftlichen Diskussion in diesem Bereich darstellen.

2.1 Definitiorische Erfassungsversuche des Begriffs ‚Übersetzen‘

Allgemein versteht man unter Übersetzen die Umsetzung eines Ausgangsprachlichen Textes in einen korrekten, äquivalenten Zielsprachlichen Text. Das Wesen des Übersetzungsprozesses kann man auch zutreffend mit der Maxime *traducere navem* wiedergeben oder ihn nach Grimm metaphorisch als eine „seefahrt [...] mit vollem segel an das Gestade jenseits [...], wo andrer boden ist und andre luft streicht“ (J. Grimm in STÖRIG 1963: 3) erfassen.

Im Gestrüpp von zahlreichen Ansätzen und Definitionen des Begriffs lassen sich generell zwei vorherrschende Konzeptionen bemerken. Die eine bezieht sich auf die formale Ersetzung von Zeichen einer Sprache durch Zeichen einer anderen Sprache, wobei zwischen Ausgangs- und Zielsprache-Elementen eine Sinn-Identität oder Äquivalenz² bestehen soll (vgl. OERTINGER 1960: 110 in NORD 2002: 9). Im ähnlichen Sinne äußert sich auch Werner Koller, indem er meint, dass „linguistisch [...] die Übersetzung als Umkodierung oder Substitution beschrieben werden [kann]. Elemente des Sprachzeicheninventars der AS werden durch Elemente des Sprachzeicheninventars der ZS ersetzt“ (KOLLER 1992: 19).

Die andere Konzeption sieht den Translationsprozess als keine rein sprachliche Tätigkeit an und hebt zugleich seine anderen zu berücksichtigenden Merkmale hervor, wie z.B. der zielsprachliche Empfänger oder Texten innewohnende Kulturspezifika. Gegen die Auffassung von Übersetzung als rein formaler Umkodierungsprozess grenzen sich mit ihrer Definition Hans Hönig und Paul Kußmaul ab. Für sie ist Übersetzen „nicht das Austausch von einzelnen sprachlichen Zeichen (Wörter und Sätze) mit dem Ziel, irgendeine vorgegebene Äquivalenz auf dieser Ebene der Zeichen herzustellen. Entscheidend ist vielmehr die kommunikative Funktion des Textes“ (HÖNIG / KUSSMAUL 1999: 14). Auch nach Gert JÄGER (1975: 36) besteht das Wesen der Translation in der Gewährleistung der Kommunikation, d.h. der kommunikative Wert des Textes in einer Sprache muss bei der Umkodierung in eine andere Sprache erhalten bleiben, so dass beide Texte als äquivalent, also angemessen und akzeptabel, angesehen werden können.

² Im Rahmen dieses Beitrags wird nicht auf die zahlreichen Definitionsversuche des Äquivalenzbegriffs eingegangen, weil diese mehr oder weniger auseinander liegen. Die divergierenden Bewertungen des Begriffs reichen von der Annahme, die Äquivalenz sei das Kernstück der Translation, bis zur Überzeugung, sie sei als eine reine Illusion oder sogar eine Verwirrung stiftende Erscheinung anzusehen (vgl. SIEVER 2008: 82).

Die Suche nach den Äquivalenzrelationen lässt den Übersetzungsvorgang auch als einen Formulierungsprozess begreifen. So definiert ihn z.B. Wolfram Wilss als einen Textverarbeitungs- und Textverbalisierungsprozess, der von einem Ausgangssprachlichen Text zu einem möglichst äquivalenten Zielsprachlichen Text hinüberführt. Übersetzen ist demnach „eine sowohl auf den Ausgangstext als auch einen Zieltext [...] gerichtete, situativ eingebundene Tätigkeit, die funktionsbestimmt ist, bewusst, planmäßig und kontrollierbar abläuft und den Zweck hat, die Verständigung zwischen den Angehörigen verschiedener Sprach- [...] und Kulturgemeinschaften“ herbeizuführen (WILSS 1996: 3). Darüber hinaus sieht er den Übersetzungsprozess als einen in sich gegliederten Vorgang, der zwei Hauptphasen umfasst: eine Verstehens- und eine Rekonstruktionsphase. In der Verstehensphase ist der Übersetzer darum bemüht, den Ausgangstext³ auf seine Sinnintention hin zu analysieren, während in den Mittelpunkt der zweiten Phase die sprachliche Rekonstruktion der Inhalte des Ausgangstextes (die Sinnggebung) unter Berücksichtigung kommunikativer Äquivalenzgesichtspunkte rückt.

Die Äquivalenzrelationen und andere Aspekte der Translation wurden von den Anhängern der funktionsorientierten (handlungsorientierten) Ansätze wie z.B. die Skopostheorie⁴

³ Die Rolle des Ausgangstextes und sein Bezug auf die Entstehung des Zieltextes wurde prinzipiell nach der alten Dichotomie *trou – frei* eingeschätzt und je nach dem translatorischen Ansatz unterschiedlich wahrgenommen und definiert. Der strukturalistische Ansatz hat die Übersetzer glauben lassen, dass es hauptsächlich genüge, „beim Übersetzen, die den Ausgangstext konstituierenden sprachlichen Zeichen zu verstehen und durch Zeichen der Zielsprache zu ersetzen“ (KAUTZ 2000: 66). Der äquivalenzorientierte Ansatz hat auch die Rolle des Ausgangstextes hervorgehoben und die Qualität des Translats an den Äquivalenzrelationen zwischen dem Ausgangs- und Zieltext gemessen. Die Praxis hat aber diese Annahme bald widerlegt, da es sich gezeigt hat, dass es sich beim Übersetzen um etwas anderes handelt als um den Umtausch von Wörtern oder Einzelsätzen; im Übersetzungsprozess ist außer dem Ausgangstext viel mehr mit im Spiel (Präsuppositionen, Konventionen, kulturelle Diskrepanzen u.a.). In die Rekonstruktion und Produktion von Texten geht vor allem eine Kenntnis der außersprachlichen Welt ein, die beim Textempfänger vorausgesetzt werden muss und ohne die das Verstehen nicht möglich ist (an dieser Stelle sei darauf hinzuweisen, dass dieser interaktive Verstehensprozess einerseits als ein Gefüge von objektiven und subjektiven Merkmalen aufgefasst werden kann, andererseits verläuft er im translatorischen Kontext eher subjektiv, selektiv, teils intuitiv, bewusst und zum Teil auch unbewusst. Der Prozess bedeutet aber ein Verstehen durch Sprache, in das nicht nur sprachliche, sondern auch außersprachliche Aspekte eingehen). Darauf haben u.a. Vertreter des handlungsorientierten Ansatzes hingewiesen, die den Ausgangstext nur als ein Informationsangebot und nicht als Maß der Dinge angesehen haben. Das Original sei lediglich eine Basis für die Entstehung des funktionsgerechten, also den Erwartungen des Autors und Empfängers entsprechenden Zieltextes (REISS / VERMEER 1991: 76). Die genuine Rolle des Ausgangstextes übernimmt im Rahmen dieses Ansatzes die so genannte Skoposadäquatheit. Davon, wie polarisiert die Diskussion um die Rolle des Ausgangstextes ist, zeugen die Auffassungen von einigen führenden Translationsforschern. So meint z.B. Hans J. Vermeer, dass es „den Ausgangstext eigentlich nicht gibt“, daher kann er nicht als „Grundlage und Ausgangspunkt für die Übersetzung sein (die es ebenso wenig gibt“ (VERMEER 1986: 42). Demgegenüber hält Wilss diese Erklärung für eine wirklichkeitsfremde Behauptung und weist zugleich aus, dass jegliche Übersetzungen als Sekundartexte ohne den Ausgangstext einfach nicht auskommen können (vgl. WILSS 1996: 19), denn das Verstehen des Ausgangstextes ist „ein grundlegender Bestandteil des Translationsprozesses [...] und determiniert in entscheidender Weise die Formulierungsphase des Translats“ (WAWRZYŃIAK 1991: 131, üb. von I.W.).

⁴ Unter zahlreichen translationswissenschaftlichen Modellen gehört die Skopostheorie zu den kontroversesten Konzeptionen, denn die Diskussion über ihre Prämissen „trug zeitweise Züge eines übersetzerischen Glaubenskrieges“ (SIEVER 2008: 160). Als einer der wichtigsten Einwände, der gegen diesen Ansatz erhoben wird, ist die Tatsache zu vermerken, dass seine Autoren auf der einen Seite auf Grund der Annahme, dass

hervorgehoben. Sie unterstreichen vor allem die kommunikative Einbettung der zu übersetzenden Texte sowie machen auf die Tatsache aufmerksam, dass „die Dominante aller Translation deren Zweck ist“ (REISS / VERMEER 1991: 96). Mit dieser Behauptung wird der Fokus nicht auf den Ausgangstext, sondern auf den Zweck der translatorischen Handlung verlagert. Mit anderen Worten kommt diese Zielgerichtetheit dem Begriff des Skopos als dem obersten Prinzip der Translation gleich. Somit ist es der Zweck und nicht der Ausgangstext als solcher, der am Anfang jedes Translationsprozesses steht. Der vorgegebene Skopos lässt auch die Qualität des Translats unter den funktionsbezogenen Aspekten einschätzen sowie die Äquivalenzrelationen zwischen dem Ausgangs- und Zieltext anders erfassen, nämlich sie „immer nur unter Bezugnahme auf die Entstehungsbedingungen, einschließlich z.B. die Entstehungszeit – also unter Bezugnahme auf die Translationsituation einer Übersetzung“ darstellen und verstehen (REISS / VERMEER 1991: 141). Zwecks der besseren Erfassung dieser Relationen wurde im Rahmen der Skopostheorie der Begriff der Adäquatheit eingeführt und von dem Äquivalenzbegriff folgendermaßen abgegrenzt:

„Äquivalenz bezeichnet eine Relation zwischen einem Ziel- und einem Ausgangstext, die in der jeweiligen Kultur auf ranggleicher Ebene die gleiche kommunikative Funktion erfüllen. Äquivalenz ist in unserer Definition Sondersorte von Adäquatheit, nämlich Adäquatheit bei Funktionsansatz zwischen Ausgangs- und Zieltext.“ (REISS / VERMEER 1991: 139–140)

Daraus ergibt sich, dass an Stelle des linguistisch geprägten Äquivalenzbegriffs die sich auf den Zieltext beziehende Adäquatheit tritt, die „das Verhältnis zwischen den Mitteln des sprachlichen Ausdrucks und dem Skopos“ beschreibt (HORN-HELF 1999: 72). Dies belegt zugleich die Tatsache, dass es keine Rede von optimalen Übersetzungen von Texten geben kann, da sich ihre Ausgestaltung nach der Empfängergruppe, dem Texttyp sowie nach zeit- und kulturbedingten Prinzipien orientieren muss.

Neben den hier kurz umrissenen Translationsansätzen gibt es noch eine Reihe von anderen Modellen, wie z.B. hermeneutische oder dekonstruktivistische Konzeptionen, die weitere Beiträge zur Entwicklung der Translationswissenschaft leisten, auf die jedoch im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht näher eingegangen werden kann.

Translation ein kultureller Transfer ist (vgl. REISS / VERMEER 1991: 4), eine allzu große Rolle dem Begriff der Kultur eingeräumt haben; auf der anderen Seite unterscheiden sie nicht zwischen literarischen und Fachübersetzungen, sondern neigen dazu, ihre Erkenntnisse zu einer allgemeinen Translationstheorie zu erheben. Dabei stellt dieses Vorhaben selbst einen weiteren Einwand dar, da es in Frage gestellt werden muss, „ob es überhaupt eine allgemeine Translationstheorie geben kann, die sowohl fürs Übersetzen als auch fürs Dolmetschen, für alle Sprachen, Kulturen und Textsorten gültig ist“ (ZYBATOW 2004: 265–266). Darüber hinaus wird von anderen Translationsforschern (z.B. Koller, Schreiber) zum einen der Zweckbegriff wegen seiner angeblichen Dominanz stark kritisiert, denn „die Verabsolutierung des Übersetzungszwecks“ führe zu der nicht tragbaren Ausweitung des Übersetzungsbegriffs (vgl. RÜTH, www.uni-mainz.academia.eu). Zum anderen hatte die Gleichsetzung der Begriffe ‚Translation‘ und ‚Handlung‘ dazu geführt, dass der Aspekt der Interpretation nicht berücksichtigt oder zumindest „nicht systematisch [...] zur Erklärung in Anspruch genommen wird“ (STEVER 2008: 159). Um aus dieser kurzen Darstellung der wichtigsten Einwände einen Schluss zu ziehen, bleibt festzuhalten, dass dieser handlungsorientierte Ansatz die allgemeine Translationstheorie sicherlich um neue Aspekte bereichert hat, er vermochte es aber nicht, an entscheidenden Stellen klare Aussagen zu liefern.

2.2 Einige Überlegungen zum Stellenwert des Übersetzens im Fremdsprachenunterricht

Im didaktischen Kontext scheint das Übersetzen heutzutage immer noch vernachlässigt zu werden,⁵ weil die Priorität die oft isolierte Schulung der vier Fertigkeiten darstellt und die Übersetzung, von manchen als eine Sonderfertigkeit betrachtet, einer Sonderausbildung bedürfe. Das widerspricht natürlich den realistischen kommunikativen Situationen, in denen zum einen mehrere Sprachfertigkeiten im gleichen Moment eingesetzt werden und zum anderen oft übersetzt werden muss, um z.B. neues Wissen oder Können zu gewinnen (vgl. ŻMUDZKI 2008: 101). Aus diesem und noch anderen Gründen finden Übersetzungen unter didaktischem Aspekt erneut eine größere Berücksichtigung und nähere Betrachtung, so dass ihrem programmatischen Einsatz im Fremdsprachenunterricht immer weniger Hindernisse im Wege stehen. Darauf weist Iluk hin, indem er meint, die Sichtung der methodischen Fachliteratur vergegenwärtige die Tatsache, dass, obwohl die Für- und Widerargumente durcheinander gehen und es für fast jedes Proargument ein Gegenargument zu geben scheint, heutzutage häufiger zugunsten der Übersetzung argumentiert wird (vgl. ILUK 2009: 61).

Zu den wichtigsten Argumenten, die für den Einsatz von Übersetzungsübungen im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts sprechen, gehören die integrierte Entwicklung von lexikalischer, grammatischer und kommunikativer Kompetenz, sinngemäßes Übertragen, Förderung des Verstehens von Texten, Förderung des allgemeinen Sprachbewusstseins, darunter sprachlicher Kreativität, und der Speicherung von neuer Lexik, sowie die Eliminierung von Vermeidungsstrategien – nämlich solcher, wie stark vereinfachte Ausdrucksweise oder bewusster Verzicht auf bestimmte Gesprächsthemen wegen fehlender Redemittel⁶ (vgl. ILUK 2009: 68).

Angesichts dieser Argumente scheinen einige Kontra-Postulate, wie die angebliche Überforderung der Lernenden wegen allzu großer Komplexität des Übersetzungsprozesses, die Entwicklungsbehinderung von anderen Sprachfertigkeiten oder verlangsamtes Lerntempo, ins Hintertreffen zu geraten. Der Schulung der übersetzerischen Fertigkeit und ihrer Anwesenheit in der täglichen Unterrichtspraxis müssen aber andere Funktionen sowie ein anderer methodischer Ansatz zugrunde gelegt werden. Demnach soll der heutige Übersetzungsunterricht prozessorientiert verlaufen, daher steht im Vordergrund des Interesses nicht nur das Übersetzungsprodukt, sondern auch die einzelnen Phasen und Prozesse, die dazu führen. Wenn übersetzt werden soll, dann sind integrative Übersetzungsübungen mit situativer Einbettung einzusetzen, die die Lernenden zur Selbstreflexion ermutigen können (vgl. KÖNIGS 2000: 11).

Zu den anderen Übungsformen, die in einem übersetzungsorientierten Fremdsprachenunterricht Anwendung finden (sollen), können folgende gerechnet werden: Übersetzungsaufträge,

⁵ Davon zeugen z.B. die (importierten) Lehrwerke neuen Datums, in die die Übersetzungsübungen nur selten Eingang finden, weil ihre methodische Konzeption (der nicht festgelegte Empfänger) ihren Einsatz ausschließt. Nichtsdestoweniger haben die Übersetzungsübungen im Fremdsprachenunterricht doch ihren Platz. Dies hat die von TARGOŃSKA (2007) und KUBACKI (2010) unter Fremdsprachenlernern und -lehrern durchgeführte empirische Umfrage bewiesen. Ihre Ergebnisse zeigen deutlich, dass die Übersetzungsübungen sowohl für Lerner als auch für Lehrer willkommen sind, als eine anspruchsvolle Abwechslung angesehen und oft zur Bewusstmachung der Kontrastivität zwischen der Mutter- und Fremdsprache eingesetzt werden.

⁶ Eine Gegenüberstellung von Argumenten für oder gegen den Einsatz von Übersetzungen im Fremdsprachenunterricht enthält der Beitrag von KÖNIGS (2000).

Umgang mit einsprachigen Wörterbüchern, häufige Grammatik- und Wortschatzübungen. Der Einsatz von Übersetzungsübungen soll vor allem in Form von konkreten Projekten oder Aufträgen gestaltet werden und nicht eine Rückkehr in Richtung der Grammatik-Übersetzungsmethode bedeuten.

2.3 Zur Rolle der Muttersprache und der Herübersetzung

Die einschlägige Literatur greift die Frage nach dem Stellenwert der Herübersetzung und damit nach der Rolle der Muttersprache im fremdsprachlichen schulischen Lernprozess im Vergleich zu zahlreichen Diskussionen über die Rolle und Einsatzmöglichkeiten von Übersetzungen in die Fremdsprache verhältnismäßig selten auf.⁷ Darüber hinaus wurde laut einiger methodischer Konzeptionen, wo dem Prinzip der absoluten Einsprachigkeit gehuldigt wurde, die Bedeutung der muttersprachlichen Kompetenz im ganzen Übersetzungsprozess eher unterschätzt als gefördert.⁸ Erst die Befunde aus dem Bereich der Spracherwerbsforschung haben einen Meinungskonsens herbeigeführt, da sie eindeutig nachweisen konnten, dass bei den Verstehensprozessen oder zumindest „bei der Worterkennung in der Zweitsprache die dominante, also besser beherrschte Erstsprache mit aktiviert wird“ (LUTJEHARMS 2003: 130). Dies stellt auch die starke Verbindung einer fremdsprachigen Einheit mit ihrem Übersetzungsäquivalent in der Muttersprache unter Beweis,⁹ das mit aktiviert wird und zum einen das Gelangen zum Begriff selbst erleichtert, zum anderen „eine starke Entlastung der Gedächtniskapazität des Rezipienten“ bewirkt (ILUK 2009: 64). Diese parallele Aktivierung beider Sprachen ist darauf zurückzuführen, dass sich im mentalen Lexikon neben den sprachlichen Einheiten auch mentale, die kognitive Ökonomie sichernde Konzepte befinden, die nicht sprachgebunden sind. Ihre sprachliche Unabhängigkeit belegt die Existenz von mutmaßlichen gemeinsamen

⁷ Eine andere Auffassung wird von Sinner vertreten. Er weist eigentlich das Gegenteil aus, nämlich, dass „die Übersetzung in die Fremdsprache von der Angewandten Linguistik, aber auch von der Translationswissenschaft fast vollständig ignoriert [wird]. Die Mehrheit der Übersetzungstheorien basiert auf der Annahme, dass Übersetzer nur in ihre Muttersprache arbeiten“ (www.carstensinner.de).

⁸ Eine totale Verbannung aus dem Fremdsprachenunterricht erfuhr die Muttersprache samt den Übersetzungen in den 70-er Jahren des 20. Jahrhunderts und später, weil man sie nur als einen Störfaktor bei der Beherrschung der Fremdsprache gesehen hat. Davon zeugen zahlreiche einschlägige Aussagen aus dieser Zeit, wie z.B.: „Wer gar übersetzt (von der Fremdsprache in die Muttersprache oder umgekehrt), könnte ebenso gut seinen Garten umgraben oder im Wald spazieren gehen – die Fremdsprache lernt er auf diesem Wege nicht“ (FREUDENSTEIN 1972: 48) oder „Wer übersetzen läßt, muß sich darüber klar werden, daß diese Fähigkeit zum Spracherwerb, d.h. zur Ausbildung der Kommunikationsfertigkeiten, nichts beitragen kann. Übersetzen im Sprachunterricht zum Zweck der Spracherlernung ist darum gleichbedeutend mit vergeudeter Zeit“ (ibidem, 52). Das Postulat, die Muttersprache aus dem Unterrichtsgeschehen auszuschließen, erwies sich aber im Laufe der Zeit und Forschung als eine Selbsttäuschung, da es den Prinzipien des Fremdsprachenerwerbungsprozesses widersprach. Die Präsenz und Bedeutung der Muttersprache als mentaler Grundlage und somit der Übersetzungen im Bereich der Entwicklung der fremdsprachlichen Kompetenz konnte deshalb nicht mehr in Zweifel gezogen werden.

⁹ Es wird auch darauf hingewiesen, dass diese lexikalische Abhängigkeit zwischen den Wörtern der Mutter- und Fremdsprache auch mit der Zeit nicht schwindet, selbst wenn eine direkte Verbindung zwischen dem fremdsprachigen Wort und dem Begriff entstanden ist (vgl. ILUK 2009: 62, CZARNECKA 2010: 380).

Repräsentationen, die aber „weder integriert noch vollständig voneinander getrennt sind“ (CZARNECKA 2010: 379). Die Informationsverarbeitung verläuft also außersprachlich und versucht prinzipiell die neuen Informationen auf die alten zu beziehen. Im Falle des Fremdsprachenerwerbs sind als alte Informationen u.a. das vorhandene Begriffssystem und die Muttersprache anzusehen, deren Einsatz die Effizienz des Wortschatzerwerbs sichtbar steigert. Es hat sich nämlich gezeigt, dass der Zugriff auf den im semantischen Gedächtnis gespeicherten Begriff über die Muttersprache schneller und effektiver verläuft und die Verarbeitung der fremdsprachigen Lexik wesentlich beeinflusst (vgl. ILUK 2006: 61–62). LUTJEHARMS (2003) weist ebenfalls darauf hin, dass die Bedeutung der Muttersprache als Trägerin unserer Erfahrungswelt und daher auch der Herübersetzung als Lernhilfe nicht mehr umstritten ist. Dazu mag die Widerlegung des Einwands beigetragen haben, dass die Herübersetzungen angeblich häufigere Interferenzen verursachen. Davon zeugen die kognitionspsychologischen Erkenntnisse zum Aufbau und Funktionieren des mentalen Lexikons, in dem es starke Verbindungen zwischen L1 und später erworbenen Sprachen zu geben scheint, die die Übersetzungsäquivalente gleichzeitig und automatisch aktivieren. Alle diese Bemerkungen haben dazu beigetragen, dass die auf Grund einiger methodischer Prämissen (audio-linguale und direkte Methode, kommunikativer Ansatz) aus dem Fremdsprachenunterricht verbannte Muttersprache dort heutzutage erneut Einzug hält und als Hintergrund oder eine Übersetzungsbrücke mit unterschiedlicher Intensität den Fremdsprachenerwerb begleitet.

Was die Rolle und Einsatzmöglichkeiten von Herübersetzungen im Fremdsprachenunterricht anbelangt, so werden sie nach VILDEBRAND (1996: 230–232) als ein sprachlich einfacherer, dennoch psychologisch stärker belastender Prozess im Vergleich zur Übersetzung in die fremde Sprache angesehen. Zu den wichtigsten Problemen, die sich bei Herübersetzungen ergeben, gehören Rezeptionsschwierigkeiten und Probleme im Bereich der muttersprachlichen Kompetenz. Während Hinübersetzungen Übersetzungsprobleme erkennen und entsprechende Lösungsstrategien anwenden lassen sowie eine gezielte Überprüfung von grammatisch-lexikalischen Kenntnissen darstellen, erweisen sich Herübersetzungen bei der Überprüfung des Sinnverständnisses eines fremdsprachlichen Textes und muttersprachlichen Ausdrucks zugleich besonders hilfreich. Bis zu einem gewissen Grade dienen sie auch als Mittel zur Vermittlung von Wortschatz und sind daher besonders als Semantisierungsstütze in den früheren Etappen des Fremdsprachenlernens von Belang – aber nicht nur dann, denn zu Sprachvergleichszwecken und selbständiger Informationsentnahme können sie sinnvoll auch im Unterricht mit Lernern mit fortgeschrittenen Sprachkenntnissen eingesetzt werden (vgl. WILSS 1981: 304). Dabei ist ihre unterstützende Rolle bei Semantisierungsprozessen nicht nur darin zu sehen, die Wortbedeutungen zu erschließen, sondern auch im kontextuellen Verwendungsbereich (semantische Distribution, Verwendungsbeschränkungen) von sprachlichen Einheiten zu platzieren.

Was die Frage nach den quantitativen Proportionen beider Übersetzungsarten betrifft, so sollen nach Auffassung von Königs im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts die Hinübersetzungen eine Vorrangstellung vor den Herübersetzungen genießen, denn mit der starken Betonung muttersprachlicher und spezifischer kontrastiver Aspekte sind sie eher in der Ausbildung von Dolmetschern zu platzieren als für die Entwicklung und Verfeinerung der kommunikativen Kompetenz geeignet. Andererseits gibt Königs zu, dass Übersetzungen

im Fremdsprachenunterricht zum (Teil-) Lernziel erhoben werden können, und plädiert dafür, die Herübersetzungen im Rahmen der Semantisierung und Lesefertigkeit zu situieren (vgl. KÖNIGS 1981: 211–214, auch LUTJEHARMS 2003: 132–133). Wie die Sichtung der Literatur gezeigt hat, werden die Herübersetzungen generell als eine wichtige Etappe auf dem Wege zum Erwerb von Übersetzungskompetenz angesehen, weil sie zum bewussten Umgang mit fremdsprachlichen Texten verleiten, Probleme im Bereich der Ausgestaltung des (muttersprachlichen) Zieltextes vergegenwärtigen sowie Fähigkeit zum Inferenzieren und Recherchieren entwickeln (vgl. KAUTZ 2000: 544).

3. Humor in der Übersetzung

Eine besondere Schwierigkeit und eine Herausforderung zugleich stellt die Hin- oder Herübersetzung von humoristischen Texten dar. Es ist u.a. darauf zurückzuführen, dass Texte dieser Art durch flexible (prozessuale) Bedeutungskonstitution gekennzeichnet sind, in deren Rahmen es zu der beabsichtigten semantischen Irreführung und somit zu Interpretationsverschiebungen kommt, was den Einsatz von sprachlich-semantischen Mechanismen sowie übergeordneten kognitiven Operationen erfordert (vgl. BRÖNE 2010: 28). Demnach stellt die Bedeutungskonstitution einen besonders komplizierten, kreativen Vorgang dar, der in der Schaffung neuer Konzepte mit Hilfe von Interaktionen zwischen dem perzipierten Inhalt und seinem Kontext besteht (vgl. BAĞ 2007: 54). Die Bedeutungssuche und ihre Exzerption bedeutet keine bloße Zuordnung von dekodiertem Inhalt zu einem der Konzepte, sondern stellt vielmehr eine Relation zwischen den sprachlichen Elementen, dem Kontext, der Welt-erfahrung des Empfängers und der humoristischen Erkenntnis dar.

Die Verarbeitung von Texten dieser Art erfordert auch spezifische Kompetenzen und eine alternative Denkweise, die vor allem die vorhandene Doppeldeutigkeit und sachliche oder sprachliche Pointe finden und entschlüsseln lassen. Ihre Übertragung in eine andere Sprache (auch in die Muttersprache) stellt eine weitere Herausforderung dar, denn nach der Sinnentnahme von den intendierten komischen Bedeutungskomponenten muss dann für sie ein zutreffender sprachlicher Ausdruck gefunden werden, was bei der Wiedergabe von Texten einer solchen Art, wo eine enge Relation zwischen Inhalt und Form besteht, der Intuition und einer weitgehenden Kreativität des Übersetzers bedarf. Die Suche nach dem zutreffenden Ausdruck kann unter Zuhilfenahme von unterschiedlichen sprachlich-kognitiven Übersetzungsverfahren erleichtert werden, die zwischen den beiden Sprachen existierende Unterschiede struktureller, semantischer oder stilistischer Art bewältigen und einen zielsprachlichen Text entstehen lassen, in dem zwecks der Beibehaltung seiner Funktion oder Wirkung einerseits obligatorische Strukturveränderungen vorgenommen werden, andererseits einige Elemente invariant bleiben und noch andere kompensiert werden müssen.

Diese Übersetzungsprozeduren werden als miteinander kombinier- und wiederholbare Operationen aufgefasst, die auf den unterschiedlichen Sprachebenen vorkommen und ihre einzelnen Komponenten betreffen. Man kann sie nach verschiedenen Kriterien klassifizieren. KAUTZ (2000) teilt sie generell in Verfahren ein, die auf der grammatischen und semantischen Ebene situiert werden können. Zu den wichtigsten Operationen auf grammatischer Ebene

zählt er Veränderungen innerhalb der Kategorie (darunter Numeruswechsel beim Substantiv, Genus- und Tempuswechsel beim Verb, Wechsel der Verbform), Kategorienwechsel (darunter Wortartwechsel, Entkategorisierung) und syntaktische Veränderungen (darunter syntaktische Transformationen, Satzteilumstellung, Satzgliedwechsel, Veränderung der Satzgliedfolge, Satzfolgeänderung oder Umverknüpfung von Sätzen). Im Bereich der semantischen Übersetzungsverfahren unterscheidet er zwischen Veränderungen des propositionalen Sinngehalts (darunter synonymische, antonymische Übersetzung, Kompression, Expansion, Generalisierung, Konkretisierung, Remetaphorisierung, Paraphrasierung, Mutation), Veränderungen im Rahmen der stilistischen Bedeutung (darunter Entmetaphorisierung, Metaphorisierung, kommentierende Paratexte, stilistische Anhebung oder Absenkung oder Ersetzung von Dialekt durch die Umgangssprache) sowie zwischen Veränderungen der Sprechaktbedeutung wie z.B. Wechsel von Aufforderungssatz zu Fragesatz und andere (vgl. KAUTZ 2000: 129–133).

Versteht man aber die Übersetzung von humoristischen Texten, in denen Form und Inhalt eine besondere Koppelung aufweisen, als einen kreativen Vorgang, so muss zwischen weiteren Strategien unterschieden werden, die in den Änderungen im Bereich der mentalen Bilder/Szenen bestehen, deren Aktivierung die Verwendung eines konkreten sprachlichen Rahmens zur Folge hat. Zu den wichtigsten Beispielen des kreativen Übersetzens gehören Rahmenwechsel, Neurahmung, Szenenwechsel oder Szenenerweiterung,¹⁰ die dem Übersetzer einen relativ größeren Freiraum lassen, damit die Funktion und Wirkung des Ausgangstextes in der Zielsprache behalten wird (vgl. JANICKA 2010: 162).¹¹

In Bezug auf die humoristischen Texte, die oft Wortspiele beinhalten, weist TĘCZA (1997) auf weitere Übersetzungsmethoden und -möglichkeiten hin. Zu den von ihm ausgesonderten und eingesetzten Verfahren gehören vor allem die Kreation, also die Suche nach neuen, im Vergleich zum Ausgangstext divergierenden Lösungen, Transplantation, die in der Beibehaltung des Wortspiels im Zieltext im Vergleich zum Ausgangstext besteht, und Adaptation, die als eine solche Übertragungsmöglichkeit verstanden wird, in der die Wortspiele in beiden Sprachen fast gleiche Ausdrucksseiten und oft den etymologischen Zusammenhang aufweisen. Weiter unterscheidet er zwischen Imitation, also einem Nachbildungsversuch vom Wortspiel, das in der Zielsprache zumindest eine Ebene des ausgangssprachlichen Wortspiels (Technik, Inhalt, Funktion) zum Ausdruck bringen soll, und Dislokation (Kompensierung), die die Verschiebung des ursprünglichen Wortspiels an eine andere Textstelle bedeutet. Am Rande macht er auch auf die Existenz von den sog. negativen Prozeduren aufmerksam, die eher von missglückten Übersetzungen zeugen. Zu Prozeduren dieser Art werden Neutralisation (Beibehaltung der denotativen Ebene, aber kein Wortspiel vorhanden), Elimination (völlige Auslassung), Indikation (Markierung der Textstelle, wo sich ein Wortspiel befand, mit anderen sprachlichen Mitteln) und Explanatation (metasprachliche Erklärung) gerechnet (vgl. TĘCZA 1997: 128–130).

¹⁰ БАК (2007) nennt am Beispiel von Übersetzung der Metapher noch andere (optionale) Übersetzungslösungen, die bei der Wiedergabe die Relationen auf der Bildebene zu wahren ermöglichen. Dazu gehören solche Lösungen wie: Bildeinebnung, Bildabschwächung, Bildverschiebung, Wahrung, Streichung oder Neumetaphorisierung (vgl. БАК 2007: 106–107; vgl. auch KURTH 1995: 114).

¹¹ Eine genauere Besprechung dieser Operationen sowie eine entsprechende Exemplifizierung ist dem Beitrag von Janicka (2010) zu entnehmen.

4. Empirische Studie

Den empirischen Teil des vorliegenden Beitrags stellt eine Untersuchung im Bereich der translatologischen Kompetenz unter Germanistikstudenten dar. Im Rahmen der Studie wurde mit meist fortgeschrittenen Lernenden der Zweitsprache gearbeitet. An der anonymen Untersuchung haben über 50 Studenten des 3. und 4. Studienjahres aus unterschiedlichen Hochschulen oder Fremdsprachenlehrerkollegs teilgenommen, die jeweils das Fach Übersetzen entweder gerade absolvieren oder bereits absolviert haben.

Den Übersetzungsgegenstand stellten zwölf deutsche humoristische Texte dar, die innerhalb eines unbegrenzten Zeitrahmens und unter Zuhilfenahme von Wörterbüchern ins Polnische zu übertragen waren. Die Studie hatte zum Ziel, primär nicht die lexikalisch-grammatischen Kenntnisse der Studenten zu überprüfen, sondern eher ihre Kreativität sowie Übersetzungsbereitschaft und -bewusstheit zu zeigen, ihre allgemeinen Fähigkeiten im Bereich der Umsetzung fremdsprachlicher (humoristischer) Texte unter Beibehaltung ihrer komischen Wirkung offenzulegen sowie auf die von ihnen zu Recht bzw. zu Unrecht eingesetzten Übersetzungsverfahren hinzuweisen. Den zweiten Teil der Umfrage stellten Fragen nach dem Einsatz von Herübersetzungen und in Bezug auf ihre Rolle im Fremdsprachenunterricht dar, die aus der Sicht der Lernenden und ihrer Lehrer beantwortet werden sollten. Die Analyse der Antworten soll für die Frage sensibilisieren, inwiefern die theoretischen Voraussetzungen in Bezug auf die Einsatzbewusstheit und -häufigkeit von Herübersetzungen im heutigen Fremdsprachenunterricht ihre praktische Umsetzung finden.

4.1 Zum Bewertungsmodus

Eine genaue Analyse des Übersetzungsmaterials ermöglicht es, bestimmte Arten von Problemen auszusondern, wobei angemerkt werden muss, dass für einen weitgehenden Bewertungsversuch von Übersetzungsfehlern eigentlich kein verbindliches und einheitliches Schema erarbeitet worden ist. In der Fachliteratur sind zwar unterschiedliche Klassifikationen von Fehlertypen zu finden, sie können jedoch nicht als allgemeingültig anerkannt werden.

Im Rahmen der Typologie von translatorischen Fehlleistungen schlägt NORD (1999: 386f.) vor, Übersetzungsfehler im engeren Sinne von den sprachlichen (lexikalischen, grammatischen, stilistischen) zu unterscheiden und diese einer separaten Bewertung zu unterziehen. Zu den Übersetzungsfehlern *sensu stricto* zählt sie pragmatische, kulturelle und formale Verstöße gegen den Übersetzungsauftrag.

Eine solche Grenzziehung zwischen Translationsfehlern *sensu stricto* und Fehlern sprachlicher Art zieht HEJWOWSKI (2009: 151) in Zweifel. Als Übersetzungspraktiker und -didaktiker führt er hierfür zwei Gründe an: erstens verursacht der Übersetzungskontext eine stärkere Interferenzeinwirkung der Ausgangssprache auf den Übersetzer, so dass er mehreren sprachlichen Fallen ausgesetzt ist als im normalen Sprachgebrauch. Zweitens erfordert eine zuverlässige Beurteilung von Übersetzungen die Mitberücksichtigung aller zielsprachlichen (auch muttersprachlichen) Fehler. In seiner Fehlertypologie, die sich auf die Ergebnisse von Herübersetzungen stützt, geht HEJWOWSKI (2007: 126–149) anders, nämlich äquivalenz- und

ausgangstextorientiert, vor. Die inhaltlichen Abweichungen vom Originaltext, also die Nichteinhaltung der Äquivalenz, sowie grobe grammatisch-stilistische Fehler werden von ihm als die wichtigste Klasse von Fehlern betrachtet und als Kardinalfehler bezeichnet. Die zweite Kategorie bilden sprachliche Fehler, die unterschiedlich gewichtet werden können: von durchschnittlichen über minimale bis zu diskutablen Verstößen. Die von Hejwowski vorgeschlagene Klassifizierung von Übersetzungsfehlern umfasst vier Hauptgruppen. Die erste Gruppe stellen Fehler dar, die sich im Bereich der sog. syntagmatischen Übersetzung¹² sichtbar machen. Dazu werden Kalkierungen, falsche Freunde, unberechtigte Verwendung von Entlehnungen sowie Fehler im Bereich der Wahl von Wörterbuchäquivalenten gezählt. Weitere Gruppen betreffen die Interpretationsfehler und Realisierungsfehler. Die letztgenannten differenziert Hejwowski weiter in die so genannten Unterübersetzungen, die darin bestehen, detaillierte Informationen des Ausgangstextes durch allgemeinere in der Zielsprache zu ersetzen, sowie in Fehler, die innerhalb der Zielsprache entstehen und in solche, die sich aus Mängeln im Bereich des Welt- und Fachwissens oder fälschlicher Einschätzung des Empfängerwissens ergeben. Der letzten Gruppe der so genannten Metatranslationsfehlern wurden solche Fehler zugeordnet wie Auslassungen, Einsatz falscher Übersetzungstechnik, Korrekturen im Originaltext und falsche Ausgestaltung von Paratexten (zu viele bzw. zu wenige Erläuterungen). Die Qualität und Quantität der begangenen Fehler beeinflusst selbstverständlich die allgemeine Qualität der Übersetzung sowie ihre kritische Beurteilung, die aber immer subjektiv und individuell geartet ist, weil sie sich des objektiven Generalisierungsmaßstabs nicht bedienen kann.

4.2 Beispielanalyse

Für die Zwecke der Analyse werden die wichtigsten und häufigsten Übersetzungsfehler besprochen sowie die eingesetzten Übersetzungsverfahren (Problemlösestrategien) präsentiert und mit entsprechenden Beispielen belegt.¹³ Die zu übersetzenden humoristischen Texte wurden so gewählt und zusammengestellt, dass sie zwei Arten von Humor darstellen: den referentiellen (situativen, außersprachlichen) und den sprachlichen Humor,¹⁴ und zwar deshalb, weil sich unsere Evaluation eben nach diesen Kriterien richten soll. Sie soll vor allem die häufigsten

¹² Unter syntagmatischer Übersetzung versteht Hejwowski eine quasi automatische Ersetzung von Strukturen der Ausgangssprache durch die zielsprachlichen Strukturen, ohne tiefere Einsicht in die inhaltliche Struktur des Textes gewonnen zu haben (vgl. HEJWOWSKI 2009: 142).

¹³ Die zur Illustration angeführten Beispiele werden zur besseren Orientierung jeweils mit der Nummer der am Ende des Beitrags angefügten Texte versehen. Näher besprochen werden nicht alle Texte und ihre Übersetzungsvorschläge, sondern nur diejenigen, die die brisantesten Übersetzungsfallen und -gefahren nachweisen. Gründe dafür sind darin zu sehen, dass zum einen ein so weit gestecktes Unterfangen den Rahmen dieses Beitrags sicherlich sprengen würde, zum anderen überlappen sich viele Übersetzungsprobleme, so dass es wenig Sinn hätte, sie an mehreren Stellen aufzugreifen.

¹⁴ Das Unterscheidungskriterium von beiden Humorarten liegt in der Möglichkeit der Austauschbarkeit ihrer mitkonstituierenden Elemente. Während im Falle vom sprachlichen Humor die sprachliche Form unversehrt bleiben muss, da sonst der komische Effekt verloren geht, ist sie im referentiellen (situativen) Humor nicht von solcher Wichtigkeit, denn hier werden die komischen Effekte durch die Situation selbst oder durch bestimmte Informationen generiert, die unterschiedliche sprachliche Varianten oder Kreationen zulassen (vgl. BUTTLER 2001: 60).

Arten von Fehlern bzw. Missgriffen aufzeigen sowie auf allgemeine Fehlleistungen hinweisen, die sich bei der Übersetzung von referentiell und sprachlichem Humor ergeben können.

4.2.1 Übersetzungsschwierigkeiten im Bereich des referentiellen Humors

Obwohl für viele die Übersetzung von referentiell Humor auf den ersten Blick eher als eine wenig komplizierte Operation und Übersetzungsform zu sein scheint, belegen zahlreiche Arbeiten das Gegenteil. Beispiele für den referentiellen Humor stellen Texte 5, 6, 7, 9 und 11 der evaluierten Umfrage dar. Unter den analysierten Beispielen sind zuallererst fehlerhafte Übersetzungen zu finden, die von offensichtlichen Verstehensschwierigkeiten zeugen:

<p>→ (5) Okulista mówi do swojego pacjenta: – Jak Pan to spostrzegł/zauważył./ Czy długo rozglądał się Pan za specjalistą?/ Jak Pan odnalazł dotąd drogę? → (5) Lekarz do pacjenta: – Do widzenia.</p>	<p>→ (9) Oskarżony do prawnika: – Kiedy dostanę tylko pół roku, otrzyma Pan 20 000. Po procesie prawnik mówi: – Tak się namęczyłem, a Pana nie chcą uwolnić. / – To był ciężki kawał roboty... Zostałeś całkiem uniewinniony / – Chcieli Pana na dniach wypuścić na wolność / – Bardzo musiałem się postarać, żeby Pan rok siedział.</p>
<p>→ (7) Stoi przed lustrem otyła kobieta. Lustreczko, lustreczko powiedz przecie, kto jest najpiękniejszy na świecie? Lustro odpowiada: – Posuń się, bo nie dają rady objąć wszystkiego wzrokiem / – Liczy się to, co człowiek ma w środku / – Nikogo nie widzę, wyjdź¹⁵.</p>	<p>→ (6) Przedstawiciel handlowy dzwoni do drzwi. Otwiera dziewczyna z grubym cygarem i ze szklanką whisky. Przedstawiciel handlowy pyta zirytowany: Są rodzice w domu? Dziewczyna odpowiada z uśmiechem / – Frycek odburknął: A czy wygląda na to, żeby byli?</p>

Ein transparentes Beispiel von einem totalen Missgriff und Missverständnis stellt ein Übersetzungsvorschlag des Textes 11 dar. Die eingesetzte Übersetzungsstrategie ist in diesem Falle insofern schwer zu durchschauen, als der Autor erst mal einen nicht äquivalenten und dazu in der Zielsprache jeglicher Komik entbehrenden Text bietet, was die genuine These von einer möglichen gezielt eingesetzten Modifikation ohne weiteres widerlegen lässt, vgl.:

→ (11) Babcia nie kupiła biletu autobusowego. Wchodzi do autobusu, a kierowca się pyta: – Babciu, gdzie bilet? Babcia: – Biletu nie mam, ale dam ci orzeszka. Kierowca się zgodził. Babcia jeździła tak tym autobusem przez miesiąc i dawała kierowcy po jednym orzeszku. Któregoś pięknego dnia babcia znowu wchodzi do autobusu, a kierowca pyta: – Babciu, gdzie orzeszek? A babcia na to: – Czekaj, czekaj złociutki, dopiero jadę do Biedronki.

Eine andere Gruppe von Fehlern illustrieren diejenigen Übersetzungen, deren Autoren ein gewisses Expandieren als Übersetzungsverfahren eingesetzt haben, d.h. sie haben im Translat Informationen angebracht, die im Original fehlen. Dies ist sowohl am Beispiel von den mit Reimen „verzierten“ Übersetzungen zu beobachten als auch in denjenigen zu sehen, die keine

¹⁵ Aus Platzgründen werden bei längeren Texten statt der Darstellung von vollständigen Translaten nur die problematisch übersetzten Passagen herangeführt.

Reimelemente enthalten, dafür aber Inhalte verbalisieren oder präsupponieren, die eigentlich allzu weit über die Lokution und Perlokution des Ausgangstextes hinausgehen, vgl.:

→ (5) Okulista ślepemu zarządził, dlaczego przy drodze do niego nie zbłądził.	→ (9) Oskarżony do adwokata: – Jak się roczkiem z tego wywinę, to dam panu 20 000 €. Po procesie mówi adwokat: – Dobrze, że się z sędzią dogadaliśmy, bo prawie pana ułaskawiliśmy.
→ (6) Przedstawiciel handlowy dzwoni do drzwi. Maciek otwiera, w buzi cygaro, w rękę kieliszek whisky. Zdziwiony przedstawiciel handlowy pyta: – A rodzice ci tak pozwalają? Maciek uśmiechnięty odpowiada: – Aż tak to oni mnie nie kochają.	→ (11) Starsza babcia daje kierowcy autobusu każdego dnia, kiedy jedzie do miasta, garść obranych orzechów. Pewnego dnia kierowca pyta: – Babciu, dlaczego każdego dnia dajecie mi garść orzechów? Babcia odpowiada: – Bo wiesz, jestem stara i nie mam zębów, przez to jestem w stanie tylko ssać te orzeszki. A nie chcę, by się zmarnowały, więc do pogryzienia daję je tobie.

Darüber hinaus ist aus diesen und anderen Beispielen auch ersichtlich, dass die Übersetzungen mit vielen lexikalischen, syntaktischen und stilistischen Fehlern behaftet sind (*przy drodze do niego, odnalazł dotąd drogę, A wyglądam na to! A wygląda to tak, choćby byli? Odsuń się w bok*). Einen weiteren Aspekt stellen die Übersetzungsvorschläge des Namens *Fritzchen* dar. Unter den analysierten Übersetzungen sind unterschiedliche Lösungen zu finden, von den wohl zutreffendsten (*Jasiu, Jasio*) über akzeptable (*Fritzchen, Fritz, Frycek*) bis hin zu nicht nachvollziehbaren (*Nowak, Kowalski, dziewczyna?*). Die stilistischen Unzulänglichkeiten treten am häufigsten in den Übersetzungen von Texten 6 und 9 auf, wo es stellenweise zu der nicht richtigen Dekodierung der die Witzhelden kennzeichnenden Sprachebenen gekommen ist, vgl.:

→ (6) Przedstawiciel handlowy dzwoni do drzwi. Drzwi otwiera Jasiu z cygarem w ustach / w pysku i szklance whisky w ręce. Przedstawiciel pyta zirytowany: – Są twoi rodzice w domu? Jasiu odpowiada zadowolony z siebie: – A czy cokolwiek wskazuje aby na to, że są? / – Czyżby to tak wyglądało? / – A wygląda jak by byli w domu / – A wygląda to tak, choćby byli / – A czy wygląda na to, żeby byli? / – A czy ja wyglądam tak, jakby w domu byli rodzice?	→ (9) Oskarżony do swojego adwokata: – Jeśli mi dadzą tylko pół roku, dam Panu 20 000 € / – Jak załatwisz mi pół roku... / – ... to dam Ci 20 000. Po procesie mówi adwokat: – To był ciężki kawałek chleba. Chcieli cię puścić wolnego. / – To był ale kawał roboty! O włos zostałyby pan uniewinniony / – Oni chcieli pana przecież po prostu uniewinnić. / – To był ciężki kawał (dobrej) roboty.
---	--

Abgesehen von Fehlern morphologischer Art fallen hier besonders syntaktisch-stilistische Missgriffe auf, und das sowohl im Bereich der Wortfolge als auch auf dem Gebiet des richtigen Gebrauchs von Kollokationen oder Partikeln (*to był ale kawał roboty, ciężki kawał dobrej roboty*). Darüber hinaus sind manche vorgeschlagenen Aussagen für die umrissenen Kontexte wenig typisch (z.B. syntaktisch komplizierte Formulierungen aus dem Munde eines Kindes oder Du-Form im Gespräch zwischen dem Anwalt und seinem Mandanten). Merkwürdige Formulierungen in der Muttersprache führen stellenweise auch zur Entstehung von Texten, die gewisser Logik oder jeglichen semantischen Zusammenhalts entbehren, vgl.:

- (11) Babcia na to odpowiada: – Ach wie pan co, jem tak chętnie Ferrero Küsschen, że nie mogę tych orzechów przeżuć.
 → (11) Na to babcia: – Ja zajadam orzechy z Toffifi, ponieważ nie mogę jeść sama orzechów.
 → (5) Okulista ślepemu zarządził, dlaczego przy drodze do niego nie zbłądził.

Zu Verstößen anderer Art sind Fehlleistungen im Bereich der geführten Narration zu zählen. Gemeint sind hier vor allem eine gewisse Künstlichkeit, eine unübliche Wortfolge, die Nichteinhaltung der syntaktisch-semanticen Kohärenz sowie eine solche Ausformulierung der Pointe, die wegen syntaktischer Unzulänglichkeiten keine Überraschungseffekte hervorrufen kann. An vielen Texten ist auch die Unfähigkeit zu sehen, vorhandene Informationen miteinander logisch und komisch zugleich miteinander zu verbinden oder fließend vom einen zum anderen Textelement überzugehen (vgl. KUCHARSKI 2009: 44–45):

<p>→ (6) Przedstawiciel handlowy dzwoni do drzwi. Jasio otwiera, w pysku cygaro, w ręce szklanka whisky. Gość zniesmaczony pyta: – Czy zastałem rodziców? Jasio odpowiada: – Czyżby to tak wyglądało? / – Co? Wygląda to tak?</p>	<p>→ (9) Mówi oskarżony do swojego adwokata: – Jeżeli dostanę pół roku, dostanie pan ode mnie 20 000 €. Po procesie prawnik mówi: – To była trudna sprawa. Oni naprawdę chcieli pana przecież uniewinnić.</p>
<p>→ (6) Przedstawiciel handlowy dzwoni do drzwi, które mu otwiera Jasiu z cygaro w ustach oraz szklanką whisky. Zirytowany przedstawiciel się pyta: – Czy zastałem twoich rodziców? Na to Jasiu z uśmiechem: – A czy to na to aby tak wygląda?</p>	

Die kurze Exemplifizierung führt eindeutig zum Fazit, dass die Übersetzung im Bereich des referentiellen Humors auch einige Probleme bereiten kann. Unter den evaluierten Übersetzungen sind Fehler zu konstatieren, die im Falle von derartigen Leistungen auf höheren Sprachstufen (gemeint ist hier sowohl die fremdsprachliche als auch die muttersprachliche Kompetenz) eigentlich nicht vorkommen dürften. Das Vorhandensein von zahlreichen translatorischen Missgriffen belegt die Tatsache, dass die Übersetzung von situativem Humor ähnlich wie die Übersetzung von sprachlichem Humor eine translatorische Herausforderung bedeutet; die Fehlerquellen sind nur woanders zu platzieren als Probleme, die sich bei der Wiedergabe von Humor sprachlicher Art ergeben können, nämlich vor allem im Bereich der Syntax, des ungewöhnlichen Gebrauchs von Kollokationen und Partikeln. Die Fehler machen sich besonders sichtbar in den Verstößen gegen die Prinzipien der kohärenten Narration.

4.2.2 Übersetzungsschwierigkeiten im Bereich des sprachlichen Humors

Schon eine oberflächliche Sichtung der Umfragen lässt einen allgemeinen Schluss ziehen, nämlich, dass die Übersetzung sprachlich gearteten Humors den Versuchspersonen eindeutig größere Schwierigkeiten bereitet als die Wiedergabe von situativer Komik. Als Beispiele für

den sprachlichen Humor gelten Texte 1–4, 8, 10 und 12 der analysierten Umfrage.¹⁶ Die erste Kategorie von Fehlern bildeten die Verstehensschwierigkeiten, die insofern verwundern mögen, als sie nicht in erster Linie mit dem Erkennen der Doppeldeutigkeit verbunden (viele Probanden haben es in den Umfragen explizit vermerkt), sondern eher auf Wortschatzdefizite oder auf unzureichendes Assoziationspotential zurückzuführen sind. Davon zeugt z.B. die direkte (manchmal sogar nicht direkte, dafür aber fehlerhafte wie z.B. *schwedische Gardinen – szwajcarskie firanki*) Übernahme von idiomatischen Wendungen oder die Wiedergabe von nur einer Bedeutungsseite bei doppeldeutigen Wörtern oder Wendungen, vgl.:

<p>→ (1) Firany zasłaniają nam okno na świat, także szwedzkie. → (1) Firanki utrudniają wgląd. Także szwajcarskie. → (1) Firany ograniczają widok. Zwłaszcza szwedzkie. → (1) Zasłony przesłaniają widok na świat, nawet za kratami. → (1) Firany przesłaniają widoczność. Również szwedzką. → (3) Maniküre: piłowanie przez chwilę¹⁷</p>	<p>→ (4) Jaka jest różnica między Chappi a wiara? – Chappi jest dla psów, a wiara dla kotów. → (4) Znasz różnicę pomiędzy Chappi a kazaniem? – Chappi jest dla psa, a kazanie dla kota. → (4) Znasz różnicę pomiędzy Chappi a kazaniem? – Tak, Chappi jest dla psa, a kazanie na nic/ – na daremno/do niczego.</p>
<p>→ (8) Przychodzi baba do piekarni: – Chciałabym poturlać rumowe kuleczki. – Świetnie, proszę za mną, mamy tutaj dużo miejsca. → (8) Przychodzi baba do piekarza i pyta: – Czy mogę się poturlać?/ – Chciałabym się turlać dookoła. Piekarz odpowiada: – Tak proszę / – Śmiało, jest dość miejsca.</p>	<p>→ (10) Co zrobić, by uszczęśliwić masło? – Trzeba je rozpuścić. → (10) Kiedy masło jest najszczęśliwsze? – Kiedy się je rozpuszcza.</p>

Ein weiterer Grund für Fehler dieser Art kann in der unzureichenden Erschließung der semantischen Relationen gesehen werden. Vieles zeugt davon, dass die Versuchspersonen die Ausgangstexte oberflächlich gelesen haben, ohne sich genügend auf ihren Inhalt zu konzentrieren. Die Folge davon sind zahlreiche syntagmatische Übersetzungen, in denen es zur automatischen Übernahme der ausgangssprachlichen Strukturen gekommen ist. Die fehlerhafte Dekodierung und nicht zutreffende Wiedergabe des intendierten Wortspiels bzw. seine Neutralisation belegen zahlreiche misslungene Übersetzungsvarianten der Texte 1, 2, 4, 8 und 10, die den Inhalt der Ausgangstexte weitgehend entstellen und überdies meistens die komische Markierung verloren gehen lassen. Wortwörtliche Übernahme von ausgangssprach-

¹⁶ Von dem größten Schwierigkeitsgrad dieser Texte zeugt auch die Anzahl der unterlassenen Übersetzungen. Auf über 50 der an der Studie teilnehmenden Personen hat folgende Anzahl von Probanden darauf verzichtet, die Texte zu übersetzen: 6 Personen den Text 1, 14 Personen den Text 2, 12 Personen den Text 3, 11 Personen den Text 4 und 26 Personen den Text 8. Statt dessen sind an den jeweiligen Texten entweder leere Stellen oder derartige Kommentare zu finden wie z.B.: *nie umiem, nie rozumiem, nie da się przetłumaczyć, nie ma polskiego odpowiednika, brak humorystycznego odpowiednika, nieprzetłumaczalne, ciężko przetłumaczyć.*

¹⁷ In den angeführten Übersetzungsbelegen wurde die von ihren Autoren verwendete Orthographie beibehalten.

lichen Wortspielen und Strukturen begleitet oft die Neigung dazu, einerseits zusätzliche Informationen ins Translat einzuflechten, die inhaltlich vom Originaltext stark abweichen, andererseits die mühsame, meistens aber misslungene Suche nach einem Sprachspiel in der Muttersprache. Die Folge einer solchen Problemlösestrategie ist in den meisten Fällen die Entstehung von Texten, die meist weder humoristisch noch logisch zu sein scheinen:

<p>→ (1) Firanki utrudniają wgląd i wygląd. Także szwedzkie. → (1) Rozum dopadnie Cię dopiero za kratami. → (1) W więzieniu każda pogoda jest w kratkę.</p>	<p>→ (8) Przychodzi baba do piekarni i się pyta: – Są rogaliki? Piekarz na to: – Niestety nie ma, ale mogę Pani sprzedać kilo bułki tartej i niech sobie Pani jednego ukręci. → (8) Przychodzi baba do piekarni i pyta: – Są bułki? – Nie ma – odpowiada sprytny sprzedawca. (a tak naprawdę one były).</p>
<p>→ (2) Trudne zadanie na myślenie zmusza do myślenia. Wtedy trzeba się poddać . → (2) Najtrudniejszym zadaniem w zadaniach na myślenie jest myślenie o tym, czy się poddać. → (2) Trudny język złamał mu język. Przejęzyczył się. → (2) Zepsuty zamek w zamku załamał go. Zamknął się w sobie.</p>	<p>→ (10) Kiedy masło jest najszczęśliwsze? – Kiedy jest głaskane przez nóż / – Kiedy się je głaszcze. → (10) Kiedy mleko odpoczęło po wycieczce konnej? Kiedy zsiadło.</p>
<p>→ (3) Manicüre: Piłowanie trwa. Piłuj – chwilo trwaj. → (3) Pazurki się szlifuje jak piękną kobietę całuje. → (3) Paznokci kosmetyka i czas w mig umyka. → (3) Manicure: piłuję chwilunię. → (3) Manikur: kto paznokcie piłuje, ten w polu nocuje.</p>	<p>→ (12) Czy jest różnica między „chcieć” a „mieć”? – Tak, w rzeczywistości.</p>
<p>→ (4) Jaka jest różnica między kazaniem a karmą Chappi? – Chappy jest karmą dla psów, a kazanie dla fanatyków kotów. → (4) Znasz różnicą między kocią wiarą a Chappi? – Chappi jest dla psów, a kocia wiara dla kotów. → (4) Nie dla psa kiełbasa, nie dla mądrych modlitwa</p>	

Aus den Beispielen ist ersichtlich, dass die meisten Schwierigkeiten, die sich bei den Übersetzungsversuchen von sprachlichem Humor ergeben haben, eigentlich drei Bereiche abstecken. Gemeint sind fehlende Sinnentnahme (Interpretationsfehler), Wortschatzdefizite oder Einsatz von negativen Prozeduren (im Sinne von TĘCZA 1997). Wie die Beispiele zeigen, ist in vielen Fällen das Wortspiel neutralisiert oder eliminiert worden und der Versuch, den im Ausgangstext vorhandenen Reim beizubehalten, hat zu Übersetzungen geführt, die Äquivalente darstellen, die in der Zielsprache einer komischen Komponente und oft der Logik entbehren. Eine andere Art von Fehlern stellen in diesem Bereich zahlreiche Aus- oder sogar Unterlassungen dar.

4.2.3 Versuche der wortspielerischen Kreationen

Im letzten Teil der durchgeführten Analyse muss darauf hingewiesen werden, dass neben zahlreichen Unzulänglichkeiten, die viele der vorgeschlagenen Übersetzungen aufweisen, im analysierten Material auch einige zu finden sind, die eine separate Betrachtung verdienen. Viele von ihnen sind zwar mit Fehlern behaftet (besonders im Bereich der Syntax), sie sind aber vor allem ein unwiderlegbarer Beweis für das translatorische Potential oder die translatorische Kreativität ihrer Autoren, die mit ihren Leistungen oft den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Besonders augenfällig ist das im Falle von Texten, die den meisten gerade die größten Probleme bereitet haben. Zu diesen können vor allem Texte 1–4, 8 und 12 gezählt werden. Der Grund dafür ist darin zu sehen, dass eben bei der Übersetzung von Wortspielen, Wortschöpfungen, Idiomen oder Anspielungen kreative Problemlösestrategien am deutlichsten zu Tage treten, wobei Kreativität bei der Translation jeder Art von Texten gefragt ist. Abgesehen von einigen stilistischen Unzulänglichkeiten können zu den interessantesten Übersetzungsvorschlägen folgende gezählt werden:

<p>→ (1) Kraty w oknie przeszkodą widzenia – nie tylko te z więzienia.</p> <p>→ (4) Znasz różnicę między kazaniem a Chappi? Chappi jest dla psa, a to kazanie psu na budę.</p>	<p>→ (12) Czym się różni teoria od praktyki? – Robotą.</p> <p>→ (12) Czy istnieje jakaś różnica pomiędzy teorią a praktyką? – Teoretycznie nie, praktycznie tak.</p> <p>→ (12) Jaka jest różnica między teorią a praktyką? – W ilości liter.</p>
<p>→ (8) Przychodzi kobieta do cukierni: – Poproszę roladę. Na co sprzedawca: – Mięśny tuż obok.</p> <p>→ (8) Przychodzi baba do spożywczaka i mówi: – Poproszę kukułki. A sprzedawczyni na to: – To proszę iść do zoologicznego, u nas nie ma.</p> <p>→ (8) Przychodzi baba do cukierni i mówi: – Poproszę kasztanki. A piekarz na to: Leżą pod drzewem.</p>	

Die angeführten Beispiele sind selbstverständlich von unterschiedlicher (sprachlicher) Qualität, sie zeugen aber eindeutig davon, dass sich ihre Autoren Mühe gegeben haben, nicht nur den Ausgangstext entsprechend zu dekodieren, sondern auch ein humorvolles Äquivalent in der Muttersprache zu finden, was oft den Denotatwechsel nach sich gezogen hat. Dieses Verfahren tritt auch vereinzelt bei den Übersetzungen des situativen Humors auf, wo sich die Autoren auch für den Denotatwechsel entschieden haben – wahrscheinlich wegen der Unsicherheit, ob die im Witz genannte Art von Süßigkeiten dem Zielpfängerkreis genug bekannt ist, vgl.:

→ (11) Starsza pani każdego poranka daje kierowcy garść orzeszków, gdy jedzie do miasta. Pewnego dnia kierowca pyta się starszej pani: – Skąd ma pani dla mnie codziennie garść obranych orzeszków? Na to babcia odpowiada: – Z Toffifi.

→ (11) Staruszka daje co rano kierowcy autobusu, którym jedzie do miasta, garść migdałów. Ktoregoś dnia kierowca pyta: – Dlaczego właściwie daje mi pani codziennie garść migdałów? – Wie pan, tak lubię Raffaello, ale zęby już nie te...

Interessante Lösungsvorschläge stellen weitere Versuche dar, die einerseits den allgemeinen Sinn der jeweiligen Texte wiedergeben, andererseits nach den gereimten Entsprechungen in der Muttersprache suchen oder sogar intertextuelle Komponenten aufweisen. Dies zeugt von der Fähigkeit der kreativen Auseinandersetzung mit der Fremd- und Muttersprache:¹⁸

→ (3) Manicure: piłuj, nie ma zmiłuj. → (3) Manicure i pedicure w kilka chwil. → (3) Manicure: piłowanie na czekanie ³ . → (3) Piłuj – chwilo trwaj!	→ (8) Przychodzi baba do piekarni i pyta: – Złapałabym słodkiego zająca. Piekarz: – Proszę bardzo, podłoga jest czysta i lśniaca.
→ (2) Ciężkie zadanie – ciągu myśli przerwanie.	

Angesichts des häufig vorkommenden partiellen Verständnisses sowie der Formulierungsschwierigkeiten in der Zielsprache haben einige Personen die Möglichkeit ergriffen, den Inhalt des Ausgangstextes zu abstrahieren und gleichzeitig nach anderen wortspielerischen Ausdrucksmöglichkeiten zu suchen. Die eingesetzten Verfahren wie Denotatwechsel oder sogar Mutation haben zur Entstehung von kreativen, mehr oder weniger zutreffenden Übersetzungen geführt:

- (2) Ćwiczenie na myślenie zmusiło go do przemyśleń: przestał myśleć.
- (3) Manicure – śpiesz się powoli – „pilnikuj” do woli.

4.2.4 Schlussfolgerungen aus der Analyse

Deutsche humoristische Texte ins Polnische zu übersetzen stellte die Versuchspersonen sicherlich vor eine schwierige Aufgabe. Die Übertragung des semantischen Inhalts hat nicht selten dazu geführt, dass die zur Übersetzung vorgelegten Texte missverstanden wurden. Daher konnte ihr Sinn nur radebrechend (wenn überhaupt) in der Muttersprache zum Ausdruck gebracht werden. In vielen Fällen haben sich die Testpersonen auf die syntagmatische Übersetzung beschränkt, was den Verlust der illokutiven und perlokutiven (humoristischen) Wirkung des Ausgangstextes zur Folge hatte. Vielen Versuchspersonen ist es auch nicht gelungen, den Sinn einiger Texte lückenlos zu erschließen und in der Muttersprache zutreffend wiederzugeben. Die Ursachen hierfür können weder in mangelnden Fremdsprachenkenntnissen noch in mentaler Leistungsfähigkeit gesucht werden, da die Texte dem sprachlichen sowie geistigen Niveau der Versuchspersonen weitgehend entsprochen haben. Dieses Versagen kann nach Iluk im Bereich der mangelhaften Informationsentnahme und der nicht ausreichenden Verarbeitung wenig geläufiger Lexik situiert werden:

„Daher muss der Fremdsprachler wesentlich mehr Aufmerksamkeit für die Verarbeitung der sprachlichen Zeichen auf hierarchieniedrigeren Ebenen aufbringen als in der Muttersprache. [...] Die

¹⁸ Dieser Übersetzungsvorschlag ist, obwohl stilistisch fraglich, auf eine von einem polnischen Handynetzbetreiber angebotene Dienstleistung (Granie na czekanie) zurückzuführen.

Folge ist, dass die Lerner für andere kognitive Prozesse, wie etwa Analyse, Konstruktion, Generalisierung, Evaluation, Memorieren und Integration der verarbeiteten Inhalte in ihr Vorwissen in der Regel keine freien Ressourcen mehr übrig haben.“ (ILUK 2009: 63)

Aus diesem Grunde haben die Verarbeitungsprozesse auf höheren kognitiven Ebenen mit großer Wahrscheinlichkeit nicht eingesetzt, oder sie wurden enorm beeinträchtigt, was die Inferenz- und Verbalisierungsprozesse blockierte. Auf der anderen Seite muss man zugeben, dass viele Versuchspersonen in Analyse und Umgang mit den vorgelegten Texten nicht nachlässig waren. Einige von den gelieferten Übersetzungen weisen meistens die Bereitschaft zur Reflexion sowie Analyse- und Entscheidungsfähigkeiten auf.

Was den zweiten Teil der geführten Untersuchung anbelangt, d.h. die Ergebnisse der an die Lerner (52) und Lehrer (10) gerichteten Umfrage in Bezug auf die Rolle und Einsatzhäufigkeit von Übersetzungsübungen im Fremdsprachenunterricht, so haben zum einen die meisten Lernenden zugegeben, dass sie die Übersetzungsaufgaben eindeutig mit Hinübersetzungen assoziieren. Zum anderen fällt bei der Evaluierung der Umfragen eine merkwürdige Disparität auf. Während die meisten Lehrer (8 Personen) zugegeben haben, dass sie die Übersetzungsübungen (sowohl Hin- als auch Herübersetzungen) sehr oft, d.h. in fast jeder Unterrichtsstunde einsetzen, so haben die meisten Lernenden (45) gerade das Gegenteil behauptet. Laut ihrer Antworten werden solche Übungen nie, fast nie und wenn schon, dann nur sporadisch eingesetzt, zwei Personen seien sogar zum ersten Mal auf solch eine Übungsform gestoßen. Dabei haben die Lernenden die Tatsache unterstrichen, dass es sehr wünschenswert wäre, im Unterricht im Rahmen von verschiedenen Fächern öfters mit Übersetzungsübungen konfrontiert zu werden, besonders mit den Herübersetzungsübungen, weil sie bei ihrer unanfechtbaren Nützlichkeit merkwürdigerweise so gut wie nie erscheinen (gemeint ist hier nicht das Übersetzen von einzelnen Wörtern). Diese Nützlichkeit sehen sowohl die meisten Lehrer als auch alle Lernenden, abgesehen von den wenigen Lehrkräften (2), die das Potential der Herübersetzungsübungen eigentlich nicht ausnutzen, weil sie ihnen andere Arbeitsformen vorziehen (ohne präzisiert zu haben, um was für Formen es sich handelt). Diejenigen Lehrer dagegen, die sich für den Einsatz von solchen Übungsformen ausgesprochen haben, nennen als Vorteile vor allem ihre unschätzbare Hilfe bei der Entwicklung des Sprachbewusstseins sowie bei der kognitiven Verarbeitung von Informationen, da sie durch den schnelleren Zugriff auf Regeln und Inhalte Zeit und Mühe sparen und das (Arbeits-)Gedächtnis entlasten. Darüber hinaus können sie zur Entstehung des Sicherheitsgefühls auf allen Lernetappen beitragen, wo der Lernende für die zwischen der Mutter- und Fremdsprache bestehenden Unterschiede sowie für die Äquivalenzrelationen besser sensibilisiert wird, was dann dem negativen Transfer vorbeugen kann. Viele befragte Lernende haben in den Umfragen vermerkt, dass diese oft unterschätzte Übungsform zwar schwierig, aber durchaus der Mühe wert ist. Zu den von den befragten Lernern am häufigsten genannten Gründen, warum die Herübersetzungen so wichtig für sie seien, wurden folgende gezählt: die Unterstützung des kreativen Denkens, Phantasieanregung, die Einflussnahme auf die Strukturierung des Sprachwissens, Bewusstmachung und Vervollkommnung der muttersprachlichen Kompetenz, Sensibilisierung für die Bedeutungsunterschiede von Wörtern und schließlich interessante Abwechslung im Unterricht.

Resümierend kann man festhalten, dass die Umfrageanalyse zu einem ambivalenten Schluss führt. Denn einerseits ist den meisten Befragten die Tatsache bewusst, dass im Rahmen der

Schulung der translatorischen Kompetenz gute Kenntnis sowohl der Fremd- als auch der Muttersprache gleich wichtig ist, da die beiden Sprachen eindeutig aufeinander Einfluss nehmen und damit zur schnelleren mentalen Verarbeitung sowie zur besseren Ausgestaltung des Translats beitragen. Während man diese Annahme nicht mehr bezweifeln kann, mag es andererseits verwundern, dass die in den Umfragen festgehaltene Realität des Alltags so sehr von der theoretischen Prämisse abweicht und trotz der in den meisten Fällen deklarierten Notwendigkeit und Relevanz dieser Übungsform dem Einsatz von Herübersetzungen im Unterricht eher eine Randstellung zuerkannt wird.

5. Abschließende Bemerkungen

Der Einsatz von Übersetzungen im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts wurde bisweilen bewertet eingeschätzt, von totaler Ablehnung bis zur ausgesprochenen Befürwortung, um heutzutage wieder wegen ihrer nicht zu übersehenden lernpsychologischen und psycholinguistischen Anerkennung sowie vermittlungsmethodischen Unterstützung und außerunterrichtlichen Brauchbarkeit ein Comeback zu erleben. Übersetzungen werden als didaktische Brücke angesehen, die nicht nur den schnellen Zugriff auf die Repräsentation des Wortes im mentalen Lexikon ermöglicht, sondern vor allem für die bestehenden Kontraste zwischen Mutter- und Fremdsprache sensibilisiert sowie zur weiteren Entwicklung der sprachlichen Fertigkeiten beiträgt.

Wie die empirische Studie gezeigt hat, bereitet das Übersetzen in die Muttersprache den Lernenden zahlreiche Probleme, die sich bei humoristischen Texten noch zuspitzen. Der hohe Schwierigkeitsgrad von Texten dieser Art und deren Übertragung soll aber den Studenten ermöglichen, vor allem die metasprachliche Kompetenz aufzubauen, tiefere Einblicke in das deutsche und polnische Sprachsystem zu gewinnen sowie geeignete Strategien zu entwickeln, das angeblich Unübersetzbare übersetzbar zu machen. Die Übersetzung humoristischer Texte verlangt einerseits ein gutes Verständnis des deutschen Ausgangstextes, andererseits die Vertrautheit mit spielerischen und syntaktisch-stilistischen Grenzen und Potenzen der Muttersprache. Eine weit verbreitete Erscheinung stellen aber ein unzureichendes Verständnis des Ausgangstextes und das täuschende Vertrauen auf das Sprachgefühl dar, was oft zu voreiligen, mangelhaften Interpretationen führt.

Als ein weiteres Problem erweist sich die Tatsache, dass viele Lernende allzu sehr am Wortlaut des Ausgangstextes haften, was zu Übersetzungen mit Unzulänglichkeiten im Bereich der Lexik, des Sinns und des Stils führt. Betrachtet man die Resultate der durchgeführten Untersuchung, so treten einige Sensibilisierungsdefizite klar zutage, das mangelnde Wissen um die Unterschiede zwischen dem deskriptiven und interpretativen Sprachgebrauch, sowie die Notwendigkeit der Arbeit an der Entwicklung übersetzerischen Problembewusstseins. Das übersetzerische Problembewusstsein kann eben ganz gut mit Hilfe von Herübersetzungen gefördert werden, da wegen der kleineren Menge an Problemen im Bereich der Lexikosemantik die ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet werden kann, den Übersetzungsauftrag zu erfüllen. Die Ergebnisse der Umfrageanalyse stellen also die Tatsache unter Beweis, dass es viele Vorteile haben kann, Lernende oder angehende Übersetzer in ihre Muttersprache übersetzen

zu lassen. Ein sinnvoller Einsatz von Herübersetzungen ist deshalb wünschenswert, weil er vor allem kreative Verhaltensweisen unterstützt sowie zu tief gehenden Interpretationen zwingt. Ein solches Vorgehen kann auch zur Entwicklung oder Verbesserung weiterer (sprachlicher, kognitiv-analytischer) Kompetenzen beitragen, für unzureichende Kenntnis des sprachlichen Reservoirs der Muttersprache sensibilisieren sowie viele Defizite im Bereich der translatorischen Kompetenz beseitigen.

Literatur

- BAK, Paweł (2007): *Die Metapher in der Übersetzung. Studien zum Transfer der Aphorismen von Stanisław Jerzy Lec und der Gedichte von Wisława Szymborska*. Frankfurt/M.
- BRÖNE, Geert (2010): *Bedeutungskonstitution in verbalem Humor. Ein kognitiv-linguistischer und diskursemantischer Ansatz*. Frankfurt/M.
- BUTTLER, Danuta (2001): *Polski dowcip językowy* [Der polnische Sprachwitz]. Warszawa.
- CZARNECKA, Małgorzata (2010): Das Übersetzen als didaktische Brücke im Fremdsprachenunterricht. In: MAŁGORZEWICZ, Anna (Hg.): *Translation: Theorie – Praxis – Didaktik*. Dresden–Wrocław, 377–384.
- FREUDENSTEIN, Reinhold (1972): *Linguistische Tips zum Lernen fremder Sprachen*. In: Goethe-Institut (Hg.): *Beiträge zu den Sommerkursen 1972*. München, 43–55.
- HARTWICH, Patricia (2010): Zur Leistungsbeurteilung in der Übersetzerausbildung. In: MAŁGORZEWICZ, Anna (Hg.): *Translation: Theorie – Praxis – Didaktik*. Dresden–Wrocław, 385–394.
- HEJWOWSKI, Krzysztof (2009): Klasyfikacja błędów tłumaczeniowych – teoria i praktyka [Klassifizierung von Übersetzungsfehlern: Theorie und Praxis]. In: KIZEWETER, Magdalena / KOPCZYŃSKI, Andrzej (Hg.): *Jakość i ocena tłumaczenia* [Qualität und Bewertung von Übersetzungen]. Warszawa, 141–161.
- HEJWOWSKI, Krzysztof (2007): *Kognitywno-komunikacyjna teoria przekładu* [Kognitiv-kommunikative Übersetzungstheorie]. Warszawa.
- HORN-HELF, Brigitte (1999): *Technisches Übersetzen in Theorie und Praxis*. Tübingen.
- HÖNIG, Hans / KUSSMAUL, Paul (1999): *Strategie der Übersetzung. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Tübingen.
- ILUK, Jan (1998): *Problemy tłumaczenia nazw medycznych na przykładzie języka polskiego i niemieckiego* [Probleme der Übersetzung von medizinischen Fachtermini am Beispiel des Polnischen und Deutschen]. W: *Glottodidactica* XXVI. Poznań, 123–136.
- ILUK, Jan (2008): *Tłumaczyć czy nie tłumaczyć na lekcjach języka obcego* [Soll man im Fremdsprachenunterricht übersetzen oder nicht?]. In: *Języki Obce w Szkole* 5, 32–41.
- ILUK, Jan (2009): *Zur Rechtfertigung des Übersetzens/Übertragens im Fremdsprachenunterricht*. In: GRUCZA, Franciszek / SCHWENK, Hans-Jörg / OLPIŃSKA, Magdalena (Hg.): *Translatorik in Forschung und Lehre der Germanistik*. Warszawa, 61–70.
- JANICKA, Joanna (2010): *Wortspiele als Prüfstein für die Kreativität des Übersetzers*. In: MAŁGORZEWICZ, Anna (Hg.): *Translation: Theorie – Praxis – Didaktik*. Dresden–Wrocław, 159–168.
- JÄGER, Gert (1975): *Translation und Translationslinguistik*. Halle.

- KAUTZ, Ulrich (2000): *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens*. München.
- KÖNIGS, Frank (1981): Übersetzung und Fremdsprachenunterricht – vereinbar oder unvereinbar? In: BAUSCH, Karl-Richard / WELLER, Franz-Rudolf (Hg.): *Übersetzen und Fremdsprachenunterricht*. Frankfurt/M., 203–216.
- KÖNIGS, Frank (1995): „Worte, nichts als Worte?“ Überlegungen zur Bedeutung des Wortschatzes aus übersetzungsdidaktischer Perspektive. In: ILUK, Jan (Hg.): *Aspekte der Wortschatzbeschreibung für Zwecke des Fremdsprachenunterrichts*. Katowice, 41–59.
- KÖNIGS, Frank (2000): Übersetzen im Fremdsprachenunterricht? Ja, aber anders! In: *Fremdsprache Deutsch* 23, 6–13.
- KOLLER, Werner (1992): *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Wiesbaden.
- KUBACKI, Artur Dariusz (2010): Rola ćwiczeń tłumaczeniowych na lekcjach języka obcego [Zur Rolle von Übersetzungsübungen im Fremdsprachenunterricht]. In: *Neofilolog* 35, 197–207.
- KURTH, Ernst-Norbert (1995): *Metaphernübersetzung: dargestellt an grotesken Metaphern im Frühwerk Charles Dickens in der Wiedergabe deutscher Übersetzungen*. Berlin.
- LUTJEHARMS, Madeleine (2003): Die Rolle der Übersetzung in die Ausgangssprache für den Wortschatzerwerb in der Fremdsprache. In: BAUMGARTEN, Nicole / BÖTTGER, Claudia / MOTZ, Markus / PROBST, Julia (Hg.): *Übersetzen, interkulturelle Kommunikation, Spracherwerb und Sprachvermittlung – das Leben mit mehreren Sprachen. Festschrift für Juliane House zum 60. Geburtstag. Zeitschrift für interkulturellen Fremdsprachenunterricht* 8 (2/3), 128–139.
- MAŁGORZEWCZ, Anna (2010): Der aphoristischen Erkenntnis und ihrer Übersetzung auf der Spur. Didaktische Implikationen. In: Dies. (Hg.): *Translation: Theorie – Praxis – Didaktik*. Dresden-Wrocław, 417–426.
- NIEMIEC-KNAŚ, Małgorzata (2010): Übersetzen als eine notwendige Teilkompetenz im Fremdsprachenunterricht – Unterrichtsmodelle für den Übersetzungsunterricht. In: MAŁGORZEWCZ, Anna (Hg.): *Translation: Theorie – Praxis – Didaktik*. Dresden-Wrocław, 439–448.
- NORD, Britta (1999): Das zweisprachige Wörterbuch als Hilfsmittel bei der Übersetzung. In: GIL, Alberto / HALLER, Johann / STEINER, Erich / GERZYMISCH-ARBOGAST, Heidrun (Hg.): *Modelle der Translation. Grundlagen für Methodik, Bewertung, Computermodellierung*. Frankfurt/M., 377–390.
- NORD, Christiane (2002): *Fertigkeit Übersetzen. Ein Selbstlernkurs zum Übersetzenlernen und Übersetzenlehren*. Alicante.
- REISS, Katharina / VERMEER, Hans (1991): *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie*. Tübingen.
- SEPP, Brita (1981): Überlegungen zur Funktionsbestimmung der Übersetzung im Fremdsprachenunterricht (1973). In: BAUSCH, Karl-Richard / WELLER, Franz-Rudolf (Hg.): *Übersetzen und Fremdsprachenunterricht*. Frankfurt/M., 81–93.
- SIERADZKA, Małgorzata (2010): Gutes Deutsch – schlechtes Polnisch. Übersetzung von Presse-texten als Versuchsgelände für die Prüfung und Schulung der fremdsprachlichen Kompetenz in der universitären Germanistenausbildung? In: MAŁGORZEWCZ, Anna (Hg.): *Translation: Theorie – Praxis – Didaktik*. Dresden-Wrocław, 461–471.
- SIEVER, Holger (2008): *Übersetzen und Interpretation: die Herausbildung der Übersetzungswissenschaft als eigenständige wissenschaftliche Disziplin im deutschen Sprachraum im Zeitraum von 1960 bis 2000*. Habilitationsschrift, Philologische Fakultät der Universität Leipzig.

- STOLZE, Radegundis (1992): *Hermeneutisches Übersetzen*. Tübingen.
- STÖRIG, Hans-Joachim (1963): *Das Problem des Übersetzens*. Darmstadt.
- TARGOŃSKA, Joanna (2007): Miejsce tłumaczenia na lekcji języka niemieckiego na początku XXI wieku [Der Platz der Übersetzung im Deutschunterricht zu Beginn des 20. Jahrhunderts]. In: *Neofilolog* 30, 69–77.
- TECZA, Zygmunt (1997): *Das Wortspiel in der Übersetzung. Stanisław Lems Spiele mit dem Wort als Gegenstand interlingualen Transfers*. Tübingen.
- TOMASZKIEWICZ, Teresa (1983): Zastosowanie przekładu w procesie nauczania [Zum Einsatz des Übersetzens im Unterrichtsprozess]. In: *Języki Obce w Szkole* 3, 167–173.
- VERMEER, Hans (1986): Übersetzen als kultureller Transfer. In: SNELL-HORNBY, Mary (Hg.): *Übersetzungswissenschaft – eine Neuorientierung. Zur Integrierung von Theorie und Praxis*. Tübingen, 30–35.
- VILDEBRAND, Miodoric (1996): Die Hin-Übersetzung. Nutzen und Grenzen. In: FLEISCHMANN, Eberhard / KUTZ, Vladimir / SCHMITT, Peter (Hg.): *Translationsdidaktik. Grundfragen der Übersetzungswissenschaft*. Tübingen, 227–233.
- WAWRZYŃIAK, Zdzisław (1991): *Praktyczne aspekty translacji literackiej na przykładzie języków niemieckiego i angielskiego* [Praktische Aspekte der literarischen Übersetzung am Beispiel des Deutschen und Englischen]. Warszawa.
- WILSS, Wolfram (1996): *Übersetzungsunterricht. Eine Einführung*. Tübingen.
- WIŃIARSKA, Justyna (2002): Czy polskich tłumaczy trzeba uczyć języka polskiego [Soll man polnischen Übersetzern Polnisch beibringen]. In: CHŁOPICKI, Władysław (Hg.): *Język trzeciego tysiąclecia. Polszczyzna a języki obce: przekład i dydaktyka* [Die Sprache des dritten Jahrtausends. Polnisch und Fremdsprachen: Übersetzung und Didaktik]. Kraków, 241–248.
- ZYBATOW, Lew (2004): Was sagt die Wissenschaft zur Wissenschaft der Translationswissenschaft? In: ALBRECHT, Jörn (Hg.): *Übersetzung – translation – traduction: neue Forschungsfragen in der Diskussion. Festschrift für Werner Koller*. Tübingen, 253–271.
- ZYBATOW, Lew (2010): *Translationswissenschaft – woher und wohin?* In: MAŁGORZEWCZAK, Anna (Hg.): *Translation: Theorie – Praxis – Didaktik*. Dresden-Wrocław, 91–114.
- ŻMUDZKI, Jerzy (2008): Das Problem des Übersetzens im Deutschunterricht. Fortsetzung einer Diskussion. In: JANOSZCZYK, Jolanta / KRZYSIAK, Lucyna / ŻMUDZKI, Jerzy (Hg.): *Deutsch lernen und lehren mit Lehrwerken. Vergangenheit. Gegenwart. Zukunft*. Lublin, 99–112.

Internetquellen:

- http://www.carstensinner.de/Lehre/uebersetzungswissenschaft/dossiers2008/13_Uebersetzen – Carsten Sinner: Übersetzen in die Fremdsprache (letzter Zugriff am 14.12.2010).
- <http://www.dirksiepmann.de/Publications/Übersetzungsunterricht/uebersetzungsunterricht.html> (letzter Zugriff am 14.12.2010).
- www.uni-mainz.adademia.edu/Lisa – RÜTH, Lisa: Die Skopostheorie nach Reiß/Vermeer: Ein Überblick (letzter Zugriff am 08.05.2011).

Anhang: Satz- und Textbelege

- (1) Gardinen hindern die Einsicht. Auch schwedische.
- (2) Die schwierige Denkaufgabe zwang ihn zur Denkaufgabe: er gab auf.
- (3) Maniküre: Feile mit Weile.
- (4) Kennst du den Unterschied zwischen einer Predigt und Chappi? Chappi ist für den Hund; die Predigt ist für die Katz.
- (5) Sagt der Augenarzt zu seinem Patienten: „Wie haben Sie überhaupt hergefunden?“
- (6) Ein Handlungsvertreter klingelt an der Tür. Fritzchen öffnet, im Mund eine dicke Zigarre und in der Hand ein Glas Whisky. Irritiert fragt der Vertreter: „Sind deine Eltern da?“ Grinst Fritzchen zurück: „Sieht das etwa so aus?“
- (7) Steht eine dicke Frau vorm Spiegel: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Antwortet der Spiegel: „Geh mal zur Seite, ich kann nichts sehen!“
- (8) Kommt eine Frau in eine Bäckerei und sagt „Ich möchte gerne Rumkugeln.“
Der Bäcker: „Nur zu, hier ist genug Platz!“
- (9) Der Angeklagte zu seinem Rechtsanwalt: „Wenn ich mit einem halben Jahr davonkomme, bekommen Sie 20.000 Euro von mir.“ Nach dem Prozess meint der Anwalt: „Das war aber ein wirklich hartes Stück Arbeit! Die wollten Sie doch glatt freisprechen...“
- (10) Wann ist die Butter am fröhlichsten? Wenn sie ausgelassen ist.
- (11) Eine alte Oma gibt ihrem Busfahrer jeden Morgen, wenn sie in die Stadt fährt, eine Handvoll gehackte Nüsse. Eines Tages fragt der Busfahrer die Oma: „Wieso geben sie mir eigentlich jeden Tag eine Handvoll Nüsse?“ Da erwidert die Oma: „Ach wissen Sie, ich esse so furchtbar gerne Ferrero Küsschen und kann die Nüsse nicht mehr kauen...“
- (12) Gibt es einen Unterschied zwischen Theorie und Praxis? – Ja, in der Tat.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Mariola Jaworska
Universität Olsztyn

Fremdsprachenlernen bei legasthenen LernerInnen: Aspekte einer problemorientierten Förderung

Learning a foreign language by dyslexic students: aspects of targeted support. – The article presents the problem of the stimulation of the second language learning by students with particular difficulties in reading and writing (developmental dyslexia). Scientific research shows that students with developmental dyslexia – in spite of possessing the appropriate intellectual abilities – have significant difficulties in learning a foreign language and it is essential to provide them with special support during their foreign language classes. The problems discussed in the article concern the description of disorders, their influence on the second language learning, emerging difficulties and elements of the process of teaching/ learning of foreign languages which, when used on daily basis at school, may stimulate development of all students, including those with particular learning difficulties.

Uczenie się języka obcego przez uczniów dyslektycznych: aspekty wsparcia ukierunkowanego na problem. – W artykule przedstawiono problem uczenia się języka obcego przez uczniów ze specyficznymi trudnościami w czytaniu i pisaniu (dysleksją rozwojową). Ponieważ uczniowie dyslektyczni – mimo dobrej sprawności intelektualnej – wykazują wieloaspektowe zaburzenia w poznawaniu nie tylko języka obcego, ale i ojczystego, konieczne jest ich szczególne wsparcie na lekcji języka obcego. Problemy omówione w tekście dotyczą charakterystyki zaburzeń, ich wpływu na akwizycję języka obcego i wynikających stąd trudności. Kluczowym elementem rozważań jest analiza możliwości wsparcia uczniów dyslektycznych na lekcji języka obcego poprzez realizowanie w pracy z całą klasą zasad zakładających uwzględnianie w procesie nauczania specjalnych potrzeb i cech indywidualnych ucznia.

1. Einleitung

Legasthenie ist ein international bekanntes Thema, das in der gegenwärtigen Fachliteratur einen großen Raum einnimmt. Viele unterschiedliche Fachdisziplinen (z.B. Logopädie, Psycho- und Neurolinguistik, Psychologie, Neuropsychologie, Pädagogik) versuchen, zur Aufklärung dieses Phänomens beizutragen. Da die Ursache dieser Störung in der Mehrzahl der Fälle in einem phonologischen Defizit zu sehen ist, das dem Lernenden erschwert, Sprache als Abfolge von systematischen Lautsegmenten wahrzunehmen, ist dieses Problem auch aus der Perspektive der Linguistik und Fremdsprachendidaktik wichtig. Fremdsprachenlernen beruht auf der Aktivität der Sinne. Dabei sind die Lauterkennungs-, Lautunterscheidungs- und Lautproduktionsfähigkeiten – Voraussetzungen für die Aneignung einer Sprache – bei Legasthenikern häufig gemindert.

Man schätzt, dass ca. 10 Prozent aller SchülerInnen in Polen von Lese- und Rechtschreibstörungen betroffen sind (vgl. CKE 2010a, CKE 2010b), was vermuten lässt, dass polnische FremdsprachenlehrerInnen in jeder Klasse Lernende unterrichten, die Schwierigkeiten haben zu erfassen, auf welche Art und Weise Sprache durch Buchstaben und Grapheme des Schriftsystems abgebildet wird. Diese Lerngruppe muss im Unterricht speziell gefördert werden, wobei der Fachdidaktik die wichtige Rolle zukommt, geeignete didaktische Konzepte zu entwickeln, wie man diesen Lernenden konkret helfen kann.

2. Definition von Legasthenie

Es gibt viele unterschiedliche Begriffe, die sich auf die Lese-Rechtschreibprobleme beziehen. Während im angloamerikanischen Sprachraum die Probleme meist mit den Bezeichnungen *dyslexia* oder *reading disability* charakterisiert werden, wird in der polnischen Fachliteratur von *spezifischen Schwierigkeiten beim Lernen* oder *Entwicklungsdyslexie* gesprochen, wobei der letzte Begriff drei Arten von Störungen umfasst: *Dysorthographie* (spezifische Schwierigkeiten bei der Beherrschung der korrekten Rechtschreibung), *Dysgraphie* (spezifische Schwierigkeiten bei der Beherrschung der graphischen Seite des Schreibens) und *Dyslexie im engeren Sinne* (spezifische Schwierigkeiten beim Leseverstehen) (vgl. BOGDANOWICZ 2004: 81).

Im deutschsprachigen Raum finden sich neben der Bezeichnung *Entwicklungsdyslexie/dysgraphie* (z.B. SPRINGER / WUCHER 2001) zahlreiche weitere Begriffe, die weitgehend synonym verwendet werden: *Lese-Rechtschreibstörung* (z.B. BLANZ 2001) bzw. *Lese-Rechtschreibschwierigkeit* (z.B. SCHEERER-NEUMANN 2002), *Lese- Rechtschreibschwäche* (z.B. SCHEERER-NEUMANN 2003), *Lese- und Schreibschwierigkeiten* (z.B. KLICPERA / GASTEIGER-KLICPERA 1998) und *Legasthenie* (z.B. FIRNHABER 1997, SCHWARK 1999, MANN 2001, GERLACH 2010). Die Bezeichnung *Entwicklungsdyslexie/dysgraphie* ist an die internationale Literatur angelehnt, in der man zwischen entwicklungsbedingten und erworbenen Schriftsprachstörungen als *developmental dyslexias / dysgraphias* versus *acquired dyslexias / dysgraphias* (z.B. BRYANT / IMPEY 1986) unterscheidet.

Auf Basis der aktuellen Forschungsbefunde definiert die Weltgesundheitsorganisation (WHO) die spezifische Lese- und Rechtschreibstörung in der internationalen Klassifikation der Krankheiten (WHO, ICD-10, Version 2011) folgendermaßen:

„Das Hauptmerkmal ist eine umschriebene und bedeutsame Beeinträchtigung in der Entwicklung der Lesefertigkeiten, die nicht allein durch das Entwicklungsalter, Visusprobleme oder unangemessene Beschulung erklärbar ist. Das Leseverständnis, die Fähigkeit, gelesene Worte wieder zu erkennen, vorzulesen und Leistungen, für welche Lesefähigkeit nötig ist, können sämtlich betroffen sein. Bei umschriebenen Lesestörungen sind Rechtschreibstörungen häufig und persistieren oft bis in die Adoleszenz, auch wenn einige Fortschritte im Lesen gemacht werden. Umschriebenen Entwicklungsstörungen des Lesens gehen Entwicklungsstörungen des Sprechens oder der Sprache voraus. Während der Schulzeit sind begleitende Störungen im emotionalen und Verhaltensbereich häufig.“

Lese- und Rechtschreibstörung gehört im ICD zu dem Bereich *der umschriebenen Entwicklungsstörungen schulischer Fertigkeiten* (ICD-10, F81). Unter diesem Syndrom sind Störungen zu verstehen,

„bei denen die normalen Muster des Fertigkeitserwerbs von frühen Entwicklungsstadien an gestört sind. Dies ist nicht einfach Folge eines Mangels an Gelegenheit zu lernen; es ist auch nicht allein als Folge einer Intelligenzminderung oder irgendeiner erworbenen Hirnschädigung oder -krankheit aufzufassen.“

Der Bundesverband Legasthenie und Dyskalkulie e.V. (<http://www.bvl-legasthenie.de/legasthenie/definition>), der sich auch auf die oben genannten Definitionen stützt, betont, dass man den Begriff ‚Lese- Rechtschreibschwäche‘ von den anderen unterscheiden soll, denn:

„Lässt sich eine Lese-Rechtschreibschwierigkeit durch mangelhafte Beschulung, durch eine psychische oder neurologische Erkrankung oder durch eine Sinnesbehinderung (z.B. Schwerhörigkeit oder Sehbehinderung) erklären, liegt eine oft vorübergehende Lese-Recht-Schreibschwäche vor. Werden dagegen die aufgeführten Ursachen ausgeschlossen und liegt eine hinreichende allgemeine Intelligenzentwicklung vor, so ist die Diagnose einer Lese-Rechtschreibstörung zu stellen.“

Legasthenie ist also eine Leistungsstörung, die im Rahmen des schulischen Lese- und Rechtschreibunterrichts zu einer Stagnation des Lernprozesses führt, während in anderen Leistungsbereichen gemäß dem Intelligenzniveau des Kindes entsprechende Leistungen erzielt werden. Sie lässt sich nicht allein durch Sehprobleme oder mangelhaften Schulunterricht erklären, bedeutet keine intellektuelle Schwäche und beruht nicht auf mangelndem Wollen. Zwischen der kognitiven Entwicklung des Kindes und seiner Leseleistung wird eine unerwartete Diskrepanz festgestellt.

3. Störungen, die bei Legasthenie beobachtet werden

Bei Legasthenie ergeben sich Lernschwierigkeiten aus individuell ausgeprägten Teilleistungsstörungen, so dass jeder Betroffene ein individuelles Störungsmuster aufweist. Die Schwierigkeiten, die auftreten können, beziehen sich auf die im Folgenden genannten Bereiche (vgl. KOPP-DULLER 2000: 26ff.):

- 1) optische oder visuelle Wahrnehmung
 - a) optische Figur-Grund-Differenzierung,
 - b) optische Differenzierung (Herauserkennen / Unterscheiden),
 - c) optisches Gedächtnis (Gesehenes merken);
- 2) akustische oder auditive Wahrnehmung
 - a) akustische Figur-Grund-Differenzierung,
 - b) akustische Differenzierung (Heraushören / Unterscheiden),
 - c) akustisches Gedächtnis (Gehörtes merken);
- 3) Raumlage / Kinästhetik
 - a) Raumorientierung (Raum und Zeitwahrnehmung),
 - b) Tastsinn (taktil-kinästhetisch),
 - c) Körperschema (z.B. Unterscheidung von links und rechts);
- 4) Intermodalität (die Kombination mehrerer Teilleistungen);
- 5) Serialität (unter diesem Begriff versteht man zum einen Prozesse, die in einer bestimmten Reihenfolge geschehen, zum anderen die Fähigkeit, in einer Fülle von Einzelinformationen das Ganze zu erkennen).

Die legasthenen LernerInnen hören die klanglichen Feinheiten eines Lautes nicht (z.B. die Laute *u-o*, *i-ü-ö-e* können für sie vollkommen gleich klingen), sie haben Probleme mit dem Unterscheiden zwischen kurzen und langen Vokalen, auch die Endungen werden meist überhört. Die Betroffenen können sich oft die Form eines Buchstaben nicht einprägen, deswegen verwechseln sie ähnlich aussehende Buchstaben wie *d-b*, *l-t*, *m-n*, *k-h*. Auch die seltenen Buchstaben wie *x*, *y*, *q* ebenso wie die Unterscheidung zwischen groß und klein geschriebenen Wörtern, können Schwierigkeiten bereiten. Es fällt Legasthenikern auch schwer, sich Wort- und Satzstrukturen einzuprägen und ein Wort in Buchstaben oder Silben zu zerlegen oder wieder aufzubauen.

Alle diese Erscheinungsformen müssen nicht immer zusammen auftreten, oft aber gibt es Fehler, die sich sowohl auf den visuellen als auch den akustischen Bereich beziehen. Die akustische und visuelle Wahrnehmungsstörung ist die Ursache für Verlangsamung und Konzentrationsschwäche, weil Hören, Erkennen und Erinnern von Buchstaben und Wörtern viel Zeit und Konzentration erfordern. Deshalb haben manche Betroffenen ein herabgesetztes Arbeitstempo, sie denken, sprechen und schreiben langsamer als ihre Altersgenossen. Daraus erklären sich auch die mangelnde Lesefähigkeit und das erschwerte Leseverständnis. Ein anderes Merkmal von legasthenen LernerInnen ist ein gestörtes Verhältnis zur Raumlage, das heißt Probleme mit dem Unterscheiden zwischen links und rechts, hinten und vorne, aber auch mit dem Erkennen von Himmelsrichtungen und der Uhrzeit. Auch der Umgang mit Sequenzen/Reihenfolgen kann erschwert sein. Außerdem ist das Gedächtnis oft nicht gut genug ausgebildet für abstrakte Lerninhalte oder sprachliche Strukturen, eine gute Metakognition ist nicht vorhanden, man kann mangelnde Organisation beobachten (vgl. FIRNHABER 1997: 60ff., SELLIN 2008: 29, BOGDANOWICZ 2009: 42ff.).

Die Lernvoraussetzungen bei legasthenen Lernenden können vor allem beim Fremdsprachenlernen erschwerend sein, deshalb muss auch im Fremdsprachenunterricht auf alle oben genannten Erscheinungsformen von dieser Störung geachtet werden. Der Fremdspracherwerb setzt vielfältige individuelle Fähigkeiten und Erfahrungen voraus: Die LernerInnen müssen unbekannte Klangstrukturen erkennen, ihnen Bedeutung zuordnen und sie selbst artikulieren. Wenn es um die Schriftsprache geht, müssen neue Buchstabe-Laut-Beziehungen erlernt und Buchstabenkombinationen produziert werden, die in der Muttersprache nicht vorkommen; das Schriftbild eines Wortes muss mit seinem Klangbild und der Bedeutung verknüpft werden. Dies ist eine wichtige Voraussetzung für das Vokabeln lernen. Auch im Bereich der Grammatik werden bestimmte Fähigkeiten verlangt: Man muss Unterschiede zur muttersprachlichen Grammatik entdecken und neue Strukturen anwenden. Man muss also über die Sprache reflektieren.

Im Falle des Fremdspracherwerbs verursacht Legasthenie Probleme beim akustischen Erfassen der Sprache, beim visuellen Erfassen und Speichern, beim Lesen und mit der Raumlage sowie den dadurch bedingten Problemen der willkürlichen Reihungen (vgl. FIRNHABER 1997: 78). Auf Basis der durchgeführten Studien, die sich zwar auf englische Sprache beziehen (vgl. FIRNHABER 1997: 33, 79ff.), sich aber auch auf die deutsche Sprache anwenden lassen, kann man folgende Fehlertypen nennen:

- a) Fehler bedingt durch die akustische Erfassungsschwäche, z.B. lautgetreue Schreibweise, das Verwechseln von ähnlichen Wörtern, ausgeprägte akustische Differenzierungsschwäche, Deutungsschwäche von Konsonanten und Vokalen,

- b) Fehler bedingt durch die visuellen Wahrnehmungs- und Speicherschwächen, z.B. Unfähigkeit der Wortbildspeicherung, das Vertauschen, das Verwecheln und das Auslassen oder Hinzufügen von Buchstaben,
- c) Fehler bedingt durch die Leseschwäche, z.B. falsch verstandene Arbeitsanweisung aufgrund von Lesefehlern, Übersetzungsfehler durch ungenaues Lesen,
- d) Fehler bedingt durch die Raumlageschwäche und das damit verbundene Problem der willkürlichen Reihungen, z.B. Richtungs- und Lageprobleme, Verwechslung besonders der räumlichen Präpositionen, willkürliche Reihenfolge der unregelmäßigen Verben.

Außerdem schaffen es die Betroffenen häufig nicht, Sätze in der vorgegeben Zeit zu Ende zu schreiben, übersehen wichtige Wörter und müssen deshalb Texte mehrfach lesen, um den Sinn zu erfassen.

4. Förderung von legasthenen LernerInnen beim Fremdsprachenlernen

Die Förderung legasthener Lernender sollte optimalerweise bereits in der Grundschule beginnen und beim Übergang auf höhere Stufen fortgeführt werden. Der schulische Förderunterricht in Kleingruppen (eine Stunde pro Woche), der die Möglichkeit bietet, gezielter auf die Stärken und Schwächen einzelner SchülerInnen einzugehen, wird aber in Polen eigentlich nur auf der Primarstufe organisiert und bezieht sich auf allgemeine Förderung des Kindes. Das Problem ist auch, dass zum Zeitpunkt des Frühbeginns viele LernerInnen mit Lese-Rechtsschreibschwierigkeiten noch nicht identifiziert worden sind und somit nicht speziell gefördert werden. Der außerschulische Förderunterricht findet in den psychologisch-pädagogischen Beratungsstellen statt und sollte in enger Zusammenarbeit mit der Schule erfolgen. Leider nutzen nur wenige Betroffene diese Möglichkeit, auch die Kooperation zwischen Schulen und Beratungsstellen wird eher negativ bewertet (vgl. JAWORSKA 2011).

Sehr wichtig ist die dritte Art der Förderung: Hausaufgaben und zusätzliche häusliche Unterstützung, denn um Teilleistungsstörungen zu kompensieren, müssen legasthene LernerInnen mehr zusätzliche Arbeit leisten als Nichtbetroffene (vgl. BOGDANOWICZ 2009: 13). Diese Nachhilfe hängt aber von den Sprachkenntnissen der Eltern ab; man muss darauf Rücksicht nehmen, dass nicht alle ihren Kindern helfen können und wollen. Von größter Bedeutung ist also die vierte Art der Förderung: die unterrichtsbegleitende, indirekte Unterstützung, auf die im Folgenden ausführlicher eingegangen wird.

Die unterrichtsbegleitende Förderung versteht man als Ergänzung des Unterrichts, der so gestaltet wird, dass er mehreren Gruppen von Schülern mit Lernbesonderheiten zugute kommt. Auch solche LernerInnen, deren Begabungsschwerpunkte auf anderen Gebieten liegen oder die sprachlich begabt sind, können davon profitieren (vgl. SELLIN 2008: 98). Auf Grund der Erkenntnisse, die bisher über Legasthenie zusammengetragen wurden, kann man einige methodische Anforderungen formulieren, die bei der zielgerichteten Förderung legasthener Lernender im Fremdsprachenunterricht beachtet werden sollten.

Weil jede Legasthenie anders ist und jeder Betroffene ein individuelles Störungsmuster hat, das aus vielen Bestandteilen zusammengesetzt ist und auf vielen auslösenden Faktoren beruht, müssen Unterricht und Förderung auf die persönliche Eigenart abgestimmt sein

(vgl. SELLIN 2008: 29). Wichtig ist eine bewusst gewollte und geplante innere Differenzierung, die alle Differenzierungsformen bedeutet, die innerhalb einer gemeinsam unterrichteten Klasse vorgenommen werden, im Unterschied zu allen Formen äußerer Differenzierung, in der Schülerpopulationen nach bestimmten Gliederungs- oder Auswahlkriterien in Gruppen aufgeteilt werden (vgl. KLAFKI / STÖCKER 2007: 173). Vor allem im frühen Fremdsprachenunterricht muss binnendifferenziert werden, wenn Kinder zum Beispiel eine schlechte Aussprache, ein schlechtes Wortklanggedächtnis oder eine auffällig kurze Hör-Merkspanne aufweisen. Die Binnendifferenzierung im Fremdsprachenunterricht – differenzierte und individualisierte Aufgabenstellungen, häufige individuelle Betreuung der lernschwächeren Kinder (Ermunterung, Hilfestellung, Erläuterung) – könnte mehr Chancen für eine wirksame Förderung darstellen, wodurch persönliche Motivation berücksichtigt und Überforderung vermieden wird.

Ein wichtiger Punkt in der Lern-/Lehrsituation, in der die Lernvoraussetzungen von legasthenen LernerInnen berücksichtigt werden, ist eine strukturierte Herangehensweise an das Entdecken von sprachlichen Gesetzmäßigkeiten und Besonderheiten. Der Unterricht soll nach Möglichkeit gut gegliedert und übersichtlich gestaltet werden und die Förderung sollte nach einer für die Lernenden verständlichen, aufeinander aufbauenden und jederzeit nachvollziehbaren Struktur erfolgen (vgl. SELLIN 2008: 99, GERLACH 2010: 55). Wichtig sind der schrittweise Aufbau von Lernschritten, klare Gliederungen, Wiederholen und Feedback. Die einzelnen Lerneinheiten sollten möglichst klein sein und durch verschiedenste Zugänge erarbeitet werden. Es darf erst dann im Stoff weitergegangen werden, wenn die vorangegangenen Inhalte verstanden und beherrscht worden sind. Als Faustregel gilt, „vom Einfachen zum Schwierigen“ vorzugehen. Auch eine klare Gliederung der Hauptthemen des Unterrichts an der Tafel, gut gegliederte, deutlich geschriebene oder farblich gestaltete Poster können nützlich sein. Auf Übungsblättern müssen die Aufgaben präzise und leicht verständlich formuliert sein, damit die Bearbeitung nicht daran scheitert, dass die Aufgabe nicht verstanden wurde. Man empfiehlt klar strukturierte Arbeitsanweisungen und möglichst transparente Lösungssituationen. Lange Einzelarbeitsphasen mit komplexen und offenen Aufgabenstellungen sollten vermieden werden. Auch die von Schulbuchverlagen zur Verfügung gestellten Lehrbücher, Arbeitsblätter sollten auf klare Gliederung und deutliche Strukturierung überprüft werden. Für grundschulgemäßen Frühbeginn empfiehlt man Kommunikation durch ritualisierte Abläufe im Unterricht.

Ein Legasthener braucht mehr Zeit als andere SchülerInnen, um aus seinen Fehlern zu lernen, sie selbständig zu finden und zu korrigieren. Er verbraucht mehr Konzentration, denn bei allen Wörtern muss er stets erneut überlegen und entscheiden. Der legasthenikergerechte Unterricht sollte diese zeitlich verzögerte Aufnahme von Informationen berücksichtigen und den Lernenden genügend Zeit zugestehen. Er sollte generell in einem langsameren Tempo ablaufen, was sowohl Lernprozesse an sich als auch z.B. die Sprechgeschwindigkeit der Lehrperson angeht (vgl. GERLACH 2010: 63).

Bei der indirekten Förderung der legasthenen SchülerInnen betont man die große Effektivität der polisensorischen Methoden, die möglichst viele Sinne aktivieren und den Lernstilen von Lernenden entsprechen (vgl. SELLIN 2008: 99f., BOGDANOWICZ 2009: 13, GERLACH 2010: 55). Gemeint ist hier ein Unterricht, der durch bestimmte Methoden gleichzeitig und nicht nacheinander verschiedene Lernkanäle aktiviert und so zu einer besseren Aufnahme

des Lernstoffs führt. Die meisten von uns sind eine Kombination aus zwei oder mehreren Lerntypen; es gibt kaum reine Lerntypen – je mehr Sinne im Lernprozess angesprochen werden, umso sicherer ist die Verankerung des Erlernen im Gehirn. Besonders im legasthenikergerechten Unterricht sollten die Lernenden angeleitet werden, ihren individuellen Lerntyp sowie ihre Stärken und Schwächen herauszufinden, um größtmögliche Lernerfolge zu erreichen. Dank dem multisensorischen Lernen kann man Schülern aller Lerntypen und Schülern mit verschiedenen Lernproblemen vielfältige Verarbeitungs- und Vernetzungsmöglichkeiten zur Informationsspeicherung anbieten, die für jeden Einzelnen nützlich sind. Ein vielfältiges Angebot für alle Sinne gibt Lernenden verschiedener Begabungsrichtungen die Möglichkeit, den jeweils besten Weg zum Spracherwerb zu finden. Legasthene SchülerInnen erhalten dadurch die Gelegenheit, die gestörte Arbeitsweise eines oder mehrerer Sinne durch vermehrte Arbeit mit einem anderen Lernkanal auszugleichen (vgl. SELLIN 2008: 99). Dieses Vorgehen ist besonders im Anfangsunterricht wichtig, da die Erkennung von Legasthenie auf dieser Etappe kaum stattfindet. Man muss aber auch darauf hinweisen, dass ein multisensorischer Unterricht, den eine Überladung von Reizen charakterisiert, auch einen negativen Effekt haben kann. Empfehlenswert wäre auch, den Lernenden die verschiedenen Lernkanäle zu erklären, so dass sie selbst entscheiden können, welcher Kanal ihr bevorzugter ist: Anschauen, Anhören, lautes Sprechen, häufiges Schreiben (vgl. RICHTER 2003: 72). Methodische Vorschläge zum multimodalen Unterricht (vgl. SELLIN 2008: 100) umfassen beispielsweise folgende Verfahren: seltene Buchstaben und Wörter in Sand schreiben, wobei der Tastsinn aktiviert wird; beim Schreiben stets laut oder leise mitsprechen, um die Sinnesdaten miteinander zu vernetzen und das Artikulations- sowie das Hörgedächtnis zur gleichen Zeit zu unterstützen; rhythmisierendes Sprechen, Sprechen mit Klatschen und Bewegung, Visualisierungen aller Art, die eine Kompensationsmöglichkeit für LernerInnen mit gestörter Hörverarbeitung bieten und die Vernetzung der auditiven und visuellen Bereiche ermöglichen.

Im legasthenikergerechten Fremdsprachenunterricht müssen auch ganzheitliche und affektive Komponenten des Lernens Berücksichtigung finden. Deshalb kommt dem Einsatz von Handlungs- und Spielformen eine wichtige Bedeutung zu (vgl. GRISSEMANN 1974: 198, RICHTER 2003: 74, GERLACH 2010: 67). Handlungsorientiertes Lernen, in dem sich ein Eintauchen in die Fremdsprache vollziehen soll, Berücksichtigung des Tätigseins, Werkens und Spielens sollten ein wichtiger Bestandteil des Lernprozesses sein. Da die legasthenen LernerInnen Sprache mit ihren spezifischen Strukturen so aktiv wie möglich erfahren müssen, können auch gezielt eingesetzte Spiele beim Entdecken von Regelmäßigkeiten helfen oder angewandt werden, um erarbeitete Unterrichtsinhalte zu wiederholen und zu speichern. Lernspiele, die im Unterricht für Legasthener aller Altersstufen eingesetzt werden können, bewirken, dass Verknüpfungen und Speicherungen im Gehirn unterstützt werden. Es geht darum, Betätigungsdrang, Funktionslust, spielerische Vollzugsfreude und Handlungsfreude zu wecken und zur Erreichung der Ziele nutzbar zu machen. Eine spielerische Herangehensweise wird zur Erarbeitung der Grammatik und der Festigung des Wortschatzes empfohlen (z.B. Memory-Spiel mit Nomen, wobei Singular und Plural ein Paar bilden), zur Verbesserung der Aufmerksamkeit können Bewegungsspiele oder Tangram eingesetzt werden, beim Lesetraining lassen sich nutzbringend Lesespiele verwenden (z.B. lustige Unsinnssätze aus einem Text

zusammenstellen). Zur Stärkung von Konzentration und Ausdauer und zur Steigerung des Arbeitstempos können z.B. Zeichnungsdiktate zum Einsatz kommen oder das Galgenspiel, das die Festigung der Rechtschreibung fördert. Es gibt zahlreiche Spiele, die im Fremdsprachenunterricht, der die Lernvoraussetzungen von Legasthenikern berücksichtigt, verwendet werden können (vgl. SELLIN 2008: 160ff.).

Bei der Bewertung von Leistungen der legasthenen LernerInnen ist die unmittelbare am Lernfortschritt orientierte Leistungsrückmeldung wichtig, die nach der Bewältigung von Teilschritten erfolgt. Der sofortigen Bestätigung, die den Erfolg meldet oder zu einer Korrektur anregt, kommt eine wichtige Bedeutung zu (vgl. GRISSEMANN 1974: 200). Da die Betroffenen mündlich besser als schriftlich sind, soll die Gewichtung der Note im Mündlichen liegen. Bei der Korrektur von Fehlern, insbesondere im mündlichen Bereich, sollte die Lehrperson bei legasthenen Lernern mit größerer Toleranz vorgehen, um diese nicht zu entmutigen (vgl. GERLACH 2010: 64). Die Fehlerkorrektur und die Bewertung sollten dem Leistungsstand angemessen und den rechtlichen Möglichkeiten entsprechen (MEN 2010).

Der Umgang des Lehrers mit den legasthenen SchülerInnen im Unterricht sollte ihre psychologische Situation und Motivation durch Offenheit und eine positive Einstellung stärken (vgl. GERLACH 2010: 65). Da Betroffene bereits bei der Aneignung muttersprachlicher Kompetenzen oft Misserfolge erfahren haben, benötigen sie darüber hinaus eine Angst reduzierende Lernatmosphäre, die Fehler zulässt und ihr Selbstvertrauen stärkt. Das Empfinden von Stress behindert das Lernen, deshalb sollte es das wichtigste Ziel sein, Freude am Fremdspracherwerb zu wecken, zu erhalten und die SchülerInnen zu motivieren, Erfolgserlebnisse zu schaffen. Es geht darum, die Kinder darin zu unterstützen, dass sie zum Lesen und Schreiben motiviert sind und Selbstvertrauen in die eigenen Fähigkeiten, insbesondere in Bezug auf die eigene Lernwirksamkeit entwickeln.

5. Schlussbemerkungen

Die Förderung legasthener SchülerInnen sollte als interdisziplinäre Arbeit von Medizin, Pädagogik, Psychologie, Sprachwissenschaft und Fachdidaktik verstanden werden (vgl. THOMÉ 2004: 15). Die Probleme von teilleistungsgestörten Lernenden dürften nicht nur auf den speziellen Förderunterricht beschränkt sein, sondern sich auf den gesamten Schulalltag auswirken. Um eine konsistente und für die betroffenen Kinder und Jugendlichen effektive und effiziente schulische Unterstützung zu gewährleisten, müssen Lehrende zunehmend auch ihre diagnostische und therapeutische Funktion wahrnehmen. Erst wenn sie die Ursachen von Teilleistungsstörungen kennen und wenn sie dann auch noch wissen, wie sie damit besser umgehen können, können sie die SchülerInnen (und ihre Eltern) optimal fördern. Nur LehrerInnen, die genügend über die Lese-Rechtschreibstörungen wissen, haben auch Verständnis dafür, dass ein Legastheniker größere Fortschritte beim Lesen und Schreiben macht, wenn Spiel, Musisches, Psychomotorisches immer mehr Eingang an Schulen finden. Es ist also wünschenswert, dass sich Lehrpersonen über Lernen, Lernstörungen und Legasthenie informieren, damit sie eine Basis haben, um eine den Bedürfnissen der SchülerInnen entsprechende Lernumwelt zu schaffen.

Literatur

- BLANZ, Bernhard (2001): Wie arbeitet das Gehirn beim Lesen? Die Möglichkeiten bildgebender Verfahren in der Forschung über Lese-Rechtschreib-Störungen. In: SCHULTE-KÖRNE, Gerd (Hg.): *Legasthenie: erkennen, verstehen, fördern. Beiträge zum 13. Fachkongress des Bundesverbandes Legasthenie*. Bochum: Winkler, 23–29.
- BOGDANOWICZ, Marta (2004): Niespecyficzne i specyficzne trudności w uczeniu się języków obcych [Spezifische und nicht-spezifische Schwierigkeiten beim Fremdsprachenlernen]. In: BOGDANOWICZ, Marta / SMOLEŃ, Mariola (Hg.): *Dysleksja w kontekście nauczania języków obcych* [Dyslexie im Kontext des Fremdsprachenunterrichts]. Gdańsk: Wydawnictwo Harmonia, 78–97.
- BOGDANOWICZ, Marta (2009): Co należy wiedzieć o dysleksji rozwojowej? Wprowadzenie teoretyczne [Was soll man über Entwicklungsdyslexie wissen? Eine theoretische Einführung]. In: BOGDANOWICZ, Marta / ADRYJANEK, Anna: *Uczeń z dysleksją w szkole. Poradnik nie tylko dla polonistów* [Ein legasthener Schüler. Ratgeber nicht nur für Polnischlehrer]. Gdynia: Operon, 9–98.
- BRYANT, Peter / IMPEY, Lawrence (1986): The similarity between normal readers and developmental and acquired dyslexics. In: *Cognition* 24, 121–137.
- Bundesverband Legasthenie und Dyskalkulie e.V. *Legasthenie-Definition*. (<http://www.bvl-legasthenie.de/legasthenie/definition>).
- CKE. Centralna Komisja Egzaminacyjna [Polnischer Zentraler Prüfungsausschuss] (2010a): *Osiągnięcia uczniów kończących gimnazjum w roku 2010. Sprawozdanie z egzaminu gimnazjalnego 2010* [Schulleistungen der Absolventen der polnischer Sekundarstufe I [Klassen 7–9] 2010. Bericht von der Abschlussprüfung] (<http://www.cke.edu.pl/>).
- CKE. Centralna Komisja Egzaminacyjna [Polnischer Zentraler Prüfungsausschuss] (2010b): *Osiągnięcia uczniów kończących szkołę podstawową w roku 2010. Sprawozdanie ze sprawdzianu 2010* [Schulleistungen der Absolventen polnischer Grundschulen [Klassen 1–6] 2010. Bericht von der Abschlussprüfung] (<http://www.cke.edu.pl/>).
- FIRNHABER, Mechthild (1997): *Legasthenie und andere Wahrnehmungsstörungen. Wie Eltern und Lehrer helfen können*. Frankfurt/M.: Fischer Verlag.
- GERLACH, David (2010): *Legasthenie und LRS im Englischunterricht. Theoretische Befunde und praktische Einsichten*. Münster u.a.: Waxmann.
- GRISSEMAN, Hans (1974). *Die Legasthenie als Deutungsschwäche. Zur psychologischen Grundlegung der Legasthenietherapie*. Bern u.a.: H. Huber Verlag.
- JAWORSKA, Mariola (2011): Uczeń ze specyficznymi trudnościami w uczeniu się w procesie uczenia się i nauczania języków obcych w Polsce [Schüler und Schülerinnen mit spezifischen Lernschwierigkeiten im Fremdsprachenlern- und Lehrprozess in Polen]. In: *Neofilolog* 36, 245–254.
- KLAFKI, Wolfgang / STÖCKER, Hermann (2007): Innere Differenzierung des Unterrichts. In: KLAFKI, Wolfgang (Hg.): *Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Zeitgemäße Allgemeinbildung und kritisch-konstruktive Didaktik*. 6. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag, 173–208.

- KLICPERA, Christian / GASTEIGER-KLICPERA, Barbara (1998): *Psychologie der Lese- und Schreib-schwierigkeiten: Entwicklung, Ursachen, Förderung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- KOPP-DULLER, Astrid / DULLER, Livia (2000): *Legasthenie-Training nach der AFS Methode*. Klagenfurt: KLL-Verlag.
- MANN, Christine (2001): *LRS, Legasthenie. Prävention und Therapie*. Weinheim: Beltz Verlag.
- MEN. Ministerstwo Edukacji Narodowej (2010): *Rozporządzenie Ministra Edukacji Narodowej z dnia 17 listopada 2010 r. zmieniające rozporządzenie w sprawie warunków i sposobu oceniania, klasyfikowania i promowania uczniów i słuchaczy oraz przeprowadzania sprawdzianów i egzaminów w szkołach publicznych* [Verordnung des polnischen Bildungsministers vom 17. November 2010 über die Änderung der Verordnung betreffend die Bedingungen und Methoden der Benotung, Klassifizierung und Versetzung von Schülern und Hörern sowie bezüglich der Durchführung von Prüfungen und Tests an öffentlichen Schulen]. Dz. U. 2010 nr 228 poz. 1491 [polnisches GBl. 2010 Nr. 228, Ziff. 1491].
- RICHTER, Wiltrud (2003): Konzepte zur Förderung und Prävention. In: GANSER, Bernd / RICHTER, Wiltrud (Hg.): *Was tun bei Legasthenie in der Sekundarstufe?* Auer Verlag, 72–99.
- SCHEEERER-NEUMANN, Gerheid (2002): *Lese-Rechtschreibschwierigkeiten. Analyse und Förderung*. Potsdam: Audiovisuelles Zentrum der Universität Potsdam.
- SCHEEERER-NEUMANN, Gerheid (2003): Rechtschreibschwäche im Kontext der Entwicklung. In: NAEGELE, Ingrid / VALTIN, Renate (Hg.): *LRS – Legasthenie in den Klassen 1–10. Handbuch der Lese-Rechtschreib-Schwierigkeiten*. Weinheim: Beltz, 45–65.
- SCHWARK, Rita (1999): *Stichwort Legasthenie*. München: Wilhelm Heyne Verlag.
- SELLIN, Katrin (2008): *Wenn Kinder mit Legasthenie Fremdsprachen lernen*. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- SPRINGER, Luise / WUCHER, Krista (2001): Therapie der Entwicklungsdyslexie und -dysgraphie. In: BÖHME, Gerhard (Hg.): *Therapie der Sprach-, Sprech-, Stimm- und Schluckstörungen*. Bd. 2, Stuttgart: Fischer, 48–66.
- THOMÉ, Günther (2004): *Lese-Rechtschreib-Schwierigkeiten (LRS) und Legasthenie: Eine grundlegende Einführung*. Weinheim: Beltz.
- WHO. Weltgesundheitsorganisation (2011): *Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (ICD-10)*.

(<http://www.dimdi.de/static/de/klassi/diagnosen/icd10/htmlamtl2011/block-f80-f89.htm>).

Gdańsk 2011, Nr. 25

Anna Daszkiewicz
Universität Gdańsk

Joseph Ratzingers theologisch und pädagogisch bedingte Bildungsperspektive

Joseph Ratzinger's Theologically and Pedagogically Conditioned Perspective on Education. – The article addresses the foundations of what is known as „Ratzinger's system”. As the author notes both in this paper as in her doctoral dissertation mentioned here, Ratzinger's views have been strongly shaped by his academic activity, which gave birth to one of his primary propositions concerning the relationship between *reason* and *faith*. His belief that these are two forces which may prove destructive if failing to support each other appears to have significant extensive implications. Lack of such complementation may, for instance, become the source of wreckage, which Ratzinger fears in the context of rapid technological progress and which has earned him a group of vocal critics. The need for balance between the two calls for a debate on values, of which *freedom*, *truth*, *subordination* and *unity* are presented by the current pope as those of greatest importance. Accordingly, in Ratzinger's works a number of guidelines for teachers and other instructors can be found, and he stresses that the formation of values cannot be executed by virtue of pressure or forceful impingement.

Józefa Ratzingera teologicznie i pedagogicznie uwarunkowane poglądy na edukację. – Artykuł omawia podstawy tzw. systemu Ratzingera. Jak podkreśla autorka zarówno w niniejszym tekście, jak i we wspomnianej tu dysertacji doktorskiej, poglądy Ratzingera zostały silnie ukształtowane poprzez jego działalność akademicką, która stała się podstawą jednego z najważniejszych założeń dotyczącego relacji pomiędzy *rozumem* a *wiedzą*. Jego przekonanie, iż są to dwie siły, które mogą okazać się niszczące, jeżeli nie będą się wzajemnie wspierać, wydaje się mieć znaczące i daleko idące implikacje. Brak ich wzajemnego uzupełniania się może, przykładowo, stać się źródłem zagłady, której obawia się Ratzinger w kontekście szybkiego rozwoju technologicznego i której przepowiadanie przezeń przyniosło szereg krytycznych głosów. Potrzeba równowagi między rozumem a wiarą domaga się dyskusji nad wartościami, z których *wolność*, *prawda*, *podporządkowanie się* i *jedność* przedstawiane są przez obecnego papieża jako najbardziej znaczące. W pracach Ratzingera odnajdujemy szereg wskazań dla nauczycieli oraz pozostałych wychowawców, przy czym kształtowanie wartości nie może odbywać się na drodze presji czy też siłowych oddziaływań.

1. Unter dem Einfluss der akademischen Tätigkeit

Joseph Ratzinger, geb. am 16. April 1927 in Markt am Inn (Bayern), Professor für Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Freising,

Dozent an den Universitäten in München, Münster, Tübingen und Regensburg, Präfekt der Katholischen Glaubenskongregation, Leiter der Päpstlichen Kommission zur Erstellung des *Katechismus der Katholischen Kirche*, Dekan des Kardinalskollegiums und der heutige Papst Benedikt XVI., hat sich zu Recht den Namen eines der größten Intellektuellen seiner Zeit verdient.

Auf die imponierende wissenschaftliche Karriere des heutigen Papstes – eine der bedeutendsten und längsten Karrieren in der Geschichte der Kirche, die ein Wissenschaftler aus Deutschland durchlaufen hat –, macht beispielsweise der deutsche Journalist Andreas English aufmerksam, der sich auf die Berichterstattung aus Vatikan spezialisiert hat. Der Journalist fügt hinzu, er kenne niemanden, sogar unter verbissenen Gegnern von Benedikt XVI., der nicht einmal an Joseph Ratzinger einen genialen Denker habe ansehen müssen (vgl. ENGLISH 2006: 194). Auch der Journalist für CNN und NPR (mit den Spezialgebieten Römisch-Katholische Kirche und Vatikan) und Autor von zwei Büchern über Benedikt XVI., John L. Allen hält den aktuellen Papst für einen der wahrscheinlich hervorragendsten Intellektuellen, die nach dem Tod vom Papst Leo XIII. den Thron Petri bestiegen haben (vgl. ALLEN 2006: 173).

Die große Leistungsfähigkeit von Benedikt XVI. hat ihm eine akademische Laufbahn und Tätigkeit ermöglicht. Die wissenschaftlichen und theologischen Studien haben nicht nur die Weltanschauung des heutigen Papstes kreiert, ihm die Wahrheit über das menschliche Geschöpf und dessen Wert näher gebracht, sondern auch viel Zufriedenheit und Selbstverwirklichung gegeben. Der Reporter G. Valente, der seit 1989 bei der internationalen katholischen Zeitschrift *30 Giorni / 30 Tage* der kirchlichen Bewegung „Comunione e Liberazione“ arbeitet, weist auf Folgendes hin:

„Wenn er wirklich einmal über sich selbst spricht, geht Joseph Ratzinger so gut wie immer weiter zurück, mindestens bis zu der Zeit, als er von seinen Studenten umgeben war. Die Welt der Universität, war während einer langen Zeit meines Lebens meine geistige Heimat“, sagte er im September 2006, nachdem seine Vorlesung an der Universität Regensburg gravierende Mißverständnisse und heftige Auseinandersetzungen ausgelöst hatte. Und nach der ‚Affäre‘ mit dem gescheiterten Besuch an der römischen Universität ‚La Sapienza‘, der nach Protesten von Studenten und Professoren abgesagt worden war, präsentierte er sich der Menge, die auf dem Petersplatz zusammengekommen war, um ihre Solidarität mit ihm zu bekunden, ‚sozusagen als emeritierter Professor, der in seinem Leben mit vielen Studenten zusammengekommen ist‘: Dann forderte er alle auf, und war dabei wirklich ganz der alte akademische Lehrer, die Meinungen anderer zu respektieren. In seinen ersten drei Jahren als Bischof von Rom besuchte er in der Ewigen Stadt sechs Pfarreien und drei Universitäten: Wäre der Besuch bei der Universität La Sapienza nicht im letzten Augenblick abgesagt worden, hätte es fast einen Gleichstand gegeben. Auch in der Art, wie Papst Benedikt sein Amt ausübt, zeigt sich die lange Vertrautheit mit den Hörsälen, Kathedern, Vorlesungen und der studentischen Hörerschaft. Die einfache und klare Sprache, die leise Stimme, das Bewußtsein dafür, daß man über die eigenen Aussagen Rechenschaft ablegen muß: All dies hat sich Joseph Ratzinger im täglichen Kontakt mit der Welt der Universität und den Regeln und Abläufen der theologischen Lehrtätigkeit angeeignet. Die Themen, die besonders häufig in seinen Reden vorkommen – das Verhältnis von Glaube und Vernunft, das Bestehen auf einer korrekten Hermeneutik der konziliaren Reform, die zentrale Bedeutung der Liturgie und der Lehre der Kirchenväter, insbesondere Augustins – sind wie unterirdische Flüsse, die jetzt aus seiner Vergangenheit als Student und Professor wiederauftauchen“. (VALENTE 2009: 8f.)

Die akademische Praxis, die Weise, auf die man versucht, den Hintergrund der wissenschaftlichen Phänomene auf einem rationalen Wege zu erforschen, hat sich sicherlich auf spätere

Entwicklung und Weltanschauung des heutigen Papstes Benedikt XVI. auswirken müssen. In seiner theologischen und wissenschaftlichen Periode hat Ratzinger gelernt, die religiösen Phänomene durchs Prisma des Verstandes wahrzunehmen und zu klären. Jedenfalls handelt sich in seinem Fall um den Primat der Wahrheit des göttlichen Verstandes, die Ratzinger als Wegweiser für die Wahrheit im menschlichen Verstand betrachtet. Allerdings gibt es viele Wahrheiten, zu denen der menschliche Verstand kommen kann. Und sofern sie mit der einen Wahrheit des schöpferischen göttlichen Verstandes übereinstimmen und demnach für seine Abbilder gelten können, werden sie – Ratzingers Meinung nach – automatisch zum Ziel der menschlichen Suche nach dem Lebensinn und den Lebenswerten. Eine solche Stellung vertretend, versucht Joseph Ratzinger die göttliche Absicht dem Menschen gegenüber konsequent auf dem rationalen Wege zu deuten. Zeichen dafür gibt es viele. Selbst die Bereitschaft des Papstes zur öffentlichen Debatte mit Jürgen Habermas (Januar 2004, in der Katholischen Akademie in Bayern) über das Verhältnis von christlichen Gemeinschaftswerten und gesellschaftlicher Moral kann als gutes Beispiel dafür angegeben werden.

Während dieser Debatte versucht Ratzinger, „ein Mann der Argumentation und der Auseinandersetzung“ (FISCHER 2010: 121), zu beweisen, dass sich **Vernunft und Glaube** gegenseitig brauchen, beeinflussen und stets unterstützen sollen. Die vom Glauben emanzipierte Vernunft sei seiner Meinung nach völlig destruktiv. Ratzinger erwähnt hier als Beispiel die Entwicklung der Atombombe oder der künstlichen Befruchtungsmethode (In-vitro-Fertilisation). Dass der eine Mensch den anderen töten bzw. produzieren kann, ihn nicht mehr als Geschöpf Gottes oder Geschenk der Natur, sondern als Produkt behandelt, verändert seiner Meinung nach das menschliche Verhältnis zu sich selbst. Damit es nicht zur „Entgleisung der Vernunft“ (Ratzingers Spruch) kommt, soll die Vernunft stets an ihre Grenzen gemahnt werden. Die Vernunft dürfe nie isoliert existieren, also nie als ein in sich geschlossenes und stets auf sich selbst angewiesenes System fungieren. Die Aufgabe der Vernunft sei nämlich, Hörbereitschaft gegenüber den größeren Überlieferungen der Menschheit zu zeigen. Ratzinger behauptet, das müsse nicht unbedingt die Rückkehr zum Glauben bedeuten, sondern es gehe hier um die Korrektur der Verblendung, dass man auf die Grundlagen des Glaubens verzichten könne, weil er der Vorstellung von humanistischer Rationalität widerspreche. Dabei gibt er zu, dass es auch Pathologien, die so genannten krankhaften Veränderungen der Religionen gibt. Persönlich hält er es für erschreckend, dass auch das terroristische Verhalten moralisch begründet daherkomme.¹ Wenn sich Terrorismus durch religiösen Fanatismus zu legitimieren versucht, dann wird es nicht mehr so sicher, welche Rolle Religion eigentlich erfüllt. Bleibt sie weiterhin eine heilende und rettende Kraft, oder wird sie bereits zur archaischen und gefährlichen Macht, die falsche Universalismen aufbauend zu Intoleranz und Terror verleitet?

Ratzinger stellt während der Debatte deshalb noch eine Frage zur Erörterung, nämlich, ob es nicht sinnvoll sei, auch Religion unter die Kuratel der Vernunft zu stellen und sie damit sorgsam einzugrenzen. Es besteht für den Theologen kein Zweifel, dass sich **Vernunft und Religion** gegenseitig begrenzen und immer wieder in ihre Schranken weisen müssen. Er vertritt den Standpunkt, dass **Glaube und Vernunft** zur Mitarbeit, also zur gegenseitigen

¹ Mehr zum Thema z.B. in: www.pth-stpoelten.at/fileadmin/hs/kollegium/kreiml/Habermas_Ratzinger_KIBl.pdf

Heilung und Reinigung berufen seien, sich gegenseitig brauchen und anerkennen sollen. Selbstverständlich gelten der christliche Glaube und die westliche säkulare Philosophie als dominierende Mächte in der heutigen Welt. Es gibt jedoch auch andere Kulturen, die nicht ausgelassen werden sollen und nach Ratzinger ein gleiches Recht darauf haben, sich selbst der wesentlichen Komplementarität von **Vernunft und Glaube** zu stellen.

Die während der Debatte mit Habermas von Ratzinger präsentierte Stellung hat zur heftigen Kritik besonders unter deutschen Intellektuellen geführt. Man hat Ratzinger vorgeworfen, er wolle aus allen Menschen Katholiken machen und dem Christentum erstrangige Rolle über alle anderen Religionen sichern.²

Hermann Häring vertritt den Standpunkt, dass Ratzinger Christentum – unter der Führung der katholischen Kirche – als ein Kulturprojekt verstehe, das in Europa zu Recht einen Leistungsanspruch erhebe und dieses Europa zu seinen alten Werten zurückführe (vgl. HÄRING 2005: 184). Diese Ansicht bringe Ratzinger, seiner Meinung nach, im Gespräch vom 19. Januar 2004 mit dem vorsichtig argumentierenden Jürgen Habermas zum Ausdruck, wobei der Letztere den wichtigen Beitrag religiöser Traditionen nicht abstreiten möchte. Häring betrachtet Ratzinger als einen geschlossenen, zur Debatte unfähigen, zu keinen Zugeständnissen bereiten und mit Krisenargumenten (die „Furcht vor dem großen Krieg“, der Terror als die „neue Erkrankung der Menschheit“, der Mensch, der jetzt konstruiert werden kann und zum eigenen Produkt wird) zuschlagenden Gesprächspartner. Der deutsche Wissenschaftler betont: „Ratzinger gesteht, was Versagen und Universalitätsverlust der Religionen angeht, viel zu, aber die Vernunft werde zerstörerisch, wenn sie sich von der Begrenzung durch Religion emanzipiert“ (HÄRING 2005: 184).

Für Häring lässt sich die innere Linie von Ratzingers Denken nicht an einzelnen theologischen Sätzen erkennen, sondern sie habe in einer konkreten Kirchnerfahrung, damit in einem neuscholastischen gesellschaftspolitischen Modell aus dem 19. Jahrhundert ihren Ursprung. Sie wird durch eine tiefe Überzeugung gekennzeichnet, dass ohne Christentum und Kirche die Welt zu einer Kultur des Todes degeneriere (vgl. HÄRING 2005: 181f.). Ratzinger leidet, seiner Meinung nach, unter einem Untergangssymptom. Zur Begründung seiner These bedient sich Häring der folgenden Worte:

„Der aktuellen Kultur, den modernen Wissenschaften, den Konstrukteuren der neuzeitlichen Gesellschaft, der europäischen und lateinamerikanischen Theologie, engagierten Liturgikern, der Kirche

² Siehe z.B. ROBRA 2010: S. 13.: „Ratzinger will – zumindest langfristig – alle Menschen zu Katholiken machen. Immerhin beruft er sich dabei u.a. auf das Zweite Vatikanische Konzil, aus dessen Erklärung (bzw. ‚Dekret‘), ‚Unitatis redintegratio‘ (Wiederherstellung der Einheit) er zitiert: »Es seien diese getrennten Kirchen und Gemeinschaften trotz der Mängel, die ihnen nach unserem Glauben anhaften, nicht ohne Bedeutung und Gewicht im Geheimnis des Heiles. Denn der Geist Christi hat sich gewürdigt, sie als Mittel des Heiles zu gebrauchen, deren Wirksamkeit sich von der der katholischen Kirche anvertrauten Fülle der Gnade und Wahrheit herleitet.« Dieses Zitat entnimmt Robra der von Joseph Ratzinger verfassten Erklärung *Dominus Jesus* (2000), Kapitel IV. Einzigkeit und Einheit der Kirche, Pkt. 17: „In Wirklichkeit »existieren die Elemente dieser bereits gegebenen Kirche in ihrer ganzen Fülle in der katholischen Kirche und noch nicht in dieser Fülle in den anderen Gemeinschaften«. Deswegen »sind diese getrennten Kirchen und Gemeinschaften trotz der Mängel, die ihnen nach unserem Glauben anhaften, nicht ohne Bedeutung und Gewicht im Geheimnis des Heiles. Denn der Geist Christi hat sich gewürdigt, sie als Mittel des Heiles zu gebrauchen, deren Wirksamkeit sich von der der katholischen Kirche anvertrauten Fülle der Gnade und Wahrheit herleitet.«“

„von unten“, allen Kirchenbildern, die vom Wort und von der Gemeinschaft geprägt sind, den Versuchen des ‚Aggiornamento‘, den feministischen Bewegungen sowie den vielfältigen, oft hochmotivierten Versuchen für eine neue Ethik, ihnen allein wird ein Bannfluch entgegengeschleudert. Er lautet: Ihr seid nicht das Ganze, dürft die Wirklichkeit nicht auf eure Perspektiven reduzieren; mit eurem Totalitätsanspruch untergrabt Ihr euch selbst. Diese Botschaft hat schon viele beeindruckt, sie entpuppt sich aber schnell als des Kaisers neue Kleider, denn in der Regel haben die Betroffenen einen solchen Anspruch nicht erhoben. Höchstens reagieren sie auf den jahrhundertealten Totalitätsanspruch des europäischen Kirchensystems, der seinerseits mit der christlichen Botschaft nur wenig zu tun hat. Im Gegensatz zu Ratzinger suchen sie den Diskurs, den Dialog, den von Toleranz getragenen Kompromiss. Mit solchen Möglichkeiten und Zielen scheint Ratzinger nicht zu rechnen, oder: Sie sind mit seinem eigenen Totalitätsanspruch unvereinbar“. (HÄRING 2005: 181)

Auch Anton Grabner-Haiden lässt seine Kritik an Ratzingers Praxis zum Ausdruck bringen. Für Grabner-Haiden zeigt sich Joseph Ratzinger in erster Linie als Wortführer des autoritären und traditionalistischen Denkens. Sein Denkmodell, das das „System Ratzinger“ genannt wird, sei – seiner Meinung nach – nicht von Ratzinger selbst geprägt worden:

„Das ‚System Ratzinger‘ orientiert seine Theologie und Kirchenpolitik vor allem am spätantiken Reichstheologen Aurelius Augustinus, der die neue Reichskirche unter Kaiser Theodosius I. als ein geschlossenes System im Sinne Platons sah. Darin gibt es absolute und ewige Wahrheiten, an denen nicht gerüttelt werden darf. Jede Abweichung von diesen Wahrheiten, welche die Bischöfe lehren, wird als Irrtum und als Häresie gewertet und gnadenlos verfolgt. Der römische Staat, der für die Einheit der Reichskirche zuständig ist, musste nun die Verfolgung der Ketzer, der Häretiker und der Schismatiker übernehmen. Die Menschen sollten zum Heil ihrer Seele auch mit staatlicher Gewalt gezwungen werden, in die katholische Kirche einzutreten“. (GRABNER-HAIDEN 2008: 52f.)

Die kritischen Angriffe auf Ratzingers traditionellen Katholizismus haben ihm einerseits den Beinamen eines „Panzerkardinals“ und Großinquisitors der Moderne eingebracht. Andererseits aber hat man immer aufmerksamer auf seine Worte gehört und seine zielstrebig geäußerten Postulate analysiert. Infolge dessen haben sich allmählich viele seiner schärfsten Gegner von seinen Anschauungen überzeugen lassen und sind sogar zu seinen Befürwortern geworden.

2. „System Ratzinger“

Das „System Ratzinger“, das überwiegend aus seinem schriftlichen Werk herauschält, ist ein Normensystem, dessen Beachtung ein richtiges Leben aller Bürger (gemeint sind nicht nur Christen) in der Gesellschaft gewährleisten soll. Es ist zugleich ein System von Werten, die (so wie Ratzinger sie wahrnimmt) von selbst keine Macht ausüben, sich selbst nicht wehren können und verlangen, dass man sich für sie einsetzt und sie lebt. Ratzingers Normensystem kann im Grunde genommen als ein Vier-Säulen-System wahrgenommen werden. Die Säulen, auf die sich die ganze Konstruktion stützt, heißen **Freiheit, Wahrheit, Bereitschaft zur Unterstellung** und **Einheit**. Die vier angeführten Werte sind untrennbar miteinander verbunden, ergänzen sich und lassen sich näher definieren. Der Mangel an einem Wert, der Mangel an einer Säule gefährdet die ganze Konstruktion und führt dazu, dass sie früher oder später auseinander fallen muss.

Äußert sich Ratzinger über den ersten Wert Freiheit, gesteht er in Trauer, Freiheit werde heutzutage oberflächlich und deshalb falsch verstanden. Sie wird, seiner Meinung nach, immer häufiger nur für sich angestrebt und verlangt. Aber die Freiheit, behauptet Ratzinger, könne man nicht nur für sich haben wollen, denn sie sei unteilbar und müsse immer als Auftrag für die ganze Menschheit gesehen werden (vgl. RATZINGER 2005: 44). Ratzinger weist an dieser Stelle darauf hin, dass die Freiheit, deren einziger Inhalt in der Möglichkeit der Bedürfnisbefriedigung bestünde, keine menschliche Freiheit wäre und sich eher im Bereich des Animalischen verorten ließe. Im Zusammenhang damit fügt Benedikt XVI. hinzu:

„Die inhaltslose Individualfreiheit hebt sich selber auf, wenn die Freiheit des Einzelnen nur in Ordnung der Freiheiten bestehen kann. Freiheit bedarf eines gemeinschaftlichen Inhalts, den wir als die Menschenrechte definieren könnten.“ (RATZINGER 2005:44)

Ratzinger warnt vor der egoistischen Freiheitswahrnehmung. Darum sollten sich, seiner Meinung nach, in erster Linie Regierungen und alle Menschen an der Macht bemühen. Erst wenn die Mächtigen dieser Welt mit gutem Beispiel vorangehen und zeigen, dass Freiheit als eine öffentliche und gemeinschaftliche Bindung zu betrachten sei, wird sie das, wozu sie von Anfang an berufen ist, das gemeinschaftliche Gute. Übrigens: Es liegt an der Natur jedes Menschen, sich selbst nach den Freiheitsgrenzen zu fragen. Mit der Frage nach den Freiheitsgrenzen wird auch das Menschsein näher definiert. Ratzinger beschreibt es mit folgenden Worten:

„Das Menschsein ist für einen jeden von uns auch Aufgabe, Anruf an seine Freiheit. Sartre hat das sehr dramatisch dargestellt als die Verdammnis des Menschen, dass er kein Wesen hat, sondern sich erfinden muss. Auch wenn wir dem in dieser Radikalität widersprechen müssen, einfach schon empirisch, bleibt das Wahre, dass Menschsein nicht einfach vorgegeben ist, sondern neu erfragt werden will, dass jeder entscheiden muss, wer oder was er als Mensch sein will. So ist diese Frage ‚Was ist der Mensch?‘ keine Frage eines theoretischen Philosophierens, sondern die allerpraktischste Frage, die allen anderen Fragen vorausliegt und in allen anderen Fragen mitgefragt und beantwortet wird.“ (RATZINGER 2009: 55)

Ein weiterer Wert neben der Freiheit ist für Ratzinger **die richtige Wahrheitserkenntnis**. Ratzinger erinnert daran, dass die Wahrheit ein Wert ist, der nicht durch die tägliche Praxis kreiert wird, sondern der die tägliche Praxis überhaupt ermöglicht. Die Wahrheit ist seiner Meinung nach also kein politisches Erzeugnis und darf nie von der Mehrheit (die auch Fehler begehen kann) festgelegt werden. Die Wahrheit geht der Politik und dem politischen Handeln voran und erleuchtet ihnen den Weg. Benedikt XVI. fügt an dieser Stelle hinzu:

„Politik ist dann gerecht und freiheitsfördernd, wenn sie einem Gefüge von Werten und Rechten dient, das uns von der Vernunft gezeigt wird. Gegenüber dem ausdrücklichen Skeptizismus der relativistischen und positivistischen Theorien finden wir also hier ein Grundvertrauen in die Vernunft, die Wahrheit zeigen kann.“ (RATZINGER 2005: 52)

Die Suche nach der Wahrheit bleibt für Ratzinger eine der klügsten Sachen, zu denen der Mensch überhaupt fähig ist. Die Wahrheit nicht zu sehen bzw. sie nicht sehen wollen, definiert er dagegen als die menschliche Schuld. Ratzinger stellt fest: „[Die Wahrheit] wird nicht

gesehen, wenn und weil sie nicht gewollt wird. Dieses Nein des Willens, das die Erkenntnis hindert, ist Schuld“ (RATZINGER 2005: 106). Das bereits erwähnte Nein des Willens, das der Wahrheitserkenntnis im Wege steht, wird mehrmals von Ratzinger als „das Schweigen des Gewissens“ definiert. Es ist seiner Meinung nach eine gefährlichere Erkrankung als die immerhin noch als Schuld erkannte Schuld. Benedikt XVI. versucht es mit folgenden Worten deutlich zu machen:

„Wer nicht mehr bemerkt, dass Töten Sünde ist, ist tiefer gefallen, als wer noch das Schändliche seines Tuns erkennt, weil er von der Wahrheit und von der Bekehrung weiter entfernt ist.“ (RATZINGER 2005: 106)

Die richtige Wahrheitserkenntnis wird mit dem dritten der angegebenen Werte untrennbar verbunden, nämlich mit der **Bereitschaft zur Unterstellung**. Sie bedeutet eine eigene, bewusste, zustimmende Erklärung dazu, dass man die Welt für sich und für die anderen nicht von selbst gestalten will, sondern der fundamentalen Weltnormen unterordnet bleibt. Ratzinger erklärt es auf folgende Art und Weise:

„Für einen Katholiken setzt sich die Kirche zwar auch aus Menschen zusammen, die ihr äußeres Erscheinungsbild gestalten; aber hinter diesem sind die grundlegenden Strukturen von Gott selbst gewollt und somit unantastbar. Hinter dem menschlichen Äußeren steht das Mysterium einer übermenschlichen Wirklichkeit, in die einzugreifenden Reformen, Soziologen und Organisatoren keinerlei Autorität zukommt. Wird die Kirche hingegen als ein menschliches Gebilde, als unser Machwerk angesehen, so werden letztlich auch die Inhalte des Glaubens beliebig: Dem Glauben fehlt dann in der Tat ein authentisches und verlässliches Ausdrucksmittel“. (RATZINGER 2007: 46)

Ratzingers Worte lassen sich noch anders interpretieren: Erst wenn der Mensch auf seine eigene Weltgestaltung verzichtet und in den Plan einwilligt, der Gott für ihn vorbereitet hat, um ihn vollkommen zu verwirklichen, findet er Glück und wird frei. Verneint der Mensch das Gesetz Gottes und arbeitet an seinem eigenen Wertesystem, dann erfährt er schnell, dass er „ein Haus aus Sand“ aufgebaut hat, das eigentlich von niemandem sonst begehrt wird. Ratzinger appelliert an den Menschen, seine Schwäche und Unvollkommenheit zugleich einzusehen und nicht als ein neuer Schöpfer der Welt fungieren zu wollen. Dieses Geständnis fällt dem gegenwärtigen Menschen nicht selten schwer. Darauf weist beispielsweise der katholische Theologe Josef Kreiml hin, indem er feststellt:

„In der heute vorherrschenden Weltanschauung ist der Autonomiegedanke ‚äußerst dominant geworden‘. [...] Wer das Individuum in seinem Zugriff auf das Leben beengen will, gilt als Feind des Menschen. Nach Ansicht des Papstes ist heute eine ‚relativistische Strömung‘ vorherrschend geworden. Es scheint dem modernen Menschen undemokratisch und intolerant, zu sagen, dass wir im Glauben eine endgültige Wahrheit haben. Die Frage nach der Stellung des Christentums im Gesamtgefüge der Religionen hat in der Gegenwart ‚eine ganz neue Dramatik erhalten‘.“ (KREIML 2010: 14)

Außerdem erinnert Ratzinger den Menschen daran, er sei keine einsame Insel und brauche den anderen, um sich selbst zu bestätigen. Damit wird auch der letzte Wert in dem so definierten Vier-Säulen-System realisiert, nämlich Ratzingers Anruf an die **Einheit** (die

Ökumene), was auch das auffälligste Zeichen seines Pontifikats ist. Am Anfang seines Pontifikats hat nämlich Benedikt XVI. versprochen, sich unermüdlich für die Wiederherstellung der vollen und sichtbaren Einheit der Christen einzusetzen (vgl. z.B. RATZINGER 2010: 111). Diese Einheit bedeutet keine Grenzen und Mauern, die die Menschen jeden Tag gegeneinander erstellen; sie bedeutet keine Rassen- und Kastendiskriminierung und wird letztendlich mit dem Weltanfang verbunden. Ratzinger bringt ein Fragment aus der Bibel, das der Schöpfung des menschlichen Wesens gewidmet wird, zur Analyse und erklärt:

„Nun, zunächst einmal wird berichtet, dass Gott den Menschen aus der Erde des Ackerbodens formte. Diese Aussage, die wir heute neu instrumentieren würden, indem wir diese Erde als eben schon belebte organische Wirklichkeit auffassen würden, was aber an der Sache gar nichts ändert, diese Aussage ist Demütigung und Tröstung zugleich. Demütigung ist sie, denn damit wird uns gesagt: Du bist kein Gott. Du hast dich nicht selbst gemacht und du verfügst nicht über das All, du bist begrenzt. Du bist ein Wesen zum Tod, wie alles Lebendige. Du bist nur Erde. Aber was so zunächst Demütigung ist, uns in unsere Grenze einweist, ist auch Tröstung. Denn so wird uns auch gesagt: Der Mensch ist kein Dämon, wie es bisweilen scheinen könnte und wie so viele Mythologien es sagen, kein böser Geist. Der Mensch ist nicht geformt aus negativen Mächten, aus Drachenblut und Drachenfleisch, sondern er ist gebildet aus Gottes guter Erde. Und dahinter schimmert dann noch einmal Tieferes auf: Es wird uns nämlich gesagt, dass dies den Menschen überhaupt betrifft, das heißt, dass alle Menschen Erde sind“. (RATZINGER 2009: 56f.)

In seinen Erwägungen über die Werte fordert Ratzinger alle Menschen zur Orthopraxis, also zur tätigen Praxis auf, denn die Werte brauchen nicht nur angesehen und angenommen, sondern vor allem gelebt zu werden. Der Mensch habe also der Wahrheit nicht im theoretischen Sinne zu folgen, sondern sie als eine Wirklichkeit zu gestalten.

3. Ratzingers Beitrag zur Religionspädagogik

„Joseph Ratzinger ist als Papst der Lehrer geblieben, zu dem er geboren wurde. Jemand, der Brücken baut. Der das Evangelium mit dem Verstand des Genies und dem Glauben eines einfachen Menschen betrachtet: nicht als etwas Verdächtiges, sondern als ein Geheimnis.“ (SEEWALD 2008:16)

Schulische Religionspädagogik setzt sich immer wieder zum Ziel, die Kriterien von Gut und Böse zu erörtern, zur kritischen Debatte über Welt, Kultur und eigene Menschlichkeit zu animieren. Da wird nicht nur der eigene Glaube, sondern auch der Glaube der anderen mit eigenen Worten artikuliert und damit ein Wert auf Toleranz und Zusammenarbeit gelegt. Schulische Religionspädagogik zu betreiben, heißt vor allem, dass sich ein Lehrer mit seinen Schülern auf einen gemeinsamen Weg macht, auf seine Führungsrolle im Unterricht verzichtet und stets die Perspektive eines Lernenden übernimmt. Nur unter solchen Bedingungen ist ein dialogisches Ereignis über Werte möglich, eine Debatte, in der alle Stimmen vom gleichen Wert sind und damit berücksichtigt werden müssen. Die Religionspädagogik entlastet den Lehrer von seiner individuellen Glaubensbekenntnis und ermöglicht ihm Objektivität zugleich. In seiner Rolle ähnelt er einem Reiseführer, der Fremden die ihm vertraute Kultur zeigt und sich dabei selbst als ein Mensch „zwischen den Kulturen“ („Grenzgänger“) erweist, ohne damit

notwendig als identitätslos zu gelten (vgl. BAGROWICZ 2008: 132). Ulrike Link-Wieczorek, die die Rolle des Religionslehrers mit der des Reiseführers vergleicht, weist darauf hin, dass die Religionsunterrichtsperspektive, die durch Bibelrezeption, kirchliche Lehrbildung, liturgische und ästhetische Formen der Vergewisserungs- und Erinnerungskultur sowie durch Beispiele christlicher Lebensgestaltung in Vergangenheit und Gegenwart bestimmt wird, jede Zeit zu verlassen ist. Denn dem Gespräch über Werte wächst man langsam an, zur Werte- und Glaubensbekenntnis darf sich niemand gezwungen fühlen. Link-Wieczorek glaubt, dass beim Werteunterricht Religionslehrer als Lehrer im besten Sinne fungieren können, nämlich als Moderatoren mit Hebammendiensten, wenn sie sich mit-unterwegs im Geburtsprozess der Artikulation religiöser Fragen und Antworten als engagiert und behilflich erweisen (vgl. LINK-WIECZOREK 2008: 125).

Und welchen Beitrag leistet dazu der gegenwärtige Papst, zuerst aber erfahrener Pädagoge und Theologe zugleich? In erster Linie stellt Ratzinger konsequent die Frage der Moralwerte zur Debatte. Bei einer solchen Debatte verhält er sich meist diplomatisch, indem er seine Meinung nicht mit Kraft aufdrängt, sondern sie begründet. Ratzinger geht davon aus, Werte dürfen niemandem aufgedrängt werden und unterliegen einer ständigen Auslese. Dem Gespräch über Werte wächst man langsam an. Langsam wird die menschliche Weltanschauung gebildet und Glaubensbekenntnis geformt. Das ist ein Prozess, den man keinesfalls beschleunigen oder erzwingen darf. Das bedeutet allerdings nicht, dass man deshalb die Mitteilung seiner eigenen Überzeugungen verweigern soll, selbst wenn man sich für die Bildung der Jugendlichen verantwortlich fühlt. Zur Verteidigung seiner These bedient sich Ratzinger der Worte von Origenes, an die seiner Meinung nach viel zu selten erinnert wird:

„Christus trägt über keinen den Sieg davon, der es nicht will. Er siegt nur durch Überzeugen. [...] Zur Kirche gehört es, nicht Staat oder Teil des Staates, sondern *Überzeugungsgemeinschaft* zu sein. Zu ihr gehört es aber auch, dass sie sich in Verantwortung für das Ganze weiß und sich nicht auf sich selbst beschränken kann. Sie muss aus ihrer Freiheit in die Freiheit aller hineinsprechen, damit die moralischen Kräfte der Geschichte Kräfte der Gegenwart bleiben und damit jede Evidenz der Werte immer neu entsteht, ohne die gemeinschaftliche Freiheit möglich ist.“ (RATZINGER 2005: 47f.)

Ratzinger fordert zum verantwortlichen Religionsunterricht auf. Er macht nicht nur auf die Frage der Werte aufmerksam, sondern er lehrt auch über Werte sprechen und sie unterrichten. Benedikt XVI. spezialisiert sich nämlich auf die Formulierung der Hinweise für Religionslehrer, die zum erfolgreichen Werteunterricht verhelfen könnten. Unter seinen meist erwähnten „Wegweisern“ für die Religionslehrer finden sich beispielsweise:

1. Nur der eine, der den Glauben lebt, kann sich in seinem Werteunterricht als glaubwürdig erweisen.
2. Unterrichten soll man leidenschaftlich und aufopferungsvoll.
3. Ein Religionslehrer bemüht sich um die gründliche Vorbereitung und verfügt über die solide Kenntnis der Heiligen Schrift.
4. Ein Religionslehrer bemüht sich um eine einfache und kommunikative Sprache, zur Verteidigung seiner Argumente sorgt er stets für „einen neuen Klang“.

5. Ein Religionslehrer soll aufmerksam und streng sein, er hat seine Schüler zum Lernen anzuregen.
6. Religionsunterricht kann nicht aufs Prinzip der Selbstzufriedenheit beschränkt werden: „Erforscht wurde alles, was zu erforschen war, es kann nichts mehr geleistet werden.“
7. Religionsfragen auf den Grund zu gehen beruht vorwiegend im Hören und nicht im Lesen.
8. Religionsunterricht wird durch einen dialogischen Charakter gekennzeichnet. Beim Werteunterricht werden Erfahrungen und Meinungen der beiden Seiten (des Schülers und des Lehrers) geteilt und getauscht. So wird der Religionslehrer zu einem, der nicht nur die konkreten Informationen vermittelt, sondern sie auch annehmen kann. (Mehr dazu in DASZKIEWICZ 2011.)

Ratzingers verantwortliches Werteunterricht und somit Religionsfragen zur Erörterung zu bringen unterstützt das Konzept der Allgemeinbildung. Denn ohne religiöse und ethische Fragen zu berühren, kann der Plan der allgemeinen Bildung nicht realisiert werden und muss von vornherein als gescheitert betrachtet werden. Die Bildung im Sinne der Lehre über die Werte scheint heutzutage äußerst wichtig und begründet zu sein:

„Nicht weil die Kirchen immer noch respektable Organisationen mit unüberbietbaren Wahrheitsaussagen sind, soll Religion als Unterrichtsfach in der Schule vertreten sein, sondern weil, angesichts von diffuser Medienreligion, religiösen Events, Wellnessreligion, zunehmendem Fundamentalismus und Terrorismus Aufklärung Not tut, gerade im Land Immanuel Kants.“ (HEUMANN 2008: 58).

Jürgen Heumanns Bemerkung lässt Religionspädagogik als eine Disziplin betrachten, die den anderen die Bildung der öffentlichen Meinung fördernden wissenschaftlichen Disziplinen konkurrenzfähig sein kann. Die von Ratzinger vertretene Religionspädagogik gilt dabei als eine Vorstufe zu dieser Debatte, indem sie das Tauschen und Formen der eigenen Anschauungen und damit das Definieren der eigenen Menschlichkeit ermöglicht und unterstützt.

Literatur

- ALLEN, J.L. Jr. (2006): *Benedykt XVI. Początki pontyfikatu*. [Die Anfänge des Pontifikats.] Poznań: Dom Wydawniczy „Rebis“.
- BAGROWICZ, J. / MICHALSKI, J. / HEUMANN, J. (Hg.) (2008): *Verkannte Dimensionen der Bildung. Polnisch-deutsches ökumenisches pädagogisch-religiöses Kolloquium*. Toruń: Wydawnictwo Naukowe.
- DASZKIEWICZ, A. (2011): *Rekonstrukcja idei pedagogicznych w filozoficzno-teologicznej myśli Josepha Ratzingera*. [Die Rekonstruktion der pädagogischen Ideen, die Joseph Ratzingers philosophisch-theologischen Gedanken zugrunde lagen.] Gdańsk (Dr.-Diss., unveröff.).
- ENGLISH, A. (2006): *Habemus Papam. Od Jana Pawła II do Benedykta XVI*. [Habemus Papam: Von Johannes Paul II. zu Benedikt XVI.] Kraków: Dom Wydawniczy Rafael.
- FISCHER, H.J. (2010): *Vom Theologen zum Papst – Joseph Ratzinger – Benedikt XVI*. Berlin: LIT Verlag.

- GRABNER-HAIDEN, A. (2008): Das System Ratzinger. In: GRABNER-HAIDEN, A. (Hg.): *Von Gott gewollt? Verheiratete katholische Priester und ihre Familien*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag, 51–56.
- HÄRING, H. (2005): Haus Gottes – Hüterin des Abendlandes? Joseph Ratzingers Katholizismus als europäisches Kulturprojekt. In: FABER, R. (Hg.): *Katholizismus in Geschichte und Gegenwart*. Würzburg: Königshausen & Neumann Verlag, 159–188.
- HEUMANN, J. (2008): Stillstand oder Aufbruch? Zur Situation einer öffentlichen religiösen Bildung in Deutschland. In: BAGROWICZ, J. / MICHALSKI, J. / HEUMANN, J. (Hg.): *Verkannte Dimensionen der Bildung. Polnisch-deutsches ökumenisches pädagogisch-religiöses Kolloquium*. Toruń: Wydawnictwo Naukowe, 53–66.
- KREIML, J. (2010): Mitarbeiter der Wahrheit. Theologische Grundüberzeugungen des Papstes Benedikt XVI. In: KREIML, J. (Hg.): *Christliche Antworten auf die Fragen der Gegenwart. Grundlinien der Theologie Papst Benedikts XVI*. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet, 9–34.
- LINK-WIECZOREK, U. (2008): Teilnehmende Beobachtung? Systematisch-theologische Überlegungen zum Religionsunterricht in Zeiten der Enttraditionalisierung. In: BAGROWICZ, J. / MICHALSKI, J. / HEUMANN, J. (Hg.): *Verkannte Dimensionen der Bildung. Polnisch-deutsches ökumenisches pädagogisch-religiöses Kolloquium*. Toruń: Wydawnictwo Naukowe, 121–137.
- RATZINGER, J. (Benedikt XVI.) (2010): *Licht der Welt. Der Papst, die Kirche und die Zeichen der Zeit. Ein Gespräch mit Peter Seewald*. Freiburg: Herder Verlag.
- RATZINGER, J. (Benedikt XVI.) (2009): *Gottes Projekt. Nachdenken über Schöpfung und Kirche*. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet.
- RATZINGER, J. (Benedikt XVI.) (2007): *Zur Lage des Glaubens. Ein Gespräch mit Vittorio Messori*. Freiburg: Herder Verlag.
- RATZINGER, J. (2005): *Werte in Zeiten des Umbruchs*. Freiburg: Herder Verlag.
- ROBRA, B.K. (2010): *Absolut korrekt? Papst Ratzingers Anspruch auf geistige Führung. Wissenschaftliche Studie*. München: GRIN Verlag.
- SEEWALD, P. (2008): *Benedikt XVI. Gott und die Welt. Die Geheimnisse des christlichen Glaubens. Ein Gespräch mit Peter Seewald*. München: Goldmann Verlag.
- VALENTE, G. (2009): *Joseph Ratzinger an der Universität*. Augsburg: Sankt Ulrich Verlag.

Gdańsk 2011, Nr. 25

LITERATURWISSENSCHAFT

Sebastian Mrożek
Pädagogische Universität Kraków

Zur Komplexität der sozialen, politischen und kulturellen Situation im Nachkriegsdeutschland der Jahre 1945–1949. Versuch einer kritischen Bestandsaufnahme

The complexity of the social, political and cultural situation in Germany in the post-war period 1945–1949. An attempt at critical assessment. – The following paper is an attempt at describing the development of the social, political and cultural situation in post-war Germany. It shows the process of shaping a new, democratic statehood in West Germany and its efforts to liberate itself from the burden of Nazi ideology. It became possible thanks to opportunities offered by what clearly constituted a fresh beginning („zero hour”) as well as by the politics of „re-education”, which ultimately proved to be utopian. In addition, the paper presents the first steps on the way to form a young west-German literature, which dominated the literary life of the newly established Federal Republic of Germany for several years. Many of the authors destined to become famous started their writing careers in this period by publishing texts in the then numerous magazines or journals. It was the time of a new beginning and of optimism in spite of various difficulties. The optimism began to fade, however, in the period of Konrad Adenauer’s term in office, or the so-called „conservative restoration”.

O złożoności sytuacji społecznej, politycznej i kulturowej w powojennych Niemczech 1945–1949. Próba bilansu krytycznego. – Niniejszy artykuł jest próbą ukazania rozwoju sytuacji społecznej, politycznej i kulturalnej w Niemczech bezpośrednich lat powojennych. Pokazuje trudny proces kształtowania się nowej, demokratycznej państwowości zachodnioniemieckiej, która w pierwszej kolejności poszukiwała możliwości wyzwolenia się z ideologicznych obciążeń reżimu narodowosocjalistycznego. Cele te miała umożliwić realizacja postulatu tzw. „godziny zero” oraz polityki „re-edukacji”, które ostatecznie okazały się utopią. Artykuł prezentuje ponadto pierwsze kroki na drodze kształtowania się młodej literatury zachodnioniemieckiej, która przez następne lata dominowała w życiu literackim nowopowstałej Republiki Federalnej Niemiec. Wielu jej później znanych autorów debiutowało właśnie w okresie bezpośrednio po wojnie, publikując swe teksty literackie w licznych czasopismach. Mimo różnorodnych trudności był to czas nowego początku

i optymizmu, który jednak powoli zaczął zanikać wraz z nachodzącym okresem tzw. konserwatywnej restauracji w czasie rządów Konrada Adenauera.

„1945 war Deutschland ein verfluchtes Land,
in das man nur widerwillig fuhr, wenn man mußte,
als Soldat oder Besatzungs- oder Verwaltungsbeamter.“
Heinrich Böll, *Querschnitte*

1. Auf dem Weg zur Normalisierung nach dem endgültigen Zusammenbruch des Nazi-Regimes

Der vorliegende Beitrag setzt sich zum Ziel, die gesellschaftliche Atmosphäre sowie die kulturellen und literarischen Entwicklungstendenzen im geschlagenen Deutschland der unmittelbaren Nachkriegszeit nachzuzeichnen. In erster Linie sollen hier Reaktionen der betroffenen Zivilbevölkerung besprochen werden: Stimmen der Augenzeugen und Zeitgenossen dieser Periode, die das damals überall herrschende soziale Klima aus der allernächsten, da der persönlichen Perspektive bestens wiederzugeben vermögen. Die Zeitspanne zwischen 1945 und 1949 bedeutete auf der sozial-politischen Ebene eine sukzessive Entwicklung von der Zusammenbruchgesellschaft des Jahres 1945 zu einer Wirtschaftswunder- und Restaurationsgesellschaft, insbesondere nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949.

Im Jahre 1945 nach der bedingungslosen Kapitulation am 7. bzw. 8. Mai 1945¹, somit nach der Zeit der Inhumanität und Barbarei, war Deutschland ein tristes und verwüstetes Land. Es war ein in Endzeitstimmung versunkenes Land sowohl im materiellen als auch im geistigen Sinne, woran sich viele Zeitzeugen der damaligen Nachkriegstage gut erinnern – unabhängig davon, wo sie sich in den ersten Friedensstunden in Deutschland befanden. Diese Zeit bedeutete für sie ein gemeinsames (Kollektiv)Schicksal, das nicht nur die lange ersehnte Ruhe und Hoffnung auf etwas Neues und Besseres mit sich brachte, sondern auch Unsicherheit, Instabilität und Angst vor dem Unbekannten, die man auf fast allen Ebenen der menschlichen Existenz zu spüren bekam. In den ersten Monaten nach der zerschmetternden deutschen Niederlage war eines der dringendsten Probleme die Notwendigkeit, sich im sozialen Chaos zurechtzufinden, vor allem angesichts der zerstörten Städte und ihrer Infrastruktur sowie der rollenden Wellen des menschlichen Exodus von Osten nach Westen – sei es als Flüchtlinge, Vertriebene, Evakuierte, sei es als Ex-Soldaten und Kriegsgefangene.

Darüber hinaus war diese Zeit auch die erste Phase, in der sich Schritt für Schritt das neue Deutschland und zugleich Europa herauszukristallisieren begannen, also der Moment

¹ Das Datum der endgültigen und bedingungslosen Kapitulation des Dritten Reiches, die zuerst am 7. Mai 1945 vom Generaloberst A. Jodl gegenüber dem westalliierten Oberbefehlshaber General D. Eisenhower in Reims unterzeichnet und kurz nach Mitternacht vom 8. auf den 9. Mai 1945 vom Generalfeldmarschall W. Keitel als Chef des Oberkommandos der Wehrmacht im sowjetischen Hauptquartier in Berlin Karlshorst wiederholt wurde, weist prophetisch darauf hin, wie problematisch die weitere Zusammenarbeit der Siegermächte werden sollte – zumal beide Systeme immer mehr in Richtung des Kalten Krieges (im Sinne der Systemkonkurrenz) auseinander klafften (vgl. RAFF 1992: 382–388).

der ersten tief greifenden Entscheidungen und Beschlüsse im Bereich des politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens. Diese sollten die weiteren Entwicklungstendenzen in der näheren und fernerer Zukunft auf dem alten Kontinent für Jahrzehnte grundlegend bestimmen und prägen: in Richtung einer bipolaren – kapitalistischen vs. kommunistischen – Welt zweier von Grund auf ideologisch und politisch feindlichen Machtblöcke und Gesellschaftsmodele.

An dieser Stelle seien deswegen einige Äußerungen von denjenigen Zeitzeugen exemplarisch angeführt, die die neue Nachkriegssituation sehr individuell wahrgenommen, miterlebt und zum Teil mitgestaltet haben. Eines der in der Erinnerung jener Menschen verbliebenen Erlebnisse war der Moment der Befreiung und somit des endgültigen Bruches mit der menschenverachtenden Nazi-Herrschaft als einer totalitären und mörderischen Diktatur. Die Befreiung brachte zwar keine sofortige Geborgenheit und Ruhe mit sich, aber sie bedeutete unbestritten eine Möglichkeit des Aufatmens nach dem entkräftenden Kriegswahnsinn. Hier ein paar Stimmen von denjenigen, die diesen Zeitpunkt persönlich erlebten:

„Sie sind da. Die Hauptstraße dröhnt von ihren Panzern. Überall sieht man die khakibraunen Gestalten. Manche lächeln ganz freundlich. Aber auch kalte Blicke gibt es. Sind es die Feinde? Die neuen? [...] Von den Nazis sind wir nun befreit, keine Gestapo kann uns mehr vorladen, beunruhigen, verhaften, quälen oder verfolgen. Man kann gar nicht glücklich genug darüber sein. Und doch, auch jetzt sind wir nicht frei, müssen wieder gehorchen, auf Sperrstunden achten, Befehle, die angeschlagen sind, befolgen.“ (VON KARDOFF 1997: 16)

Es wird ersichtlich, inwieweit die anfängliche Lage ambivalent aufgefasst wurde. Man sah zwar die Befreiung als Beendigung eines Alptraums, der anfänglich nur ein scheinbar harmloser, verheißungsvoller und verführerischer Traum vom Tausendjährigen Reich zu sein schien. Die so ersehnte und erhoffte Freiheit galt allerdings zuerst als Weg in eine andere neue Abhängigkeit, einen neuen Gehorsam infolge des proklamierten Besatzungsregimes seitens der Deutschland okkupierenden Siegermächte.

Eine Tatsache blieb ganz gewiss für jene Menschen bestehen, nämlich dass das Alte vorbei war und nun das Neue, Unbekannte vor der Tür stand, mit dem eine neue Phase begann – oder zumindest beginnen sollte. Die neue Etappe sollte auf eine sich schrittweise vollziehende Normalisierung und auf die Rückkehr in die Humanität hinweisen. Der erste notwendige Schritt war die Bewältigung aller materiellen Nöte, dann die Suche nach einer aufs Neue zu gewinnenden Identität in der geänderten politisch-sozialen Lage.

Marion Gräfin Dönhoff, langjährige Chefredakteurin und Herausgeberin der Hamburger Wochenzeitschrift *Die Zeit*, brachte im Artikel vom 21. März 1946 ihre direkten Erfahrungen und Eindrücke jener Trümmerzeit auf solch signifikante Weise zum Ausdruck:

„Ist das Deutschland, dieses Fleckchen Erde, auf dem sich Ost und West begegnen, ohne Heimat und ohne Ziel, zusammengetrieben wie flüchtendes Wild bei der Treibjagd? Ist dies das ‚Tausendjährige Reich‘: ein Bergeskamm mit ein paar zerlumpten Bettlern darauf? Ist das alles, was übrigblieb von einem Volk, das auszog, die Fleischöpfe Europas zu erobern? Wie klar und deutlich ist die Antwort zu lesen: ‚Denn wir haben hier keine bleibende Statt, aber die zukünftige suchen wir.‘“ (DÖNHOF 1986: 25–26)

Diese Worte scheinen nach der endgültigen Niederlage des Dritten Reiches für die Stimmung der deutschen Bevölkerung symptomatisch zu sein. Es waren die Fragen nach dem Warum und Wieso, mit der offenkundig am häufigsten wiederkehrenden Was-Nun-Frage beim Anblick der Trümmerfelder und Schuttberge der zerbombten, ausgebrannten Städte, die zu unübersehbaren, erschütternden Ruinenlandschaften wurden.

Ein fast allen Großstädten gemeinsames Bild – in dem Falle handelt es sich um Eindrücke aus Köln im Jahre 1945 – wurde von Janet Flanner aus der Perspektive einer amerikanischen Beobachterin entworfen, die ihre Impressionen aus der zerbombten Stadt prägnant liefert:

„Köln am Rhein ist nun ein Paradigma der Zerstörung. Das nahegelegene Aachen ging anders zugrunde: ein schönes, melancholisches Gerippe steht noch, aber hinter den eleganten Fassaden ist es ausgebrannt. Köln dagegen mit seiner schweren mittelalterlichen Pracht ist in die Luft gesprengt worden. Im Schutt und in der Einsamkeit völliger physischer Zerstörung lehnt Köln, bar jeder Gestalt und schmucklos, an seinem Flußufer. Was von seinem Leben übriggeblieben ist, das kämpft sich mühsam einen Weg durch die zugeschütteten Seitenstraßen: eine geschrumpfte Bevölkerung, schwarz gekleidet und mit Bündeln beladen – stumm wie die Stadt.“ (zit. nach ENZENSBERGER 1995: 79)

Um noch einmal Marion Gräfin Dönhoff zu Wort kommen zu lassen und das oben skizzierte Bild zu erweitern, sei hier ein weiteres Zitat angeführt, das jene Atmosphäre wiedergibt:

„Millionen wanderten damals gleich mir ziellos über die Straßen eines Landes, das später einmal Bundesrepublik Deutschland heißen sollte. Aber bis es so weit war, gab es viel Ratlosigkeit, Verwirrung und vor allem Angst.“ (DÖNHOFF 1986: 26)

Man begriff diesen Moment auch als Suche nach einem neuen Sinn alles menschlichen Handelns, nach dem Weg aus dem Dickicht des herrschenden Chaos – der Unsicherheit, Ortlosigkeit, Unbehaglichkeit –, nach den universellen, das soziale Dasein erneut konstituierenden Prinzipien. Daher wurde im starken Zusammenhang damit eine Hoffnung gehegt, dass eine andere, grundsätzlich bessere Welt einmal erschaffen werden mag. Dies korrespondierte immerhin mit den Plänen der westlichen Alliierten – vor allem der Amerikaner, die dementsprechend bereits festgelegte Vorsätze und Ideen parat hatten.

Auch im deutschen intellektuellenmilieu wurden in Bezug auf das künftige Deutschland unterschiedliche Alternativlösungen diskutiert, die jedoch nicht immer mit den seitens der USA geplanten Konzeptionen übereinstimmten. Zudem stand die so genannte „deutsche Frage“ auch nach der Potsdamer Konferenz relativ offen und die bereits getroffenen Regelungen hatten einen provisorischen Charakter. Fest stand nur die Forderung nach Entnazifizierung, Entmilitarisierung und Demokratisierung des besiegten Deutschland (vgl. RAFF 1992: 399–400).

2. Literarische Positionierungsversuche im Kontext der „Stunde Null“

Nach der Zeit einer gewissen „geistigen Dürre“ und der Unterdrückung des freien Denkens während der Nazi-Herrschaft sehnte man sich vor dem Hintergrund der fast totalen Zerstörung nicht nur nach rein materiellen Gütern, sondern auch nach Kulturqualitäten, häufig

im Sinne des Nachholbedarfs und einer gewissen kompensatorischen Leistung. Als Grundlage dafür – teils als Wunsch nach einer Chance des Neuanfangs, teils als Flucht vor der Vergangenheit und nicht selten vor Verantwortung – wurde in einigen demokratisch gesinnten Intellektuellenkreisen gerne nach einer „Stunde Null“ verlangt. Es wurde für eine Art *Tabula rasa* plädiert, die als ein geistig-moralischer Ausweg aus der im weitesten Sinne prekären Notlage verstanden werden sollte.

Die „Stunde Null“ gab sich aber als Stunde des Atemholens, umstellt von Schrecknissen des verlorenen Krieges (vgl. GLASER 1991: 13). Sie wurde unterschiedlich definiert und interpretiert, eines war ihr allerdings gemeinsam: ihre Deutung als ein entscheidender Einschnitt in der bisherigen Geschichte Deutschlands, im Bestehen des deutschen Staates, als Folge des von den Deutschen angestifteten und den Anderen zugefügten Übels:

„Die deutsche Kapitulation von 1945, die auch die ‚staatlich-politische‘ Kapitulation einbezog, stellte den ‚absoluten Tiefpunkt der deutschen Geschichte der Neuzeit‘ (Reimer Hansen) dar. *Tabula rasa* sollte gemacht werden. [...] Der Hinweis auf die „Stunde Null“ beinhaltet allerdings weit mehr als dieses staatliche und militärische Ende. Er kennzeichnet vor allem die ‚tiefe Infragestellung einer Vielzahl von sozialen Beziehungen, Verhaltensweisen, Einstellungen und Werten‘.“ (RÖHRICH 1997: 30–31)

Die „Stunde Null“ als ein neues Paradigma der Weltauffassung konzentrierte sich überwiegend auf die humane und soziale Dimension. Nach der Infragestellung aller bisherigen Gegebenheiten vor der tragischen Kulisse der Ruinenlandschaften der Städte und der Versorgungsschwierigkeiten mit Nahrungsmitteln, Strom, Gas und Wasser bedeutete sie die Notwendigkeit eines Neuansatzes, der vordergründig geistige Verwandlung voraussetzte und ferner gesellschaftliche Umgestaltung nach sich ziehen sollte. Bevor jedoch der Wunsch nach geistiger Neuorientierung erfüllt werden konnte – zu fragen wäre, ob er tatsächlich unter der Bevölkerung vorhanden war –, gehörte es damals zur Tagesordnung, den materiellen Defiziten entgegenzuwirken und die allerwichtigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Eine der markantesten Nöte der direkten Nachkriegstage war die unzureichende Ernährung, eine allgemeine, überall anzutreffende Erfahrung des Hungers:

„Nach dem Ende des Krieges waren die Gedanken und Empfindungen der meisten Deutschen von der Erfahrung des Hungers beherrscht.

Der Winter 1946/47 ging als ‚Hungerwinter‘ in ihre Lebensgeschichte ein. In den Erinnerungen der Zeitgenossen leben diese Erfahrungen wieder auf, wie in den frühen Romanen von Heinrich Böll: ‚Der Hunger lehrte mich die Preise; der Gedanke an frisch gebackenes Brot machte mich ganz dumm im Kopf und ich streifte oft abends stundenlang durch die Stadt und dachte nichts anderes als Brot.‘“ (BECHER 1997: 33)

Mit dieser rein materiellen Art von Hunger ging auch ein anderer, geistiger Hunger nach Kultur und Kunst einher, die eine ganz spezifische Rolle zu spielen hatten. Sie dienten als vorläufige Flucht vor dem grauen, erschöpfenden Nachkriegsalltag, als Abwechslung in der Trümmermonotonie, als Ersatz des real noch nicht für viele erreichbaren Glückes in der Wirklichkeit. Es mag hier verwundern, dass es in jener so schwierigen Zeit, in der menschliche Grundbedürfnisse kaum zu stillen waren, zu solch einer Blüte im Bereich der kulturellen Aktivitäten kam. Dieser Aufschwung resultierte jedoch aus der absichtlich betriebenen

Kulturpolitik aller Siegermächte – wobei man verschiedene, im Politischen verwurzelte Kulturkonzepte, sowohl seitens der westlichen Alliierten als auch in der sowjetischen Besatzungszone, unterscheiden muss. Allen gemeinsam war immerhin eine gewisse Funktionalisierung der Kultur im Rahmen der jeweils gültigen ideologischen und politischen Ansätze, die gleichzeitig das soziale Gefüge prägen sollten. In vielen Fällen führte es zu einer direkten Lenkung auf dem Verwaltungswege, wobei z.B. die Amerikaner auf ganz pragmatische Interessen ihrer Politik hinzielten, wie Restitution von Produktionsverhältnissen und Handelsbeziehungen in der kapitalistischen Wirtschafts- und Sozialordnung, die ihnen den zukünftigen deutschen Absatzmarkt sichern konnten. In der sowjetischen Besatzungszone und danach seit 1949 in der DDR galt dagegen nur eine offiziell zugelassene Literaturproduktion, die im Geiste der marxistischen Literaturdoktrin des sozialistischen Realismus begriffen wurde, welche die soziale Umwälzung Ostdeutschlands in Richtung der künftigen sozialistischen Gesellschaftsordnung unterstützen sollte (vgl. MOZEJKO 1977: 8).

Aus diesem Grunde lassen sich auch die folgenden Worte, welche die Grundlage jenes Phänomens nennen, relativ einfach aus der bereits angedeuteten Position interpretieren:

„‘Kultur auf Trümmern‘ ist nicht nur eine feuilletonistische Schlagzeile. Es gab sie überall, und sie hatte eine wichtige Funktion in der Zusammenbruchgesellschaft. Sie symbolisierte angesichts der allgemeinen Verunsicherung die Flucht in (vermeintlich) gesicherte Traditionsbestände, die Halt bieten sollten. Sie hatte damit auch psychische Entlastungsfunktion. Sie bot schließlich Zerstreuung, die den trostlosen Alltag vergessen ließ. [...] Das Bild ist so bunt, daß es kaum knapp zu dokumentieren ist. Besonders in Berlin, der Viersektorenstadt, konnte sich schon bald nach der Kapitulation ein von der Konkurrenz der vier Siegermächte beflügeltes kulturelles Leben entwickeln.“ (KLESSMANN / WAGNER 1993: 134)

Wenn man diese sich intensiv entwickelnde Situation im Bereich der Kultur infolge der ganz gezielt betriebenen Kulturpolitik der westlichen und sowjetischen Siegermächte in ihren einzelnen Besatzungszonen wahrnimmt, mag man unproblematisch eine Art Kulturinflation feststellen, von der auch Literatur nicht unberührt zu bleiben vermochte. So wurde damals in der *Stuttgarter Zeitung* am 10.11.1945 dieses inflationsartige Kulturleben geschildert:

„Kaum ist ein halbes Jahr seit dem Waffenstillstand verflossen, da taucht schon die Gefahr einer Kulturinflation auf. Was nach Monaten und Jahren der Entbehrung auf kulturellem Gebiet zuerst freudig begrüßt und begünstigt wurde, droht zu einem Übel zu werden. Ein Blick auf die Anschlagssäulen oder in die Ankündigungen der Zeitungen ergibt das Bild einer verwirrenden Zahl kultureller Veranstaltungen [...]“ (KLESSMANN / WAGNER 1993: 140)

Von den Alliierten waren in erster Linie – neben den Übersetzungen aus eigenen Literaturen – jene Texte und Werke erwünscht, die dem deutschen „klassischen“ humanistischen Kulturerbe angehörten. Sie wurden im Dritten Reich aus rasseideologischen und fanatischen Gründen sowie aufgrund der jüdischen Herkunft ihrer Autoren verboten, beispielsweise die Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy oder die Theaterstücke von G. E. Lessing, wie etwa *Nathan der Weise* (vgl. KLESSMANN / WAGNER 1993: 134).

Die von der Militärregierung unter dem pragmatischen Gesichtspunkt akzeptierte Kultur sollte zur geistig-ideologischen Umerziehung beitragen, für Toleranz und Aufgeschlossenheit

plädieren und eine geistige Erneuerung zu bewirken helfen. Nicht auszuschließen waren jedoch auch solche Werke, die das Mittelmäßige, nicht selten das Niveaulose präsentierten, oft in allerlei billigen Schaubuden.

Die Literatur, die den Anspruch auf das höchste Niveau erheben wollte, sollte der Forderung nach dem neuen Ansatz im Sinne der geistig-intellektuellen Erneuerung oder gar Wiedergeburt folgen, wofür der Rahmen der „Stunde Null“-Idee angeboten wurde. Es war das Bedürfnis nach Neuansatz und Kontinuitätsbruch, mit dem zugleich eine Art Traditionsbruch einhergehen musste – nach Marcel Reich-Ranicki eine „typisch deutsche Erscheinung“ –, was ein „markanter deutscher Hang zur traditionellen Diskontinuität“ (REICH-RANICKI 1995: 7) sei.

Die deutsche Literaturgeschichtsschreibung sieht aus der heutigen Perspektive in dem Begriff der „Stunde Null“ nur eine Metapher für die Literatur der direkten Nachkriegszeit. Es wird von einem Mythos der „Stunde Null“ gesprochen, wobei man deren faktische Existenz bestreitet. Für Wolfgang Emmerich etwa war sie nur eine Formel, um „den emphatischen Aufruf zur Ablösung von Nationalsozialismus, zur existentiellen Umkehr“ (EMMERICH 1989: 45) transparent zu machen. Man ist aber trotzdem bereit anzunehmen, dass das Signum der „Stunde Null“ den ersten Werken der Nachkriegsliteratur „ein spezifisches Selbstverständnis und eine gewisse Kohärenz“ (BRENNER 1997: 33) verlieh.²

Parallel zu dieser Entwicklung lassen sich gewisse literarische Kontinuitäten feststellen, die den gewollten „Nullpunkt“ überschreiten mussten, denn die Situation zur damaligen Zeit war aufgrund der mehreren ins Spiel kommenden Faktoren offenkundig viel komplizierter, als es wünschenswert gewesen wäre. Neben dem Neuen war das bereits in der Weimarer Republik Erschaffene, was schließlich eine eindeutige literarische Qualität besaß, nicht so einfach wegzudenken und zu verwerfen. So kamen Texte zutage, die noch im Nazi-Deutschland entstanden waren, in erster Linie unter dem Begriff der so genannten „verspäteten Literatur“ (vgl. GLASER 1997: 33–38), die zu ihrer Entstehungszeit aufgrund ihres oppositionellen Charakters illegal gewesen war. Erst im freien Deutschland konnte sie veröffentlicht werden, so beispielsweise Gedichte von Gottfried Benn, dessen zwielichtige Rolle im Dritten Reich aber noch nicht beleuchtet wurde. Thematisch reichen jene Texte (Lyrik und Prosa), die unter dem Zeichen der „verspäteten Literatur“ fungieren, grundsätzlich in die nationalsozialistische Periode zurück, wobei sie Versuche der Selbstbehauptung und der vorsichtigen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, jedoch nicht dessen Bewältigung präsentieren. Literarisiert wurden zwar die individuellen Erfahrungen der betroffenen Autoren – Nazi-Verbrechen, Lüge, Verrat, Leid und Opfer – sowie die zivilisatorische Katastrophe, die man kritisch zu analysieren suchte, aber deren Prämissen – so Heinz Ludwig Arnold – noch nicht diagnostizierte. Kaum wurde hier ein Versuch unternommen, die eigene persönliche Situation und ein eventuelles Verwickelt-Sein in das Nazi-Regime selbstkritisch zu reflektieren, und folglich die damalige Haltung im direkten Bezug auf die eigene Person zu revidieren (vgl. ARNOLD 1995: 18–19). In die Reihe jener Werke – in erster Linie sind es Erzählungen und Kurzgeschichten – kann man den 1943 geschriebenen und erst 1948 erschienenen Text von Hans Erich Nossack *Der Untergang* einordnen.

² Vgl. auch den symptomatischen Titel der Abhandlung von VORMWEG (1981): *Deutsche Literatur 1945–1960: Keine Stunde Null*.

Die noch zur Zeit der Nazi-Herrschaft entstandene Literatur lässt sich in die Strömung der so genannten Inneren Emigration einfügen (dazu vgl. BEUTIN / EHLERT et al. 1989: 393–397). Als Parallele und Kontrapunkt dazu ist die Exilliteratur – thematisch mit ausgeprägten antifaschistischen Zügen – aufzufassen, die erst nach dem Kriegsende Fuß auf dem deutschen Literaturmarkt (zumindest in Westdeutschland) fassen konnte, ohne jegliche ideologische Begrenzungen, auch wenn man bei einigen exilierten Schriftstellern wie z.B. ihrem prominentesten Repräsentanten Thomas Mann Kontroversen – in seinem Falle die so genannte Große Kontroverse – hinzunehmen hatte. Ganz symptomatisch kommt jene Atmosphäre des literarisch-kritischen Diskurses über das Problem des Spannungsverhältnisses von „Exilliteratur vs. Innere Emigration“ im Brief Gottfried Benns vom 19.3.1945 zum Ausdruck: „Wer über Deutschland reden und richten will, muß hier geblieben sein“ (zit. nach GLASER 1997: 41). Thomas Mann – von NS-Diktatur für einen Unerwünschten erklärt – verblieb zwar nicht in Nazi-Deutschland und vermochte daher das sich schrittweise konsolidierende Nazi-Regime nicht aus der unmittelbaren Perspektive zu verfolgen, aber die Situation seines Heimatlandes war ihm sicherlich nicht fremd. Wenn er sie auch distanziert wahrnahm, fühlte er sich als Deutscher von all dem betroffen, was sich in den zwölf Jahren unter dem von ihm verachteten Nationalsozialismus abspielte. Als sehr polemisch erwiesen sich seine Worte vom 10. Mai 1945, in denen seine Akzeptanz für die Politik der Alliierten samt der materiellen Zerstörung des Landes zum Ausdruck kam. Dies trug zu einer noch stärkeren Ablehnung seiner Person in Deutschland bei. Thomas Mann begriff die gesamte Nachkriegslage Deutschlands als einen zusammenhängenden Komplex, der nur auf die Zeitspanne 1933–1945 zurückgeführt werden konnte und von dieser determiniert wurde:

„Deutschland ist wahrlich, wenn auch unter ungeheueren Opfern, nach allen Regeln der Kunst geschlagen worden und die militärische Unübertrefflichkeit Deutschlands als Legende erwiesen. Für das deutsche Denken, das deutsche Verhältnis zur Welt ist es wichtig. Es wird unserer Bescheidenheit zustatten kommen, den Wahn deutschen Übermenschentums zerstören helfen. [...] Möge die Niederholung der Parteifahne, die aller Welt ein Ekel und Schrecken war, auch die innere Absage bedeuten an den Größenwahn, die Überheblichkeit über andere Völker, den provinziellen und weltfremden Dünkel, dessen krassester, unleidlichster Ausdruck der Nationalsozialismus war.“ (zit. nach BOHN 1993: 16)

Erst die totale Niederlage Nazi-Deutschlands konnte die Voraussetzung für eine geistige Neubesinnung der geschlagenen Deutschen schaffen und als deren Grundlage und Ausgangspunkt fungieren. Dies war auch der Vor- und Ansatz sowohl der Westalliierten als auch der Sowjetunion, die als den ersten notwendigen Schritt in der deutschen Frage die ideologisch-weltanschauliche Umerziehung des deutschen Volkes im Geiste einer radikalen Demokratisierung sahen, auch wenn dieser Umerziehungsprozess im Westen und Osten des Landes anders verstanden und verwirklicht wurde.

In den drei westlichen Besatzungszonen galt damals das stark ausgeprägte und grundsätzlich von den USA proklamierte und propagierte „Re-education“-Programm, das in allen Sphären des offiziellen Sozial- und Kulturlebens umgesetzt werden sollte. Im Rahmen der betriebenen Kultur- und Literaturpolitik oszillierte dieses Programm zwischen Lizenzvergabe, Zensur und Papierzuteilung, derer man sich als Hauptinstrumente zu seiner Realisierung

bediente und dadurch insbesondere literarische und journalistisch-publizistische Produktion im Hinblick auf deren Inhalt kontrollierte sowie reglementierte. Mit Hilfe dieser „administrativen“ Mittel – als korrektiver Einfluss aufgefasst – wurde eine planmäßige „Produktion“ einer völlig neuen geistigen Haltung angestrebt, indem man gleichzeitig eine Art Ausrottung aller „nationalsozialistischen“, „militärischen“ und „rassistischen“ Tendenzen zu erreichen suchte (ausführlicher dazu s. BARNER 1993: 3–8).

Die forcierte „Re-education“-Politik sollte in erster Linie den – angeblich typischen – in den Nationalsozialismus mündenden „deutschen Nationalcharakter“ umgestalten, der von den Amerikanern auf eine stereotype und klischeehafte Weise definiert wurde, und zwar als „Herrschaft, Unterwürfigkeit und Aggressivität“, mit seinen geschichtlich-sozialen Wurzeln im „Preußentum und Militarismus“. Im Gegensatz dazu wurden bürgerlich-freiheitliche, individualistische Demokratievorstellungen anvisiert, mit denen ebenfalls eine gezielte anti-kommunistische Propaganda einherging (vgl. BEUTIN / EHLERT 1989: 514–515 sowie GLASER 1991: 56). Der von deutschen Intellektuellen und der jüngeren Schriftstellergeneration postulierte Neuanfang als jene problematische „Stunde Null“, der auch eine andere Perspektive bei der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit einnehmen sollte, ließ sich daher in den neuen, von den Amerikanern und ihren westlichen Verbündeten verordneten Denkmodus in Form des „Re-education“-Prinzips präzise einfügen.

Dieses Postulat des Neuanfangs – auch als positives Pendant zum Zusammenbruch par excellence verstanden – subsumierte mehrere zusammenspielende und die neue Literaturauffassung konstituierende Faktoren. Hinzu gehörten der von Wolfgang Iyer geprägte Begriff des „Kahlschlags“, die Suche nach einer neuen, „entnazifizierten“ und „regenerierten“, der NS-ideologischen Sprachüberbleibsel entledigten Sprache³ und die Polemik gegen die so genannte „Kalligraphie“, d.h. eine „Schönschreiberei“, begriffen als ästhetischer Eskapismus im Geiste der *l'art pour l'art*, der vor allem den Autoren der „Inneren Emigration“ vorgeworfen wurde (vgl. BALZER / MERTENS 1990: 432–435). Das Ins-Leben-Rufen einer neuen Qualität der Sprache als neues Kommunikationsbedürfnis – sowohl in formaler als auch inhaltlicher Hinsicht – sollte sich jedoch allmählich als utopisch und letztendlich unrealisierbar erweisen, zumal der angestrebte Kontinuitätsbruch extrem kompliziert war, da die alten literarischen Sprach- und Ausdrucksgewohnheiten im Endeffekt viel stärker wurden.

Die nicht ausgetragene Debatte um das Spannungsverhältnis: Exilliteratur vs. „Innere Emigration“ konsolidierte junge Nachkriegsautoren in ihrem Bestreben nach dem Neubeginn im Sinne einer engagierten Literatur – mit einem starken Bezug zu dem von Jean Paul Sartre

³ Der Versuch einer neuen Sprache – auch als Sprachreflexion – kam am häufigsten in der Nachkriegslyrik zum Vorschein. Ein typisches, viel zitiertes Beispiel ist das Gedicht von G. Eich *Inventur*. Hier exemplarisch St. Hermlins *Ballade von den alten und neuen Worten*: „Ich weiß, daß sie nicht mehr genügen, / Weil die Erde mich noch trägt, / Weil die alten Worte lügen, / Weil der Unschuld die Stunde schlägt, / Ich weiß, daß sie nicht mehr genügen, // Genügen können nicht mehr die Worte, / Die mir eine Nacht verrät, / Die beflügelte Magierkohorte, / Wie vom Rauch der Dämonen umgedreht, / Genügen können nicht mehr die Worte, // Daß an meinen Worten ich leide! / Und die Worte waren schön... / Meine Worte waren wie beide, / Tag und Nacht, wenn sie beide vergehn. / Daß an meinen Worten ich leide! // Drum gebt mir eine neue Sprache! / Ich geb euch meine her. / Sie sei Gewitter, Verheißung, Rache, / Wie ein Fluß, ein Pflug, ein Gewehr. / Drum gebt mir eine neue Sprache! [...]“ (zit. nach ARNOLD 1995: 21).

formulierten französischen Existentialismus. Dieser stellte einen philosophischen Ansatz mit vielfältigen Wahl- und Handlungsmöglichkeiten dar, „um mit sich ins reine zu kommen und unabhängig von Glaubenslehren und Ideologien neu und anders anzufangen“ (FORSTER / RIEGEL 1995: 31). Die alten prominenten Repräsentanten der deutschen Literatur – sicherlich nicht von ungefähr als literarische Konkurrenten begriffen – wurden von den jungen Autoren entschieden abgelehnt.

Als jene neue Literatur der postulierten „Stunde Null“ kam die „Trümmerliteratur“ mit ihren namhaftesten Vertretern wie Wolfgang Borchert oder Heinrich Böll zum Vorschein, die ihre Kriegs- und Nachkriegserfahrungen in Form der damals – nach dem amerikanischen Muster der *Short story* (zu diesem Genre s. VON WILPERT 1989: 851–852) – etablierten und sehr beliebten Kurzgeschichte niederschrieben. Die *Short story* bediente sich einer bewusst unpräzisen, teils aber pathetischen Sprache, die mit dem „Kahlschlag“-Begriff korrespondierte. Kurzgeschichte, die damals unbestreitbar ihre Blütezeit erlebte, sollte als neue literarische Äußerungsform nicht nur die Wirklichkeit abbilden, sondern diese realistisch durchdringen und als exakte, authentische „Röntgen-Aufnahme“ fixieren, zum Teil als „ein Stück herausgerissenes Leben“ (W. Schnurre) sein. Das rückte sie dann in die Nähe einer Reportage-Literatur (vgl. BALZER / MERTENS 1990: 438).

3. Etablierung einer neuen Medienlandschaft und deren politisch-ideologische Instrumentalisierung

Diese Relevanz der sich neu anbahnenden Tendenzen in der Nachkriegsliteratur erkannten die deutschen Buchverleger, die zwar viele Defizite und gezielt eingesetzte Kontrollmaßnahmen wie Erteilung von Lizenzen und Reglementierung von Papierzuteilungen in Kauf nehmen mussten, aber relativ frei Literaturproduktion vorantreiben konnten – vorausgesetzt, dass ihr Verlagsprogramm nicht die vorgeschriebenen und politisch oktroyierten ideellen Prinzipien des von westlichen Alliierten konzipierten Erziehungsprogramms verletzte. Peter Suhrkamp diagnostizierte demzufolge die Rolle und Aufgabe der Verleger als Förderer und Mäzene der Literatur, die das Neue innerhalb des Literarischen als dessen Vermittler unter das lesende Publikum bringen:

„Und hier möchte ich nun sagen, daß es unsere, der Buchhändler und Verleger Aufgabe jetzt ist, bei uns wieder neue Dichtung möglich zu machen, indem wir die Elite der Begabten pflegen, ohne welche neue Dichtung nicht möglich ist. Gewiß, das kann nicht die Aufgabe aller Verleger und Buchhändler sein, nicht einmal einer Mehrheit. Aber es ist nötig, daß eine Gruppe [...] sich darauf wieder spezialisier[t].“ (zit. nach BOHN 1993: 59–60)

Die Bücherproduktion stand wegen der unzureichenden Produktionskapazitäten aber weit hinter der Zeitschriftenproduktion zurück, die sowohl von den westlichen Siegermächten als auch von der Sowjetunion unterstützt wurde. Printmedien eigneten sich aufgrund ihrer Reichweite und Zugriffsmöglichkeiten wie auch relativ erschwinglicher Preise bestens als mehr oder weniger latente Propagandamittel zum Zwecke der Verwirklichung der bereits anvisierten Umerziehungspolitik. Sie wurden letzten Endes zum größten Diskussionsforum

der ersten Nachkriegsphase nicht nur für Politiker, sondern auch für Kulturleute. Insbesondere im westlichen Teil Deutschlands propagierte man sie als Maßnahme auf dem Wege zur Etablierung pluralistischen Demokratieprinzips, wobei man aber hier nicht vergessen sollte, dass ihr Inhalt kontrolliert und häufig zensiert wurde, um sich gegen allerlei feindliche, propagandistische – nicht selten ideologisch unerwünschte, sei es faschistische, aber vornehmlich kommunistische – Einflüsse abzusichern.

Die von den Alliierten erteilten Lizenzen schufen die formale Grundlage für das Entstehen und Fortbestehen von allerlei Zeitungen und Zeitschriften – bekannt als die so genannte Lizenzpresse. Im Gegenzug wurde durch den Entzug einer Lizenz für einen Herausgeber – häufig wegen der mangelnden entweder ideologischen oder politischen Subordination – das Erscheinen eines Blattes eingestellt und dieses somit liquidiert. Die Lizenzierung der Presse galt selbstverständlich als Element einer weiteren ideologisch-politischen Lenkung innerhalb des schon erwähnten „Re-education“-Programms, das anfänglich eine „verordnete“ Demokratie etablierte.

Die Presselandschaft der Nachkriegszeit war zwar thematisch breit gefächert, aber grundsätzlich lassen sich unter dem inhaltlichen Aspekt der jeweils angelegten Schwerpunkte zwei Hauptgruppen innerhalb dieser Zeitschriftenpalette ausdifferenzieren. Zum einen gab es hier politisch-ideologische Blätter wie *Wandlung*, *Der Ruf*, *Gegenwart*, zum anderen literarisch-kulturelle wie *Die Erzählung*, *Das Karussell*, *Das Goldene Tor*. Einen besonderen Teil machten die Zeitschriften aus, die das Dritte Reich überstanden hatten oder neugegründet wurden (vgl. BEUTIN / EHLERT et al. 1989: 534). Zu erwähnen ist in diesem Kontext eine Gruppe von Zeitschriften, die in den alliierten Kriegsgefangenenlagern ins Leben gerufen wurden – natürlich unter politisch-ideologischen Auspizien der daran interessierten Alliierten. Sowohl für die Sowjetunion als auch für die Vereinigten Staaten galt es als eine Art Vorphase der planmäßigen Herausbildung des neuen „Kaders von ‚demokratisch‘ Gesonnenen“ (BARNER 1994: 5). Man nahm dies als Erziehung von elitären Gruppen wahr, die später als „Promotoren des Neubeginns“ (ebd.) im Nachkriegsdeutschland eingesetzt – im Endeffekt instrumentalisiert – werden könnten, um eine neue, von der jeweiligen Siegermacht erwünschte Realität mit zu meistern. In den USA gab es beispielsweise die von Walter Mannzen 1944–1945 herausgegebene *Ruf*-Zeitschrift, die ab 1946–1947 regelmäßig auf deutschem Boden unter der Leitung von Alfred Andersch und Hans Werner Richter als *Der Ruf. Unabhängige Blätter der jungen Generation* erschien, bis es zur administrativen Intervention seitens der amerikanischen Behörden wegen der politisch zu kontroversen, nicht servilen Inhalte kam und letztendlich das Erscheinen des problematischen Blattes eingestellt wurde.

Bereits die Namen der einzelnen Periodika weisen auf das Programm ihrer Herausgeber hin. Exemplarisch mag es hier die in Göttingen von Otto Fr. Bollnow, Wilhelm Flinter u.a. herausgebrachte Zeitschrift *Die Sammlung* illustrieren:

„Unsere Zeitschrift will dem Wiederaufbau unseres Volkes dienen, seiner Kultur und insbesondere seiner neuen Erziehung. Der Rückblick auf die Vergangenheit wird sich nicht vermeiden lassen, aber unser Wille ist entschlossen nach vorwärts gerichtet in den grauen Morgen unserer Zukunft. Unser Kompaß ist die einfache Sittlichkeit, ein standhafter Glaube an die Ewigkeit der geistigen Welt, Liebe zum Nächsten und die lebendige Hoffnung [...]. Wurde bisher sehr laut gesprochen, so

wollen wir still und sachlich reden, und Phantasie und Gedanken unseres Volkes zu lange einseitig nach außen gewiesen, so wollen wir sie wieder nach innen lenken und zur Sammlung führen, aus der allein neue Kräfte kommen können.“ (zit. nach BOHN 1993: 65)

Wenn das obige Zitat mit dem geäußerten Willen zur Neuorientierung und Rückbesinnung auf die alten bewährten Werte auch pathetisch klingen mag, scheint es paradigmatisch für eine ganze Reihe von ähnliche Vorsätze postulierenden Zeitschriften zu stehen. An dem zitierten Textauszug wird gleichzeitig die notwendige Berücksichtigung von Elementen der Umerziehungspolitik transparent.

Die westlichen Alliierten – Amerikaner, Briten und Franzosen – waren über die prinzipielle Relevanz der Presse und die in ihrem Rahmen vertretene Publizistik für eine demokratische Sozialordnung im Bilde, denn sicherlich bestand auch unter den Deutschen, besonders nach der Niederlage des pervertierten Nazi-Propagandasystems, ein starkes Bedürfnis nach Informationen, durch die sich die Zivilbevölkerung in der neuen Situation orientieren konnte.

Die Zeitschriften hatten nicht nur die Aufgabe, das demokratische – nach den amerikanischen Mustern aufgefasste – Bewusstsein bilden zu helfen und die Etablierung eines zum Teil in die Zeit vor dem Tag der Machtergreifung Hitlers zurückgreifenden, grundsätzlich jedoch aufs Neue zu konstruierenden sozialen, politischen und ökonomischen Systems zu unterstützen. Darüber hinaus sollte die Presse die bisherigen Handlungen der Verbündeten nicht nur legitimieren, sondern auch zu einer weiteren kulturellen Entwicklung beitragen, worauf – wie schon angedeutet – die Grundeinteilung aller Blätter hinweist.

Eine Funktion der Zeitschriften war auch die Aufklärung und Förderung des Bekenntnisses zur republikanischen und freiheitlichen Staatsform sowie die Unterstützung der Suche nach der demokratischen Identität, die zur Etablierung und Gewährleistung neuer gesellschaftlicher Strukturen beizutragen hatte, die – neu konstruiert – das künftige Hervortreten von jeglichen faschistischen oder allgemein totalitären Tendenzen ausschließen sollten.

Die Begründer und Autoren der Zeitschriften fühlten sich häufig, aufgrund ihrer eigenen Erlebnisse und Aktivitäten gegen das Nazi-Regime, moralisch dazu prädestiniert und auch legitimiert, im Rahmen der von ihnen positiv eingeschätzten Umerziehungspolitik eine eigenständige und souveräne Position zu beziehen. Man lehnte daher eine servile Indiennahme für Zwecke der alliierten Großmächte ab und versuchte, aus dem eigenen geistig-intellektuellen Potenzial das „Re-education“-Programm zu vollziehen – im Sinne einer konstruktiven Zusammenarbeit. Das war aber genau der Punkt, an dem die Alliierten – allen voran die Amerikaner – am stärksten zweifelten. Die bequem konzipierte und etablierte „Kollektivschuldthese“ wurde pauschalisierend ausgenutzt, um jedwede Schritte innerhalb der eigenen Besatzungspolitik zu legitimieren und die Deutschen zu bevormunden – und dies ebenfalls als Ausdruck eines unzureichenden Vertrauens.

Das Gegenteil belegten diejenigen Zeitschriften und Zeitungen der Lizenzpresse, die den Versuch einer relativ selbständigen Geistesäußerung im offiziell zugelassenen Bewegungsraum unternahmen. Als Beispiel sollen hier die *Frankfurter Hefte* angeführt werden, deren erste Nummer aus dem Jahre 1946 einen Beitrag zum Neuanfang und zur Umerziehung leistet und zugleich eigenständiges Denken beweist. An dieser Stelle sei ein Ausschnitt aus dem Vorspann des ersten Heftes mit der prägnant umrissenen Zielsetzung zitiert:

„Wir werden um Klarheit sehr bemüht sein, aber der Leser wird sich ebenfalls anstrengen müssen. Die gängige Phrase, das Nebelwort, das man so leicht einsog und rasch aus dem Hirn wieder verdampfen ließ, hat die Atmosphäre des Denkens verdickt. Wir können nicht atmen in ihr, wir wollen gute Sicht, einen präzise funktionierenden Verstand – das lebendige Herz, das im Rhythmus der Zeit für die ewigen Ziele schlägt, versteht sich von sich selbst.“

Wir erwarten also ‚nachdenkliche‘ Leser. Wir glauben, daß wir der Erneuerung Deutschlands einen Dienst erweisen – wir, das heißt die Herausgeber, die Mitarbeiter und jene Leser schon inbegriffen. Das Dunkel um uns soll sich lichten. Wir wollen alle mithelfen, das Undurchsichtige und das Rätselhafte, das uns bedroht, zu klären, soweit das uns, die wir eben aus einem Abgrund kommen, und dem Menschengestirb überhaupt vergönnt ist.“ (zit. nach GLASER 1991: 84–85)

Der hier postulierte Diskurs konzentriert sich auf eine Reflexion sowohl seitens der Leserschaft als auch der Autoren, deren Ziel eine klare und durchsichtige Weltauffassung sein sollte, die, in der Vernunft verwurzelt, nach den „ewigen Zielen“ suchen wird, d.h. nach den das neue Dasein konstituierenden Prinzipien und Universalien, deren Grundlage die alles durchdringende Wahrheit ausmachen soll.

Die Fähigkeit zum reflektierenden Nachdenken und zum konstruktiven Kritisch-Sein der sozial-politischen Realität gegenüber wurde ebenfalls von den Herausgebern und Mitarbeitern der *Ruf*-Zeitschrift hochgeschätzt, so dass man Kritik nicht nur an der nationalsozialistischen Vergangenheit übte, sondern auch die damalige jüngste Gegenwart samt ihren Erscheinungen zur Debatte stellte. Das war aber jenes Element – eine Art Stein des Anstoßes – für alliierte Kulturoffiziere, die den postulierten weltanschaulich-ideologischen Gesichtspunkt dieses Blattes und damit auch seines Redakteurs nicht zu akzeptieren vermochten. Es war zwar als ein Teil der Umerziehungspolitik gemeint, aber zu weit selbständig begriffen, mit zu unbequemen und zu weit greifenden alternativen Vorschlägen hinsichtlich der weiteren Entwicklung der Nachkriegsrealität in Westdeutschland. Die von Hans Werner Richter, einem unabhängigen und recht nonkonformistisch denkenden Intellektuellen, präsentierten Ideen schwebten zwischen den ideologischen Fronten, die sich damals immer intensiver herausbildeten und auf den beiden Seiten des „eisernen Vorhangs“ konsequent festigten. Das konnte jedoch weder der von den Westverbündeten anvisierten Politik entsprechen noch ihr gute Dienste leisten, zumal das von Hans Werner Richter am 1.10.1946 aufgestellte Postulat von „Demokratisierung des Sozialismus und Sozialisierung der Demokratie“ (RICHTER 1962: 49) grundsätzlich nur Verwirrung stiften konnte. Man war zur damaligen Zeit nach wie vor nicht bereit und nicht willig, klare ideologisch-politische Fronten zu verwischen, geschweige denn diese im Sinne einer Suche nach einem „dritten Weg“ zu hybridisieren.

4. Schlussbemerkung

Die unmittelbare Nachkriegszeit in Deutschland, vor allem in dessen westlichem Teil, gilt letzten Endes als Moment einer Bemühung um einen Neuanfang, allerdings nicht ohne die Lasten der kapitulierten und eindeutig kompromittierten NS-Herrschaft. Es war auch die Zeit der ideologisch-politischen bzw. politisch-ideologischen – je nach der eingenommenen Perspektive – Auseinandersetzungen, die ihre Kulmination in der Etablierung von zwei

feindlichen Systemen erreicht: des kapitalistischen im Westen Europas und des sozialistischen im Osten. Dies machte allerlei Experimente, sei es im Sozialen, sei es im Politischen, die einigen Intellektuellen der damaligen Periode vorschwebten, völlig unmöglich, sodass schließlich restaurative Tendenzen die Oberhand gewinnen konnten. Wenn man trotzdem nach Alternativen suchte, dann primär im kulturellen Bereich, in dem auch oppositionelle Haltung wie auch oppositionelles Handeln einfacher waren. Allerdings musste man auf Effekte dieser grundsätzlich textuell verstandenen Opposition etwas länger warten. Dass sie immerhin eintrafen, bezeugen die Ereignisse gegen Ende der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts, die endgültig den Abgang der Nachkriegszeit und dessen späteren Folgen mit sich brachten.

Literatur

- ARNOLD, Heinz Ludwig (1995): *Die westdeutsche Literatur 1945–1990. Ein kritischer Überblick*. München.
- BALZER, Bernd / MERTENS, Volker (Hg.) (1990): *Deutsche Literatur in Schlaglichtern*. Mannheim, Wien, Zürich.
- BARNER, Wilfried (Hg.) (1994): *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart*. München.
- BECHER, U.J. (1997): Hungerjahre. In: CONZE, Eckart / METZLER, Gabriele (Hg.): *Deutschland nach 1945. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte von 1945 bis zur Gegenwart*. München.
- BEUTIN, Wolfgang / EHLERT, Klaus et al. (1989): *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Stuttgart.
- BOHN, Volker (Hg.) (1993): *Deutsche Literatur seit 1945. Texte und Bilder*. Frankfurt/M.
- BRENNER, P.J. (1997): Nachkriegsliteratur. In: GLASER, Horst Albert (Hg.): *Deutsche Literaturgeschichte zwischen 1954 und 1995. Eine Sozialgeschichte*. Bern – Stuttgart – Wien.
- DÖNHOF, Marion Gräfin (1986): *Von Gestern nach Übermorgen. Zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*. München.
- EMMERICH, Wolfgang (1989): *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Frankfurt/M.
- ENZENSBERGER, Hans Magnus (Hg.) (1995): *Europa in Ruinen. Augenzeugenberichte aus den Jahren 1944–1948*. München.
- FORSTER, Heinz / RIEGEL, Paul (1995): *Deutsche Literaturgeschichte. Die Nachkriegszeit 1945–1968*. Bd. 11. München.
- GLASER, Hermann (1991): *Kleine Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945–1989*. Bonn.
- GLASER, Horst Albert (Hg.) (1997): *Deutsche Literaturgeschichte zwischen 1954 und 1995. Eine Sozialgeschichte*. Bern–Stuttgart–Wien.
- VON KARDOFF, U. (1997): Die Befreiung. In: CONZE, Eckart / METZLER, Gabriele (Hg.): *Deutschland nach 1945. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte von 1945 bis zur Gegenwart*. München.
- KLESSMANN, Christoph / WAGNER, Georg (Hg.) (1993): *Das gespaltene Land. Leben in Deutschland 1945 bis 1990. Texte und Dokumente*. München.
- MOZEJKO, Edward (1977): *Der sozialistische Realismus. Theorie, Entwicklung und Versagen einer Literaturtheorie. Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik*. Bonn.

-
- RAFF, Diether (1992): *Deutsche Geschichte. Vom alten Reich zum vereinten Deutschland*. München.
- REICH-RANICKI, Marcel (1995): *Der doppelte Boden. Ein Gespräch mit Peter von Matt*. Frankfurt/M.
- RICHTER, Hans Werner (1962): Deutschland – Brücke zwischen Ost und West. *Ruf*, Heft 4, 1. Oktober 1946. In: SCHWAB-FELISCH, Hans (Hg.): *Der Ruf. Eine deutsche Nachkriegszeitung*. Mit einem Geleitwort von Hans Werner Richter. München.
- RÖHRICH, W. (1997): Die „Stunde Null“. In: CONZE, Eckart / METZLER, Gabriele (Hg.): *Deutschland nach 1945. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte von 1945 bis zur Gegenwart*. München.
- VORMWEG, Heinrich (1981): Deutsche Literatur 1945–1960: Keine Stunde Null. In: DURZAK, Manfred (Hg.): *Deutsche Gegenwartsliteratur. Ausgangspositionen und aktuelle Entwicklungstendenzen*. Stuttgart, 14–31.
- VON WILPERT, Gero (1989): *Sachwörterbuch der Literatur*. Stuttgart.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Małgorzata Filipowicz
Universität Warschau

„Männliche Mütter“, „mütterliche Väter“¹.
Zur Autarkie der Weiblichkeit in den autobiographischen
Kinder- und Jugendromanen Christine Nöstlingers

„Male mothers”, „motherlike fathers”. On autarky of femininity in autobiographical novels for children and the youth by Christine Nöstlinger. – The purpose of this article is the analysis of literary images of adolescence and mature life of female characters in autobiographical novels *Maikäfer flieg!* (1973) and *Zwei Wochen im Mai* (1981) by Christine Nöstlinger, a contemporary Austrian writer. The analysis focuses on the following aspects of the above mentioned Nöstlinger's works: the motif of love, sexuality, correlations between love and sex. It also focuses on problems of gender in works for teenage girls written after 1945, on relationship between emancipation and adolescence, presentation of non-conventional family patterns, identity vs. female maturation, types of womanhood.

The author of the article has advanced the following thesis: The portrait of a mother in works for teenage girls written by Nöstlinger retains many negative features; her authority and domineering role in the family are undermined. The works present rebellious attitudes of daughters towards their mothers. Therefore the reader faces the process of emancipation of the daughter, often glorified. The role of the mother is usually under critical scrutiny.

„Męskie matki”, „matczyni ojcowie”. O autarkii kobiecości w autobiograficznych powieściach dla dzieci i młodzieży Christine Nöstlinger. – Celem niniejszego artykułu jest analiza literackich obrazów okresu dojrzewania oraz życia dorosłego kobiet w powieściach autobiograficznych *Maikäfer flieg!* (1973) i *Zwei Wochen im Mai* (1981) współczesnej austriackiej pisarki Christine Nöstlinger. Perspektywa badawcza jest zogniskowana na analizie następujących zagadnień w ww. utworach Nöstlinger: motywy miłości, motyw seksualności oraz ich korelacja, problematyka płci w twórczości Nöstlinger oraz w niemieckojęzycznej literaturze dla dziewcząt po 1945 roku, zależności między pojęciami ‚emancypacja’ a ‚adolescencja’, niekonwencjonalne wzorce rodziny. Postawiona w artykule teza brzmi: Portret matki prezentowany w literaturze dla dziewcząt pióra Nöstlinger wykazuje wiele cech negatywnych; często podważany jest jej autorytet i dominująca rola w rodzinie. Utwory te dokumentują buntownicze postawy córek wobec matek, dlatego czytelnik jest konfrontowany w tych tekstach z procesem emancypacji córki, często gloryfikowanym. Rola matki w tych utworach jest na ogół poddawana krytycznemu osądowi.

¹ Die angeführten Begriffe sind dem Beitrag Hannelore DAUBERTS *Wandel familiärer Lebenswelten in der Kinderliteratur* (1995) entnommen.

1. Zum Wandel der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur seit den 1970er Jahren

Das Ziel des vorliegenden Artikels besteht in der Analyse von literarischen Darstellungen der weiblichen Adoleszenz. Das Beispielmaterial umfasst die autobiographischen Romane *Maikäfer flieg!* (1973) und *Zwei Wochen im Mai* (1981) der gegenwärtigen österreichischen Kinder- und Jugendbuchautorin Christine Nöstlinger (geb. 1936). Die beiden Texte lassen sich eher als Adoleszenzromane denn als problemorientierte Jugendbücher einstufen, wovon die auf die sozialpädagogische und sozialpsychologische Seite ausgerichteten wissenschaftlichen Untersuchungen ihrer Romane zeugen. In der Forschungsliteratur zum Werk der österreichischen Autorin werden wiederholt solche Themen aufgegriffen, wie: Nöstlingers Auslegung der Begriffe ‚Liebe‘ und ‚Sexualität‘ sowie ihre Wechselrelation, Geschlechterrollen in der Kinder- und Jugendliteratur, emanzipatorische Bestrebungen der Kinder (hier scheinen antiautoritäre Heldenfiguren glorifiziert zu werden), Fixierung von unkonventionellen Familienstrukturen, Selbstfindungsprozesse in der Mädchenliteratur, Nöstlingers Inszenierungen von Weiblichkeit und die Darstellung der Probleme der Kinder in der Schule, die die Nachkriegsperiode veranschaulichen sollen (vgl. DODERER 1998: 281).

Christine Nöstlinger nimmt seit 1970 einen hervorragenden Platz in der Entwicklung der Kinder- und Jugendliteratur des westlichen deutschsprachigen Raumes ein. Unter den österreichischen Kinderbuchautorinnen der Gegenwart wurde sie am häufigsten unter ideologischen, pädagogischen und politischen Aspekten analysiert. Mit ihrem literarischen Werk hat sie wesentlich zur pädagogischen Debatte beigetragen, die einen Wandel in der Kinder- und Jugendliteratur der 1970er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland zum Ziel hatte. Nöstlinger knüpft demnach insbesondere an einen sich in Deutschland vollziehenden Umbruch an, der sich auf folgende Aspekte ausrichtet:

1. die Darstellung der emanzipatorischen Bestrebungen der Frauen und der Kinder in der modernen Kinder- und Jugendliteratur;
2. die Herausbildung und Entwicklung des modernen, emanzipatorischen Mädchenbuches im deutschsprachigen Raum;
3. die Betonung der Andersartigkeit von Menschen (als Repräsentantin der kinderliterarischen Bewegung ‚Andere Moderne‘ setzt sich Nöstlinger für die Gleichberechtigung der Alten und Behinderten, der Ausländer und Außenseiter ein).

Der Umbruch, der sich nach SCHEINER (1984) Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre in der Kinder- und Jugendliteratur der Bundesrepublik Deutschland vollzieht, resultiert aus den Studentenprotesten und aus ihren Forderungen nach Freiheit in der Erziehung der Kinder und Jugend. Dieser entscheidende Wandel in der Kinder- und Jugendliteratur, der eine Glorifizierung der emanzipatorischen Verhaltensweisen junger Menschen und ihre antiautoritäre Erziehung bevorzugt, zieht eine ganz neue Art des Schreibens in den Texten für Kinder und Jugendliche nach sich (vgl. SCHEINER 1984: 40). Es geht nun nicht mehr um die Darstellung kindlicher Wirklichkeit, die friedliche Züge aufweist, sondern um die Verwirklichung der Strategie des „Realismus als Aufzeigen gesellschaftlicher Gegensätze, in die auch bereits Kindheit eingebunden ist“ (JOSTING / WIRNER 1996: 237).

Die historische Dimension dieser Bücher und die Analyse der Prozesse, die sich Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre in der bundesdeutschen Kinder- und Jugendliteratur abspielen, lassen eine interessante These zu, die Winfried Kaminski als „Paradigmenwechsel von der Gesellschaft zur Natur“ (KAMINSKI 1986: 29f.) bezeichnet. Maria Lypp hingegen akzentuiert die Entdeckung der Neuen Subjektivität/Neuen Sensibilität, die sich auch auf die Anwendung neuer Erzählstrategien übertragen lässt. Sie nennt es „Entdeckung der Wirklichkeit des menschlichen Innern“ (LYPP 1989: 24), wobei „Gesellschaftliches nicht verschwunden, sondern in den Anforderungen der sozialen Umwelt an die Kinder präsent geblieben“ (HURRELMANN 1992: 11) ist. Auch Ewers hebt es mehrmals hervor, indem er von der „mit den Endsechzigern proklamierten Gleichberechtigung der Kinder“ (EWERS 1995: 264) spricht.

2. Rollenverständnis und Identitätssuche als Themen der neueren Kinder- und Jugendliteratur

In diesem Zusammenhang scheint die Frage nach den Geschlechterrollen innerhalb der Kinder- und Jugendliteratur vollkommen legitim zu sein, zumal wir von Büchern sprechen können, die typisch für Mädchen oder typisch für Jungen sind. Auch Schilcher weist darauf hin, dass die Rollen „an ein kollektives Wertsystem gebunden [sind], die Art ihrer Differenzierung ist nicht beliebig“ (SCHILCHER 2001: 43). Dahrendorf definiert soziale Rollen in den Kinder- und Jugendtexten als

„ein Bündel von Erwartungen, die sich in einer gegebenen Gesellschaft an das Verhalten der Träger von Positionen knüpfen. [...] Der Rollenbegriff geht damit von typisierten Erwartungen aus [...], d.h., auf dem Wege der Entindividualisierung werden Einstellungs- und Verhaltensmuster zu ‚Rollen‘ herausgehoben und stilisiert. [...] Die biologischen Unterschiede werden zum Anlass der Rechtfertigung dieser sozialen Differenzierung durch die Zuschreibung von Eigenschaften und Fähigkeiten je nach Geschlecht.“ (DAHRENDORF 1978, zit. nach SCHILCHER 2001: 43).

In der Geschichte der Mädchenliteratur, die bei Nöstlinger eine Identitätssuche der weiblichen Protagonistinnen – oft in Opposition zu den anderen Heldinnen und Helden – thematisiert, lassen sich nach BLANK (1994: 209) literaturhistorisch drei Entwicklungsphasen unterscheiden. Die erste Phase wird von Dahrendorf als „Nachahmung der vorherrschenden Tradition und die Verinnerlichung ihrer Wertmaßstäbe“ definiert (DAHRENDORF 1978: 14). Die zweite Stufe (‚the Feminist‘) unterscheidet sich von der ersten (‚the Feminine‘), traditionellen Phase in der Mädchenliteratur vor allem dadurch, dass sie Proteste gegen die traditionellen Wertmaßstäbe und Forderungen nach Emanzipation und Autonomie verbalisiert. Aus diesem Grunde werden die in der zweiten Phase entstandenen Bücher als neue, emanzipierte Mädchenbücher bezeichnet (vgl. PYERIN 1989: 44). Für die dritte Phase der Entwicklung, ‚the Female‘, ist die Verwirklichung der Suche nach der eigenen Identität und demgemäß die Befreiung von den traditionellen, durch Gesellschaft oder Familie aufgezwungenen Frauenrollen charakteristisch. Der Begriff ‚Feminismus‘ scheint hier in den Vordergrund zu rücken, indem nicht nur ein theoretischer Kampf um gleiche Rechte, sondern jede Ablehnung von Rollenerwartungen angestrebt wird (vgl. PYERIN 1989: 45).

Nach SCHILCHER (2001) werden solche Themenkreise, wie Geschlechterrollen, Mädchen- und Jugendwelten, Mädchen- und Jugendverhaltensmuster häufig zu zentralen Themen in der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur. Es lohnt sich an dieser Stelle zu betonen, dass insbesondere der Forschungsbereich ‚Geschlechtsidentität / Identitätssuche‘ zur beliebtesten Forschungsmaterie von Literaturkritikern wird:

„Gerade hinsichtlich der Bewältigung des Problems ‚Geschlechtsrollenidentität‘ gibt es *Lebenskünstler* und *Verlierer*, d.h. Protagonisten und Protagonistinnen, denen es gelingt, eine stabile, selbst definierte Geschlechtsrolle zu entwickeln und gegenüber der Umwelt durchzusetzen, und solche, die versuchen, sich den Erwartungen der Umwelt anzupassen und dabei immer wieder scheitern, oder solche, deren eigene Geschlechtsrollendarstellung von der Umwelt (z. B. der Peergroup, den Eltern) nicht akzeptiert wird.“ (SCHILCHER 2001: 43)

Nöstlingers Texte aus dem Bereich der Mädchenliteratur, die durch bestimmte Auslegungen der Geschlechtscharaktere und der daraus resultierenden Unterschiede zwischen Mann und Frau begründet werden, sind selten der Abenteuerliteratur zuzuordnen, weil diese eher den emanzipatorischen Ablösungsversuchen von Jungen gewidmet ist. Die Mädchenliteratur lässt wenig Raum für das so genannte „Ausleben von Gegenphantasien“ der Mädchenfiguren: Sie konzentriert sich vielmehr auf die Selbstreflexion und auf Selbstfindungsprozesse (vgl. WILKENDING 1987: 164). Der besonders in der bundesdeutschen Jugendliteratur der 1970er Jahre moderne Terminus ‚Sozialisation‘ wird im Kontext der problematischen Geschichte geschlechtsspezifischer Sozialisation in einigen Mädchenbüchern jener Zeit teilweise in Frage gestellt. Diese Texte entstehen in der Bundesrepublik Deutschland seit den 1970er Jahren. Seit dieser Zeit wird darin immer häufiger über Tabuthemen wie Sexualität, Schwangerschaft von Jugendlichen, Tod und Misserfolge sowie Niederlagen der Erwachsenen u.a. gesprochen:

„Die Familie erscheint nicht mehr als Ort der Harmonie und Geborgenheit. [...] Es wird einfach realistisch beschrieben, was es an Spannungen, Konflikten, Hilflosigkeit, aber auch emotionaler Wärme in einer Familie gibt. [...] Auch politische, soziale und historische Themen sind für diesen neueren Typus der Mädchenliteratur nicht länger tabu bzw. werden nicht mehr nur – wie in der bisherigen Mädchenliteratur, von einigen Ausnahmen abgesehen – im Sinne einer nationalistischen, militaristischen oder allgemein konservativen Ideologie dargestellt.“ (WILKENDING 1987: 166–167)

3. Das Bild der Familienverhältnisse bei Christine Nöstlinger

In Nöstlingers autobiographischen Jugendromanen, insbesondere in dem Buch *Maikäfer flieg!*, werden traditionelle Verhaltensmuster in der Familie zugunsten einer detaillierten Beschreibung der zwischenmenschlichen Beziehungen in einer unkonventionellen Familie herabgesetzt.

Dieses Buch ist der literarischen Gattung der Autobiographie zuzuordnen, die Anfang der 1970er Jahre zum dominanten Genre in der bundesdeutschen Jugendliteratur geworden ist. Nach Ewers greifen die damaligen Jugendbuchautoren zur Autobiographie als Ausdrucksmittel, weil „die Aufarbeitung der eigenen Lebensgeschichte, familiärer und

allgemeingesellschaftlicher Machtkonstellationen häufig der erste und sicher notwendige Schritt [war], bevor die Darstellung weiblicher Problematik in fiktionalen Gestaltungsmustern überführt werden konnte“ (EWERS 1994: 182).

Bei Nöstlinger basiert die Verarbeitung der eigenen Kindheit und Jugend in den Romanen *Maikäfer flieg!* und *Zwei Wochen im Mai* auf der Ästhetisierung der eigenen Biographie. Diese Vorgehensweise gilt als „toleriertes Gestaltungsprinzip der Autobiographie. [...] Zum grundsätzlichen Distanzierungsvorgang des erzieherischen Gestaltens tritt die Formung der eigenen Lebensgeschichte für den Wahrnehmungshorizont des jugendlichen Lesers, wie er von der erwachsenen Autorin imaginiert wird“ (EWERS 1994: 182). Es besteht die Möglichkeit, dass sich in solchen Büchern „das Geschlechtsspezifische des Adressatenbezugs [verwischt]“ (WILKENDING 1987: 164) und die Mädchenliteratur sich der allgemeinen Kinder- und Jugendliteratur angleicht. Texte, die zum Genre der Mädchenliteratur gehören, veranschaulichen die bislang unterdrückte Geschichte des weiblichen Leidens und machen diese Schmerzen bewusst, indem sie den weiblichen Selbstfindungsprozess thematisieren. In einem traditionellen Mädchenbuch wird diese Problematik häufig verschwiegen, in der allgemeinen Literatur hingegen treten männliche Selbstfindungsprozesse in den Vordergrund (vgl. WILKENDING 1987: 165f.).

In Nöstlingers Jugendromanen sind adoleszente Heldinnen meistens gezwungen, in unkonventionellen Familienstrukturen zu leben. Die bisher traditionelle Vater-Mutter-Kind-Beziehung scheint in diesen Texten ein Mythos von gestern zu sein. Diesen Wandel innerhalb der von Nöstlinger dargestellten Familienstrukturen, der auch in anderen Jugendbüchern der 1970er, 1980er und 1990er Jahre zur Geltung kommt, analysiert Hannelore Daubert in ihrem Beitrag, die in diesem Zusammenhang die Problematik der sozialen Einheit Familie in Bezug auf jugendliche Eltern und erwachsene Jugendliche akzentuiert:

„Die soziale Einheit Familie ist ständigen Veränderungen unterworfen. Sie wird heute vielfach nicht mehr von der Institution Ehe, sondern von der Ehe-Kind-Beziehung her definiert. [...] Die Anzahl alleinerziehender Mütter bzw. Väter nimmt zu, ebenso die Anzahl der Ehescheidungen. Hieraus ergeben sich neue Konstellationen des Zusammenlebens: die ‚unvollständigen‘ Familien mit einem alleinerziehenden Elternteil, Stief- und Fortsetzungsfamilien, Wochenfamilien, Wohngemeinschaften etc.“ (DAUBERT 1995: 43–44)

In ihren Jugendromanen konfrontiert Nöstlinger den jungen Leser mit einer relativ großen Anzahl solcher neuer Familienszenarien. In diesen Werken werden die Kinder entweder als hilflose Opfer der neuen, unkonventionellen Familienmodelle dargestellt, wo die bisher herrschende Wärme und Sicherheit zerstört wird, oder aber der kindliche Held erweist sich als eine dominante, souveräne, unabhängige Persönlichkeit, die fähig ist, ihre „Lebens- und Erziehungspartner“ selbst zu finden. Es soll auch auf eine wichtige Tendenz verwiesen werden, nämlich, wie „Männer [zu ‚muttern‘] lernen“ (CHODOROW 1990: 269).

Die Romane von Nöstlinger bilden zum großen Teil eine literarische Erweiterung der Familienstrukturen, mit denen wir in der Realität konfrontiert werden. Sie zeigen auch mögliche Reaktionsmuster der Kinder auf die sich daraus ergebenden realen Probleme. Dabei erweist sich ein Postulat von fundamentaler Bedeutung, das Chodorow als die Hoffnung auf eine zukünftige „Neuorganisation der Elternschaft“ (CHODOROW 1990: 276) formuliert. An dieser Stelle scheinen die Wechselrelationen zwischen Realismus und Phantasie sowie Komik

und Humor aus diesem Grunde wichtig zu sein, da sie sich bei der Schilderung familiärer Umstrukturierungen als wichtige Elemente im Werk Nöstlingers erweisen.

4. Zwischen sozialer Wirklichkeit und der Phantasiewelt: Zu Nöstlingers Erzählstrategie

In Nöstlingers Jugendromanen wird Kindern erlaubt, solch einen Weg zur Identitätsfindung zu gehen, der nicht durch herkömmliche Geschlechterrollen bestimmt ist. Was in diesen Texten besonders deutlich signalisiert wird, ist die Wandlung der Mutterrolle, aber auch kindliche Defiziterfahrungen, die aus dem Verlust der traditionellen Sicherheit in der Familie resultieren. Es werden immer häufiger die Rechte der adoleszenten Kinder zur Bestimmung ihrer eigenen Schicksale formuliert. Nöstlingers Romane führen auch vor, wie diese Rechte innerhalb und außerhalb der Familie realisiert werden können. Die Möglichkeit der Erfüllung dieser Wünsche, die sich als „Logik der realistischen Abbildung kindlicher Alltagswelt“ (WILD 1996: 64) definieren lässt, wird bei Nöstlinger mit der „Logik des kindlichen Tagtraums (ödi-pale Phantasien, Machtphantasien)“ verbunden (ebda). Die Ästhetisierung der Geschichte des Protagonisten basiert hier auf der Vorgehensweise, das Phantastische auf die Ebene des „Wahrnehmungs- und Sprachhorizont[es] des nüchternen und wenig träumerischen Ich-Erzählers“ (WILD 1996: 65) zu transformieren. Diese Strategie des kindlichen Traums, die auf die reale Ebene übertragen wird, ist besonders im Buch *Wir pfeifen auf den Gurkenkönig* sichtbar, aber sie kommt auch in den anderen literarischen Texten der Autorin zur Anwendung:

„Die Wunscherfüllung wird bar jeder Phantastik als realer Vorgang, als Wirklichkeitsereignis dargestellt. Indem aber psychische Bedürfnisse und Wunschphantasien mit den Stilmitteln realistischen Erzählens inszeniert und den realistischen Handlungselementen nicht als surreal entgegengesetzt werden, erhalten die Texte eine Tiefendimension, welche die tiefe Befriedigung und die psychische Entlastung erklären mag, die junge Leser gerade bei der Lektüre von Romanen Christine Nöstlingers verspüren.“ (WILD 1996: 64)

Ewers definiert diese Vorgehensweise als „zeitweilige Wirklichkeitsentmachtung“ und vergleicht sie mit einem „Mechanismus der Gewinnung von Ich-Souveränität“ (EWERS 1995: 272). Das Werk von Nöstlinger scheint deswegen zwischen der sozialen Wirklichkeit und einer diese Realität überschreitenden Phantasiewelt zu balancieren. Hier scheint Grenz Recht zu haben, indem er sagt, dass die fiktionale Welt „eingebunden in die prinzipielle Akzeptanz der Alltagswelt“ bleibe (GRENZ 1993: 30f.). Über Nöstlingers Strategien der Wirklichkeitsgestaltung äußert sich Wild folgendermaßen:

„Wo dies schwierig oder unmöglich erscheint, reagieren die kindlichen und jugendlichen Figuren mit einem Alltagspessimismus, der als Fähigkeit dargestellt wird, unausbleibliche Verluste, Versagungen und emotionale Kränkungen mit einer gewissen Souveränität auszubalancieren. Stilmittel zur Bewältigung solcher kindlicher und jugendlicher Ohnmachtserfahrungen sowie des Utopieverlustes auch des erwachsenen Blicks auf Kindheit und ihrer progressiven Potenz sind Komik und Humor, die inzwischen zum dominanten Gestaltungsprinzip dieser Autorin geworden sind.“ (WILD 1996: 66)

Nach Daubert sind die Kinder- und Jugendromane von Nöstlinger vorwiegend dem Genre des ‚tragikomischen Familienromans‘ zuzuordnen (vgl. DAUBERT 1995: 64). In diesem neuen komischen bzw. tragikomischen Familienroman sind Komik und Humor eine Form der Bewältigung kindlicher Defiziterfahrungen, die aus den Auflösungstendenzen der traditionellen Familie resultieren (vgl. EWERS 1995: 45). Ewers verweist in diesem Kontext auch auf die „Ironisierung von Rollen“ (ebda). Der Wechsel von Geschlechterrollen und die generelle Rollenpluralität der modernen Gesellschaft, die das Gefühl von Verunsicherung und Destabilisierung beim Kind auslösen, „werden in aktuellen Kinderromanen in einer Art Gegenstrategie häufig zum Auslöser von Komik“ (ebda).

Nöstlingers adoleszente Heldinnenfiguren sind z. B. Mütter, die einen hohen Grad an Egoismus aufweisen, indem sie stark und liberal sind. Männliche Mütter und weibliche Väter? Daubert ordnet diese Termini, indem sie den Vätern die Bezeichnung ‚mütterliche Väter‘, den Müttern hingegen ‚männliche Mütter‘ zuweist (vgl. DAUBERT 1995: 60). Auch Inge Wild resümiert, dass die zeitgenössischen Buchväter zu „muttern“ beginnen (vgl. WILD 1996: 56). Ralf Schweikart dagegen betont die Orientierungslosigkeit in dem heutzutage den Vätern zugewiesenen Rollenverhalten, was sich markant im Titel einer der Veröffentlichungen des Autors manifestiert: *Männer auf Bord. Auf der Suche nach der neuen Männlichkeit im Kinderbuch* (SCHWEIKART 1995: 10).

5. Ablösungsversuche und kindliche Rebellion gegen die Mutter

Der autobiographische Roman *Zwei Wochen im Mai*, dessen Handlung in der Nachkriegszeit spielt, ist eine Art Fortsetzung des ebenfalls autobiographischen Romans *Maikäfer flieg!*, in dessen Mittelpunkt Nöstlingers Geschichte steht. Die Protagonistin, die zwölfjährige Christine, lebt in einer Wiener Vorstadt. Die Gegend, die von den Zerstörungen des Krieges psychischer und physischer Natur ‚deformiert‘ ist, bildet für die hier lebenden Kinder keinen Zufluchtsort im Sinne der Schonräume:

„Auch familiäre Beziehungsprobleme äußern sich in dieser Umgebung, in der bürgerlich-zivilisierte Standards zum Teil außer Kraft gesetzt sind, in krasser Form. Sexualität und familiäre Machtkämpfe, sonst vor den Kindern verborgen, gehören wie selbstverständlich zum jugendlichen Alltag.“ (EWERS 1994: 183)

Die Mutter-Tochter-Beziehung entwickelt sich mit der Zeit zu einem „Konfrontationsverhältnis“ (EWERS 1994: 183). Die Mutter scheint ihre Idealvorstellungen von der Zukunft der Tochter nicht an die tatsächlichen sozialen Verhältnisse anpassen zu wollen. Für die Mutter ist etwa der Klavierunterricht ein relevanter „Inbegriff feiner Erziehung und Movens des für die Töchter geplanten gesellschaftlichen Aufstiegs“ (ebda), der mit dem Willen zusammenhängt, „das Richtige für die Zukunft der Tochter zu planen“ (ebda).

Die ständigen Forderungen der Mutter führen bei der jüngsten Tochter zu einer stürmischen Rebellion:

„Mich machte das so rasend, so wütend und so hilflos, dass ich meinte, nicht weiterleben zu können. Das waren keine Selbstmordgedanken, die hatte ich nie. Ich glaubte, die Wut könnte mich töten, Adern, Gefäße, ganze Organe in mir zum Platzen bringen. [...] Sie wollte mich dazu bringen, ein braves, freundliches, nettes Kind zu werden.“ (NÖSTLINGER 1988: 18)

Der kindliche Protest gegen die mütterliche Machtausübung, der sich am häufigsten in den stürmischen Zornausbrüchen der Tochter manifestiert, hat in Nöstlingers autobiographischen Romanen oft zur Konsequenz, dass sich jene ‚Abwehr‘ zu einem Wutausbruch steigert, der immer an die heftigen kindlichen Ablösungsversuche erinnert: „Ich bekam eine rotzornige Wut. Ihr fester Griff, ihre eckigen Bewegungen mit dem Lappen und das kalte Wasser machten mich stierwild“ (NÖSTLINGER 1988: 18).

Bei diesen Ablösungsversuchen erweist sich die erotisch gefärbte Vater-Tochter-Beziehung als eine Art Möglichkeit, die die Tochter nutzt, um erfolgreich Widerstand gegen die Machtvorstellungen der Mutter zu leisten. Die Vater-Figur funktioniert hier als ein wichtiger Orientierungspunkt für die an den Ablösungsprozessen interessierte Tochter: „Die ödipalen, auf den Vater gerichteten Bestrebungen des Mädchens (Abwehrmechanismen) werden durch dessen liebevolle Zuwendung intensiviert. [...] Die väterliche Identität wird also, im Gegensatz zur mütterlichen, im Kern nicht angetastet“ (EWERS 1994: 184f.).

Die Hilflosigkeit der Mutter gegenüber den emanzipatorischen Versuchen der Tochter ist besonders markant in der Szene, in der sich Christine die Zöpfe abschneidet. Dieses Motiv ist charakteristisch für die Mädchenliteratur und bezeichnet einen Impuls auf dem Wege zum Erwachsenwerden:

„Es markiert das ‚Abschneiden‘ der kindlichen Abhängigkeit von der Mutter und kündigt ihr Recht zum Urteil über das eigene Verhalten auf. Es [...] markiert im Gesamtzusammenhang des Textes viel weitergehend auch die Zurückweisung des mütterlichen Angebots zur Identifikation.“ (HAMMER 1991: 186)

Eine stumme Identifikation mit dem passiven Vater erscheint als die einzige Möglichkeit, die Mutter zu besiegen. Die Ablehnung der weiblichen Identität ist jedoch in diesem Falle notwendig.

Resümierend lässt sich sagen, dass bereits Ende der 1940er Jahre solch eine Ablehnung der Mutter als literarisches Motiv zu beobachten ist. In der Mädchenliteratur konnte es jedoch erst seit den 1970er Jahren verwirklicht werden, was sich insbesondere in den emanzipatorischen Mädchenbüchern von Nöstlinger manifestiert. In ihren Werken sind wir deswegen mit zahlreichen Modellen der Mutter-Tochter-Beziehung konfrontiert, die oft zum Hauptthema der wissenschaftlichen Untersuchungen über die Rolle der Frau in der Familie und in der Gesellschaft im literarischen Werk Nöstlingers werden. In den 1990er Jahren stand die Generation der Mütter im Mittelpunkt des Interesses, wobei die Mutter-Figuren nicht mehr idealisiert wurden. Ihre negativen Charakterzüge werden nun oft im objektiven Licht dargestellt. Ewers kommentiert diese Tendenz folgendermaßen: „Dass im Prozess der Genese neuer weiblicher Rollenmuster zunächst das Mutterbild beschädigt werden muss, ist offenbar ein psychosoziales Muster des Generationskonfliktes in der bürgerlichen Familie“ (EWERS 1994: 188).

Primärliteratur

NÖSTLINGER, Christine (1988): *Zwei Wochen im Mai*. Weinheim/Basel.

NÖSTLINGER, Christine (1973): *Maikäfer flieg!* Weinheim/Basel/Berlin.

Sekundärliteratur

BLANK, Weni (1994): Töchter, Mütter und Ersatzmütter. Zwischenfräuliche Beziehungen im neueren Adoleszenzroman. In: EWERS, Hans-Heino (Hg.): *Jugendkultur im Adoleszenzroman. Jugendliteratur der 80er und 90er Jahre zwischen Moderne und Postmoderne*. Weinheim / München: Juventa Verlag, 191–213.

CHODOROW, Nancy (1990): *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München: Verlag Frauenoffensive.

DAHRENDORF, Malte (1978): *Das Mädchenbuch und seine jugendliche Leserin*. Weinheim/Basel.

DAUBERT, Hannelore (1995): Wandel familiärer Lebenswelten in der Kinderliteratur. In: DAUBERT, Hannelore / EWERS, Hans-Heino (Hg.): *Veränderte Kindheit in der aktuellen Kinderliteratur*. Braunschweig: Westermann Schulbuchverlag, 60–81.

DODERER, Klaus (1998): *Reisen in erdachtes Land. Literarische Spurensuche vor Ort – Essays*. München: Iudicium Verlag.

EWERS, Hans-Heino (Hg.) (1994): *Jugendkultur im Adoleszenzroman. Jugendliteratur der 80er und 90er Jahre zwischen Moderne und Postmoderne*. Weinheim / München: Juventa Verlag.

EWERS, Hans-Heino (1995): Themen-, Formen- und Funktionswandel der westdeutschen Kinderliteratur seit Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre. In: *Zeitschrift für Germanistik*. Neue Folge. 2, 1995, 257–278.

GRENZ, Dagmar (1993): Kinder- und Jugendliteratur. Alltagsbewusstsein und „hohe“ Literatur. In: *Jugendliteratur und Gesellschaft* 4, 1993, 29–38.

HAMMER, Signe (1991): *Töchter und Mütter. Über die Schwierigkeit einer Beziehung*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch.

HURRELMANN, Bettina (1992): Aktuelle Kinder- und Jugendliteratur. In: *Praxis Deutsch* 19, 1992, H. 111, 9–18.

JOSTING, Petra / WIRRER, Jan (1996): *Bücher haben ihre Geschichte. Norbert Hopster zum 60. Geburtstag*. Hildesheim: Georg Olms Verlag.

KAMINSKI, Winfried (1986): Vom realistischen zum phantastischen Helden: Aspekte des Wandels in der Kinder- und Jugendliteratur seit 1968. In: DODERER, Klaus (Hg.): *Neue Helden in der Kinder- und Jugendliteratur*. München / Weinheim u.a., 27–39.

LYPP, Maria (1989): Der Blick ins Innere: Menschendarstellung im Kinderbuch. In: *Grundschule* 21, 1989, H. 1, 24–27.

PYERIN, Brigitte (1989): *Mädchenlektüre und Emanzipation. Kritische Fragen an Dagmar Chidolue im Kontext feministischer Literaturpädagogik*. Frankfurt/M.: Dipa Verlag.

SCHEINER, Peter (1984): *Realistische Kinder- und Jugendliteratur*. In: HAAS, Gerhard (Hg.): *Kinder- und Jugendliteratur: ein Handbuch*. 3. Aufl. Stuttgart 1984, 37–60.

-
- SCHILCHER, Anita (2001): *Geschlechtsrollen, Familie, Freundschaft und Liebe in der Kinderliteratur der 90er Jahre. Studien zum Verhältnis von Normativität und Normalität im Kinderbuch und zur Methodik der Werterziehung*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- SCHWEIKART, Ralf (1995): Männer auf Bord. Auf der Suche nach der neuen Männlichkeit im Kinderbuch. In: STARK, Susanne (Hg.): *Ich Tarzan – du Jane? Geschlechtsspezifisches Rollenverhalten in Kinderbüchern*. Hg. von Arbeitskreis für Literatur. München, 10–20.
- WILD, Inge (1996): Vater-Mutter-Kind. Zur Flexiblierung von Familienstrukturen in Jugendromanen von Christine Nöstlinger. In: *Der Deutschunterricht* 4, 1996, 56–67.
- WILKENDING, Gisela (1987): *Kinder- und Jugendbuch*. Bd. 10. Bamberg: Buchners Verlag.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Tomasz Żurawlew
Universität OlsztynZur Poetik der Ironie in ausgewählten Liebesgedichten
Wisława Szymborskas¹

The poetics of irony in selected love poems by Wisława Szymborska. – The following methodological considerations make an attempt to answer the question: what kind of truth about love is revealed in Wisława Szymborska's poetry thanks to the rhetoric of irony the poet so willingly applies. The presented selection of poems by the Polish Nobel Prize laureate aims at providing essential characteristics of poetic irony. The paper also addresses some broader issues, such as the roots of Szymborska's poetic output and the axiological and esthetic registers it activates. A contrasting interpretation of the poems – the author's own – is then provided, based on his own hermeneutic perspective.

Poetyka ironii w wybranych wierszach miłosnych Wisławy Szymborskiej. – Poniższa refleksja metodologiczna stanowi próbę odpowiedzi na pytanie, jaką prawdę o miłości odkrywa w wierszach Wisławy Szymborskiej chętnie stosowana przez nią ironiczna retoryka. Na podstawie wybranych utworów polskiej laureatki literackiej nagrody Nobla autor próbuje przedstawić i scharakteryzować główne właściwości zjawiska poetyckiej ironii. Odpowiada również na pytanie, z czego wyrasta twórczość Szymborskiej, jakie rejestry aksjologiczne i estetyczne uruchamia, oraz proponuje interpretację utworów poетки w oparciu o własny horyzont hermeneutyczny.

Ich kenne kein Herzspiel
(W. Szymborska, *Landschaft*)

1.

„Ich kenne kein Herzspiel“ (SZYMBORSKA 2006: 104): Dies hätte nur Szymborska sagen können, was allerdings nicht bedeutet, dass ihre Poesie von negativen Erfahrungen besessen ist und getrieben wird. Simple Gemütsbewegungen findet man in ihren Gedichten nicht, genauso wie man dort vergeblich nach Zitaten sucht, die sich als Hochzeitssprüche verwenden ließen. Es gibt in den Texten der polnischen Dichterin keine schön klingenden Gemeinplätze, keine retuschierten Wahrheiten, künstlichen Mythen, keine scheinbare Harmonie. Die Autorin von *Liebe auf den ersten Blick* (*Miłość od pierwszego wejrzenia*) enthüllt nie ihre Gefühle, wie es die Neoplatoniker der Renaissance oder die Romantiker zu tun pflegten. Szymborska

¹ Der vorliegende Beitrag ist eine gekürzte und inhaltlich modifizierte Fassung meiner polnischsprachigen Publikation, die unter dem Titel *Miłość w świetle poetyki ironii. Przypadek Szymborskiej* im Sammelband *Miłość we współczesnych tekstach kultury* (Hg. von Monika Szczepaniak, Bydgoszcz 2010) erschienen ist.

verwöhnt ihren Leser nicht, und ihr Eindringen in ausgesuchte Liebeserklärungen, effektvolle Abenteuer, heftige und ephemere Gemütsbewegungen weist keinesfalls auf die Möglichkeit hin, eine Revolution in der poetischen Schilderung der Wirklichkeit herbeizuführen.

Woraus ergibt sich denn das „Herzspiel“, wenn nicht aus der falschen Überzeugung, dass es nichts Einfacheres als Liebe gibt? Die Dichterin ermuntert ihre Leser zu einem oft extremen Misstrauen, das in Unruhe umschlägt. Aber dort, wo es Unruhe gibt, wird auch existenzielle Wachsamkeit geweckt. Ohne diese würde Szymborskas Leser niemals den tiefen Sinn ihrer von Liebe handelnden Texte verstehen, die von Skepsis, Zweifeln und Ironie geprägt sind. Ich nehme an, dass dieser Rezipient ein reifer Leser ist, der die Ironie nach der Rhetorik des polnischen Romantikers Cyprian Kamil Norwid (1821-1883) wahrnimmt und darin den Weg zur Wahrheit erkennt, die wir alle brauchen.

Ist Liebe ein Zufall, etwas, was sich aus einem Zusammentreffen von glücklichen Umständen ergibt? Viele sind mit einer solchen Interpretation einverstanden, andere suchen die Antwort in der Metaphysik. Wenn wir jedoch annehmen, dass Liebe zufällig ist, dann stellt sich die Frage, welche Bedeutung dieser Zufall – nach Ansicht Szymborskas – für die Liebenden hatte und was daraus hervorgeht.

Die vorliegenden Überlegungen verstehen sich als ein Versuch, herauszufinden, was für eine Wahrheit über die Liebe in dem häufig auf Ironie aufbauenden kritischen Idiom Szymborskas vermittelt wird und worin das *genus proximum* ihrer „Liebesgedichte“ besteht. Schon aus den einleitenden Bemerkungen ist ersichtlich, dass das Werk der polnischen Dichterin ein besonders tragfähiger existenzieller Fakt ist, der einer philosophischen und psychologischen Analyse der Liebe viel näher steht als der Auseinandersetzung mit der Autonomie des Gefühls. Denn: „Was hat die Welt von zwei Menschen, die diese Welt nicht sehen?“ – so fragt Szymborska in ihrem Gedicht *Glückliche Liebe (Miłość szczęśliwa)*.

Die Fragen rund um die Liebe scheinen wichtig zu sein, besonders in der Epoche der Demokratie, die vor metaphysischen Überlegungen offensichtlich zurückschreckt. Heutzutage diskutiert man lieber über wirtschaftliche, juristische oder politische Probleme, oder man versucht, die Konjunktur vorauszusehen. Liebe steht nicht mehr auf der politischen Tagesordnung. Diese Tatsache sagt viel über die Zeiten aus, in denen wir leben. Nicht ohne Ironie singt die polnische Sängerin Edyta Geppert:

Ich wollte von der Liebe singen,
die nicht von der Zeit abgekühlt wird,
doch sie sagten – Nein! Das geht nicht,
Frau Geppert, das ist nicht für Menschen.
Und sie belehrten mich, dass ihrer Meinung nach,
das heißt der gewisser Personen,
sich Dinge über nichts gut verkaufen,
die auf einfache Art geschrieben sind.²

² Aus dem Lied *To się nie sprzeda Pani Geppert* (CYGAN 2002). Übersetzung des Zitats sowie aller weiteren Zitate aus der polnischen Sekundärliteratur: T.Ž.

Die Sängerin beklagt sich hier lyrisch keineswegs über ihr Los. Ähnlich wie Szymborska im Gedicht *Autorenenabend* (*Wieczór autorski*), betrachtet auch sie das Schicksal eines Dichters nicht als eine Niederlage. Hinter den angeführten figurativen Worten des Liedes steckt eine tiefe Reflexion über die menschliche Seele mit deutlich kritischen und wertenden Implikationen. Das Singen über die Liebe ist gewiss etwas Menschliches und hört auf, undankbar zu sein, sobald als Resultat der absichtlichen Provokation die Ironie zu Wort kommt.

Włodzimierz Szturc, Autor einer bedeutenden Studie zum Problem der Ironie, betont, dass dieses Phänomen lediglich bei einer oberflächlichen Betrachtung als Störung der axiologischen Hierarchie erscheint. Der authentischste Wert der Ironie ist seiner Meinung nach eng mit dem Prozess der induktiven Erkennung eines bestimmten Problems durch „die Multiplizierung seiner negativen Aspekte, das Aufzeigen diverser Möglichkeiten seiner Formulierung und die Zurückweisung dessen, was absurd oder falsch ist“ (SZTURC 1992: 34; übers.: T.Ż.), verbunden.

Ich glaube nicht, dass man die Spuren der Ironie in Szymborskas Gedichten einzig und allein aus der Perspektive der semantischen Inversion, der Widersprüche oder des Astigmatismus einzelner Elemente der lyrischen Welt der Autorin verfolgen sollte. Man muss bedenken, dass Untersuchungen eines poetischen Textes schon des Öfteren an einem extremen philologischen Formalismus gescheitert sind. Aus der Sicht der Leser ist Ironie doch immer eine Sache, die man individuell beurteilt, bei der die eigene Sensibilität und die eigenen Empfindungen des Rezipienten mitspielen. Peter Stockwell behauptet, dass man die Bedeutung eines literarischen Werks in den Gemütern seiner Leser wiederfinden kann. Der Autor bemerkt zu Recht, dass diese Bedeutung aus den Lektüreprozessen und der individuellen Erfahrung konfiguriert wird und nur zum Teil aus Signalen, die durch Elemente des Textes als Objekt vermittelt werden (vgl. STOCKWELL 2006: 129). Die Ironie Szymborskas untersuche ich deshalb in einer breiteren Perspektive, als es die formelle Theorie vorschreibt. Die Welt Szymborskas ist eine Welt des Diskurses, in dem das Paradigma der Ironie vom kritischen Zustand des Geistes geformt wird, dem charakteristischen Sinn für Humor, der spürbaren Distanz sowie dem gegenüber dem Subjekt empfundenen Misstrauen, das durch die Ablehnung der menschlichen Engherzigkeit und der allgemeingültigen Regeln bewirkt wird. Sicherlich muss man davon ausgehen, dass die Störung der semantischen Maxime oder die Polarisierung der Bedeutung davon zeugen, dass im Text eine Antiphrase vorhanden ist. M.E. ist aber eine Antiphrase nicht die einzige Bedingung, um den jeweiligen Text der Dichterin für ironisch zu halten. Der Fall Szymborska ist ein besonderer Fall, daher können sich partikuläre Verallgemeinerungen als voreilig erweisen. Sprechen wir also über die Besonderheiten dieses Falls.

2.

Wie es scheint, besteht das erste wesentliche Merkmal der Dichtung Szymborskas im ironischen Kritizismus des lyrischen Ich angesichts der aus der Liebe resultierenden Erfahrungen, die deutlich frei von jeglicher Sentimentalität sind. Um das Bild der Liebe in dieser Poesie nachzuvollziehen, muss man sich zuerst genauer mit dem Gedicht *Erste Liebe* (*Pierwsza miłość*) befassen:

Man sagt,
die erste Liebe sei die wichtigste.
Ein sehr romantischer,
aber nicht mein Fall.

...

Meine Hände zittern nicht,
wenn ich auf kleine Erinnerungsstücke stoße
und auf ein Bündel verschnürter Briefe
- wären sie wenigstens mit einer Schleife gebunden.

...

Die anderen Lieben
atmen bis jetzt noch tief in mir.

Dieser fehlt der Atem, um zu seufzen. (SZYMBORSKA 2005: 39)

Bewundernswert ist die Hartnäckigkeit, mit welcher die Autorin den Mythos, nach dem die erste Liebe die wichtigste sei, „entbanalisiert“. Jene Flucht aus der Banalität wird durch die für Szymborska typische ästhetische Kälte geschaffen. Das, was gemeinhin als romantisch angesehen wird, wird in dem Werk zum Gegenstand von feiner Kritik, was aufgrund der für die Ironie notwendigen Reflexion geschieht. Durch Reflexion kann man leicht erkennen, dass eine aktive Affirmation der ersten Liebe – so Szymborska – eine Form des Quietismus ist, die im Allgemeinen mit Liebe nicht viel gemeinsam hat.³ Die erste Liebe – im angeführten Gedicht tückischerweise als romantisch bezeichnet – stellte sich als ein Irrtum heraus. Und dennoch bahnt dieser Irrtum paradoxerweise den Weg zur näheren Erkenntnis, der die Autorin auf unübertreffliche Weise in der letzten Strophe Ausdruck verleiht, indem sie jegliche Regeln der poetischen Bildgestaltung bricht:

Und dennoch kann ebendiese, so wie sie ist,
was die anderen nicht können:
diese nicht erinnerte,
nicht mal geträumte,
macht mich vertraut mit dem Tod. (SZYMBORSKA 2005: 39)

Liebe, die den Menschen mit dem Tod vertraut macht, wäre demnach eine Erfahrung, die sich jeglicher Verallgemeinerung entzieht, die jedoch zu einer belehrenden Tatsache geworden ist. Szymborska macht uns keine Illusionen: Liebe wird uns durch keine Doktrinen, sondern durch das bewundernswerte Leben beigebracht, das – wie die Dichterin in ihrem Vortrag anlässlich der Nobelpreis-Verleihung erwähnt – „von zwei entschieden Daten begrenzt ist“ (SZYMBORSKA 2006: 11).

³ In einem der wenigen Zeitungsinterviews wurde die Dichterin gefragt, ob sich hinter dem Gedicht *Erste Liebe* irgendwelche konkreten Lebenserfahrungen verbergen. Szymborska antwortete: „Meistens wird die erste Liebe glorifiziert, man sagt, dass alles, was danach kommt, nicht das Wahre ist, da der ersten Liebe nichts gleichkommt. Aber das stimmt nicht. Ich glaube, dass jede nächste Liebe die erste eher übertrifft. Zumindest war es bei mir so.“ Vgl. SZCZĘSNA 2002: 8 (Übers.: T. Ž).

Charakteristisch in Szymporskas Werken ist, dass sie – wenn sie nicht selbst von Liebe sprechen will – andere Geschöpfe ins Leben ruft, die in ihrem Namen das Wort ergreifen. Es ist übrigens schwer vorstellbar, dass die Dichterin ihre eigenen Gefühle enthüllt. In einem ihrer bekanntesten Gedichte über Liebe kommt eine Katze zu Wort, die uns auf ironische Weise durch eine leere Wohnung führt:

Sterben – das tut man einer Katze nicht an.
 Denn was soll die Katze
 in einer leeren Wohnung.
 An den Wänden hoch,
 sich an Möbeln reiben.
 Nichts scheint hier verändert,
 und doch ist alles anders.
 Nichts verstellt, so scheint es,
 und doch alles auseinandergeschoben.
 An den Abenden brennt die Lampe nicht mehr.
 ...
 Komme er nur,
 zeige er sich.
 Er wird schon sehn.
 Einer Katze tut man so etwas nicht an.
 Sie wird ihm entgegenstolzieren,
 so, als wollte sie's nicht,
 sehr langsam,
 auf äußerst beleidigten Pfoten.
 Zunächst ohne Sprung, ohne Miau. (SZYMBORSKA 2006: 280–281)

Dieses Gedicht über den Skandal des Todes, über die Ironie des Schicksals und schließlich auch über die Liebe – eines der intimsten Geständnisse der Autorin von *Ende und Anfang* – entstand nach dem Verlust einer ihr nahe stehenden Person.⁴ Marian Stala bemerkt, dass Szymporska „sogar Klagelieder anders als alle anderen schreibt, indem sie nicht einmal einen einzigen Augenblick lang auf die Wesenszüge ihrer einzigartigen Phantasie verzichtet“ (STALA 1996: 358, Übers.: T. Ž.). Die Dichterin bestärkt sich gleichsam noch einmal in ihrer Überzeugung, dass die erste Liebe nicht die wichtigste ist. Szymporskas Katze erzählt vom Schmerz, von dem erfahrenen Leid. Könnte man aber dieses Leiden ohne Liebe verstehen? Die Drohungen der allein gelassenen Katze sind eine Provokation, hinter der sich die absolute Liebe des Tieres zu seinem Besitzer verbirgt. Die Ironie der letzten Zeilen wird von Tadeusz

⁴ Der Lebensgefährte der Dichterin, dem dieses Werk gewidmet ist, war von 1969 bis zu seinem Tod im Jahre 1990 Kornel Filipowicz, einer der hervorragendsten polnischen Prosaiker des 20. Jh.s. Über die harmonische Beziehung zwischen Wisława Szymporska und Kornel Filipowicz erzählen im Dokumentarfilm *Radość pisania. Wisława Szymporska* (Drehbuch und Regie A. Krauze) ihre Freunde, u.a. die Dichterin Ewa Lipska.

Nyczek auf den Punkt gebracht: „Zuerst reagieren wir das Unrecht, das uns zugefügt wurde, korrekt, d.h. nach allen Regeln des Gefühlsspiels, in Form eines vorübergehenden Gekränktheits ab. Erst dann springen wir ihm mit einem Quiekser auf die Schulter“ (NYCZEK 1997: 153, Übers.: T. Ž.). Die Ironie scheint hier die volle Wahrheit über die Liebe zu enthüllen. Sie macht dem Menschen bewusst, dass der Tod nichts Selbstverständliches ist: Die Katze wartet nach wie vor auf vertraute Schritte im Treppenhaus, sie hört nicht auf zu lieben. In der leeren Wohnung gibt es weiterhin reale Spuren des Lebens. Man darf sie nicht aus dem Gedächtnis löschen.

Die Ironie des angeführten Gedichts ist außergewöhnlich feinsinnig. Es gibt in Szymborskas poetischem Oeuvre aber auch Texte, die eine sehr bittere Variante der Ironie ausstrahlen. Immer wenn es um Liebe geht, verlangt diese lyrische Ausdrucksform von der Leserschaft besondere Aufmerksamkeit und Reflexion. Es kann verblüffen, wie die Absurdität einer kitschigen Liebe eine poetische Negation erfährt. Im Folgenden ein Beweis dafür, bei wem und wofür sich das lyrische Ich bedankt:

Danksagung

Vieles verdanke ich denen,
die ich nicht liebe.

Die Erleichterung, mit der ich hinnehme,
dass sie einem anderen näher sind.

...

Ich habe Frieden mit ihnen
und Freiheit mit ihnen,
das aber kann mir Liebe
weder geben noch nehmen.

...

Geduldig
fast wie die Sonnenuhr,
weiß ich, was die Liebe
nicht weiß,
verzeihe, was die Liebe
niemals verziehe.

...

„Ich schulde ihnen gar nichts“ –
würde die Liebe sagen

zu dieser offenen Frage. (SZYMBORSKA 2006: 187–188)

Die Streitlust scheint in Szymborskas Lyrik eine ästhetische Norm zu sein. Man muss aber auch zugeben, dass die Autorin in ihrem Trotz nicht gegen das biblische Gebot der Liebe zu seinen Feinden verstößt. Ganz im Gegenteil: Sie zeigt uns, wie man ihnen eben dafür dankt, dass sie unsere Feinde sind. Somit wird kraft offensichtlicher Ironie ein wichtiger Bereich menschlicher Erfahrung hervorgerufen, der in der Popkultur des Kitsches und oberflächlicher Rührseligkeit allgegenwärtig ist. Die Dichterin bemerkt den Mangel an Liebe und spricht einen

ungewöhnlichen Rückdank aus, in welchem Adam Zagajewski das Ergebnis einer Spannung gegenüber dem lauten und allgegenwärtigen Kult der kitschigen Liebe sieht (vgl. ZAGAJEWSKI 1996: 258), also die Glorifizierung einer geistigen Verarmung, die die Entwicklung des menschlichen Bewusstseins lähmt. Im Felde der ironischen Spannung steckt hier die Wahrheit über die Liebe als die Wahrheit über die Kunst, eine Form des Engagements gegenüber dem Dasein, das Wissen und Kraft benötigt. Ein Paradox ist, dass viele unserer Zeitgenossen trotz zahlreicher Niederlagen auf dem Wege zur Liebe diese Kunst nicht ernst nehmen.

In diesem Zusammenhang soll man untersuchen, welches Bild der vorgefundenen und im Wandel begriffenen Kultur in Szyborskas poetischem Diskurs entsteht. Der Einfluss dieser Kultur auf die Liebe ist meiner Meinung nach unumstritten. Sollte man jedoch mit demjenigen Männer- bzw. Frauentyp einverstanden sein, der in dieser Kultur vorherrscht? Szyborskas psychologisch-soziologische Studie über die Liebe scheint dem Leser die Antwort nahezulegen: Nein, das darf man nicht. Durch die Kraft der Ironie erklärt die Dichterin angebliche Muster und Stereotype für ungültig, was in ihrem Gedicht *Frauenbildnis (Portret kobiecy)* besonders deutlich wird:

Sie hat auswählbar zu sein.
 Sich zu verändern, damit sich ja nichts verändert.
 Das ist leicht, unmöglich, schwer, lohnt den Versuch.
 Ihre Augen sind, wenn es sein muss, mal blau, mal grau,
 dann schwarz, lustig, grundlos mit Tränen gefüllt.
 Sie schläft mit ihm wie die erstbeste, die einzige auf der Welt.
 Sie wird ihm vier Kinder gebären, keine Kinder, eins.
 Naiv, doch sie rät am besten.
 Schwach, aber sie trägt es.
 Fehlt ihr ein Kopf im Nacken, dann besorgt sie sich einen.
 Ihre Lektüre sind Jaspers und Frauenjournale.
 Sie weiß nicht, wozu dieses Schräubchen gut ist, aber sie baut eine Brücke.
 Jung, wie üblich jung, noch immer jung.
 Sie hält einen Spatz mit gebrochenem Flügel in Händen,
 eigenes Geld für die weite und lange Reise,
 das Hackmesser, die Kompresse, ein Gläschen Klaren.
 Wo rennt sie so hin, ist sie nicht müde?
 Doch nein, nur ein wenig, ziemlich, es macht nichts.
 Entweder sie liebt ihn oder sie trotzt.
 Zum Guten, zum Unguten, zum Gotterbarm. (SZYMBORSKA 2006: 204)

Dieses Bild lässt den Leser voller Unruhe zurück. In der mit Antithesen gezeichneten Geschichte einer Frau überzeugt uns Szyborska, dass Liebe etwas mehr verlangt als nur eine sentimentale Aura der Mutterschaft, und dass es in unserer Kultur, deren Anfänge in die judenchristliche Tradition zurückreichen, an einer richtigen Vermittlung hinsichtlich dessen fehlt, was man von Männern erwartet und welche Ansprüche man an sie stellt. Dringt man tiefer in die Motive des angeführten Gedichts ein, so stellt sich die Frage, die etwa die

Soziologin Małgorzata Bilka, die sich u.a. mit dem Kulturwandel beschäftigt, thematisiert: Warum wird Maria als universales Vorbild für Frauen anerkannt, während Jesus nicht zu solch einem Vorbild für Männer geworden ist? (vgl. KUŹMIŃSKI 2008: 13–14). Dabei soll man bedenken, dass Szymborska, die in ihrem *Frauenbildnis* die Ironie durchscheinen lässt, in den Liebesdiskurs den Begriff des „gefallenen Mannes“⁵ einführt. Diejenige, die „ihm vier Kinder, keine Kinder, eins gebären wird, die naive, schwache, wie üblich junge [Frau]“, findet sich mit einer schmerzhaften Beziehung ab, weil sie es muss, weil sie bis dahin in dieser Beziehung lebte... Die Liebe wird also durch unsere Fehler gefährdet, aber ebenso gefährlich erweist sich die Falle der gegenwärtigen Kultur, wo der Macho-Typ das Ideal zu sein scheint: das in sich selbst verliebte „große Kind“ mit dem unaufhörlichen Bedürfnis, seine Männlichkeit zur Schau zu stellen. Indessen betont der hervorragende deutsche Ordensbruder Anselm Grün, dass solch ein Mann ein ängstlicher Mensch mit fehlendem Selbstbewusstsein ist, der sein Selbstwertgefühl aufbaut, indem er der Frau ihren Wert aberkennt (vgl. GRÜN 2005: 11).

Die feine Klinge der Ironie richtet Szymborska auch auf einen anderen Männertyp:

Geboren

Das also ist seine Mutter.

Diese kleine Frau.

Grauäugige Urheberin.

...

Aus ihr trat er hervor

in die Welt,

in die Unewigkeit.

Gebärerin dieses Mannes,
mit dem ich durchs Feuer gehe.

...

Sie fing ihn selbst ein
in die Haut, die ich kenne,
band ihn an Knochen,
die sich vor mir verstecken.

...

Sie also ist sein Alpha.

Wieso zeigte er sie mir.

...

Sohn einer wahren Frau.
Ankömmling aus der Tiefe des Leibes.
Wanderer nach Omega.

...

⁵ Charakteristisch ist, so M. Bilka, dass in unserer Sprache der Begriff „gefallene Frau“ schon seit langem existiert (die Autorin meint den polnischen soziologischen Kontext). Ibidem, S. 14.

Ich hab's begriffen:
dass er den halben Weg bereits gegangen ist.

Doch das hat er mir nicht gesagt,
nein.

Er sagte mir nur:
Das ist meine Mutter. (SZYMBORSKA 2006: 110–111)

Die Hauptgestalt dieses Gedichts ist ein weiterer Mann, der – wie es scheint – die Beziehung zu seiner Lebensgefährtin nicht geklärt hat. Klar und deutlich wird hier dagegen eine andere gegenseitige psychophysische Abhängigkeit gezeigt: seine Beziehung zur eigenen Mutter. „Diese kleine Frau“ – so Szyborska – versetzt uns in nicht geringe Verwunderung. Ihre „Verkleinerung“ wird also absichtlich vorgenommen. Auf diese Weise entsteht eine Zone des ironischen Spiels, durch die wir besser die Schwierigkeiten erkennen, die die Liebe mit sich bringt. Der „Geborene“ scheint ständig in der Frau, mit der er zusammenlebt, die eigene Mutter zu suchen. Er ist also zu keiner richtigen Partnerschaft fähig. In seiner Kindheit hat die Mutter sicherlich „Wunder der Liebe“ vollbracht, um ihn bei sich zu behalten. So ist unser Held „bereits den halben Weg gegangen“, hat aber immer noch nicht die freie Liebe erfahren, ist nicht er selbst geworden. Er ist der Sohn „einer wahren Frau“... Bemerkenswerterweise ist diejenige, mit der er das Leben teilt, immer noch bereit, „mit ihm durchs Feuer“ zu gehen. Die Ironie macht hier also nichts zunichte. Aufgrund des ästhetischen Widerspruchs, der für die Ironie notwendig ist, beginnt man zu verstehen, wie stark eine grenzenlose Liebe sein kann. Sie ermöglicht dem „Geborenen“, mit seinen Schattenseiten umzugehen, sich bewusst zu machen, dass er von sich selbst aus nicht fähig ist, sofort zu lieben. Indem er Höhen und Tiefen, eine innere Zerrissenheit erlebt sowie einen Kampf mit sich selbst aufnimmt, kann er den Weg einer annähernden Erkenntnis beschreiten.

Erstaunlich ist die Disziplin, die Szyborskas Denkweise charakterisiert. Diese Disziplin ist sogar dann vorhanden, wenn in den Gedichten der Humor zur Sprache kommt – „das jüngere Brüderchen des Ernstes“, wie die Autorin ihren Sinn für Humor bezeichnet (vgl. LEGEŻYŃSKA 1996: 22–23):

Aus Erinnerungen

Wir plauderten miteinander,
plötzlich wurden wir stumm.
Ein Mädchen betrat die Terrasse
ein schönes, ach,
viel zu schön
für unseren ruhigen Aufenthalt hier.

Basia warf einen panischen Blick auf ihren Mann.
Krystyna legte unwillkürlich ihre Hand
auf die Hand von Zbyszek.

Ich dachte: ich rufe dich an,
komm vorläufig noch nicht, sage ich,
es soll voraussichtlich tagelang regnen.

Nur Agnieszka, die Witwe,
begrüßte die Schöne mit einem Lächeln. (SZYMBORSKA 2005: 35)

Das schöne Mädchen kommt auf die Terrasse und stiftet Verwirrung unter den dort versammelten Frauen, weckt die Furcht vor dem Verlassenwerden. Was versteckt sich hinter dem nicht ernst zu nehmenden Ernst des Gedichtes? Vielleicht die phänomenalen Farben der Liebe? In den malerisch sensiblen Augen Szymborskas ist nichts schwarz-weiß. Die Liebe vermag uns Freude und Verzückung zu schenken, ein anderes Mal Betrübtheit und Einsamkeit. Dank der Liebe werden wir wachsam. Der Witz und die Selbstironie der Dichterin, die eine gefühlvolle Wachsamkeit zulassen, verabsolutieren sie jedoch nicht. Ganz im Gegenteil: Sie verlangen nach einem objektiven Blick auf den Mann. Es sind meistens unreife Frauenhelden, die sich in Frauen verlieben, welche als Schönheiten gelten. Ortega y Gasset lehrt uns, dass Männer mit zarten Gefühlen, die Frauen zugetan sind, sich durch ihre außergewöhnliche Schönheit gestört fühlen. Übermäßig perfekte Gesichtszüge veranlassen den Mann dazu, ihre Besitzerin zu objektivieren und Abstand zu ihr zu halten, um die Frau als ein wahres ästhetisches Objekt besser bewundern zu können (vgl. ORTEGA Y GASSET 1989: 141).

Der allgemein bekannte Humor Szymborskas, der viele Gestalten annimmt, ergibt sich nicht einzig und allein aus der Beobachtung von Kontrasten, an denen es in der Liebe nicht mangelt. Er hat auch seine Quelle in dem beachtenswerten intellektuellen Scharfsinn der Dichterin, er ist der Ausdruck davon, dass sie die „Dinge an sich“ sieht. Ganz richtig hält es Wojciech Ligęza fest: „Jede Wahrheit in der Poesie von Szymborska muss – um richtig aufgenommen zu werden – zuerst eine Probe des Lachens, der Ironie und des Zweifelns bestehen“ (LIGĘZA 2001: 85). Durch jenen einzigartigen Filter dringt das Thema der Liebe im Gedicht *Album (Album)* durch:

Niemand in der Familie starb aus Liebe.
Was war, das war, zum Mythos reichte es nie.
Romeos der Schwindsucht? Julien der Diphtherie?
Manche lebten recht lange als grame Greise.
Kein Opfer einer nicht abgesandten
Antwort auf einen betrännten Brief!
...
Vielleicht jemand von früher, vor den Daguerreotypen,
doch, so viel ich weiß, nicht die durchs Albummändern. (SZYMBORSKA 2006: 105)

Die Dichterin bleibt konsequent ihrer Methode der hinterlistigen Entlarvung treu. Der Versuch, in Familienalben expressive Erregungszustände, Geistesflüge, Sensationen und Melodramen zu finden, wird in diesem Gedicht als verlorene Liebesmüh abgetan. Nach Szymborska stirbt man nicht aus Liebe, diese kann jedoch eine Schule der Enttäuschungen sein. Ich wage

zu behaupten, dass das, was uns die Dichterin über die Liebe sagen will, wertvoller sein kann, besser zur menschlichen Realität passt, als die Überlegungen so mancher Denker, die versuchen, viel zu erläutern. Szymborska konfrontiert ihren Leser mit Fakten, die bei ihm wachsende Unruhe bewirken, was ihn aber paradoxerweise von seiner inneren Zerrissenheit befreit. Die Dichterin gebietet dem Rezipienten, von der durch scheinbare Mythen hervorgerufenen Exzitation abzulassen. Sie warnt davor, in Familienalben nach idealer Liebe zu suchen. Eine Fotografie verewigt einzig und allein einen Abschnitt aus der vergänglichen Wirklichkeit, von der Liebe dagegen wird das ganze menschliche Leben umfassen und gebündelt. Im Leben gibt es nicht nur Faszination; auch Wunden und Ängste bestimmen die Beziehung zwischen Mann und Frau. Diese Beziehung birgt also immer ein gewisses Risiko. Als der Dichterin der Nobelpreis verliehen wurde, gestand sie in einem Fernsehinterview: „Der Reiz der Liebe beruht ein wenig auf einer ständigen Gefahr“ (WALAS 1996: 23).

Ist es deshalb wert, ein solches Risiko einzugehen? Eine feinsinnige Antwort scheint das Gedicht *Goldene Hochzeit* (*Złote gody*) zu vermitteln:

Sie müssen früher verschieden gewesen sein,
 Feuer und Wasser, sich jäh unterschieden haben,
 einander beraubt und einander beschenkt
 in der Begierde, im Angriff auf ihre Unähnlichkeit.
 Umarmt, nahmen und gaben sie sich so lange,
 bis nur noch Luft in den Armen zurückblieb,
 transparent nach dem Abflug der Blitze.

Eines Tages fiel die Antwort vor der Frage.
 Eines Nachts errieten sie den Ausdruck ihrer Augen
 an der Art des Schweigens, im Dunkel.

Das Geschlecht verblüht, die Geheimnisse verglimmen,
 im Ähnlichen begegnen sich Unterschiede
 wie alle Farben im Weiß.

...

Langsam wachsen Zwillinge aus dem Starrblick.
 Vertrautheit ist die vollendetste der Mütter,
 von ihren beiden Kindern zieht sie keines vor,
 sie weiß sie kaum zu unterscheiden.

Am Tag der goldenen Hochzeit, dem Feiertag,
 setzte sich eine einerlei gesehene Taube ans Fenster. (SZYMBORSKA 2006: 67–68)

Ein Leser, der annahm, dass Szymborskas Skepsis ein Ende der Liebe prophezeit, wundert sich gewiss. Eine tiefe, dauerhafte Bindung zwischen Mann und Frau ist immer noch möglich. Eine Voraussetzung dafür ist jedoch nicht nur gemeinsame Harmonie, sondern auch eine gemeinsame „Unähnlichkeit“. Man kann also annehmen, dass echte Liebe solch eine Liebe ist, in der „wir

einander berauben und einander beschenken, uns nehmen und geben“ – eine Liebe also, die ständig im Wandel begriffen ist und mit dem Leben heranreift. Die so genannte „Übereinstimmung der Charaktere“ muss keine Garantie für eine dauerhafte Beziehung sein. Es sind vielmehr bittere, komplizierte und schlichte Dinge, durch die sich die Partner zusammenraufen. Gerade diesen Dingen schenkt die Dichterin besondere Beachtung, wobei sie versucht, die Beziehung zwischen den Jubilaren aus dem Gedicht *Goldene Hochzeit* in ihrem Kern zu verstehen. Somit legt sie dem Leser nahe, dass das Geheimnis der Liebe im alltäglichen Leben verborgen liegt: auch in Einsamkeit. Wenn man liebt, sind Worte überflüssig. Dies beweisen die lyrischen Protagonisten des Gedichts, denn „eines Nachts errieten sie den Ausdruck ihrer Augen an der Art des Schweigens, im Dunkeln“. In ihrem Gefühl, eins zu sein, waren sie also nicht mehr einsam.

Erstaunlich ist, dass wir meistens gegen Einsamkeit kämpfen, während es paradoxerweise manchmal vorkommt, dass Liebe von ihr ausgelöst wird. Szymborska deutet in ihrem neuesten Gedicht *Ella im Himmel (Ella w niebie)* an, dass das Gefühl der Vereinsamung imstande ist, das Bedürfnis der tiefsten Liebe zu wecken, die außerhalb unserer Möglichkeiten liegt:

Sie betete zu Gott,
 sie betete inbrünstig,
 aus ihr ein weißes glückliches Mädchen zu machen.
 Und wenn es schon zu spät für solch einen Wandel ist,
 dann schau wenigstens, lieber Herrgott, auf mein Gewicht
 und nimm mir davon zumindest die Hälfte weg.
 Aber der gnädige Gott sagte Nein.
 Er legte lediglich die Hand auf ihr Herz,
 sah in den Hals, streichelte ihr den Kopf.
 Und wenn alles vorbei sein wird – fügte er hinzu –
 bereitest du mir eine Freude, wenn du zu mir kommst,
 mein liebes schwarzes Kind, mein freudig singender Fels⁶.

Sowohl für Kenner als auch für gemeine Empfänger von Szymborskas Dichtung ist dieses Werk bestimmt eine neue Entdeckung, da es einen spezifischen Umbruch in der poetischen Schilderung Gottes darstellt. Zum ersten Mal führt die Dichterin öffentlich in einer lyrischen Situation Seinen Namen an, wobei sie auch weiterhin Meisterin des Verdachts bleibt. Doch auch diesmal geht es nicht ohne Ironie ab. Die für Ironie so charakteristische Rhetorik der Widersprüche wird in der achten Zeile deutlich, in der Anerkennung durch Negation spürbar wird. Wenn wir uns die Leiden der an Diabetes erkrankten dunkelhäutigen Ella Fitzgerald, der weltbekannten Jazzsängerin, vor Augen führen, der kurz vor ihrem Tode beide Beine amputiert wurden, dann klingt der vom Leben geschriebene Vers wie ein Vorwurf. Indem Szymborska den Faktor der Ironie anwendet, sucht sie nach Argumenten für ihren Glauben. Sie zweifelt, also lebt sie... Vom „Gnädigen Gott“ werden Ellis Bitten nicht erfüllt. Letztendlich jedoch, „wenn alles vorbei sein wird“, möchte Er ihr Seine endlose Liebe erweisen. Damit

⁶ Das Gedicht stammt aus dem neuesten, noch nicht übersetzten Band *Tutaj* (SZYMBORSKA 2009: 38); Übersetzung des Gedichts: T. Ž.

ist Er nicht mehr etwas Entlegenes, Seine Liebe ist vorbehaltlos, Er greift in die menschliche Geschichte ein.

Ich glaube, dass die Liebe unter Wisława Szymborskas Feder auflebt. „Die Verfasserin von ein paar Versen“ (SZYMBORSKA 2006: 80), wie sie sich selbst im Gedicht *Grabstein (Nagrobek)* bezeichnet, versteht es hervorragend, das Gebäude der Urteile über sie ins Wanken zu bringen. Derartige Erschütterungen erweisen sich jedoch meistens als außerordentlich nützlich. Ich bin überzeugt davon, dass wir durch diese Poesie an einer inneren Reinigung teilnehmen.

3.

Zum Schluss bleibt festzuhalten, dass die Lyrik der polnischen Nobelpreisträgerin die Frucht eines herausragenden Talents und eines außergewöhnlichen Scharfsinns ist. Szymborska war und ist misstrauisch, dabei aber immer ehrlich. Über Liebe schreibt sie ohne Umschweife, wie in dem bereits erwähnten Gedicht *Glückliche Liebe*: „prächtige Babies werden ohne ihr Zutun geboren“ (SZYMBORSKA 2006: 178). Es fällt schwer, dem zu widersprechen...

Die Liebe Szymborskas schmerzt, und dieser Schmerz wird noch viel spürbarer, wenn die Dichterin innere Zerrissenheit offen legt und fromme Wünsche entlarvt. Durch die Kraft der Ironie werden in ihren Gedichten jedoch alle Urteile über die Liebe geordnet. Ihre Verse bringen uns bei, die Liebe als Aufgabe, als Kunst zu betrachten, und schließlich auch als eine Eigenschaft, die unser Verhältnis zur Welt festlegt. Die Skepsis der Dichterin hat dabei nichts mit Nihilismus zu tun. Es ist eine poetische Pragmatik, die uns alle Wahrheiten abwägen lässt, bevor wir irgendeinen Gedanken für richtig erklären. Dank der Ironie verstehen wir die Welt viel besser. Nicht alle sind jedoch fähig, die Ironie zu erkennen. In Bezug darauf machten sich solche Persönlichkeiten, wie Sokrates, der polnische romantische Dichter Cyprian Kamil Norwid sowie der gegenwärtige polnische Philosoph und Theologe Józef Tischner, keine Illusionen – waghalsige Männer, die der Ironie bis aufs Letzte treu blieben. Sie sind aber schon längst und wie es sich gehört vergangen – würde sicherlich, natürlich mit Ironie, die das Leben liebende Wisława Szymborska sagen. In ihrem Liebesdiskurs stellt die Dichterin die unkomplizierten, allgemein gültigen Wahrheiten in Frage. Dadurch scheint sie uns sagen zu wollen, dass die menschliche Liebe Einsatz verlangt, dass sie nicht aus sich selbst entspringt. Diese Eigenschaft kommt allein der *Caritas* Gottes zu. Von dieser Liebe jedoch wissen wir nichts. Wir können nur glauben und darauf vertrauen, dass es sie gibt.

Und noch eins. Liebe beginnt mit einem Lächeln. Diese Wahrheit scheint die Dichterin zu bestätigen, indem sie unseren Alltag betrachtet:

„In Polen gibt es eine ganze Menge Leute, die es wert sind geachtet zu werden. Der Großteil von ihnen hat keine allgemein angesehenen Namen. Zum Beispiel eine gewisse Person, die vor unserem Wohnblock Schnee schippen muss. Der Wohnblock ist groß, die Frau schwächlich, die Arbeit schwer und der Schnee nicht leicht, denn er vereist schnell und man muss ihn Stückchen für Stückchen aufhacken. Es wäre also nichts eigenartiges daran, wenn wir, die Bewohner, von dieser Frau mit einem missgünstigen, unfreundlichen Blick begrüßt würden. Aber nein. Wenn wir an ihr vorbeigehen und sie grüßen, antwortet sie mit einem Lächeln.“ (vgl. NYCZEK 2009: 62–63, Übers.: T. Ż.).

Ganz Szymborska! Ist dieser Fall ein Zufall? Oder wurde die Dichterin vielleicht von JEMANDEM ausgedacht?

Primärliteratur

- SZYMBORSKA, Wisława (2005): *Der Augenblick / Chwila*. Übertragen und herausgegeben von Karl Dedecius. Frankfurt/M.
- SZYMBORSKA, Wisława (2006): *Die Gedichte*. Herausgegeben und übertragen von Karl Dedecius. Die Brigitte-Edition.
- SZYMBORSKA, Wisława (2009): *Tutaj*. Kraków.
- CYGAN, Jacek (2002): *To się nie sprzeda Pani Geppert*. Lieder von Edyta Geppert aus der Platte *Wierzę piosence*.

Sekundärliteratur

- GRÜN, Anselm (2005): *Walczyć i kochać. Mężczyźni w poszukiwaniu własnej tożsamości*. Łódź [deutsches Original: *Kämpfen und lieben: Wie Männer zu sich selbst finden*].
- KRAUZE, Antoni (Drehbuch und Regie): *Radość pisania. Wisława Szymborska* [Freude am Schreiben. Wisława Szymborska]. Dokumentarfilm.
- KUŹMIŃSKI, Michał (2008): Towary i ciacha [Interview mit M. Bilka]. In: *Tygodnik Powszechny* 47/2008, 13–14.
- LEGEŹYŃSKA, Anna (1996): *Wisława Szymborska*. Poznań.
- LIGEZA, Wojciech (2001): *O poezji Wisławy Szymborskiej. Świat w stanie korekty* [Zur Dichtung von Wisława Szymborska. Die Welt im Zustand der Korrektur]. Kraków.
- NYCZEK, Tadeusz (1997): *22 x Szymborska*. Poznań.
- NYCZEK, Tadeusz (2009): Szymborska znowu tutaj [Szymborska ist wieder da]. In: *Przekrój* 3/2009, 62–63.
- ORTEGA Y GASSET, José (1989): *Szkice o miłości*. Warszawa.
- STALA, Marian (1996): Kot i puste mieszkanie [Eine Katze und eine leere Wohnung]. In: ILLG, Jerzy (Hg.): *Radość czytania Szymborskiej* [Freude an der Szymborska-Lektüre]. Kraków, 357–361.
- STOCKWELL, Peter (2006): *Poetyka kognitywna. Wprowadzenie* [Kognitive Poetik. Eine Einführung]. Polnisch von Anna SKUCIŃSKA. Kraków.
- SZCZĘSNA, Joanna (2002): Trudno jest wspinać się do wiersza [Es ist schwer, ein Gedicht zu erklimmen; Interview mit Wisława Szymborska]. In: *Gazeta Wyborcza* 31. August – 1. September 2002, 7–8.
- SZTURC, Włodzimierz (1992): *Ironia romantyczna. Pojęcie, granice i poetyka* [Die romantische Ironie. Begriff, Grenzen und Poetik]. Warszawa.
- WAŁAS, Teresa (1996): Lekcja zdziwienia światem [Lektion der Verwunderung an der Welt; Interview mit Wisława Szymborska]. In: ILLG, Jerzy (Hg.): *Radość czytania Szymborskiej* [Freude an der Szymborska-Lektüre]. Kraków, 20–24.
- ZAGAJEWSKI, Adam (1996): Pochwała swobody [Lob der Freizügigkeit]. In: ILLG, Jerzy (Hg.): *Radość czytania Szymborskiej* [Freude an der Szymborska-Lektüre]. Kraków, 255–262.
- ŻURAWLEW, Tomasz (2007): *Poetyka ironii w twórczości Wisławy Szymborskiej w oryginale oraz w przekładach Karla Dedeciusa* [Poetik der Ironie im Werk von Wisława Szymborska: Original und Übersetzungen von Karl Dedecius]. Gdańsk (Dr.-Diss.).

Gdańsk 2011, Nr. 25

Zdzisław Wawrzyniak
Universität Rzeszów

Zur Kunst des Schreibens in einigen Sprachen

The art of writing in several foreign languages. – The main aim of the following article is to show the relevance of writing in the process of learning a foreign language. The author makes an attempt to present the advantages of writing in opposition to speaking. In the second part of the article the author focuses on translation as a radical school of writing. The paper includes instances of translation from German into Polish which prove the point.

O sztuce pisania w kilku językach obcych. – Celem artykułu jest zwrócenie uwagi na fakt, jak istotne jest pisanie w procesie uczenia się języka obcego. Autor próbuje pokazać cechy odróżniające pisanie od mówienia. W drugiej części artykułu autor koncentruje się na przekładzie jako radykalnej szkole pisania. Tekst zawiera przykłady tłumaczeń z języka niemieckiego na polski, potwierdzające zaprezentowane konstatacje.

1. Allgemeines

Das Sprechen ist des Lehrers Lust. Das Sprechen kann auch des Lernalters Lust werden. Das Schreiben ist des Dichters Lust. Ich war immer, auf jeden Fall habe ich versucht, ein guter Lerner zu sein. Aus einigen Gründen wurde ich akademischer Lehrer im Bereich der Germanistik, zunächst in Krakau, später in Rzeszów. Das Schreiben war und ist etwas, was mir stets Freude bereitet. Sowohl früher als auch heute habe ich lieber geschrieben als gesprochen. Die Vorliebe für das Schreiben erkläre ich mir so: Beim Sprechen unterliegen wir einem eigenartigen Tempozwang. Die Kommunikationspartner erwarten von einem Sprecher, dass er ununterbrochen spricht und dabei den Zuhörer/die Zuhörer fasziniert. Dies scheint nach meiner Erfahrung schier unmöglich zu sein.

Beim Schreiben sind die Erfahrungen der wirklichen bzw. potentiellen Textempfänger etwas anders. Der Rezipient/die Rezipienten werden mit einem Schreibprodukt konfrontiert, das relativ bzw. wirklich abgeschlossen vorliegt. Der Schreibende hat meistens während des Schreibens Ruhe und die kreative Einsamkeit, die es ihm erlauben, sich zu überlegen, was und wie er zu schreiben vorhat. Deshalb habe ich schon am Anfang dieses Beitrags gesagt: „Das Schreiben ist des Dichters Lust.“ Hier möchte ich ohne Umschweife feststellen, dass das Schreiben eine Kunst ist, die nicht alle Menschen beherrschen. Es gibt bzw. es gab auf der Welt Meister des Schreibens, um nur einige deutschsprachige Autoren zu nennen: Arthur Schopenhauer, Goethe und Schiller, Hermann Hesse, Franz Kafka und Thomas Mann. Es

gibt und es gab auch Leute, die nicht gut schreiben konnten. Aus verschiedenen Gründen. Bekanntlich haben Misserfolge und Niederlagen nicht nur einen Vater.

2. Klarheit, Lakonie und Empfängerfreundlichkeit als angestrebte Ziele der guten Schreiber

Das Schreiben ist eine Kunst, die lustvoll sein kann. Wenn man ohne Freude am Schreiben Texte verfasst, die lustlos geschrieben worden zu sein scheinen, passiert etwas Trauriges. Texte, die wie Gedankenblitze den dunklen Himmel der Alltagsroutine erleuchten, sind Aphorismen und Sentenzen. Sie zeichnen sich nicht nur durch Prägnanz und inhaltliche Kreativität aus, sondern auch durch sprachliche Kürze und Eleganz. Als Beispiel führe ich hier eine lateinische Sentenz mit meinen Übersetzungen ins Deutsche und ins Polnische an:

Corruptio optimi pessima.

Das Verderben des Besten ist am schlimmsten.

Zepsucie tego, co najlepszego, jest najgorsze.

Einer der besten Aphoristiker des 20. Jahrhunderts ist Gabriel Laub (1928–1998). Im polnischen Bochnia geboren, hat er zunächst Polnisch und Jiddisch gesprochen, nach der Flucht (1939) vor Hitler in die Sowjetunion auch Russisch. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat er in der Tschechoslowakei gelebt und Journalismus studiert. Seine Texte erschienen damals im tschechischen Prag. Seit 1969 lebte Laub in Hamburg und verfasste seine literarischen Werke in deutscher Sprache. Bekannt wurde er als Autor von satirischen Romanen und Aphorismen. Die bekanntesten Sammlungen von Aphorismen, die aus seiner Feder stammen, sind die folgenden: *Verärgerte Logik* (1981), *Erlaubte Freiheiten* (1975), *Denken erlaubt* (o. J.), *Das Recht, recht zu haben* (1982), *Denken verdirbt den Charakter. Alle Aphorismen* (1996).

Die kurzen Texte von Gabriel Laub können als ein Musterbeispiel für sprachliche Präzision, Humor, Ironie und Sinn für Realismus gelten. Es sei mir hier erlaubt, einige Aphorismen von G. Laub **in extenso**, d.h. „**in intenso**“ zu zitieren:

„Der Computer ist kein Wunder. Er arbeitet nur deshalb so schnell, weil er nicht denkt.“

„Er tat, was er konnte, um zu verbergen, dass er nicht konnte, was er tat.“

„Ob man die Welt als Pessi- oder Optimist ansieht – der Mist bleibt.“

„Die Zukunft der Literatur liegt im Aphorismus. Den kann man nicht verfilmen.“

„Das Leben kriegt man lebenslänglich.“

„Moralischer Wohlstand: Fast jeder hat eine doppelte Moral.“

„Er hat das Talent, ein Talent zu verkaufen, das er nicht hat.“

Die Aphorismen von G. Laub sind nicht nur wegen der überraschenden, oft paradoxen sprachlichen Form höchst interessant. Die Themenwahl zeugt von einem breiten Spektrum der geistigen Interessen des Autors: Kultur, insbesondere Literatur, Philosophie, Politik, menschliche Sitten und Unsitten stehen im Mittelpunkt seiner literarischen Tätigkeit. Unter

Textthema kann man nach Lada LUBIMOVA-BEHMAN (2001: 39) den „Leitgedanken...“, nach dem der Autor seinen Text verfasst“ verstehen. Nach Klaus Brinker sei das Textthema Kern des Textinhalts.

Ein charakteristischer stilistischer Zug der Aphorismen von Laub ist der Überraschungseffekt, der oft auf unerwarteter Logik der Beweisführung beruht. Als Beispiel würde ich hier den folgenden Aphorismus nennen:

„Es gibt keine unglücklichen Ehen. Sonst müßte es auch glückliche geben.“

3. Zweitverfassen oder translatorisches Schreiben

Persönlich hat der Autor dieser Worte das Schreiben mehrmals als Zweitverfasser oder translatorisches Schreiben erlebt. Vor allem habe ich unterschiedliche Texte aus dem Deutschen und Schwedischen ins Polnische (darunter sieben Romane, ein akademisches Lehrbuch und ein Gedichtbändchen, die in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in polnischen Verlagen veröffentlicht wurden), aber auch aus dem Englischen ins Deutsche, aus dem Bulgarischen ins Polnische oder ins Deutsche usw. übersetzt. Wenn es Polyglotten gibt, die gibt's bestimmt, so gibt es Multitranslatoren, die aus einigen Sprachen in einige Sprachen übersetzen bzw. dolmetschen.

Schriftliche Translation ist mit dem Zweitverfassen eines Ausgangstextes zu identifizieren. Im Falle der schriftlichen Translation haben wir es mit einem eigenartigen Phänomen der Doppelverfasserschaft zu tun. Wenn der Papst Johannes Paul II. als Titel einer seiner Enzykliken *Caritas in veritate* wählt, so ist die polnische translatorische Formulierung *W miłości i prawdzie* eine freie übersetzerische Leistung, die von Lesern, die der beiden Sprachen: Lateinisch und Polnisch mächtig sind, völlig zu begreifen ist. Translatorisches Schreiben ist einerseits originalabhängig, andererseits translatorisch frei, weil der Translator über die endgültige Fassung des Zweittextes, d.h. des Translats, entscheiden kann. Welche Probleme translatorisches Schreiben mit sich bringt, möchte ich hier an einigen Beispielen demonstrieren.

Es ist relativ einfach, den Ausgangssatz, der auf Polnisch formuliert wurde, mit dem englischsprachigen Zweitsatz und dem deutschsprachigen Drittsatz zu konfrontieren:

- (1) Artykuł porusza problem jakości tekstu na przykładach z literatury niemieckojęzycznej.
- (2) The article deals with the problem of the quality of text based on the German literature.
- (3) Der Beitrag thematisiert das Problem der Textqualität an Beispielen aus der deutschsprachigen Literatur.

Falls der Ausgangstext einen originellen Gedanken in einer originellen Form enthält, ist der Translator vor eine Herausforderung gestellt, die nicht jeder Übersetzer zu bewältigen vermag. Dafür ein Beispiel:

„Dogma: der Versuch, einen Stock mit nur einem Ende zu erzeugen.“

- (1) Dogmat: próba **stworzenia kija** o jednym końcu.
- (2) Dogmat: próba **wyprodukowania pałki** o tylko jednym końcu.

Ich verzichte hier auf eine detaillierte Analyse des obigen Beispiels. Ich bin aber tief davon überzeugt, dass das Translat (2) viel besser als das Translat (1) ist.

4. Ein längeres Textbeispiel

Ein aufmerksamer und geduldiger Leser meines Textes hat sicherlich bemerkt, dass ich in meinem Beitrag recht kurze Textabschnitte als Beispiele verwende. Aus einigen Gründen möchte ich jetzt ein längeres Textbeispiel präsentieren.

Das deutsche Original stammt aus dem Buch von Martin HECHT *Deutsche Unsitten* (2009). Ich erlaube mir hier, den Anfang des Buches, d.h. *Einleitung* und *Kleine Metaphysik der Unsitten* (HECHT 2009: 7–9) in extenso anzuführen, und dann eine polnische Übersetzung, die meine Studenten aus Rzeszów angefertigt haben, zu zitieren:

„Einleitung

Vordrängeln beim Brötchenkaufen; überholende LKW auf der Autobahn; Zeitgenossen, die im Zugabteil vor anderen ihre Fingernägel abknipsen; Menschen, die nichts dabei finden, wenn ihr Yorkshire-Terrier sein Häufchen mitten auf dem Bürgersteig macht; lautstarkes Telefonieren in vollbesetzten Fernzügen; endlose Werbepausen im Fernsehen während des Spielfilms; Harfenklänge von der Wellness-CD in romanischen Kirchen; ‚Das ist eine absolute Unsitte!‘ Den Satz kennt jeder, und jeder benutzt ihn, um die Abneigung auszudrücken, die ein öffentlich wahrnehmbares Fehlverhalten weckt.

‚Wer frei von Sünde ist‘, sagt Jesus Christus, ‚der werfe den ersten Stein.‘ Unsitten gibt es überall. Kein Land, kein Stamm, keine Nation ist frei davon. Der Deutsche ist hier keinen Deut besser, aber auch keinen Deut schlechter als die Franzosen, die Briten, die Italiener. Unsitten gibt es, seit es Menschen gibt. Aber gibt es heute vielleicht noch ein paar mehr als früher? In der Tat. In der Epoche, in der wir heute leben, haben es Unsitten viel leichter, sich zu verbreiten. Wo die Welt entzaubert ist und die alten Traditionen als Sittenhüter endgültig untergegangen sind, ist den Unsitten, Tür und Tor geöffnet. Und wo sie nicht gehindert werden, breiten sie sich aus.

Kleine Metaphysik der Unsitten

Eine Sitte ist laut Brockhaus eine ‚an traditionelle, kulturspezifische Normen und Werte gebundene Regulierung sozialen Handelns in wiederkehrenden Situationen des öffentlichen und privaten Lebens.‘ Ein nicht kodifizierter, aber von allen beherrscht und beherzigter Katalog des ‚Comme il faut‘, ein System von Pflichten und Unterlassungen, ist die Grundlage sittlichen Verhaltens – wie es sein sollte. Sitten gibt es, damit das, was wir tun, **eine Art** hat. Eine Unsitte ist demnach eine Sitte mit negativem Vorzeichen, also ein soziales Handeln, das zwar sehr oft in wiederkehrenden Situationen auftritt – aber gerade nicht dem entspricht, wie es sein sollte. Unsitten: das genau das, was man **nicht** tun sollte – und was doch viele tun. Unsitten äußern sich vor allem auf zwei großen Feldern: im ästhetischen als Geschmacklosigkeiten und im moralischen als Verletzungen ethischer Standards – wenn auch fast immer in einem geringeren Schweregrad. Mit Sittlichkeit und Unsittlichkeit haben Sitten und Unsitten in den allermeisten Fällen nichts zu tun. Allenfalls gibt es Unsitten, die von derart wüster und dreister Natur sind, dass sie dann auch an schwere moralische Verfehlungen grenzen. Das hierzulande verbreitete Vordrängeln ist hierfür ein gutes Beispiel. Es ist nicht nur eine Unsitte, weil **man** das nicht tut. Es ist zugleich auch – wenngleich nicht in dramatischer Weise – unsittlich, also unmoralisch, weil sich ein solches Verhalten nicht an den ethischen Werten von Gleichbehandlung, Brüderlichkeit und Gerechtigkeit orientiert. Eine Unsitte kann ein willentliches Verletzen bestehender Regeln sein, ein absichtsvolles Durchbrechen von Verhaltensstandards, wie

sie unter zivilisierten Menschen vorherrschen. Sie kann aber genauso gut aus purer Unkenntnis begangen werden – weil das umgeschriebene Gesetz, gegen das verstoßen wird, dem Übertreter gar nicht bekannt ist. Unsitten sind kollektiv auftretende schlechte Angewohnheiten, die sich in der Grauzone zwischen fehlenden Manieren und handfesten moralischen Übertretungen bewegen. Der Ort, an dem sie begangen werden, ist die Öffentlichkeit. Ein Mensch für sich genommen ist kaum in der Lage, das Problem zu entfesseln, um das dieses Buch kreist.

Erst unter seinesgleichen, im öffentlichen Raum, wird Sittenlosigkeit zum Problem. Denn erst, wo andere Mitmenschen sie erleben und erleiden müssen, werden persönliche Schrulligkeiten zum Erlebnis.“ (HECHT 2009: 7–9)

Bevor ich auf einige Probleme des von mir so genannten translatorischen Schreibens eingehe, möchte ich kurz feststellen, dass Translation für mich in erster Linie einen Verstehens- und Formulierungsvorgang darstellt. Sowohl bei der einsprachigen als auch bei der zweisprachigen Kommunikation ist das Verstehen entscheidend für das Gelingen des Kommunikationsaktes. Seit langem unterscheide ich zwischen **stillem** und **sprachlich formuliertem Verstehen**. Das Übersetzen beruht auf dem schriftlich formulierten Verstehen des Ausgangstextes in einer anderen Sprache, d.h. in der Zielsprache. Im Falle unseres Beispiels liegt der Ausgangstext in deutscher Sprache vor. Meine Studenten haben versucht, den hier von mir zitierten Textabschnitt aus dem Buch von Martin Hecht ins Polnische zu übertragen.

Es kann meine Absicht nicht sein, das deutsche Original mit der polnischen Übersetzung total und akribisch zu vergleichen. Solch ein Unternehmen würde den Rahmen meines Beitrags in evidenten Weise sprengen. Ich werde nur auf einige Stellen hinweisen, die charakteristisch für Texte sind, die als Translationsprodukte betrachtet werden müssen. Hecht schreibt über *Zeitgenossen*, die im Zugabteil ihre Fingernägel abknipsen. Meine Studenten verwenden das polnische Substantiv *towarzysze* [Genossen]. Man kann in der polnischen Übersetzung an einigen Stellen eine starke Abhängigkeit von der sprachlichen Form des deutschen Ausgangstextes bemerken, z.B.: *den Unsitten ist Tür und Tor geöffnet* wurde wiedergegeben als *są drzwi i bramy dla złych nawyków otwarte* – ein offensichtlicher Fall der Interferenz durch die syntaktische Struktur des deutschen Satzes.

Die edle Kunst des Schreibens kann sowohl in der Muttersprache als auch in den zu erlernenden Fremdsprachen praktiziert werden. Besondere Aufmerksamkeit wurde in meinem Beitrag dem Zweitverfassen, d.h. dem translatorischen Schreiben, geschenkt. Die Translatoren sind wie alle Fremdsprachenlerner der Interferenzgefahr ausgesetzt.

Literatur

HECHT, Martin (2009): *Deutsche Unsitten*. München, Zürich: Piper.

LAUB, Gabriel (1996): *Denken verdirbt den Charakter. Alle Aphorismen*. Zürich: Sanssouci.

LUBIMOVA-BEHMAN, Lada (2001): *Rezeption von Aphorismen. Eine textlinguistische Studie*. Berlin: Erich Schmidt.

GEDANIANA

I. Danzig i Gdańsk w artystycznej wizji Andrzeja Taranka /
Danzig und Gdańsk in der künstlerischen Darstellung
von Andrzej Taranek

Andrzej Taranek urodził się 22 listopada 1953 roku w Gdańsku. Studia artystyczne odbył na Wydziale Malarstwa i Grafiki Państwowej Wyższej Szkoły Sztuk Plastycznych w Gdańsku. Dyplom obronił w pracowni prof. Witolda Janowskiego w 1982 roku. W latach 1985–1987 pracował jako wykładowca w Państwowym Liceum Sztuk Plastycznych w Gdyni Orłowie. Lata 1991–1994 spędził w Indiach Zachodnich.

Od chwili ukończenia studiów zajmuje się pracą twórczą, uprawia grafikę, rysunek i malarstwo. Miał wystawy indywidualne, uczestniczył w kilkudziesięciu pokazach w Polsce i poza granicami kraju, jest laureatem nagród i wyróżnień. Prace w zbiorach: Muzeum Narodowe w Gdańsku, Biblioteki Narodowej w Warszawie, Biblioteki Ossolińskich we Wrocławiu, Biblioteki Polskiej Akademii Nauk w Gdańsku, a także w galeriach i zbiorach prywatnych w Polsce, Włoszech, Francji, Belgii, Holandii, Niemczech, Szwecji, Finlandii, USA oraz w wielu miejscach Indii Zachodnich. Jest autorem cyklów ilustracji, a także opracowań graficznych wielu książek, w tym dla Ossolineum i Wydawnictwa Uniwersytetu Gdańskiego. Otrzymał kilka wyróżnień przyznanych przez Polskie Towarzystwo Wydawców Książek w Konkursach na Najpiękniejszą Książkę Roku.

W roku 1995 odbyła się wystawa indywidualna, zorganizowana przez Fundację Pomocy Dzieciom Skrzywdzonym „Dar Gdańska”, połączona z aukcją wystawionych tam grafik na rzecz Podstawowej Szkoły Specjalnej Nr 4 w Gdańsku Oliwie. Oddział gdański Telewizji Polskiej w cyklicznej serii przedstawiającej artystów Wybrzeża zrealizował film ukazujący sylwetkę twórczą i dorobek autora. W roku 1997 wziął udział w realizowanym dla niemieckiej stacji telewizyjnej ZDF filmie dokumentalnym poświęconym Gdańskowi, jego historii najnowszej i twórcom związanym z miastem. O jego twórczości wzmiankowano wielokrotnie. Obszerny szkic pióra Kazimierza Nowosielskiego ukazał się w numerze drugim dwumiesięcznika TOPOS z 1997 r. We wstępie do katalogu wystawy indywidualnej w Państwowej Galerii Sztuki w Sopocie (2004) Paweł Huelle opublikował (przedrukowany w niniejszym tomie) esej *W cieniu kąpieliska*. W książce pt. *Galeria. O wybranych malarzach i malarstwie współczesnym* (Gdańsk 2008) Kazimierz Nowosielski ponownie omawia główne wątki twórczości

gdańskéhoho umelca. Práce autorstva Andrzeja Taranka zaprezentowano takž v vydanym v roku 2010 albumie *Mozaika pomorska. Proza i grafika współczesnych artystów Wybrzeża*.

Andrzej Taranek ist am 22. November 1953 in Gdańsk geboren. Er hat Malerei und Graphik an der Staatlichen Kunsthochschule in Gdańsk studiert. Er war Schüler bei Prof. Witold Janowski, bei dem er 1982 sein Diplom machte. 1985–87 arbeitete er als Lehrer an der Staatlichen Kunstoberschule in Gdynia-Orłowo. 1991–1994 hat er sich auf den Westindischen Inseln aufgehalten.

Nach seinem Studium widmete er sich der künstlerischen Arbeit im Bereich der Graphik, Zeichnung und Malerei. Er hatte verschiedene Einzelausstellungen und beteiligte sich an mehreren Gruppenausstellungen in Polen und im Ausland, die ihm zahlreiche Preise und Auszeichnungen eintrugen. Seine Arbeiten befinden sich in den Sammlungen des Nationalmuseums in Gdańsk, der Nationalbibliothek in Warschau, der Ossolińscy-Bibliothek in Wrocław, der Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Gdańsk sowie in Galerien und Privatsammlungen in Polen, Italien, Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland, Schweden, Finnland, den Vereinigten Staaten und auf einigen der Westindischen Inseln. Er ist Autor von Illustrationszyklen sowie Gestalter vieler Bücher, unter anderem für den Ossolineum-Verlag und den Verlag der Universität Gdańsk. In den Wettbewerben für das Schönste Buch des Jahres der Polnischen Gesellschaft der Buchverleger erhielt er viele Auszeichnungen.

Während der 1995 von der Stiftung für Benachteiligte Kinder „Dar Gdańska“ [etwa: „Danziger Spende“] organisierten Einzelausstellung fand eine Auktion der ausgestellten Radierungen zugunsten der Sonderschule Nr. 4 in Gdańsk-Oliwa statt. Die Lokalabteilung des Polnischen Fernsehens in Gdańsk hat im Rahmen einer Serie, in der die Künstler des Küstenlandes vorgestellt werden, einen Film über den Autor und seine Werke realisiert. 1997 trat er in einem für das ZDF produzierten Dokumentarfilm über Gdańsk, seine neueste Geschichte und die mit der Stadt verbundenen Künstler auf. Über sein Schaffen wurden mehrere Texte verfasst: 1987 schrieb Paweł Huelle über eine Arbeit auf dem Umschlag der unabhängigen Literaturzeitschrift „Punkty Mówione“ [etwa: „Gesprochene Standpunkte“], 1997 erschien in der Zweimonatsschrift „Topos“ aus Sopot ein Text von Kazimierz Nowosielski. In der Einleitung zum Katalog der Einzelausstellung in der Staatlichen Kunstgalerie in Sopot (2004) hat Paweł Huelle den im vorliegenden Band nachgedruckten Essay *W cieniu kąpieliska* [Im Schatten eines Kurbads] veröffentlicht. In dem Buch *Galeria. O wybranych malarzach i malarstwie współczesnym* [Galerie. Zu ausgewählten Malern und zur Gegenwartsmalerei] (Gdańsk 2008) setzt sich Kazimierz Nowosielski erneut mit den Hauptmotiven im Schaffen des Danziger Künstlers auseinander. Werke von Andrzej Taranek wurden auch in dem 2010 herausgegebenen Bildband *Mozaika pomorska. Proza i grafika współczesnych artystów Wybrzeża* [Pommersches Mosaik. Prosa und Graphik der Gegenwartskünstler der Ostseeküste] präsentiert.

Gdańsk 2011, Nr. 25

Andrzej Taranek

Gdańsk

Okruchy zebrane / Gesammelte Bruchstücke

Zadawałem sobie pytanie, jak wielu wybrało się na wędrówkę po Gdańsku, mając za przewodników dzieła artystów z przeszłości tworzących w naszym mieście, czy tych, dla których pobyt tutaj był tylko epizodem, ale na tyle znaczącym, by pozostawić gdańskie wątki w ich twórczości. Wiem, może to szczególnie sposób poznawania miasta. Włączyłem do niego osobisty rozdział i muszę przyznać, że świadomie w drodze jestem już blisko trzydzieści lat. Czasami rozmawiam z mistrzami, częściej słucham i patrzę, mimo że ślady giną.

Dramatyczna historia miasta, szczególnie w XX wieku, pozbawiła nas bezpowrotnie części cennego dorobku artystycznego gromadzonego latami; strata ta dotyczy także architektury w jej wyjątkowym, indywidualnym wymiarze. Ocalałe relikty, choć już nieliczne, nawet te najskromniejsze, czasami ostentacyjnie pomijane, warte są zainteresowania, gdyż ich utrata pozbawia nasze miasto tego, co najcenniejsze: charakterystycznych cech jego pejzażu jako wartości kulturowej, nawarstwionego przez stulecia ponadnarodowego dziedzictwa. W każdym czasie pojawiają się twórcy, którzy dzięki talentowi i wrażliwości pozostawiają dzieła o niezaprzeczalnych wartościach artystycznych, bez względu na temat, stopień abstrakcji czy realizmu. Pokazują więcej: intrygujący świat pełen niespodzianek i zawiłych ścieżek.

Wracam do twórczości tych artystów i gdy nadarza się okazja, oglądam ich prace w oryginale. W ten sposób z czasem oprócz problemów artystycznych czy warsztatowych odkrywam kolejne warstwy, konfrontuję doznania: okruchy łączą się w całość, a powstały obraz i zamysł twórcy zaczyna być coraz bardziej czytelny. Tak więc wzbogacanie tego obrazu – nawet o wątki peryferyjne, pozornie bez związku – ma głębszy sens. One bowiem, te nieznaczące drobiazgi, poszerzają horyzont, zaskakują, wzbudzają ciekawość, zachęcając, by kontynuować podróż bez względu na konsekwencje.

W pamięci mam otwartą w końcu 2002 roku wystawę Daniela Chodowieckiego *Podróż z Berlina do Gdańska w 1773 roku*, zorganizowaną wspólnie przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, Towarzystwo Przyjaciół „Akademie der Kunst” i Muzeum Historyczne Miasta Gdańska. Ekspozycję udostępniono zwiedzającym w salach Domu Uphagena. **Daniel Chodowiecki (1726–1801)**, urodzony w Gdańsku i na stałe zamieszkały w Berlinie, to wybitna postać w sztuce europejskiej. Pozostawił po sobie wyjątkowy dokument miłości do rodzinnego miasta: słynny *Dziennik podróży do Gdańska*. Artysta wypełnia go portretami przedstawicieli gdańskiej socjety, kleru i przypadkowych osób. Przedstawia sceny rodzajowe we wnętrzach, ale nie w moralizatorskim duchu Williama

Hogartha.¹ Chodowiecki przygląda się temu światu z boku; jest częścią spektaklu i odgrywa swoją rolę w toczącym się dramacie. Zaprezentowana galeria postaci jest tak zindywidualizowana i przekonywająca, że możemy poczuć niepokój, naruszając intymność sceny. Obawę, że któraś z nich odwróci się do nas i zapyta o niedzielne kazanie u dominikanów w Św. Mikołaju, a może nawet sam mistrz, patrząc nam w oczy, zapyta o pocztę z Berlina. Wirtuozeria warsztatowa, która nigdy nie przekracza progu nachalności, jednocześnie zręcznie realizując zamierzony cel, zaskakuje w tych niewielkich formatowo dziełach, a precyzyjny rysunek pozwala wciąż odkrywać nowe szczegóły w pozach, gestykulacji czy ubiorze. Zdaje się, że dla Chodowieckiego dziennik pozostał bardzo emocjonalnym wspomnieniem. Wiemy, że do Gdańska już nie powrócił. Może miał świadomość zamknięcia ważnego etapu życia w chwili, gdy żegnał się z matką i siostrami. Pozostaje tylko żałować, że choć powstał rysunek, na którym widzimy go wjeżdżającego do Gdańska Aleją Lipową, to już w żadnym nie utrwalił swego momentu rozstania z miastem. Tylko oczyma wyobraźni możemy sobie przedstawić tę chwilę, gdy opuszcza miasto, które oddala się wraz z dogasającą wielkością i bogactwem historii. Dla nas pozostawił opowieść, która – podobnie jak *Wspomnienia z młodości* Joanny Schopenhauer – jest wzruszającym opisem miasta i jego obywateli pod koniec XVIII wieku.

Kilka lat temu, podczas wizyty u moich przyjaciół na Sycylii, w trakcie jednej z wycieczek odwiedziliśmy Agrigento. Wiedziałem, że jest to bardzo stare miasto, którego największą atrakcją stanowi kompleks antycznych świątyń greckich, malowniczo położonych na wybrzeżu. Pamiętam emocje, które mi towarzyszyły, gdyż po raz pierwszy miałem odkrywać dla siebie miejsce znaczących dokonań cywilizacji śródziemnomorskiej, oceniać stan zachowania budowli, proporcje kolumn, kolor kamienia, otoczenie. Dziś po kilku latach okazało się, że z tą wyprawą wiąże się pewien epizod dla mnie intrygujący, gdyż łączy mnie z postacią dziewiętnastowiecznego gdańskiego malarza i grafika **Johanna Carla Schultza (1801–1873)**, którego retrospektywną wystawę zorganizowało w 2009 roku Muzeum Zamkowe w Malborku. Znam i cenię twórczość graficzną artysty dotyczącą Gdańska. Wystawa, a później przestudiowany katalog poszerzyły moją wiedzę o życiu i dorobku twórcy. Dowiedziałem się o jego dwóch pobytach we Włoszech i na Sycylii, w trakcie których zwiedził zespół świątyń greckich w Agrigento. Byłem zaskoczony, gdy zobaczyłem rysunek i wykonaną już w Gdańsku akwafortę. Ukazywała bowiem budowlę, którą ja także rysowałem i fotografowałem. Co zaskakujące, miejsce jest prawie identyczne z tym, które wybrał Schultz i nie był to punkt widokowy zaznaczony na trasie zwiedzania, ale przypadkowe miejsce w rumowisku skał otaczających budowlę. Szczegóły się zgadzają. Czy był to przypadek, zbieg okoliczności? Na to pytanie nie znalazłem odpowiedzi. Pozostały jednak rysunek i fotografia.

Wiek XIX przynosi rozbudzone przez romantyzm, po raz pierwszy na tak szeroką skalę, zainteresowanie Gdańskiem: jego wartością historyczną, ale również artystyczną, jako miejscem, w którego obszarze znajdują się bardzo wartościowe zabytki architektury: unikalne rozwiązania nigdzie w tak szerokim zakresie nie zastosowane, tak jak przedproża, które tu osiągnęły

¹ William Hogarth (1697–1764), angielski malarz i grafik; podejmował w swej twórczości tematykę rodzajową. Tworzył portrety, kompozycje historyczne i religijne. Rozgłos przyniosły mu miedzioryty oparte na własnych kompozycjach malarskich, których głównym przesłaniem jest krytyka odstępstw od zasad moralnych społeczeństwa angielskiego w XVIII wieku.

najbardziej dojrzałą formę i stały się wizytówką Gdańska. Podróże artystyczne, szczególnie na południe, do Włoch, stały się w tamtych czasach popularne nie tylko wśród artystów. Przenosiły to szczególne doświadczenie historii na teren własnych małych ojczyzn, rozbudzały dumę z własnych dokonań i uświadamiały odpowiedzialność wobec przyszłych pokoleń za przechowanie tak bogatego dziedzictwa. Postacią, która wszystkie te wątki spletała, był właśnie Johann Carl Schultz – myślę, że najwybitniejsza artystyczna osobowość dziewiętnastowiecznego Gdańska, tu urodzony i dobrze wykształcony, znający historię, świadomy pozycji, jaką zajmował Gdańsk w przeszłości. Doskonale przygotowany warsztatowo, z wycuciem łączył artystyczną tradycję romantyzmu z nadchodzącym duchem nowych czasów. Świadomy tych problemów, był także świadkiem zachodzących przemian, którym podlegało miasto, dostosowujące się do obowiązujących w ówczesnej Europie standardów. Miał świadomość konsekwencji, reagował na decyzje rozbiórki ważnych i charakterystycznych budowli w sposób administracyjny i publicystyczny. Jednak najbardziej cenne świadectwo swojej postawy wobec miasta i jego starożytności wyraził w sztuce. Mimo że malarstwo było główną formą jego wypowiedzi, to w grafice pozostawił sugestywny i prawdziwy obraz Gdańska, który możemy odkrywać i wczuwać się w jego atmosferę. W swojej twórczości ukazał siedemnastowieczne fortyfikacje, znaczące budowle zanurzone w kształtowane przez stulecia otoczenie, wnętrza gdańskich domów, tajemnicze, pełne splendoru i dostojeństwa. W jego dziełach zachowało się także to wszystko, co podpowie wyobraźnia: wielojęzyczny zgiełk na ulicach, maszty żaglowców na Motławie, zapach zboża w spichrzach, mrok gotyckich kościołów, szum lip przy przedprożach, stukot końskich kopyt o bruk. Na pewno Schultz nie spodziewał się, że historia, prócz znaczącej wartości artystycznej, uwiarygodni także dokumentalne znaczenie jego prac, dzięki którym sto lat później precyzja klasycznego rysunku stała się niezastąpionym przekazem dla odbudowujących Gdańsk po zniszczeniach wojennych.

Na początku XX wieku powstało cenne wspomnienie o Gdańsku, pozostawione przez polskiego twórcę w wykonanych mistrzowsko litografiach. **Leon Wyczółkowski (1852–1936)** to artysta o poważnym, wysoko cenionym dorobku artystycznym, szczególnie graficznym, o którym sam mówił: „Moje rzeczy graficzne zostaną. Więcej przywiązuję do tego wagi niż do wszystkich moich obrazów”. Widać to w jego pracach, które zachwycają sprawnością warsztatową, idącą w parze ze skłonnością do różnorodnych poszukiwań artystycznych. Poszukiwania te nadawały jego pracom świeżość pełną pozytywnych emocji i poczucia ładu. Efektem krótkiego pobytu w mieście staje się teka litografii *Gdańsk* (1909), zawierająca 20 prac. Wyczółkowski wznosił się ponad powszechną dla pierwszej połowy XX wieku – z nielicznymi wyjątkami – banalną produkcję sentymentalnych widoków. Ukazał Gdańsk jako zjawisko. Kompozycja plansz, w których temat, odnosząc wrażenie, pojawia się w oku na chwilę, jakby przepływał zasnuty mgłą, to obraz starego, tajemniczego grodu – znikającego, zapadającego się. To bardzo osobiste odczucie, uważam te prace ze znanych mi dokonań tamtego okresu za najcenniejsze artystycznie.

Wybuch wojny, jej tragiczny dla miasta finał i późniejsza odbudowa skutkują następstwami do dzisiaj, pełne są kontrowersji i wielokrotnie były komentowane. Tak niedawno Gdańsk uwiarygodnił się w oczach całego świata, dziś staje ponownie na progu bardzo ważnego momentu w swojej historii. Ostatnie lata potwierdzają nadchodzące przemiany, które zaważą nad krajobrazem miasta; można zadać sobie pytanie, czy nie zakłóci to jego charakteru z trudem

i może kontrowersyjnie odbudowanego, czy zdominuje go nowy wizerunek, którego konsekwencje trudno przewidzieć. Być może pejzaż Gdańska, jako wartość kulturowa i zdaje się najcenniejszy obraz w gdańskiej kolekcji, zostanie zatracony? Myślę, że istnieją zagrożenia, ale dopiero czas zweryfikuje ten mój niepokój.

Urodziłem się w Gdańsku, a świat, który mnie otaczał, od najwcześniejszych lat rozbudzał moją ciekawość, bym w końcu – po studiach na Wydziale Grafiki w gdańskiej PWSSP² – bardzo świadomie poprzez narzędzia i warsztat, w jaki zostałem wyposażony, mógł zmierzyć się z tą rzeczywistością. Niepostrzeżenie boczną ścieżką mojej twórczości dała o sobie znać przygotowaną wystawą rysunków w Domu Uphagena – Oddziale Muzeum Historycznego Miasta Gdańska przy ulicy Długiej.³ Przedstawione prace pochodzą z lat 1982–2011 i stanowią świadectwo moich zainteresowań, a obecnie szerszych studiów nad pejzażem Gdańska i zmianami, które w nim następują. Wszystkie prace wykonałem na terenie miasta oraz w miejscach określanych jako jego obrzeża. Świadomie zapuszczałem się w te okolice: to obszar, w którym przechowały się ostatnie relikty, „pomosty” łączące teraźniejszość z przeszłością Gdańska. Zależało mi, aby prace te zachowały świeżość spojrzenia i zapis prawdy o tym wszystkim, z czym się zetknąłem. Wykonałem je z natury – bez uzupełnień i poprawek w pracowni. Czas tam spędzony i rysunki, które powstały, pozostają dla mnie rodzajem bardzo osobistego dziennika, pisanego bez przymusu i jakichkolwiek zobowiązań. Każdemu z nich towarzyszy jakaś historia i wspomnienie. Myślę, że na szersze podsumowanie nadejdzie czas. Ważne, że ta obszerna kolekcja pozostaje nienaruszona, jest nadal rozbudowywana, a przedstawiona wystawa w Domu Uphagena jest jej fragmentem.

² Państwowa Wyższa Szkoła Sztuk Plastycznych, obecnie Akademia Sztuk Pięknych.

³ Wystawa prac Andrzeja Taranka *Okruchy zebrane* zorganizowana w Domu Uphagena w Gdańsku w okresie 6 listopada 2011 – 1 stycznia 2012. Część rysunków i grafik z wystawy zaprezentowano w niniejszym tomie (przyp. red.).

Ich habe mich gefragt, wie viele Menschen sich nach Danzig aufmachen und sich dabei von den Werken solcher Künstler leiten lassen, die einst in unserer Stadt wirkten, oder auch von solchen Künstlern, für die der Aufenthalt in Danzig nur eine Episode war: Eine Episode, die in ihrem Schaffen Danziger Spuren hinterließ. Ich weiß, es ist dies eine ganz besondere Art, die Stadt kennen zu lernen. Eine sehr persönliche, und ich muss zugeben, ich bin bewusst auf diesem Weg schon fast dreißig Jahre. Mitunter spreche ich mit den Meistern, häufiger jedoch höre ich einfach zu und beobachte, obwohl sich die Spuren verwischen.

Die dramatische Geschichte Danzigs, besonders die des 20. Jahrhunderts, ließ uns einen Teil der wertvollen, viele Jahre zusammengetragenen Kunst unwiederbringlich verloren gehen. Dieser Verlust betrifft auch die Architektur in ihrem außergewöhnlichen individuellen Ausmaß. Die erhalten gebliebenen Relikten, obwohl nicht mehr zahlreich, sogar die bescheidensten, mitunter offensichtlich übergangen, sind ein Interesse wert. Denn ihr Verlust nimmt unserer Stadt das, was am wertvollsten ist: nämlich das charakteristische Wesen ihrer Landschaft als kultureller Wert, geformt in den Jahrhunderten des übernationalen Erbes. Zu jeder Zeit gab

es Künstler, die durch ihr Talent und ihre Sensibilität Werke von zweifellos hohem künstlerischem Wert hinterließen – und das unabhängig von Thema, Abstraktionsgrad oder Realismus. Sie zeigen mehr: eine verworrene Welt voller Überraschungen und verschlungener Pfade.

Ich kehre immer wieder zum Schaffen dieser Künstler zurück, und wenn es sich bietet, betrachte ich ihre Werke im Original. Auf diese Weise decke ich mit der Zeit, außer künstlerischen oder auch werkstattlichen Problemen, weitere Schichten auf, konfrontiere Empfindungen: die Splitter fügen sich zum Bild. Und das Bild und die Idee des Künstlers werden lesbar. Die Bereicherung dieses Bildes – sogar um periphere Spuren, scheinbar ohne direkten Zusammenhang – hat einen tieferen Sinn. Diese unbedeutenden Kleinigkeiten erweitern den Horizont, erwecken Neugier, bewirken, weiter auf die Reise zu gehen, ohne Rücksicht auf Konsequenzen.

Im Gedächtnis habe ich die Ende 2002 eröffnete Chodowiecki-Ausstellung *Die Reise von Berlin nach Danzig im Jahr 1773*. Veranstaltet wurde die Ausstellung gemeinsam vom Außenministerium der Bundesrepublik Deutschland, dem Freundeskreis „Akademie der Kunst“ und dem Museum für Geschichte der Stadt Danzig. Das Uphagen-Haus stellte seine Räume für die Ausstellung zur Verfügung. **Daniel Chodowiecki (1726–1801)**, geboren in Danzig und lebend in Berlin, hat einen herausragenden Platz in der europäischen Kunst. Er hinterließ uns einen besonderen Beweis für seine Liebe zu seiner Geburtsstadt: *Das Tagebuch der Reise nach Danzig*. Der Künstler füllt dieses Tagebuch mit Porträts von Vertretern der Danziger Gesellschaft, der Geistlichkeit und auch ganz zufälliger Personen. Er stellt Genrebilder in Innenräumen dar, aber nicht im moralisierenden Geist, wie es William Hogarth¹ tat. Chodowiecki betrachtet diese Welt von der Seite aus; ist ein Teil der Aufführung und spielt seine Rolle im sich abspielenden Drama. Die Galerie der Gestalten ist so individualisiert und überzeugend, dass wir Unbehagen empfinden, wenn wir in die Intimität der Szene eindringen. Es scheint die Befürchtung zu bestehen, dass sich eine der Gestalten zu uns umwendet und nach der Sonntagspredigt bei den Dominikanern von St. Nikolai fragt, oder gar der Meister selbst uns in die Augen sieht und sich nach der Post aus Berlin erkundigt. Die werkstattliche Virtuosität, die niemals die Schwelle der Aufdringlichkeit überschreitet und zugleich geschickt das angestrebte Ziel erreicht, überrascht in diesen kleinformatigen Werken. Eine präzise Zeichnung bringt ständig neue Einzelheiten in den Posen, Gesten oder der Bekleidung ans Licht. Anscheinend blieb für Chodowiecki das Tagebuch eine sehr emotionelle Erinnerung. Wir wissen, dass er nicht wieder nach Danzig zurückkam. Vielleicht war er sich bewusst, dass ein wichtiger Abschnitt seines Lebens zu Ende ging, als er sich von der Mutter und den Schwestern verabschiedete. Und obwohl eine Zeichnung entstand, auf der wir ihn sehen, wie er über die Lindenallee in Danzig ankommt, gibt es kein Bild, auf dem er seinen Abschied von der Stadt festhielt. Nur in unserer Vorstellung können wir den Augenblick nachvollziehen, den Abschied von der Stadt, die sich entfernt, zusammen mit der erlöschenden Größe und dem historischen Reichtum. Uns bleibt die Erzählung, die – ähnlich wie die *Jugenderinnerungen* Johanna Schopenhauers – eine anrührende Beschreibung der Stadt und ihrer Bürger zum Ende des 18. Jahrhunderts ist.

¹ William Hogarth (1697–1764), englischer Maler und Grafiker; schuf Bilder mit Genrethematik, Porträts, historische und religiöse Kompositionen. Anerkennung gewann er durch Kupferstiche, die auf seine eigenen malerischen Kompositionen gestützt waren und deren Hauptaussage die Kritik des Abweichens von moralischen Grundsätzen der englischen Gesellschaft im 18. Jh. war.

Vor einigen Jahren, zu einem Besuch bei meinen Freunden auf Sizilien, besuchten wir auch Agrigento. Ich wusste, es ist eine sehr alte Stadt, deren größte Attraktion der malerisch an der Küste liegende Komplex antiker griechischer Tempel ist. Ich erinnere mich genau an die Emotionen, die mich begleiteten, denn zum ersten Mal sollte ich für mich einen Ort entdecken, der bedeutend ist für die Zivilisation des Mittelmeeres, sollte den Zustand der Bauten in Augenschein nehmen, die Proportionen der Säulen, die Farbe der Steine, die Umgebung. Heute, nach Jahren, stellt sich heraus, dass dieser Ausflug verbunden war mit einem für mich recht überraschenden Ereignis: nämlich mit meiner Verbindung zum im 19. Jahrhundert lebenden Danziger Maler und Grafiker **Johann Carl Schultz (1801–1873)**, dessen retrospektive Ausstellung im Jahr 2009 das Burgmuseum auf der Marienburg organisierte. Ich kenne und schätze das grafische Schaffen dieses Künstlers über Danzig. Die Ausstellung und der später sorgfältig studierte Katalog erweiterten mein Wissen über Leben und Schaffen des Künstlers. Ich erfuhr von seinen zwei Aufenthalten in Italien und auf Sizilien, bei denen er die griechischen Tempel in Agrigento besuchte. Überrascht war ich, als ich die Zeichnung und ein schon in Danzig geschaffenes Aquarell sah. Dargestellt war nämlich das Bauwerk, das auch ich gezeichnet und fotografiert hatte. Und, was überraschend war, von einer Perspektive aus, fast identisch mit der, die Schultz gewählt hatte. Es war dies nicht der Aussichtspunkt auf der Besucherstrecke, sondern eine ganz zufällige Stelle im die Gebäude umgebenden Felsen-geröll. Die Einzelheiten stimmen überein. Ein Zufall? Auf diese Frage fand ich keine Antwort. Es bleiben Zeichnung und Fotografie.

Das 19. Jahrhundert brachte, erweckt durch die Romantik, zum ersten Mal in solch breitem Ausmaß einen Anstieg des Interesses an Danzig, an seinem historischen Wert, aber auch am künstlerischen Danzig als Ort, in dem es sehr wertvolle architektonische Bauwerke gibt, in einer unikalen Lösung, wie man sie woanders nicht findet; erwähnt seien nur die Beischläge, die hier ihre reifste Form erreichten und zur Visitenkarte Danzigs wurden. Reisen von Künstlern, vor allem in den Süden, nach Italien, erfreuten sich zu dieser Zeit großer Beliebtheit, nicht nur unter den Künstlern. Durch solche Reisen wurden besondere historische Erfahrungen in die eigene kleine Heimat getragen, Stolz auf die eigenen Errungenschaften erweckt und die Verantwortung für die Bewahrung des reichen kulturellen Erbes für folgende Generationen bewusst gemacht. Eine Person, die all dies in sich vereinigte, war Johann Carl Schultz – meiner Ansicht nach die hervorragendste künstlerische Persönlichkeit Danzigs im 19. Jahrhundert. Hier geboren, genoss er eine sehr gute Bildung, kannte die Geschichte, war sich der Stellung bewusst, die Danzig in der Vergangenheit eingenommen hatte. Er verfügte über hervorragende werkstattliche Fähigkeiten, mit großem Fingerspitzengefühl verband er die künstlerischen Traditionen der Romantik mit dem neuen Zeitgeist. Bewusst war er sich der damit verbundenen Probleme, war er doch auch Zeuge von Veränderungen, denen die Stadt unterlag und mit denen sie sich an die derzeit in Europa verbindlichen Standards anpasste. Und er war sich der Konsequenzen bewusst, reagierte lebhaft auf verwaltungsmäßige und öffentliche Entscheidungen, wichtige und kennzeichnende Gebäude abzureißen. Doch sein wertvollstes Zeugnis für seine Haltung gegenüber der Stadt und ihrer Antike war sein künstlerisches Schaffen. Obwohl die Malerei die wichtigste Form seines Ausdrucks war, so hinterließ er in seinen Grafiken ein suggestives und wahres Bild Danzigs, das wir aufdecken und uns in die derzeitige Atmosphäre versetzen lassen können. Er zeigte die Wallanlagen des

siebzehnten Jahrhunderts, bedeutende Bauten, die über Jahrhunderte das Umfeld gestalteten; zeigte das Innere Danziger Häuser, geheimnisumwittert, voller Glanz und Würde. In seinen Werken hielt er das alles fest, was die Vorstellungskraft anregt: der vielsprachige Lärm in den Gassen, die Masten der Segelschiffe auf der Mottlau, der Geruch des Kornes in den Speichern, das Rauschen der Linden über den Beischlägen, das rhythmische Geräusch der Pferdehufe auf dem Kopfsteinpflaster. Sicherlich hatte Schultz nicht erwartet, dass die Geschichte, außer dem beträchtlichen künstlerischen Wert, auch die dokumentarische Bedeutung seiner Arbeiten bestätigt. Und doch war hundert Jahre später seine Präzision in der klassischen Zeichnung unersetzliche Vorlage für den Wiederaufbau des im Krieg zerstörten Danzigs.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden wertvolle Erinnerungen über Danzig, die ein polnischer Künstler in seinen meisterlichen Lithografien festhielt. **Leon Wyczółkowski (1852–1936)** ist ein Künstler, der ein umfangreiches und hochgeschätztes künstlerisches Schaffen vorweisen kann. Besonders betrifft dies die Grafik, über die er selbst sagt: „Meine grafischen Sachen bleiben erhalten. Sie sind mir mehr wert als alle meine Gemälde.“ Sichtbar wird dies auch in seinen Arbeiten, die begeistern durch ihre handwerklichen Fähigkeiten, die einhergehen mit der Neigung zur Suche nach künstlerischem Ausdruck. Diese Suche verleiht seinen Werken eine Frische voller positiver Emotionen und Ordnung. Ergebnis eines kurzen Aufenthaltes in der Stadt ist die Lithografiemappe *Danzig* (1909), die zwanzig Blätter enthält. Wyczółkowski hob sich über die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, mit einigen Ausnahmen, verbreiteten banalen Produktion sentimentaler Ansichten heraus. Er zeigte Danzig als Erscheinung. Die Komposition der Flächen, auf denen das Thema, den Eindruck habe ich, nur für einen Augenblick ins Auge fällt, als ob im Nebel verborgen, das ist das Bild der alten, geheimnisvollen Stadt – verschwindend, versinkend. Es ist dies ein sehr persönlicher Eindruck; ich halte diese Arbeiten von allen mir bekannten aus dieser Zeit für die künstlerisch am wertvollsten.

Der Ausbruch des Krieges, sein für die Stadt tragisches Ende und der spätere Wiederaufbau sind in den Folgen bis heute bemerkbar, voller Kontroversen und sie wurden häufig kommentiert. Vor nicht allzu langer Zeit gewann Danzig in den Augen der ganzen Welt Glaubwürdigkeit, heute steht die Stadt erneut an der Schwelle eines wichtigen Augenblicks in ihrer Geschichte. Die letzten Jahre bestätigten die Veränderungen, die die Landschaft der Stadt beeinflussen. Und man könnte sich fragen, ob diese Veränderungen nicht mit dem Charakter der mühevoll und vielleicht auch kontrovers wiedererrichteten Stadt im Konflikt stehen, ob die Stadt nicht von einem neuen Image dominiert wird, dessen Konsequenzen schwer voraussehen sind. Geht das Flair von Danzig als kultureller Wert und wohl das wichtigste Gemälde der Danziger Kollektion verloren? Ich denke, es gibt diese Gefahren, doch die Zeit entscheidet, ob meine Unruhe berechtigt ist.

Ich bin in Danzig geboren. Die Welt, die mich umgab, weckte schon in frühesten Jahren meine Neugierde. Und ich konnte mich schließlich – nach dem Studium an der Fakultät für Grafik an der Danziger Staatlichen Hochschule für Bildende Künste² – sehr bewusst mittels der Werkzeuge und der Fähigkeiten, mit denen ich ausgestattet worden war, mit dieser Wirklichkeit messen. Leise machte der Seitenzweig meines Schaffens auf sich aufmerksam durch die Ausstellung von Zeichnungen im Uphagen-Haus, einer Abteilung des Museums

² PWSSP, gegenwärtig Akademie für Bildende Künste.

für Geschichte der Stadt Danzig in der Langgasse.³ Die dort gezeigten Arbeiten stammen aus den Jahren 1982–2011 und sind Zeugnisse meines Interesses, und gegenwärtig breiterer Studien zur Landschaft Danzigs und zu den Veränderungen, die sich in dieser Landschaft vollziehen. Alle Arbeiten entstanden auf dem Gebiet der Stadt oder auch an Orten, die als Umfeld bezeichnet werden. Bewusst habe ich diese Orte gewählt: Es ist ein Gebiet, in dem die letzten Relikten erhalten geblieben sind, Brücken zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit der Stadt Danzig. Es war wichtig für mich, dass in diesen Arbeiten ein frischer Blick und auch die Wahrheit über all das enthalten sind, worauf ich gestoßen bin. Die Bilder sind in der Natur entstanden, ohne Ergänzungen und Korrekturen im Atelier. Die an diesen Orten verbrachte Zeit und die dabei entstandenen Zeichnungen sind für mich eine Art sehr persönliches Tagebuch, gefertigt ohne jeglichen Zwang, ohne Verpflichtungen. Jede Zeichnung ist verbunden mit einer Geschichte, mit einer Erinnerung. Ich denke, für eine breitere Beurteilung kommt die Zeit noch. Wichtig ist, dass diese recht umfangreiche Sammlung unberührt bleibt und weiter ausgebaut wird. Und die Ausstellung im Uphagen-Haus ist ein Teil davon.

Übersetzt von Angelika Fuks

³ Die Ausstellung der Zeichnungen und Graphiken von Andrzej Taranek *Okruchy zebrane* [Gesammelte Bruchstücke] fand zwischen dem 6. November 2011 und dem 1. Januar 2012 im Uphagen-Haus in Danzig statt. Ein Teil der Werke wird im vorliegenden Band abgebildet (Anm. d. Hrsg.).

Gdańsk 2011, Nr. 25

Paweł Huelle
GdańskW cieniu kąpieliska¹ / Im Schatten eines Kurbads

W przedmowie do tomu swoich esejów Ezra Pound napisał w roku 1910: „Sztuka to fluid, który wionie ponad ludzkimi umysłami lub się o nie ociera”. Następnie, jak gdyby przeczuwając wszelkie możliwe nieporozumienia wynikające z tej kwestii, rozwinął swoją myśl w następującym porównaniu: „Sztuka w ogóle albo jakaś konkretna sztuka jest trochę podobna do rzeki, pod tym mianowicie względem, że chociaż czasami na rzekę duży wpływ ma rodzaj koryta, to w pewnym sensie jest ona od koryta niezależna. Kolor wody uwarunkowany jest właściwościami koryta i brzegów, w którym i między którymi rzeka właśnie płynie i płynęła wcześniej. Nieruchome obiekty odbijają się w wodzie, ale jej ruch zależy już od samej rzeki. Uczonego interesują wszystkie te rzeczy, artystę tylko to, co płynie...”

Byłoby rzeczą niezwykle interesującą wypytać autora tych słów, jak określiliby w tej metaforze pozycję odbiorcy, który nie jest artystą, ale nie aspiruje równocześnie do roli czy też rangi uczonego: zadowolony ma się wyłącznie kontemplacją samego nurtu rzeki? Czy też może, po jakimś czasie, nadal zauroczony jej meandrami, jej zmiennym nurtem, jej nieco odmienną niż w innych rzekach barwą wody – zacznie jednak badać owe „właściwości koryta” i przedmioty odbite na jej powierzchni? Słowem – zacznie dociekać jej odmienności, czyli próbuje uchwycić jej niepowtarzalną aurę?

Taką właśnie przygodę przeżyłem z pracami Andrzeja Taranka: wieloletnie przybliżanie i oddalanie się od nurtu jego wyobraźni powodowało za każdym razem zmianę perspektywy. I wiele pytań, od których nie dało się uciec, obcując z jego niezwyklej twórczością. A zaczęło się zupełnie zwyczajnie. W latach osiemdziesiątych prowadziłem „Punkty Mówione” – żywą gazetę literacką skopiowaną z krakowskiego „Na Głosu”. Żywą, to znaczy czytaną przez autorów przed zgromadzoną publicznością. Był to odruch środowisk twórczych, a przynajmniej tej ich części, która nie godziła się na cenzurę i oficjalne, licencjonowane przez sekretarzy życie kulturalne. Gdańskie „Punkty Mówione” – mając swoją comiesięczną edycję w przyklasztornej salce Dominikanów – różniły się wszakże od krakowskiego pierwowzoru także i tym, że posiadały swoją okładkę. Na roztawionej sztaludze (w przypadku rzeźby był to zwyczajnie blat stołu) prezentowaliśmy jedno, wybrane przez zaproszonego artystę dzieło. Obraz, grafikę, rysunek. I od krótkiej, komentującej prezentacji takiej pracy rozpoczynało się otwarcie kolejnego numeru żywej gazety. W lutym 1988 roku okładkę „Punktów Mówionych” stanowiła

¹ Przedruk z katalogu: Andrzej Taranek, Grafika i rysunek. Państwowa Galeria Sztuki w Sopotie, 10 XI–19 XII 2004. Sopot 2004.

grafika Andrzeja Taranka *Kąpielisko Ostrów*, do której miałem zaszczyt wygłosić krótki komentarz. Co mnie urzekło w pracy trzydziestoczteroletniego wówczas artysty?

Przede wszystkim niezwykle klimat wyobraźni: scena towarzyska, czy może bardziej nawet rodzinna, jak gdyby przeniesiona z klimatu fin de siècle'owej fotografii, skomponowana została w pejzażu symbolicznym, odrealnionym, głęboko zakorzenionym w archetypach naszej zbiorowej pamięci. Wyschnięte koryto rzeki, na którym dogorywa zapomniany parostatek, dom – miasto w tle, będący swoistą apoteozą ciągłych przeróbek, dobudowań i prowizorek, wreszcie porastająca wszystko trawa, z której – niczym fantomy przeszłości – wynurzają się postaci dwóch kobiet i mężczyzny – wszystko to razem, doskonale skomponowane i przepojone melancholią przemijania, stanowi w *Kąpielisku* niejako skrót, czy też syntezę motywów stale powracających w wielu pracach Andrzeja Taranka.

Niewątpliwie jest to świat pokrewny trzynastemu miesiącowi Brunona Schulza, owej przedziwnej odnodze czasu, która – wypadłszy raz z kalendarza – żyje odtąd swoim własnym życiem, tworząc zaskakujące konfiguracje, oniryczne sceny egzystencji, magiczne zakamarki pamięci, które towarzyszą nam w snach, przecuciach, fantazmatach. Nie jest to jednak surrealizm w wydaniu francuskim, lecz właśnie środkowoeuropejskim: sporo zawdzięcza i świadomie nawiązuje – choćby przez rekwizyty – do tego, co Alfred Kubin nazwał niegdyś suwerenną krainą snu, a Bruno Schulz własną, indywidualną Księgą. Jej tworzywem jest w równym stopniu pamięć rodzinna z erotycznymi fantazmatami dzieciństwa, wszechwładna natura z nieobliczalną zdolnością unicestwiania form zastanych, jak też historia widoczna zawsze w ułamkach i pozostałościach zniszczonych, minionych cywilizacji.

W 1997 roku, kiedy sopocki dwumiesięcznik „Topos” prezentował na swoich łamach dwie akwaforty Andrzeja Taranka – wspomniane już *Kąpielisko Ostrów* na okładce oraz pracę *Gute Louise* wewnątrz numeru – z właściwą sobie przenikliwością pisał o artyście Kazimierz Nowosielski: „Taranek najczęściej umieszcza swój świat na obrzeżach głównego nurtu życia, a zwłaszcza: na poboczach krzykliwej oficjalności. Chętnie podnosi to co, odrzucone, zlekceważone, skazane na zapomnienie. W rzeczach już pozornie nieużytecznych, w szczątkach, fragmentach stara się obudzić ich zagubiony blask. Wydaje się trochę magiem, który zza mgły przywołuje dawno zapomnianą rzeczywistość. Niektóre z jego grafik mają w sobie coś ze struktury i nastroju niegdysiejszych markowników, coś z klimatu z pietyzmem kompletowanego zielnika lub z atmosfery starych albumów z rodzinnymi zdjęciami”. Kazimierz Nowosielski, który w dalszej części swojego eseju przyznaje artyście – dodajmy, że najśluszniej – „niezwykle subtelną i precyzyjną kreskę, prowadzoną z maestrią i rzadko dziś spotykanym mistrzostwem”, zatrzymuje się jakby w pół kroku. Używając mianowicie słowa „markownik” nie wiąże go wprost z odnośnymi fragmentami prozy Brunona Schulza, gdzie idea małego obrazka, świata w miniaturze, owej tajemniczej, kosmicznej miniaturyzacji pocztowego znaczka — tak mocno działa na wyobraźnię. A taka właśnie inspiracja zdaje się przyświecać zupełnie osobnemu nurtowi w twórczości artysty: exlibrisom.

Wielokrotnie za nie nagradzany na międzynarodowych biennale, Taranek stworzył zupełnie własny, niepowtarzalny styl owych „światów w miniaturze”. Odchodząc od czysto formalnych funkcji exlibrisu, gdzie decydujący był znak, monogram czy też herb właściciela, artysta i tutaj stworzył całą serię przejmujących pejzaży wyobraźni. Wystarczy przywołać tu choćby exlibris Güntera Grassa: na wielkiej, fantazyjnej rybie, będącej zapewne aluzją do powieściowego

turbota, rybie – dodajmy – przemienionej w stuwiosłową galeryę, płynie przez czas i przestrzeń, pod chmurnym niebem Bałtyku, niczym na biblijnym wielorybie – doskonale rozpoznawalna, syntetycznie zgeometryzowana bryła Kościoła Mariackiego w Gdańsku. Najwyższy rodzaj syntezy, połączony z najdrobniej potraktowanymi detalami, stworzony na minimalnej powierzchni miedzianej płyty: oto produkt z pracowni Andrzeja Taranka, dostępny nam na odbitce.

Ten świat w miniaturze, jego idea i wariacyjne kształty, nie pojawił się w twórczości artysty przypadkiem. Każdy, kto gości w jego pracowni na Suchaninie, oprócz ogromnej staroświeckiej prasy podziwiać może niezwykłą kolekcję przedmiotów, nazywanych tylko umownie „starociami”. Tylko niektóre z nich artysta kupował w antykwariatach czy na pchlich targach. Większość z nich bowiem to właśnie Schulzowskie rzeczy „ułamne”, zdegradowane, fragmentaryczne, które artysta odnajdował i odnajduje podczas swoich wędrówek przez Żuławy i mniej uczęszczane dzielnice Gdańska i jego obrzeża. Porcelanowym korkom z przedwojennego browaru towarzyszy guzik od wojskowego płaszcza, srebrna łyżeczka znaleziona w gruzach Wyspy Spichrzów konkuruje o prymat z kawałkiem porcelanowego cybucha fajki z siedemnastowiecznych manufaktur holenderskich, cyferblat zegarka zatrzymał się na piątej piętnaście pewnie z sześćdziesiąt lat temu i nie wiadomo, czy ta godzina ma coś wspólnego z płachtą gazety *Danziger Anzeiger* odnalezionej pod tapetą wyburzanego na Oruni domu. Składanie świata z jego nietrwałych, zniszczonych czasem i wojennymi pożogami okrucichów, to bardzo gdańskie, może nawet pokoleniowe doświadczenie Andrzeja Taranka, które zaowocowało tak niezwykłym teatrem wyobraźni jego grafik i rysunków. Ale wędrówki po rodzinnym mieście i okolicach mają też w sobie inną skrytą pasję: artysta ma ze sobą zawsze szkicownik, ołówki i kredkę. Lubi zatrzymywać się w miejscach zupełnie przez turystów nieodwiedzanych, czasem niedostępnych. Efektem tych obserwacji są rysunki – dziś już nieistniejących – spichrzów, szachulcowych domków z przedmieścia, czy przeznaczonych do rozbiorczy, dawnych przemysłowych albo portowych wnętrz. Poszukiwanie autentyku? Chęć rejestracji tego, co już za chwilę minie? Archaiczna już dzisiaj – w dobie cyfrowych zdjęć – pasja dokumentacji?

Pytałem o to Andrzeja, kiedy pokazywał mi kiedyś cykl rysunków wykonanych w opuszczonej, przeznaczonej do remontu Hali Targowej w Gdańsku. Było to niezwykle, ponieważ na tych rysunkach i szkicach mogłem zobaczyć zasłonięte przez dziesięciolecia elementy żurawiej konstrukcji, stare, z ubiegłego wieku kratownice, no i podziemia, gdzie w trakcie prac natrafiono na fundamenty romańskiej rotundy. Wszystko to szkicowane z niezwykłą starannością, choć w pośpiechu, bez dobrego oświetlenia. Przypominało ryciny Piranesiego – ćwiczenia z geometrycznej wyobraźni, której tematem jest opozycja zamknięcia i nieskończoności. Artysta nie udzielił mi wówczas żadnej konkretnej odpowiedzi: czy są to szkice do późniejszych grafik, czy tylko – z potrzeby serca czynione – notatki przechodnia. Ale po chwili rozmowy sięgnął do innej teczki, skąd wydobyl cykl rysunków. Wykonał je podczas pobytu na Wyspach Karaibskich, gdzie na początku lat dziewięćdziesiątych przebywał. – „Nie miałem wówczas warsztatu, aby je przełożyć na drzeworyt, do którego zbierałem wyrzucone na brzeg wyspy deski”. Pokazał mi też akwatintę zatytułowaną *Manuel Dias Liquor Stor*. A potem kilka jeszcze, zachwycających klimatem i prostotą prac.

„Dobra sztuka zaczyna się ucieczką od nudy” – napisał Ezra Pound w 1910 roku, a więc na początku ubiegłego stulecia. Stulecia, które – w tej właśnie ucieczce – przewartościowało wszystkich i wszystko, doprowadzając na koniec do całkowitego zniwelowania wszelkich

kryteriów wartościujących. Andrzej Taranek również nie lubi się nudzić, lecz efekty jego artystycznej pracy, talentu, wreszcie niebywalej wytrwałości – mogą być mierzone jedynie najwyższymi wartościami. Wystarczy zatrzymać się przy jego grafice *Holm*, czy exlibrisie Josepha Conrada, by zrozumieć, co mam na myśli.

Im Vorwort zu seinem Essayband schrieb Ezra Pound 1910: „Die Kunst ist ein Fluidum, das über den menschlichen Verstand dahinweht, oder ihn streift.“ Anschließend, all die möglichen Missverständnisse, die aus dieser Frage resultieren quasi vorwegnehmend, entwickelte er seinen Gedanken anhand eines folgenden Beispiels: „Die Kunst im allgemeinen oder irgendeine bestimmte Kunst ähnelt einem Fluss. Bestimmt auch die Beschaffenheit des Betts mitunter die Farbe des Flusses, bleibt das Wasser doch das Wasser selbst. Das Bett, in dem der Fluss eben fließt und in seinem oberen Lauf geflossen ist, färbt das Wasser, die Ufer tun es ebenso. Unbewegte Dinge spiegeln sich im Wasser, doch seine Bewegung bestimmt allein der Fluss. Einen Gelehrten interessieren all diese Dinge, einen Künstler nur dies, was fließt...“

Es wäre ein ungemein interessantes Unterfangen, den Autor dieser Worte zu fragen, wie er in dieser Metapher den Standpunkt des Betrachters definiert, der weder ein Künstler ist, noch die Rolle oder den Rang eines Gelehrten beansprucht – soll er sich allein mit der Kontemplation der Flussströmung begnügen? Oder beginnt er vielleicht doch – nach einiger Zeit, bezaubert von den Mäandern, von der wechselvollen Strömung, von der im Vergleich mit anderen Flüssen leicht abweichenden Wasserfarbe – jene „Beschaffenheit des Betts“ und die sich auf der Oberfläche spiegelnden Dinge zu untersuchen? Kurzum: fängt er an, der Andersartigkeit nachzuspüren, also versucht er die einzigartige Aura eben dieses Flusses einzufangen?

In solch ein Abenteuer begab ich mich mit den Arbeiten von Andrzej Taranek: Langjähriges Näherkommen und Abrücken von der Strömung seiner Phantasie hatte jedes Mal eine Perspektivänderung zur Folge. Dazu kamen viele Fragen, denen man nicht ausweichen kann, wird man mit seiner außergewöhnlichen Kunst konfrontiert. Angefangen hatte es ganz gewöhnlich. In den achtziger Jahren leitete ich „Punkty Mówione“ [etwa: „Gesprochene Standpunkte“] – eine lebende literarische Zeitschrift, dem Krakauer „Na Głos“ [etwa: „Mit voller Stimme“] nachempfunden. Lebend bedeutet hier, dass sie von den Autoren vor dem versammelten Publikum gelesen wurde. Es war ein Reflex des künstlerischen Milieus, oder wenigstens jenes Teils desselben, das sich mit der Zensur und mit dem offiziellen, von den Parteisekretären lizenzierten kulturellen Leben nicht abfinden wollte. Die Danziger „Punkty Mówione“, die jeden Monat in einem Saal des Dominikanerklosters herausgebracht wurden, unterschieden sich jedoch von dem Krakauer Vorbild auch darin, dass sie einen Umschlag besaßen. Auf einer Staffelei (im Falle einer Skulptur war das einfach das Tischblatt) präsentierten wir ein Werk, ausgewählt von dem eingeladenen Künstler. Ein Bild, eine Radierung, eine Zeichnung. Und mit einer kurzen, kommentierenden Vorstellung einer solchen Arbeit begann die Eröffnung der nächsten Nummer der lebenden Zeitschrift. Im Februar 1988 bildete die Graphik von Andrzej Taranek *Kąpielisko Ostrów* [Das Kurbad Ostrów] den Umschlag von „Punkty Mówione“, und ich hatte die Ehre, dazu einen kurzen Kommentar vorzutragen. Was hat mich in der Arbeit des damals vierunddreißigjährigen Künstlers beeindruckt?

Vor allem die außergewöhnliche Atmosphäre der Phantasie: Eine gesellige, oder vielleicht eher familiäre Szene, quasi aus der Welt einer Fin-de-Siècle-Photographie herübergebracht, wurde in einer symbolischen, entrückten, in den Archetypen unseres kollektiven Gedächtnisses tief verwurzelten Landschaft komponiert. Ausgetrocknetes Flussbett, auf dem ein vergessenes Dampfschiff dahinsiecht, ein Haus, das sich zu einer ganzen Stadt auswächst im Hintergrund – eine gewisse Apotheose immerwährender Umbauten, Anbauten und Provisorien, schließlich das alles überwuchernde Gras, aus dem – wie Phantome der Vergangenheit – die Gestalten zweier Frauen und eines Mannes emporragen: All das, vollkommen zusammengefügt und mit der Melancholie des Vergehens durchtränkt, ist im *Kapielisko Ostrów* gewissermaßen das Extrakt oder eine Synthese der Motive, die in vielen Arbeiten von Andrzej Taranek immer wiederkehren.

Unzweifelhaft ist diese Welt dem dreizehnten Monat von Bruno Schulz verwandt, jenem erstaunlichen Zeitabzweig, der – einmal aus dem Kalender herausgefallen – nun sein eigenes Leben fristet, indem er überraschende Konfigurationen formt, traumhafte Szenen der Existenz, magische Schlupfwinkel der Erinnerung, die uns in unseren Träumen, Vorahnungen, Sinnestäuschungen begleiten. Es ist jedoch nicht der Surrealismus der französischen, sondern eben der mitteleuropäischen Art. Er hat viel dem zu verdanken, und er lehnt sich bewusst – sei es durch Requisiten – an das, was Alfred Kubin einmal das souveräne Land der Träume genannt hat, und Bruno Schulz – sein eigenes, individuelles Buch. Sein Stoff ist im gleichen Maße der familiäre Erinnerungsschatz mit erotischen Sinnestäuschungen der Kindheit, allmächtige Natur mit unberechenbarer Fähigkeit, die vorgefundenen Formen zu vernichten, wie auch Geschichte, die immer in Brüchen, Überbleibseln der vernichteten, vergangenen Zivilisationen sichtbar wird.

1997, als die Zoppoter Zweimonatsschrift „Topos“ zwei Radierungen von Andrzej Taranek präsentierte – den bereits erwähnten *Kapielisko Ostrów* auf dem Umschlag und *Gute Louise* im Inneren, schrieb Kazimierz Nowosielski mit dem ihm eigenen Scharfsinn folgendes über den Künstler: „Taranek verortet seine Welt meistens am Rande der Hauptströmung des Lebens, insbesondere abseits des lärmenden Offiziellen. Er liest gern das Abgestoßene, das Missachtete, das zum Vergessen verdammt auf. In den scheinbar unnützen Dingen, in den Resten, Fragmenten versucht er, ihren verlorenen Glanz wieder zum Leuchten zu bringen. Ein wenig scheint er ein Magier zu sein, der eine längst vergessene Realität hinter dem Nebel zum Vorschein bringt. Manche seiner Stiche bewahren etwas von der Struktur und Stimmung einstmaliger Markenalben, von der Aura eines mit Sorgfalt angelegten Herbariums oder der Atmosphäre alter Alben mit Familienphotos.“ Kazimierz Nowosielski, der an einer anderen Stelle seines Essays dem Künstler „einen außerordentlich subtilen und präzisen Stich, der mit Virtuosität und heutzutage selten beobachteter Meisterhaftigkeit geführt wird“ attestiert – es sei hinzugefügt, dass es völlig berechtigt geschieht –, bleibt sozusagen auf halbem Wege stehen. Während er nämlich das Wort Markenalbum [markownik] gebraucht, bezieht er sich nicht direkt auf die entsprechenden Stellen der Prosa von Bruno Schulz, wo die Idee eines kleinen Bildes – der Welt in Miniatur, jener geheimnisvollen, kosmischen Miniaturisierung einer Briefmarke – sich so stark auf die Vorstellungskraft auswirkt. Und eine eben solche Inspiration scheint eine gänzlich separate Strömung im Schaffen des Künstlers zu begleiten: das Exlibris.

Auf den internationalen Biennalen für seine Exlibris mehrfach ausgezeichnet, kreierte Taranek einen eigenen, einzigartigen Stil jener „Welten in Miniatur“. Von den rein formellen Funktionen eines Exlibris abrückend, wo ein Zeichen, ein Monogramm oder das Wappen des Besitzers ausschlaggebend waren, erschuf der Künstler auch auf diesem Gebiet eine ganze Serie von beeindruckenden Landschaften der Imagination. Man erwähne hier nur das Exlibris Günter Grass: Auf einem großen, phantastischen Fisch, der gewiss eine Anspielung auf den Butt aus dem Roman ist, einem Fisch, sei hier angemerkt, der in eine Galeere mit hundert Rudern verwandelt wurde, fährt durch Zeit und Raum, unter dem wolkenreichen Ostseehimmel, wie auf einem Bibelwalfisch – der hervorragend wiedererkennbare, synthetisch geometrierte Baukörper der Danziger Marienkirche. Die höchste Form der Synthese, vereint mit den am kleinsten behandelten Details, erschaffen auf der minimalen Fläche der Kupferplatte – dieses Erzeugnis aus der Werkstatt Andrzej Taraneks ist uns als Abdruck zugänglich.

Diese Welt in Miniatur, ihre Idee und variablen Formen sind im Schaffen des Künstlers nicht zufällig aufgetaucht. Jeder, der in seinem Atelier im Danziger Stadtteil Suchanino zu Gast ist, kann nebst einer riesigen, alten Druckpresse eine außergewöhnliche Sammlung von Dingen bewundern, die nur pro forma „Altkram“ genannt werden. Nur manche von ihnen kaufte der Künstler in Antiquitätenläden oder auf Flohmärkten. Denn die meisten sind eben die Schulz'schen „verküppelten“ Dinge: degradierte, fragmentarische Gegenstände, die der Künstler während seiner Wanderungen durch den Danziger Werder [Żuławy], weniger frequentierte Bezirke der Stadt und ihre Randzonen irgendwann mal auffas und immer noch aufliest. Die Porzellankorken aus einer Vorkriegsbrauerei werden von einem Soldatenmantelknopf begleitet, ein silberner Teelöffel, gefunden in den Ruinen der Speicherinsel, wetteifert um den Vorrang mit einem Stück porzellanenen Pfeifenrohr aus den holländischen Manufakturen des 17. Jahrhunderts, die Zeiger auf dem Zifferblatt einer Uhr sind auf Viertel sechs stehen geblieben, bestimmt vor ungefähr sechzig Jahren, und man weiß nicht, ob diese Uhrzeit etwas gemeinsam hat mit einem Blatt aus dem *Danziger Anzeiger*, das unter der Tapete eines in Ohra [Orunia] bei Danzig abgerissenen Hauses gefunden wurde. Das Zusammenfügen der Welt aus ihren unbeständigen, von der Zeit und Kriegswirren zerstörten Bruchteilen ist eine sehr Danzig-, vielleicht sogar eine generationsspezifische Erfahrung von Andrzej Taranek: eine Erfahrung, die das ungewöhnliche Imaginationstheater seiner Radierungen und Zeichnungen hervorbrachte. Dennoch verbergen die Wanderungen durch seine Geburtsstadt und ihre Umgebung eine noch andere Leidenschaft: Der Künstler hat immer einen Skizzenblock, Blei- und Buntstifte bei sich. Er mag es, sich an Orten aufzuhalten, die von Touristen überhaupt nicht aufgesucht werden, manchmal unzugänglich sind. Das Ergebnis dieser Betrachtungen sind Zeichnungen – heute nicht mehr existierender – Speicher, Fachwerkhäuschen aus den Vorstädten, oder der Innenräume der dem Abriss geweihten Industrie- und Hafenbauten. Eine Suche nach dem Authentischen? Eine Absicht, etwas einzufangen, das bald vergeht? Eine heutzutage – im Zeitalter der digitalen Photographie – archaische Dokumentationsleidenschaft?

Ich habe Andrzej Taranek danach gefragt, als er mir einmal einen Bilderzyklus zeigte, der in der verlassenen Danziger Markthalle vor ihrer Sanierung gefertigt wurde. Das war insofern außergewöhnlich, als ich auf diesen Zeichnungen und Skizzen über Jahrzehnte verdeckte Elemente einer durchbrochenen Konstruktion erblicken konnte, alte Gitter aus dem

vergangenen Jahrhundert sowie unterirdische Gewölbe, in denen man während der Sanierungsarbeiten auf Fundamente einer romanischen Rotunde gestoßen war. All das mit ungewöhnlicher Sorgfalt, obgleich in Eile, ohne gute Beleuchtung skizziert. Es hat mich an die Radierungen Piranesis erinnert: Übungen zum geometrischen Vorstellungsvermögen, deren Thema der Widerspruch zwischen Geschlossenheit und Unendlichkeit ist. Der Künstler gab mir damals keine konkrete Antwort: ob es Skizzen zu späteren Graphiken seien, oder nur aus dem Herzensbedürfnis angefertigte Notizen eines Passanten. Doch einige Augenblicke später griff er zu einer anderen Mappe, aus der er einen Zeichnungszyklus hervorholte. Er hatte ihn während seines Aufenthaltes auf den Karibischen Inseln gezeichnet, wo er Anfang der neunziger Jahre verweilte. „Ich hatte damals keine Werkstatt, um Holzschnitte aus ihnen zu fertigen, wofür ich das ans Inselufer gespülte Treibholz sammelte“. Er zeigte mir auch eine Aquatinta mit dem Titel: *Manuel Dias Liquor Store*. Und dann noch ein paar durch ihre Atmosphäre und ihre Einfachheit bezaubernde Arbeiten.

„Gute Kunst beginnt mit der Flucht vor der Langeweile“ – schrieb Ezra Pound 1910, also Anfang des vorigen Jahrhunderts. Eines Jahrhunderts, das – in eben dieser Flucht – alle und alles umwertete und am Ende zur völligen Nivellierung jeglicher wertenden Kriterien führte. Andrzej Taranek langweilt sich auch nicht gern, dennoch können die Ergebnisse seiner künstlerischen Arbeit, seiner Begabung, letztendlich seiner unerhörten Beharrlichkeit nur mit höchsten Werten gemessen werden. Es genügt, bei seiner Graphik *Holm* oder beim Exlibris Joseph Conrad innezuhalten, um zu begreifen, was ich meine.

Übersetzt von Tomasz Sosiński



Ul. Rycerska, 1982, *rysunek kredką*

Rittergasse, 1982, *Kreidezeichnung*



Spichlerze przy ul. Chmielnej, 1982, *rysunek kredką*

Speicher an der Hopfengasse, 1982, *Kreidezeichnung*



Sienna Grobla, 1997, *rysunek kredką*
Strohdeich, 1997, *Kreidezeichnung*



Spichrze, 1996, *rysunek kredką*
Speicher, 1996, *Kreidezeichnung*



Ul. Chmielna, 1997, *rysunek kredką*
Hopfengasse, 1997, *Kreidezeichnung*



Dom przy kościele Bożego Ciała, 1997, *rysunek kredką*
Haus an der Hl. Leichnam-Kirche, 1997, *Kreidezeichnung*



Hala Targowa, 2001, *rysunek kredką*
Markthalle, 2001, *Kreidezeichnung*



Hala Targowa, 1999, *rysunek kredką*
Markthalle, 1999, *Kreidezeichnung*



Hala Targowa, 2000, *rysunek kredką*
Markthalle, 2000, *Kreidezeichnung*



Ul. Grodzka, 1997, *rysunek kredką*
Burgstraße, 1997, *Kreidezeichnung*



Nad Motławą, 1996, *rysunek kredką*
An der Mottlau, 1996, *Kreidezeichnung*



Sienna Grobla, 2001, *rysunek kredką*
Strohdeich, 2001, *Kreidezeichnung*



Dolne Miasto, 2010, *rysunek kredką*
Niederstadt, 2010, *Kreidezeichnung*



Wyspa Spichrzów, 1997, *rysunek kredką*
Speicherinsel, 1997, *Kreidezeichnung*



Dom w Nowym Porcie, 2005, *rysunek kredką*
Haus im Neufahrwasser, 2005, *Kreidezeichnung*



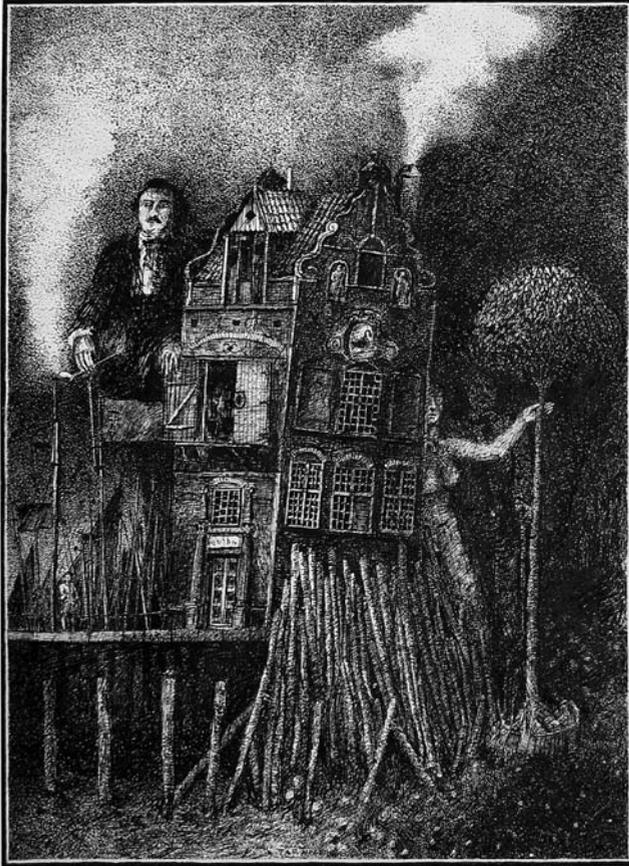
Stocznia Gdańska, 2006, *rysunek kredką*
Die Danziger Werft, 2006, *Kreidezeichnung*



Stocznia Gdańska, 2008, *rysunek kredką*
Die Danziger Werft, 2008, *Kreidezeichnung*



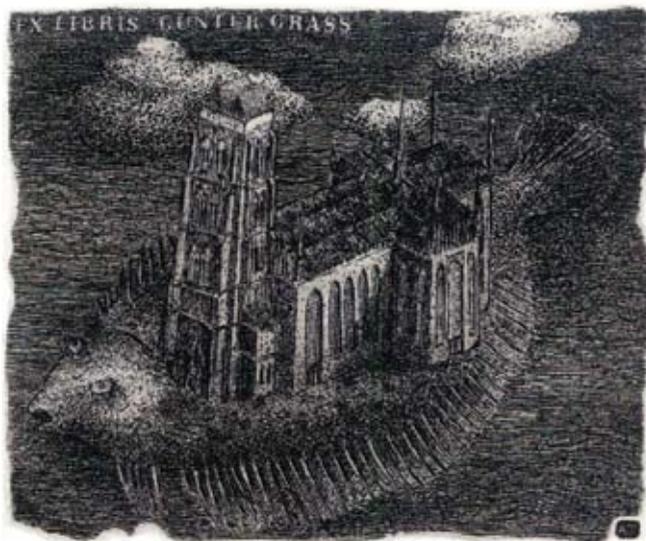
Stocznia Gdańska, 2006, *rysunek kredką*
Die Danziger Werft, 2006, *Kreidezeichnung*



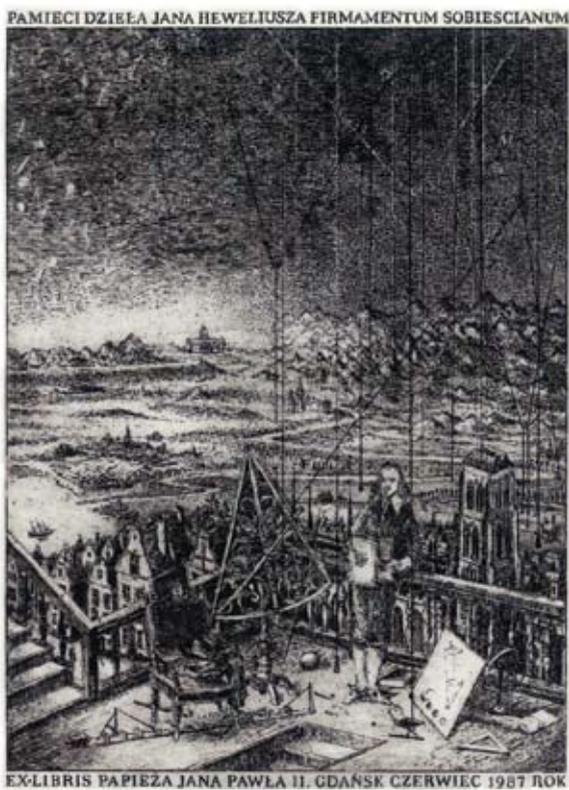
Spichrz „Czarny Łabędź”, 1985,
rysunek piórem
Speicher „Zum Schwarzen
Schwan”, 1985,
Federzeichnung



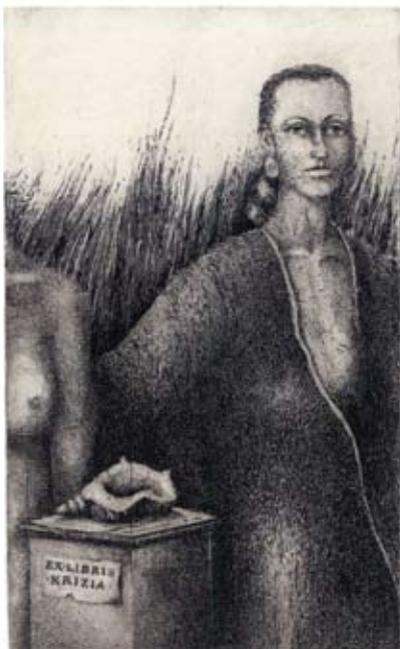
Deszcz Meteorytów, 1987, *akwaforta*
Meteoritenregen, 1987, *Radierung*



Exlibris Güntera Grassa, 1987,
akwaforta
 Exlibris Günter Grass, 1987,
Radierung



Exlibris Jana Pawła II, 1987,
akwaforta
 Exlibris Johannes Paul II., 1987,
Radierung



Exlibris Krizia, 1990, *akwaforta*

Exlibris Krizia, 1990, *Radierung*



Grafika dla E., 1984, *akwaforta*

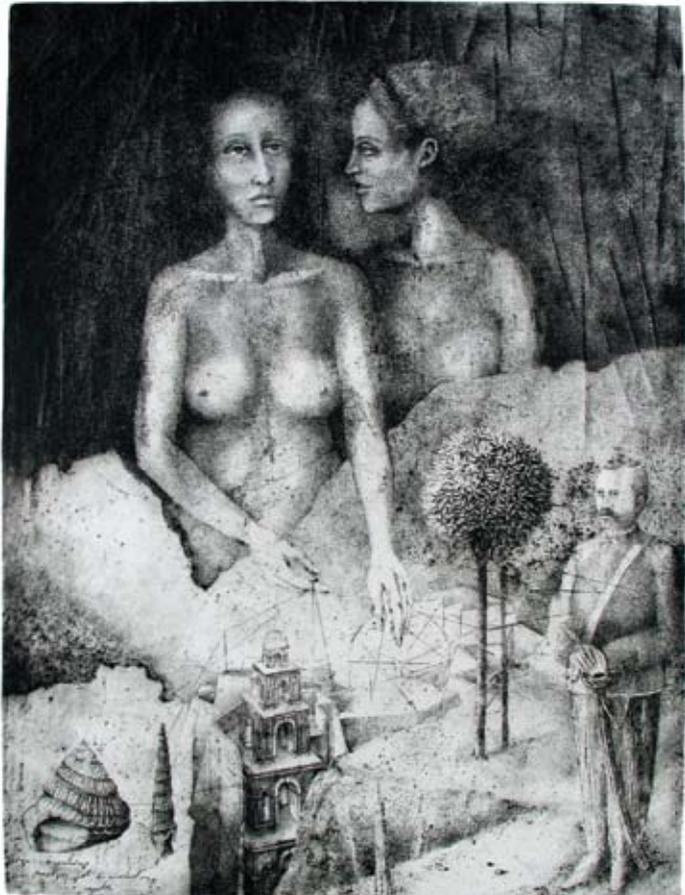
Grafik für E., 1984, *Radierung*

Exlibris Izby Muzealnej Farmacji w Gdańsku, 1985,

akwaforta

Exlibris des Pharmaziemuseums in Gdańsk, 1985,

Radierung

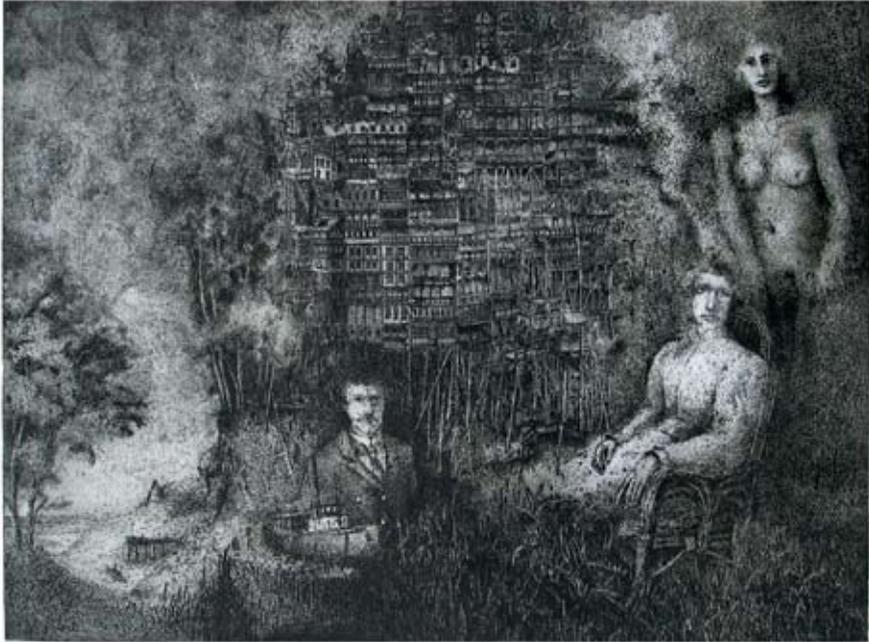


Gute Louise, 1991,

akwaforta

Gute Louise, 1991,

Radierung



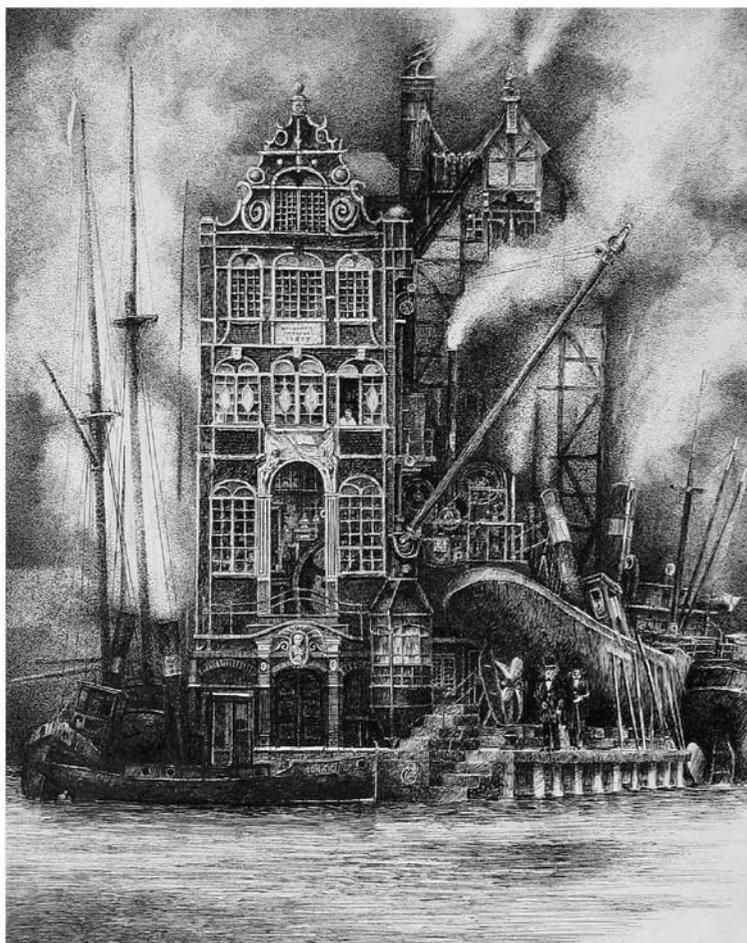
Kapielisko Ostrów, 1885, *akwaforta*
Kurbad Ostrów, 1885, *Radierung*



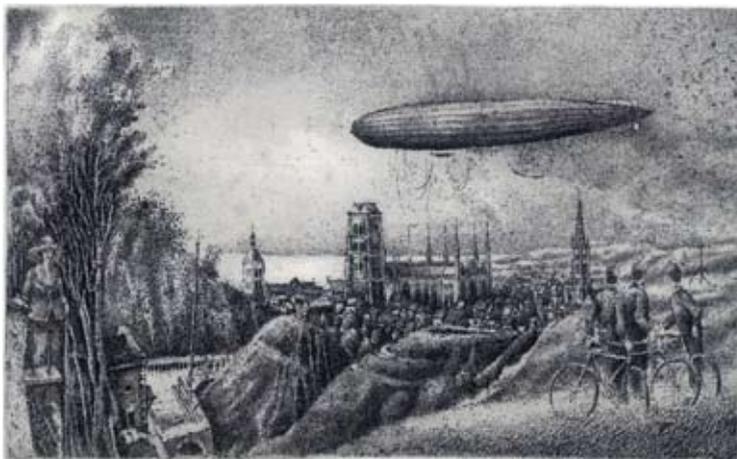
Olivia, 1886, *akwaforta*
Olivia, 1886, *Radierung*



Poczta rowerowa, 1980, *rysunek piórem*
Fahrradpost, 1980, *Federzeichnung*

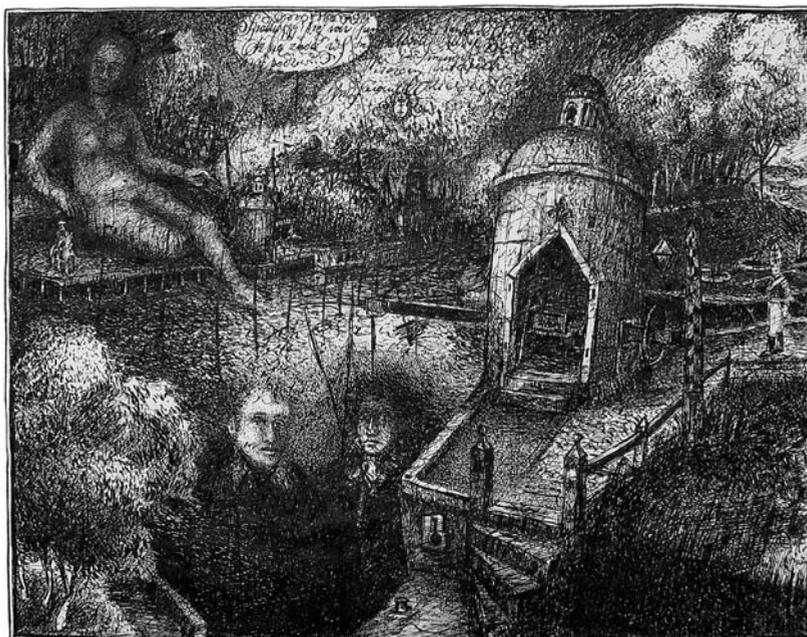


Polski Hak,
1997,
rysunek piórem
Polnischer Haken,
1997,
Federzeichnung



Porwanie Europy, 1998, *akwaforta*

Raub der Europa, 1998, *Radierung*



Śluza Czterech Dziewic, 1981, *rysunek piórem*

Vier-Jungfern-Schleuse, 1981, *Federzeichnung*

II. Aus der Übersetzungswerkstatt der Danziger Germanisten

Im akademischen Jahr 2009/2010 wurde am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk der Studenten-Arbeitskreis „Literarisches Übersetzen“ (Koło Translatorskie Studentów Germanistyki UG) von Dr. Katarzyna Lukas gegründet und wissenschaftlich betreut. Im Zeitraum 2009–2011 haben sich Germanistik-Studierende aus verschiedenen Jahrgängen der Gruppe angeschlossen: junge Menschen mit unterschiedlichen Individualitäten, literarischen Vorlieben und Forschungsinteressen, die eines verband: das liebevolle Bemühen um das (deutsche und polnische) Wort. Während der gemeinsamen Lesungen, Diskussionen sowie eines Workshops, den die Gruppe anlässlich des „Tags der deutschen Kultur“ im Mai 2010 veranstaltete, wurden Texte von deutschen Autoren ins Polnische übersetzt und anschließend gemeinsam besprochen. Zur Debatte standen Übertragungen von Lyrik und Prosa, vorwiegend aus dem 20. Jh.: Siegfried Lenz, Gottfried Benn, Willibald Omankowski / Omansen, Godehard Schramm; allerdings wurde mit einem Gedicht von Friedrich Hölderlin auch ein Exkurs ins 18./19. Jahrhundert gewagt.

Im Folgenden werden einige Kostproben der gemeinsamen Arbeit präsentiert: einige Gedichte des Danziger Dichters Willibald Omankowski / Omansen (ein hervorragendes literarisches Pendant zum graphischen und zeichnerischen Werk Andrzej Taraneks) sowie Fragmente aus der Feuilletonsammlung *Einladungen nach Polen. So nah und so exotisch* von Godehard Schramm.

Willibald Omankowski, ab 1939 **Omansen** (1886–1976), wurde in Danzig geboren. Er war Lyriker, Feuilletonist und Musikkritiker. 1899–1907 besuchte er das Städtische Gymnasium zu Danzig und anschließend das Danziger Lehrerseminar. Als Artillerieoffizier, zuletzt als Hauptmann, nahm er am Ersten Weltkrieg teil. Nachher war er als Lehrer an verschiedenen Danziger Schulen sowie als Theater-, Konzert- und Musikkritiker bei führenden deutschen Zeitungen tätig. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte er in Deutschland und war Mitarbeiter der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung*. Lyrikbände: *Rosen im Reif* (1912), *Die Windharfe* (1920) und *Danzig. Antlitz einer alten Stadt* (1924).

Die hier präsentierten Gedichte¹ lassen sich zwei thematischen Bereichen im Schaffen von Omankowski zuordnen. Zum einen findet man hier Strophen, die die tiefe Verbundenheit des Dichters mit seiner Heimatstadt zum Ausdruck bringen: seine Bewunderung für die Anmut

¹ Die Informationen zum Autor sowie die angeführten deutschen Originaltexte entstammen dem Band: Willibald OMANKOWSKI / OMANSEN: *Danzig zur Nacht – Gdańsk nocą. Gedichte – Wiersze*. Ausgewählt und

der altherwürdigen Stadt, für die Pracht der mittelalterlichen Bauten, verwoben mit tiefer Trauer über die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges, in dem nicht nur das rein Materielle, sondern auch vieles von der Atmosphäre der Stadt unwiederbringlich verloren ging. Zum anderen sind hier Gedichte vertreten, die in schlichten, unpräntiösen Versen grundsätzliche menschliche Erfahrungen ausdrücken: Liebe, Zweifel, Enttäuschung, existenzielle Ängste.

Die hier präsentierten Übersetzungen wurden sowohl von den TeilnehmerInnen des Arbeitskreises „Literarisches Übersetzen“ als auch von zwei Mitarbeiterinnen des Instituts verfasst. Die AdeptInnen der Übersetzungskunst begaben sich, den Rhythmen des Dichters folgend, auf die faszinierende Wanderung durch das Danzig der Vergangenheit: eine einzigartige deutsch-polnische Kulturlandschaft, in der nicht die sprachliche und nationale Zugehörigkeit ihrer Bewohner wichtig war, sondern allein die Kunst, die „vergessene Meister“ hervorgebracht haben. Zugleich hat jede(r) ÜbersetzerIn den Gedichten ein eigenes, unverkennbares Gepräge verliehen. Die polnischen Fassungen sind nicht selten Zeugnis einer persönlichen Auseinandersetzung der jungen Leute mit dem poetischen Danzig-Bild des alten Dichters. Die sprachlich und dichterisch begabten ÜbersetzerInnen lesen die Verse von Omankowski auf ihre eigene Art und Weise, wobei ihre in den Translaten verschlüsselten Deutungen manchmal in erstaunliche Richtungen weisen (wie etwa die Nachdichtungen von Adam Gorlikowski). Das märchenhafte Danzig der Vergangenheit, das der Autor von *Die Windharfe* in seinen lyrischen Momentaufnahmen festhielt, unterscheidet sich freilich von der lärmenden Großstadt, die Omankowskis junge Übersetzer heute vor Augen haben und persönlich erleben. Und doch belegen die polnischen Übertragungen ein tiefes Verständnis, eine geistige Gemeinschaft zwischen damals und heute: Es entsteht in den Translaten ein einzigartiger poetischer Zwischenraum, in dem Vertreter der jungen Generation, die hier lange nach dem Krieg geboren wurden und/oder die Stadt zu ihrer Wahlheimat gemacht haben, der Gedanken- und Erlebniswelt des alten Danzigers begegnen.

Willibald Omankowski / Omansen

Danzig

Warst du nicht einst im Kranz der deutschen
Städte
Insel des Traums? Von Schwere so erlöst,
daß durch die Gassen noch das Märchen wehte?
Wie hat der Tod dich bis zur Scham entblößt!

Kein Schritt. Kein Laut. Aus tausendjährigen
Mauern
rieselt zuweilen Schutt gespenstisch leis.
Auf allem, was das Auge faßt, ruht Trauern
der großen Nacht und rührt mich an wie Eis.

Gdańsk

Czy cię wyrwano z niemocy,
Wyspo snu, wpleciona w miast niemieckich
wieniec?
Aż się w uliczkach wiatr magiczny toczył?
A śmierć cię odarła po wstydu rumieniec!

Nawet kroków nie słycać. Z tysiącletnich
murów
Prószy niekiedy upiorną ciszą gruz.
Na wszystkim, czego sięgnie oko, tyle bólu
Nocy, który mi krew przemienia w mroz.

Der Steinkauz lacht, und es beginnt zu regnen,
und da verhüllst du dich, daß es mich graust:
ich hebe meine Hände, dich zu segnen
und siehe da, sie ballen sich zur Faust.²

(1956)

Das Krantor

Was stehst du so von Ernst umwölkt, mein Tor?
Du Mal! Du Spuk! Herrliches Ungeheuer!
Axthieben gleich brechen die Abenteuer
aus deinem Wetterangesicht hervor.

Ich ruf dich an beim heiligen Florian,
der dein geweihtes Holz vor Brand behüte:
„Neige dich mir in deines Alters Güte!
Sieh: Liebe hieß mich deinem Kummer nahn!“

Und tiefer über nachtend blaue Flut
schiebt sich des Tores braune Riesenhaube:
„Warum ich grolle? Weil ich nicht mehr glaube
an euer Tun, fragender Sohn der Brut,

die mich umgibt, umgirrt, umspoit, umkeucht
mit krummem Rücken und mit vielem Schwätzen,
die Schmerz verschleudert wie den Leib die
Metzen,
und deren Herd von fremder Art verseucht.

Ich sehne Fäuste, Koggenstolz und Stahl,
ein Schmerzgeschlecht von Handelnden und
Schweigern!
Bis dahin laß mir Fernsein und Verweigern
und forsche nicht in meinem Blick der Qual!“³

(1924)

Pójdźka chichocze, deszcz zaczyna łzawić
I tak zasnuwasz się; strach mam w szpiku rąk,
Dobrywam ich więc, by cię błogosławić,
I spójrz: zwijają się w pąk.

Übersetzt von / Przetłóżył Adam Gorlikowski

Brama żurawia

Czemuś spowita w powagę niczym obłok,
bramo?
Pomniku! Maro! Dostojny kolosie!
Na twym chmurnym obliczu rodzą się historie,
Jakby je niejedną siekierą ciosano.

Za cię Florianowi składam ducha wota,
Aby strzegł przed ogniem twoich świętych pni.
„Pochyl się nade mną z dobroci twych dni!
Spójrz: Z miłości bliska mi twoja zgrzyzota!”

I coraz głębiej w toń Motławy, którą noc
zacienia,
Wsuwa brama swą czapę brązową.
„Czemu grzmie? Bo nie wierzę już w owoc
Twych czynów, wąpiący synu młdego
pokolenia,

Co wokół mnie skłębione, wzdycha, pluje,
chucha
Z rosnącym garbem i wśród czczej paplaniny,
Co za-daje ból, jak ciało sprzedajne dziewczyny,
I w którego domowym ognisku obcy ogień
bucha.

Stęsknionam rąk spracowanych, stali i dumy
kog,
Rodu pewnego w boleści i w dziele
milczącego.
Na razie pozwól mi zasnąć i nie każ znać życia
twego,
I nie patrz, jak w cierpieniu pograża się mój
wzrok”.

Übersetzt von / Przetłóżył Adam Gorlikowski

² OMANKOWSKI / OMANSSEN, S. 215.

³ OMANKOWSKI / OMANSSEN, S. 85.

Danziger Kirchen

Wie Burgen stehn sie hoch am Meer,
Als ob sie einen Feind belauern,
Schießscharten drohn in schwarzen Mauern,
Und Zinnen ziehn sich drüber her.

Denn Kampf war oberstes Gebot.
Die Glocken in den breiten Türmen
Erzählen von Gewitterstürmen,
Von Knechtschaft, Pest und Hungersnot.

Sie überstanden Krieg und Brand.
Sie sind nicht helle Kathedralen.
Sie sind Gesichten gleich und Malen
Und sagen aus von deutschem Land.

Sie sind die Zeugen einer Zeit,
Die karg an Worten und an Gesten,
Statt Tempel baute Gottesfesten,
Mit Richtung auf die Ewigkeit.⁴

(1939)

Müllergewerkshaus

So wie ein Lied, des Worte längst verwehten,
und kaum mehr blieb als eine Melodie,
daß du bei ihrem Klang in einer späten
Stunde erwachst und sprichst: „... ich kannte sie“,

ist dieses Haus, das vor dem Lärm der Zeiten
sich scheu verbarg in Inselglück und Ruh,
als wollt es sich aufs Sterben vorbereiten. –
Nur wenn die alte Mühle ab und zu

in Unrast aufstöhnt, steigt sein müder Blick
zum nahen Turm empor, der seiner Seele
zum Troste spendet eherne Choräle.
Es lächelt leis ... und sinkt in Traum zurück.⁵

(1924)

Gdańskie kościoły

Wzniesione nad wodą jak zamki obronne,
Czyhają na wroga siejącego trwogę;
A mury ich nosią strzałów przestroge,
A wsparciem ich będą wieże koronne.

Mówią o walce – ich głównym nakazie;
Z wieży szerokiej, niby dzwonnicy,
Kraży opowieść o burzy, nawałnicy,
O czasach niewoli, o głodzie, zarazie.

Przetrwały zwycięsko wojnę, płomienie,
Blask jasnych katedr im bardzo daleki.
Są niczym twarze z krwawym znamieniem,
O kraju Niemców mówią przez wieki.

To niemi świadkowie tamtej przeszłości,
Co w ciche słowa i gesty uboga,
Miast świątyń wznosiła twierdze dla Boga
Z obliczem zwróconym ku wieczności.

*Übersetzt von / Przetłóżyły: Natalia Horbacz
& Katarzyna Lukas*

Dom cechu młynarzy

Jak pieśń, której słowo na wietrze przemienie
I wybrzmi przeszłości dawnym chorałem,
A ty, zbudzony jej dźwiękiem o późnej godzinie,
Powiedz te słowa: „Niegdyś ją znałem” –

Tak dom ten na wyspie, wśród cichego szczęścia,
Chcąc uciec przed zgiełkiem, ku wodzie się chyli,
Jakby wyglądać miał śmierci nadejścia.
I tylko gdy z nagle młyn stary zakwili

W wiecznej gonitwie – wzrok swój umęczony
Dom ku wieży wzniesie, z której jego duszy
Pociechę dźwięk niesie chorału stłumiony,
Uśmiechnie się cicho... i w sen się zanurzy.

*Übersetzt von / Przetłóżyły: Natalia Horbacz
& Katarzyna Lukas*

⁴ OMANKOWSKI / OMANSSEN, S. 203.

⁵ OMANKOWSKI / OMANSSEN, S. 87.

Vergessene Meister

Ihr Reichtum war so groß, ihr Sinn so hell,
daß sie selbst Dinge, die wir kaum beachten,
mit höchster Zier und Zärtlichkeit bedachten:
ein Fenster hier und dort ein Kapitell.

Ja, noch ein Türknauf und ein Fackelhalter,
der Wasserspeier und das Möwenpaar
am Giebelfirst – wie leicht und wunderbar!
Vielhundertjährig und doch ohne Alter.

Wer sind die Meister? Namen nennt kein Mund,
denn ihre Demut ließ bei diesen Dingen
sie abseits stehn, und erst in dem Vollbringen
tat sich ihr Rang und ihre Wertung kund.

Denn Ziel war stets: im Werke zu vereinen
Höchstes an Können und ein frommes Herz;
da ward zu Wachs in ihren Händen Erz,
und Regenbögen wuchsen aus den Steinen.

Wer sind die Meister? Glaser, Töpfer, Schmiede ...
Doch alle so von ihrer hohen Pflicht
besessen und von einem innern Licht
durchsonnt, durchflutet, wie von einem Liede,

daß Hände sangen in dem ärmsten Raum
mit jenem unbeschreiblichen Vollenden
die stein- und erzgewordenen Legenden
dem kommenden Geschlecht zu Trost und
Traum.⁶

(1940)

Seit du fortgingst ...

Seit du fortgingst, ward es kalt.
Morgen werden wohl die andern
bunten Sommervögel wandern,
auch die Blätter fallen bald.

Seit du fortgingst, ward es kalt.
Wolken hängen jeden Morgen
überm Meer wie Alltagsorgen,
und im Regen seufzt der Wald.

Seit du fortgingst, ward es kalt.
Keine Antwort will die Frage:

Zapomniani mistrzowie

Umysł mieli tak jasny, mieli dóbr tak wiele,
Że to, na co dzisiaj ledwie raczym zważyć,
Jęli czułością, ozdobami darzyć:
Tutaj okno, a tam kapitela.

Jeszcze gałka u drzwi i rzygacz nieraz,
Wspornik pochodni oraz mewia para,
Tam na kalenicy: jakim czarem tchną!
I przez tyle wieków nie dotknął ich czas.

Kim są ci mistrzowie? Imię niewiadome,
Bo pokora mistrzom kazała stać w cieniu
Ich dzieł, co w swoim zwieńczeniu
Świadczyły ich rangę i dały renomę.

A celem ich było, by zjednoczyć w dziele
Serce cnotliwe i wprawę wspaniałą.
Żelazo w ich dłoniach niczym wosk topniało,
A z głazów ciosanych rosło wiele tęczę.

Kim są ci mistrzowie? Szklarze z kowalami,
Garncarze... Tak wszyscy przepelnieni
Poczuciem misji i snopem promieni
Nalaných przez słońce, jakby melodiami –

Że dłonie śpiewały w najędźniejszych izbach
Z finezją, która nie do wyrażenia,
Legendy wykute z rudy i kamienia,
By swe dzieci utulić, miłe sny im przyzwać.

Übersetzt von / Przetłóżył Adam Gorlikowski

Odkąd cię nie ma

Odkąd cię nie ma, nastały chłody.
Niebawem ptaków ostatnich klucze
Z barwnymi liśćmi odlecą lata,
A ziemię gruby pokryje lód.

Odkąd cię nie ma, nastały chłody.
W morzu swe smutne widzą odbicie
Stroskane chmury każdego rana,
I skargi wiatru deszcz w granie wplótl.

Odkąd cię nie ma, nastały chłody.
Pytań nie trzeba ni odpowiedzi,

⁶ OMANKOWSKI / OMANSEN, S. 205

Warum Jubel? Warum Klage?
Seit du fortgingst, ward ich alt.⁷

(1947/1926)

Meiner Mutter

Das war in jenen jungen Tagen,
Das war in meines Lebens Mai'n,
Du löstest deine Hand und sagtest:
„Nun geh allein!“

Ob ich im Grau des Tags das bleiche
Meertiefe Leid auch längst verwand, –
Tritt her zu mir wie einst und reiche
Mir deine Hand.⁸

(1912)

Das Lachen

Du bist zu mir gekommen
In jener Winternacht,
Du hast mir alles genommen
Und hell dazu gelacht.

Im wildesten Verschwenden
Geschah es, daß du sacht
Mit deinen Kinderhänden
Aus mir einen Narren gemacht.

Was mir seitdem verdorben,
Was ich verweint, verwacht,
Dies Lachen ist nicht gestorben,
Ich hört' es in mancher Nacht.

Und hörte erwachen die hellen
Klagen im tiefsten Blut, – –
Doch auch das Kichern der Schellen
An meinem Narrenhut.⁹

(1912)

Po co się cieszyć i po co biedzić?
Odkąd cię nie ma, nie jestem młody.

Übersetzt von / Przetłóżyła Agnieszka K. Haas

Matce

To było dawno, w mych latach młodych,
Kiedy w mym życiu zakwitał maj.
Wtedy puściłaś mą rękę z dłoni
I rzekłaś do mnie: Idź dalej sam.

I choć pod wieczór życia doznałem
Cierpień głębokich jak otchłań mórz,
Przyjdź do mnie, proszę, i tak jak dawniej
Z dłoni mej ręki nie puszczaj już.

Übersetzt von / Przetłóżyła Agnieszka K. Haas

Śmiech

Pamiętam, jak zawitałaś
W tę noc zimowych ukłuc
I wszystko mi wtedy zabrałaś,
I śmiałaś się do rozpuku.

Zdarzyło się w wielkiej rozpuście,
Że ty łagodnie po prostu
Twoimi dłońmi dziecka
Zrobiłaś mnie osłem osłów.

Co we mnie się potem zepsuło,
Co opłakałem bezsennie,
To śmiech, który nie ustał,
Nocami dudni we mnie.

Słyszałem, jak się donośnie
Rodziły lamenty w mym szpiku,
I dzwonek chichot bezbrzeżny
Na moim kapelusiku.

Übersetzt von / Przetłóżył Adam Gorlikowski

⁷ OMANKOWSKI / OMANSSEN, S. 165.

⁸ OMANKOWSKI / OMANSSEN, S. 39.

⁹ OMANKOWSKI / OMANSSEN, S. 28.

Zuspruch

Es stieg die Flut mit Nacht und Sturm und Regen,
doch als die schwarzen Wolken meerwärts zogen,
warfen die Wasser sich dem Licht entgegen
und wölbten sich zu einem Regenbogen.

Und als sich deine Seele ganz verirrt
tief in dem Urwald ihrer Angst und Nöte,
da saß am Feldrand still ein junger Hirte
und blies ein Lied auf seiner Weidenflöte.

Getrost! Ob er dich auch erreichte,
der dunkle Gott, dich schlug und arg versehrte,
der lichte wacht, und seine ewige Leuchte
thront über dir und gibt dir sichere Fährte.¹⁰

(1947)

Pociecha

Wezbrały fale w noc, deszcz i wichurę,
Lecz gdy nad morze gnały czarne chmury,
to w susy szaleńcze
Rzuciły się wody ku światłu, by z mroku obmyć
swą naturę
I w końcu wygiąć się w tęczę.

A gdy dusza twa sama błędziła przez życie,
Przez matecznik strachu, znój biorąc na barki,
To przy miedzy siedział pasterz gdzieś tam skrycie,
Wydmuchując piosenkę ze swojej fujarki.

Bądź spokojny! Bo choćby się na cię rozzłościł
Ciemny Bóg, czy cię zbił i dotkliwie zranił –
Przecie jasny czuwa, w swej wiecznej światłości
Jako król ci służąc dobrymi tropami.

Übersetzt von / Przetłóżył Adam Gorlikowski

¹⁰ OMANKOWSKI / OMANSEN, S. 142.

Godehard Schramm, geb. 1943, lebt als freischaffender Schriftsteller in Nürnberg. Der promovierte Slavist wurde bekannt als Buchautor „eines Genres, das lange als ausgestorben galt: des Reisebuches“ – so rühmte Herbert Rosendorfer das umfangreiche Werk des „Europa-Wanderers“: *Mein Gardasee, Ein Weltreich: Mein Dorf*. Viel Beachtung findet sein Kindheitsroman *Mein Königreich war ein Apfelbaum*. Er übersetzte eine Werkauswahl des polnischen Priesters und Dichters Jan Twardowski ins Deutsche.

Einladungen nach Polen. So nah und so exotisch klingt der Titel des letzten Buches von Godehard Schramm, wo jedes Kapitel sich als eine selbstständige Geschichte aus dem Leben des Schriftstellers erweist. In jedem Kapitel zeigt der Autor viele, nicht selten kontrastvolle Gesichter von Polen, das er während seiner zahlreichen Besuche im Laufe von mehr als zwanzig Jahren (seit 1989) kennen und schätzen gelernt hat. Er beschreibt Polen, seine Kultur, Städte und Menschen. Dabei greift Godehard Schramm oft nach polnischen Redewendungen, Zitaten oder einzelnen Begriffen, die – phonetisch und nach den deutschen Orthographie-Regeln geschrieben – für deutsche Muttersprachler exotisch, für polnische dagegen lustig klingen (*Ciosnek!*). Das Buch ist ein Zeugnis davon, dass Polen für den Schriftsteller sowohl ein seltsames als auch ein faszinierendes und entdeckenswertes Land ist.

Karolina Plichta, Monika Górecka

Godehard Schramm¹

Przylot z Kopenhagi

Pod koniec lutego 1999 roku zaproszono mnie do Sopotu na gościnny odczyt. Lot opłacono, resztę musiałem pokryć z własnej kieszeni. Najkorzystniejsza okazała się podróż przez Monachium i Kopenhagę. Do dalszego lotu z Kopenhagi do Gdańska zostało jeszcze wystarczająco dużo czasu na spacer po mieście. Kolejką z jasnego, przestronnego lotniska Kastrup na dworzec główny Københaven, którego nazwa zawsze brzmi w samolocie jak „Sjöbenhaun”. Choć dwa razy zatrzymywałem się na dłużej w Norwegii i Islandii – za każdym razem na zaproszenie Instytutu Goethego –, nigdy nie żyłem się z krajami skandynawskimi: może ich języki nie przemawiały do mnie? Pomimo całego szacunku dla islandzkiego noblisty Haldora Laxnessa, dla sztuk Ibsena i Strindberga, dla obrazów Muncha, *Dziennika* Hamsuna, dla szwedzkich kryminalistów i dla muzyki Sibeliusa – nic nie zaiskrzyło. Tak więc postanowiłem nie włączyć się po duńskiej stolicy, tylko od razu udałem się do muzeum „Ny Carlsberg Glyptothek”², którego wejście przypomina ogród botaniczny z palmami. Wkrótce skojarzenie stało się jasne: twory Giacomettiego,³ kolorowe płomienie na obrazach Gauguina, jego hołd składany kobiecym ciałom. Wielkoformatowy cykl dziesięciu obrazów pokazujących współczesne kobiety, namalowany przez Nielsa Strøbeka:⁴ dziesięć różnych kobiecych temperamentów, wszystkie w odpowiednich strojach – przedstawione tak, jak gdyby „realizm” nigdy nie został skażony propagandą socjalistyczną ani narodowym socjalizmem. Tchnące świeżością portrety duńskich kobiet. Każdy może sobie wyobrazić te postacie na ulicach Kopenhagi – i nic więcej nie musi o nich wiedzieć; one afirmują życie na swój sposób. Czy jest coś podobnego w Polsce? Jeszcze tylko przez ogrody koło zamku Rosenborg, wzdłuż Ogrodu Botanicznego, gdzie kwitną jaskry; przy ratuszu fontanna przedstawiająca walkę byka ze smokiem... Ciepły brąz cegieł i piękna zieleń miedzianych dachów cieszą oko, podobnie jak kunsztownie zdobione frontony kamienic. Mój pobyt w Danii w 1960 roku: prawie nic z niego nie pamiętam. „Zamierzchła przeszłość”: lekkomyślna niemiecka pycha Trzeciej Rzeszy, butna chęć zagarnięcia Danii... Powinniśmy się cieszyć, że Duńczycy stawili już to upokorzenie i nie utożsamiają z nim Niemiec. Patrząc z tej perspektywy, owych dziesięć kobiet Strøbeka obrazuje swobodę i naturalność – tak, jakby mówiły: „Żyjemy dzisiaj – dla dnia jutrzejszego!”

Z lotniska Kastrup Fokker 50 leciał nad Morzem Bałtyckim. Gdańskie lotnisko mieści się w nowiutkim budynku, jasnym i eleganckim. Po wyjściu na zewnątrz złapałem taksówkę.

¹ Przekłady poniższych fragmentów pochodzą z wydania: SCHRAMM, Godehard (2008): *Einladungen nach Polen. So nah und so exotisch*. Schweinfurt: Wiesenburg Verlag. Przełożono – w całości lub częściowo – następujące rozdziały: *Anflug von Kopenhagen; Kaschubenland vor dem Meer: Ein Graf, Keramik und Allein; SamtAugen und SandTanz: Augenweiden in Słupsk, samt Regentropfen; Danziger Herbsttage zwischen drei Unvergleichlichen*.

² Kopenhaskie muzeum rzeźb, w którym znajdują się eksponaty związane ze sztuką starożytną i nowoczesną – przyp. tłum.

³ Alberto Giacometti (1901–1966), szwajcarski rzeźbiarz i malarz surrealistyczny – przyp. tłum.

⁴ Niels Strøbek (ur. 1944), duński malarz, autor m.in. pejzaży i portretów w stylu hiperrealistycznym – przyp. tłum.

Chcąc zaoszczędzić na kosztach noclegu w sopockim Grand Hotelu, na chybił trafił zarezerwowałem telefonicznie pokój – kwaterę między Gdańskiem a Sopotem. Kierowca taksówki odradził mi jednak ten hotel: jest za bardzo „chiński” i położony na odludziu; w zamian polecił mi gdański Dom Aktora w pobliżu Motławy. Miałem nieczyste sumienie z powodu mojej wcześniejszej rezerwacji, ale taksówkarz machnął na to ręką. Za 60 złotych zawiózł mnie w częściowo znane mi już okolice; tyle tylko, że zamiast hotelu było tam malutkie wprawdzie, ale umeblowane mieszkanie. Znowu dałem się nabrać polskiemu szelmie! A jednak za taką lokalizację warto było zapłacić 200 złotych za noc. Od razu ustaliłem z taksówkarzem termin wyjazdu – zobaczymy, jak to będzie...

Obok żurawia, przez uliczkę z przedprozami – do Kościoła Mariackiego, żeby podziękować ślicznej Madonnie; architektura w centrum miasta jest wciąż niezrównana. W kinie grają *Ogniem i mieczem*, na podstawie powieści Sienkiewicza... Chwilkę posiedziałem w holendersko-wąskim „Café u Literatów” (nawet jeśli nie było tam żadnych literatów), aby w przytulnym wnętrzu ogrzać się przy lekturze. Rano przy wtórze przekomarzających się mew wybrałem się do małej księgarenki. Fotografia księdza-poety Jana Twardowskiego i jego słowa pełne skromności: „Napisałem: Mój Bóg... Napisałem tylko: Bóg... Jeszcze za dużo napisałem...”⁵

Rankiem kamienice przy Długim Targu przypominają domki dla lalek ze schodami wychodzącymi przed ozdobny fronton – podczas gdy od podwórza wciąż jeszcze panuje ponura szarość. Na wąskich fasadach tu i ówdzie widnieją szelmowskie postacie. Następnie podążam przez Piwną do wielkiej hali targowej, gdzie można dostać słynne „mydło, szydło i powidło”. W pobliżu – znowu coś całkiem innego: małe, zielone budki targowe, w których sprzedaje się owoce i warzywa – tak, jakby ich najważniejszym celem było przyciągnięcie i przekonanie ludzi, że to tu właśnie produkty spożywcze są dla nich najkorzystniejsze. Kupiłem warkocz czosnku; jedna z główek spadła mi na ziemię; jakaś kobieta podniosła ją i pobiegła za mną; ucieszył mnie ten gest.

Swój odczyt w Sopocie rozpocząłem cytatem muzycznym: wierszem Szymborskiej wykorzystanym w *Czerwonym*, filmie ze znanej trylogii *Trzy kolory* Krzysztofa Kieślowskiego: „każdy przecież początek to tylko ciąg dalszy...”⁶. Turkoczując kolejką miejską wróciłem do Gdańska: trasa pełna gorzkich kontrastów. Bloki mieszkalne niczym trumny, gdzieś ogródki działkowe, ponura substancja budowlana – podczas gdy z taksówki w drodze z lotniska widać było same wille. Jak blisko siebie są ludzkie kontrasty: kupujący w zielonych

⁵ Autor cytuje tu – niedokładnie – wiersz ks. Jana Twardowskiego *Nic więcej*:

Napisał „Mój Bóg” ale przekreślił, bo przecież pomyślał
o tyle mój, o ile jestem sobkiem
napisał „Bóg ludzkości” ale się ugryzł w język, bo przypomniał
sobie jeszcze aniołów i kamienie podobne w śniegu do królików
wreszcie napisał tylko „Bóg”. Nic więcej.
Jeszcze za dużo napisał.

(cyt. za: Jan Twardowski: *Który stwarzasz jagody. Wiersze wybrane*.

Wyboru dokonał Andrzej Kaliszewski. Kraków 1983, s. 51) – przyp. tłum.

⁶ Muzykę do wiersza Wisławy Szymborskiej pt. *Miłość od pierwszego wejrzenia*, przeznaczoną jako fragment ścieżki dźwiękowej do filmu Krzysztofa Kieślowskiego *Trzy kolory – Czerwony*, skomponował Zbigniew Preisner. Wykonawcą jest Zbigniew Zamachowski. Ostatecznie utwór nie został wykorzystany w filmie – przyp. tłum.

budkach targowych, a tuż obok – przedsiębiorczy, snujący dalekosiężne plany biznesmeni w średnim wieku, dla których przyjęcia i znajomość języków obcych to rzecz tak samo naturalna jak wycieczki nowoczesnymi jachtami.

A więc to już dziesięć lat, odkąd ten kraj zakorzenił się w moim sercu; mimo to wciąż będę się wystrzegał, by nie uważać się za specjalistę od Polski; chciałbym raczej zachować swobodę i naturalność, odnaleźć spoiny, w których skryły się egzotyczne oazy, takie jak np. teksty księdza Jana Twardowskiego – odnaleźć jego język, jego rytm... Tak jak wtedy, gdy o wschodzie słońca tabliczka nad Motławą przypomina postać Aleksandra Humboldta.⁷ Być może każde znaczniejsze miasto raz tylko ma swoje pięć minut, podczas których architekci i budowniczowie wspinają się na wyżyny swego kunsztu, a wszystkie budowle zrastają się w organiczną całość. Następnym obrazem: w Kościele Mariackim, przed świętym obrazem, świecznik z kutej żelaza w kształcie statku. Pięcioramienny lichtarz w kaplicy św. Rajmunda, w której wisi kopia ogromnego obrazu Hansa Memlinga. Czasem w zasłyszanych rozmowach wyczuwam niezadowolenie: jakoby polski papież, ten gigant i opoka, urzędujący już od ponad dwudziestu lat, powinien już dawno odejść do lamusa historii. Czyż nie wystarczy, aby niektóre godziny po prostu „przeniosły” nas na drugą stronę – tak, jak niewielki prom spod żurawia przewozi turystów na przeciwległy brzeg Motławy? Przez chwilę przyglądam się drewnianym kołom Wielkiego Żurawia, a następnie ruinom po drugiej stronie rzeki, które aż się proszą o nowoczesną architekturę.

Taksówkarz przyjechał rano punktualnie. Jechaliśmy szybko przez nowe osiedla na obrzeżach lasu, gdzie podobno jest mnóstwo dzików; do Rębichowa dotarliśmy na czas. Taksówkarz wziął moje pocztówki; tutaj już nigdzie nie dostanę znaczków pocztowych. Lecąc nad Morzem Bałtyckim poczułem, że większości Polaków moja sympatia dla egzotycznej archaiczności ich kraju wydaje się absurdalna, ponieważ sami cechą tę odbierają jako anachronizm; dla nich miarą nowoczesności jest idealny budynek kopenhaskiego lotniska Kastrup. Mnie chodzi o źródła duchowe. Każdy, nawet tak krótki pobyt uchyla przed nami rąbka tajemnicy – tak, jak pisze Ernst Jünger w powieści *Niebezpieczne spotkanie*, którego polskie wydanie znalazłem w Gdańsku: „Każdy taki spacer stanowił dla niego misterium”.

Przełożyła Magdalena Statkiewicz

*Gdybyś, dzieciątko, był na Kaszubach,
Gdybyś, dzieciątko, u nas był narodzony!
Spójrz, nie na sianku byłbyś złożony,
Lecz na miękkim pośłanku z puchu położony...*

*Czemu, wo dzecku, tē nje chcało wu nas so rodzęc,
V naszi kaszëbskji krôjinje svęteczni a mjili?*

⁷ Chodzi o tablicę zawieszoną w roku 1998 na fasadzie Bramy Mariackiej, upamiętniającą związku Aleksandra von Humboldta z Gdańskiem: niemiecki podróżnik, przyrodnik i geograf był honorowym członkiem Gdańskiego Towarzystwa Przyrodniczego – przyp. tłum.

*Nje poczivalo bës v barlogu cvjardim, charsztovim,
Spalo bës v gæstech a mjitkich pjerzinkach.*

Tak zaczyna się jedna z „kaszubskich kołęd” Wenera Bergengruena – poety, który urodził się w 1892 roku w Rydze i zmarł w 1964 roku w Baden-Baden, pozostawiając po sobie bogatą spuściznę literacką. Wiersz jego wychwała także „starkes Bier aus Putzig” – piwo mocne z miejscowości, która dziś nazywa się Puck i leży u nasady Półwyspu Helskiego, w północno-zachodniej części gdańskiego wybrzeża. Nie miałem zielonego pojęcia, gdzie te Kaszuby mogłyby się znajdować. A może w ogóle był to wymysł Güntera Grassa, którego turbot tak uparcie zachwyca się Kaszubami? Piaszczyste ziemie Kaszub, gdzie kartoflana piękność na twarzy Amandy Woyke świętuje dzień powszedni – tak wychwała Grass owe suche pola kartoflane, z których słyną Kaszuby. Ziemia kaszubska istnieje naprawdę – położona jest w województwie pomorskim, a niedaleko Słupska znajduje się miejscowość o nazwie Kaszubska. Kaszubski funkcjonuje jako oddzielny język, który można usłyszeć w „Radiu Kaszëbë”. W 2007 roku wybrano na premiera Polski rodowitego Kaszuba – Donalda Tuska. W wywiadzie dla lokalnej gazety „Pomerania” z lutego 2006 Tusk poruszył problem gwałtownych przemian, jakie dokonały się w krajobrazie wiejskim. W porównaniu z góralami na Podhalu, w kaszubskich wsiach w znacznie mniejszym stopniu udało się zachować tradycyjny styl budownictwa. Kiedy Donald Tusk kandydował na urząd prezydenta Polski, w czeskiej prasie pisano, że Polacy mieliby szansę wykazać się nadzwyczajną tolerancją, gdyby ich prezydentem został właśnie Kaszub.

Nasza przygoda z Kaszubami rozpoczęła się w 1998 roku, w mieście Rowy. Pewnego dnia na chybił trafił wybraliśmy się do Krokowej, a dokładniej: do pałacu należącego niegdyś do rodziny von Krokow. Zapewne przez długi czas budynek musiał stać nie remontowany, popadając w ruinę. Tymczasem dziś jest to pałac wręcz pokazowy – zwłaszcza że pełni funkcję miejsca spotkań kulturowych, znanego jako „Kaszubskie Centrum Kultury Krokowa”. A zatem naprawdę znaleźliśmy się na Kaszubach...

Przełożyła Karolina Plichta

W lipcu następnego roku postanowiłem ponownie podjąć próbę „przekształcenia partnerstwa w przyjaźń” – na stabilnym fundamencie długoletniej współpracy między Środkową Frankonią a Województwem Pomorskim, które wraz z francuskim Regionem Limousin stworzyły porozumienie trójstronne. Nocna podróż autokarem dłużyła się. Rankiem – obolałe plecy. Na przejściu granicznym – kojące uczucie: przejazd przez granicę już nie oznacza upokorzenia. Nasz autobus przejeżdżał przez Koszalin. Człowiek „żądny jest jutra”, a wszystko to, co na nowo zaczęte, nie chce być uwiązane na smyczy historii. Wiele nowości powstaje niczym za machnięciem czarodziejskiej różdżki: tak, jak np. wzorowane na modelu zachodnim restauracje i zajazdy przydrożne.

I oto znów znalazłem się w Słupsku. W pobliżu głównego rynku jeszcze przed paru laty znajdowała się jedna jedyna restauracja; teraz rozkwitł tam hotel. To, co wówczas sprawiało ponure wrażenie, stopniowo zlikwidowano bądź odnowiono. I rzeczywiście: pewien brud, jaki pozostawia po sobie historia, daje się odczytać. Ciemnoczerwone cegły restauracji i hotelu

wyglądają jak nowe – a co dopiero neogotycki ratusz... Naprzeciwko, przy domu towarowym ze słynną windą i świeżo otynkowaną fasadą, uśmiecha się gruba ceglana wieża; sklepiki rozkwitają. A jednak nawet i tu supermarkety wkrótce rozpoczną swój tryumfalny pochód. Czy w „katolickiej Polsce” powinien obowiązywać zakaz handlu w niedzielę? – ot dyskusja. W radiu słyszałem błagalne modlitwy księdza przekonującego, że dzień ten winien pozostać „święty”. Przed oficjalnym rozpoczęciem programu nie zaszkodziło jeszcze trochę rozejrzeć się po okolicy. W sklepie, w którym jeszcze (jak długo jeszcze?) można znaleźć rękodzieło artystyczne, nabyłem rzeźbionego w drewnie ptaka, pomalowanego błyszczącym, czerwono-zielono-niebieskim lakierem. Na poczcie od razu wpadł mi w oko bloczek znaczków pocztowych upamiętniających wizyty duszpasterskie Ojca Świętego w Polsce. Te cztery znaczki pocztowe to wspólna edycja Polski i Watykanu. Na każdym z nich widnieją sentencje oraz nazwy miejscowości odwiedzonych w latach: 1991, 1997, 1999 i 2002. W wizerunkach Papieża umieszczonych na znaczkach porusza autentyczność przemiany jego oblicza: widać wyraźnie, jak bardzo podupadł na zdrowiu w latach 1991–2002. Motto na znaczku każdej z czterech pielgrzymek wyraża usilne błaganie, aby ludzie, którzy wywalczyli sobie dobrobyt i wolność, nie zapominali o swoich chrześcijańskich korzeniach. Większość Europejczyków z Zachodu pokiwałyby przecząco głową, słysząc wołanie Papieża: „Europo, otwórz drzwi Chrystusowi!” – tak, jakby spełnienie tej prośby przerastało ich możliwości.

Zwiedzając ratusz nieźle się zdziwiłem słysząc od młodej przewodniczki, jakoby wcześniej musiała opowiadać, że to właśnie Niemcy zniszczyli miasto, nienaruszone aż do końca wojny. W rzeczywistości Słupsk został obrócony w perzynę nie wskutek działań wojennych, lecz w akcie zemsty Armii Czerwonej, która – po doznanych w Rosji upokorzeniach – nie chciała zostawić pokonanym ni skrawka ziemi. Oczywiście z całą troską zadbała, aby ratusz oddać w ręce „komandatury”. Takich kłamstw, dodała kobieta, od dawna już nikt nie rozpowszechnia.

Przez Słupsk płynie rzeka Słupia. Ktoś mi opowiada, że młody Karol Wojtyła, będąc zapaloną kajarkarzem, bardzo chętnie spędzał wakacje na Pomorzu, a latem 1964 pływał także na Słupi. Dostaję broszurkę, która ukazuje „sportowca” przed namiotem na wodniackim biwaku. Rzeczka uchodzi do Bałtyku w okolicach „Stolp-Münde”.⁸ Spolszczając niemiecką nazwę, odrzucono „Stolp”, pozostawiając jedynie „Mündlein” – a więc: „Ustka”. Porównując do moich wcześniejszych pobytów w Słupsku widzę, że miasto rozkwita i pięknieje, gdzieś niedługo jednak popada w przesadę: wcześniejsze „mało” już nie wystarcza. W miejscach niewielkich, turkoczających łódek pojawiły się statki piratów i kogi – możliwe, że pewnego dnia również szeroka, dzika plaża ochrzczona zostanie mianem „BałtykParku”. Tak czy inaczej, rozległe wydmy i nadmorski las z piaszczystymi ścieżkami i przytulnymi budkami dla spacerowiczów wydają się nienaruszone. Spacerując po plaży, ze zdumieniem spostrzegam ludzi prowadzących na smyczy zwierzę, które, poruszając się zwinnie, co chwilę rozkopuje piach. Jeszcze nigdy nie widziałem fretki zwinnej niczym łasica: zwierzę, które specjalnie uczono, by rzucało się do gardła dzikim królikom. W czasie wojny ludzie, mimo odoru, hodowali fretki na dodatkowe racje świeżego mięsa – tym chętniej, że szybko się rozmnażały.

⁸ Ujście rzeki Słupi – przyp. tłum.

Ten odcinek plaży jest tłumnie uczęszczany: zarówno na promenadzie spacerowej, jak i na piaszczystym brzegu – masa ludzi. Radość z letnich wakacji. Jednocześnie dostrzegam „urbanizację” plaży; gdzieś tam wyrzucone przez morze pnie drewna. A pośród tego krajobrazu wiją się kręte ścieżki ludzkich losów: jakaś Polka zakochuje się w Amerykaninie; kolejna – w Niemcu; jeszcze inna wyjeżdża do Niemiec, zakochuje się w Tunezyjczyku, zachodzi w ciążę, jednak tuż po porodzie zaczynają się komplikacje: spięcie na tle kulturowym, które przeradza się w walkę o władzę między kobietą a mężczyzną. I podczas gdy tak sobie gawędzimy, idąc wzdłuż plaży małą grupką polsko-niemiecką, nie potrafimy odpowiedzieć sobie na pytanie: „Czy żyjąc w świecie zdominowanym przez ekonomię, można nadal kierować się normami etycznymi?”

I oto znów znalazłem się w Słupsku. Przechodzę obok białego budynku, w którym po raz pierwszy usłyszałem muzykę Szymanowskiego. Tym razem zwróciłem uwagę na stojący nieopodal pomnika Chopina posąg Karola Szymanowskiego; ukazuje on tylko jego zewnętrzną postać, jedynie w takiej formie przypomina nam o nim. „Czym byśmy byli bez niego?” Moim marzeniem jest, aby w przyszłości na Festiwalu Pianistycznym można było usłyszeć również muzykę współczesną z partnerskiego regionu Środkowej Frankonii – po to, by mieszkańcy Pomorza nie żyli w błędnym przekonaniu, że u nas słucha się jedynie „muzyki ludowej” wykonywanej w strojach regionalnych, których – tak jak w Polsce – nikt już nie nosi na co dzień.

Do odczytu moich „polskich” tekstów w sali muzeum pozostało mi jeszcze dość dużo czasu. Kiedy przechadzałem się po salach, w których zgromadzono wszelkiego rodzaju eksponaty typowe dla muzeum regionalnego, nagle poraziły mnie błyskawice obrazów. Tego się tutaj nie spodziewałem: porywająca wystawa malarstwa poety-malarza Stanisława Ignacego Witkiewicza (1885–1939) (...)

...jego obrazy: płomienne, pastelowe portrety: dziewczynka z ogromną zieloną kokardą we włosach; mężczyzna ze złotym, gwiazdzistym sercem na piersi, kobieca głowa w misce na owoce. Jaskrawe Maski. Krzykliwe Spojrzenia. Niekształtne Twarze. Złowrogie Oczy. Łagodne Oczy. Głowy Demonów. Polska przenikliwość: śmiała, przesadna, drażliwa, ryzykancka, zarozumiała, prowokacyjna – i czarująca. Obrazy z lat 1928, 1929. Ich Dzikie, Zawile Piękno obezwładnia – musiałem wyjść, by przez chwilę pooddychać świeżym powietrzem.

Przed wyjazdem ze Słupska kupiłem sobie wyśmienite morele. W drodze powrotnej rzadko kto mógł się oprzeć pokusie, dostrzegłszy zapełnione przydrożne stragany, oferujące szlachetnie brązowe borowiki bądź granatowe leśne kule – jagody; ślinka ciekła nam do pasa. Po drodze rozmyślałem o tym, jaka przepaść dzieli codzienność od zniewalających, opętańczych obrazów Witkiewicza.

Kontrasty te – dopóki nie są zainscenizowane, lecz spadają na człowieka znienacka – czynią ten kraj tak nieodparcie urokliwym.

Przełożyła Monika Górecka

Gdańska jesień wśród trzech Niezrównanych

Znowu ruszamy innym szlakiem: Tym razem ze Słubic do Kostrzyna, przez Gorzów Wielkopolski w siłą dal – przez Wartę, co już przywodzi mi na myśl owego potworka językowego: „Warthe-Gau”.⁹ Polska i Niemcy: ongiś kraje te były podzielone. A dzisiaj: konwój wojskowy, w eskorcie polskich wozów na sygnale, przejeżdża obok – co nikogo nie dziwi, gdyż są to pojazdy z Holandii, która również należy do NATO. Po drogach krajowych jeździ się wprawdzie sprawnie, ale niebawem nie obejdzie się bez autostrad. Wkrótce dojeżdżamy do Starogardu Gdańskiego. Dookoła Gdańska gwałtowne przemiany, widać wpływy zachodnioeuropejskie oraz uniformizację, o czym świadczy wygląd zakładów i fabryk. W jasnym świetle popołudnia wysoka wieża Kościoła Mariackiego, o płaskim zwieńczeniu – jeszcze parę ulic i auto jakby samo z siebie wjeżdża w Szeroką; jeszcze raz w lewo i już jesteśmy przed hotelem „Hanza”. To swojskie miejsce, a zarazem bezpieczna przystań: auto pod czujną opieką nie jest narażone na zakusy złodziei.

Goldwasser dla oczu, gdy się wyjrzy z „nowoczesnego” hotelu o elegancko wkomponowanej w otoczenie ceglanej fasadzie w stronę kunsztownie odrestaurowanych spichlerzy wzdłuż Motławy. Czyż nie są dla siebie jak bracia: „Speicher” = „Spichlerz”.

Moja pierwsza ścieżka wiedzie przez ulice biegnące wzdłuż i w poprzek Starówki na Mariacką. Jakżeż potężnie wznosi się nawa kościoła. Jak pięknie, pomarańczowo pobłyskuje plebania ze swymi trzema kopułami. Podczas moich ostatnich odwiedzin miała jeszcze matowy kolor. A teraz do środka, do nawy kościelnej. W przedsionku ta sama mała budka, w której sprzedają książki i tym podobne. Pod białym niebem sklepienia sieciowego – prosto do Pięknej Madonny. Klękam na klęczniku przed figurą, spoglądam na ciepłoniebieski płaszcz, widzę rumiane jabłko, pogodne Dziecię Jezu i łagodne spojrzenie Matki Bożej. W tle złociste promienie, podkreślające nieskazitelność postaci. Dziękuję za podróż i proszę o błogosławieństwo powodzenia na wszystkich moich spotkaniach autorskich. Tej Madonny nie da się nie uwielbiać: całym sobą czcić ją i kontemplować. Dziwne, że „Angebetete” – wyraz oznaczający szczególnie ukochaną i uwielbianą kobietę – w niemieckim prawie całkiem już wyszedł z użycia.

A teraz: na drugą stronę, w kierunku głównej osi Starego Miasta. Przylegające do siebie kamieniczki o swoistych obliczach, których nie sposób ze sobą pomylić, a w połowie Długiego Targu elegancki skręt, który sprawia, że długość ulicy nie nuży. Obrzeża tej okolicy, położone z tyłu ciemne, rozległe podwórza pełne drzew, krzaków i pojemników na śmieci, zdają się być zamieszkałe przez miejscowych. Tu i ówdzie ludzie próbujący wyszperać z pojemników coś użytecznego. O poranku niektórzy sprawiają wrażenie, jakby zamiast zwyczajnym śniadaniem wzmocnili się porządnym łykiem „wódki czystej”; mówiąc sami do siebie, idą każdy swoją ścieżką. W tym rejonie zaparkowane są dość wysłużone auta. Niejeden Polak z zażenowaniem, a zarazem nie bez dumy spogląda na fasady Długiego Targu, wiedząc, że nigdy tu nie zamieszka. Nie odkryje też, jak działają zamontowane nieopodal bankomaty, a ceny tamtejszych restauracji będą go odstraszać. Stwierdzenie Andrzeja Szczypiorskiego: „Narodowość mnie nie interesuje” jest tylko po części prawdziwe.

⁹ Kraj Warty, określenie z czasów okupacji hitlerowskiej – przyp. tłum.

Na straganach – masa owoców... Kawałek dalej, przy niewysokiej, masywnej wieży: na stanie mają tylko kwiaty. Handlarze przyznają jednak, że nie zrażają się swą skromną ofertą.

Pierwszą z moich „trzech Niezrównanych” jest Piękna Madonna Gdańska. W naszej sypialni wisi jej wizerunek, poniżej zaś, w tej samej ramce – akwarela przedstawiająca egzotyczną Madonnę, którą podarował nam Jörg Remé – nasz Przyjaciel-Malarz, mieszkający od dawna w Amsterdamie, urodzony w Gdańsku w 1941 roku.

Drugą „Niezrównaną” jest mała, czerwona siostra pięknej Błękitnej, drobna Madonna z Dzieciątkiem, ozdoba monstrualnego Wielkiego Zegara, którego różne wskazania za każdym razem powodują u mnie dezorientację. Rozumiały są tylko symbole znaków zodiaku, które aktualnie wywierają na nas wpływ.

Trzecia „Niezrównana” również znajduje się w Bazylice Mariackiej: to wariant Madonny Wileńskiej w srebrnej sukience. Wokół tej wspaniałej figury, nad srebrnym sierpem księżycy, umieszczono nazwy miejsc, w których podczas II wojny światowej walczyli polscy żołnierze – wśród nich Tobruk i Monte Cassino, a więc także wspólnych dla Niemców i Polaków. Gdyby chociaż w jednym niemieckim kościele narodził się taki pomysł, tylko „w niemieckim wydaniu”, świat by się zaraz oburzył – a gdyby jeszcze wynotować te wszystkie miejsca, z których przepędzono nie tylko Niemców, ale i „naszych Żydów”... Ale teraz – do pracy! Jeszcze jedno poranne spojrzenie na błękit statku „Kaszubski Brzeg”, na ciemno-drewniano-serdeczną bramę żurawia i na przycumowany „Prom”, mały statek przewożący pasażerów do muzeum po drugiej stronie. Pamiętam, że kiedy przechadzałem się wtedy z Agatą, pracownicą Fundacji im. Konrada Adenauera, po drodze do szkoły usytuowanej w ceglastym budynku, pomiędzy domami mieszkalnymi a małymi sklepikami trafiliśmy na niewielki skwerek. A tam, za szpalerem, na parkowej ławeczce siedzi sobie drobna postać; to musi być dzieło artysty – mówię; a na to Agata: „O, tam właśnie siedzi Oskar!” Bębniący na blaszanym bębieniu, z uniesionymi pałeczkami.

Naraz przypomina mi się moja pierwsza lektura i to, jak niesłychanie obcy był dla mnie wówczas, w 1963 roku, Gdańsk. Przeczytałem wtedy zdanie Günтера Grassa, który urodził się w 1927 w Gdańsku, że nie ma już „bohaterów powieści, bo nie ma już indywidualistów, bo indywidualność poszła w zapomnienie, bo człowiek jest samotny, każdy jest tak samo samotny, bez prawa do indywidualnej samotności i przez to tworzy bezimienną, bezbarwną masę”. Ta książka wzmocniła moje zaufanie do języka, ponieważ w Kociołku Powiedzeń Grassa wciąż wrzało: jak ten skrzat Oskar szkło „rozkryczał, rozśpiewał, rozłtłukł”...

W szkole podobały mi się twarze pełne uwagi. Jedna z uczennic zapytała zdumiona, co sprawia, że tak pozytywnie wyrażam się o jej ojczyźnie. Wspomniałem o uroku niedokończonych, uroku przebudzenia i o tym, że w przeżywaniu codzienności przez Polaków objawia się wymiar duchowy. A poza tym – swoista polska pogoda ducha, która każe swobodnie ustalać przerwy w pracy, by nie dać się zaszczyć dążeniom do odległych celów, lecz akceptuje zalety owych „temporary solutions”, czyli rozwiązań skutecznych przez pewien czas. Kiedy jeszcze wymieniłem moją sympatię dla liryki Jana Twardowskiego, jedna z nauczycielek stwierdziła, że jest to zbyt metafizyczno-staromodne i że powinienem raczej przeczytać „plugawo-ordynarno-zuchwałą” książkę Doroty Masłowskiej *Wojna polsko-ruska*, do której jako klucza potrzebowałbym oczywiście słownika polskich wulgaryzmów. Ruszyłem więc na poszukiwanie – i następnego dnia, w uroczej księgarni w Starym Ratuszu, znalazłem obie polecane książki.

Po moim spotkaniu autorskim poszliśmy z Agatą na postój taksówek: tam namówiłem ją, żeby jednak za złoty pięćdziesiąt pojechać „kolejką-gruchotem” na Dworzec Główny: z podniszczonych wagonów niebiesko-żółtej eskaemki mamy realny wgląd w dzielnicę miasta, którym przydałby się remont. Na Dworcu Głównym przychodzi nam się zanurzyć w przejście podziemne, z tymi wszystkimi drobnymi, często zaimprovizowanymi sklepami i stoiskami oraz „wolno stojącymi” sprzedawcami obwoźnymi... Dalej wynurzyć się po drugiej stronie i podskoczyć do pobliskiego EMPIK-u – wspaniały skok w czasie na swoiście europejską górną półkę sklepów, pod najnowocześniejszym dachem. I już buszowaliśmy łapczywie w Rogu Literackiej Obfitości: EMPIK, szczyt, „Pik” albo „Piz”¹⁰ współczesnego rajy dla kupujących.

Wieczorem po raz pierwszy w Dworze Artusa. Bogato zdobiona sala od nasuwa myśl: coś takiego mogło powstać nie tylko dzięki pracy i bogactwu, ale też dzięki społeczności, która potrzebowała wystawnego pomieszczenia. Przytulność w drewnianej osnowie ogarnia salę, a ta jest długa, szeroka i wysoka – choć ani nie za długa, ani za szeroka, ani za wysoka. Wypełniona obrazami i przedmiotami, ucieleśnia pewien umiar, który tchnie „urokiem i godnością”. A ze stateczków zwisających ze stropu emanuje ochota do dalekich wypraw. Do tego ciepło bijące z wysokiego aż po sufit pieca kaflowego, którego każdy kafelek różni się odcieniem od swoich sąsiadów. I jeszcze obrazy, na których z namalowanych postaci jeleni wystają prawdziwe jelenie łby o dorodnych porożach. W malowidle obrazującym cnoty i przywary, którego symbolikę tuż obok skwapliwie objaśnia przewodnik, spodobała mi się wizja „wyrzutów sumienia”, otoczona przez „męstwo”, „łęk” i „rozpacz”. Zrozumiałe, że tak wytworna sala użytkowana jest tylko przy szczególnych okazjach. W drodze powrotnej nad Motławą rzucił mi się w oczy jeden ze statków „Żeglugi”, który teraz pełni funkcję restauracji.

Następnego dnia wcześniej rano, zanim o 10.00 wybije „polska roboczo-godzina”, pędem na kolejne spotkanie autorskie dla uczniów. Przeszliśmy z Agatą obok Kamiennego Pomnika, na którym wyryto kontury postaci krzyżaków; poniżej napis: „Hańba dla Gdańska”. Historycznego znaczenia tego napisu żadne z nas nie potrafiło odgadnąć. Szkoła prywatna, „Liceum Autonomiczne”, przypomina z zewnątrz klasyczny spichlerz z palonej cegły; wewnątrz brak „klasycznego” posmaku szkoły. To duchowa oaza, gdzie młodzież chce się uczyć, aby uzyskać wszechstronne wykształcenie, aby z bagażem wiedzy i umiejętności odnaleźć się w Europie; dlatego w ofercie, obok zwykłych przedmiotów, są w tej szkole – założonej dopiero w 1989 roku – najróżniejsze języki: polski, angielski, niemiecki, francuski, hiszpański, włoski, łacina, i – cóż za pomyślny znak – także rosyjski. I tym razem zadziwił mnie wysoki poziom sprawności w rozumieniu języka niemieckiego. Oczywiście, że młodzi ludzie chcą sobie dzięki temu pozyskać rynek pracy w „Germany”; niektóre pytania od uczniów pokazały, że tutaj naukę rozumie się jednocześnie jako „rozszerzanie świadomości”. W drodze powrotnej rozmawialiśmy o wciąż niskim poziomie płac polskich lekarzy i nauczycieli – co prowadzi do czasochłonnych i wykańczających nerwowo akrobacji między różnymi możliwościami zarobkowymi. Na bulwarze nad Motławą zaczęli nas jakiś człowiek, spytał o pochodzenie i nasze zajęcie; stwierdził, że jest „starym gdańszczaninem” – czy nie mielibyśmy dla niego „paru złotych”.

¹⁰ Np. Piz Palü – przyp. tłum.

Po drugiej stronie mostu nad Motławą: jakież rozkwit prac budowlanych! Publiczne upamiętnianie nie zawsze jest łatwe. Nietrudno było uwiecznić wizytę Jana Pawła II, wieszając tablicę z brązu tuż obok portalu Bazyliki Mariackiej. Na trasie w stronę dworca pewien mały kościółek poświęcił swój cały portal upamiętnieniu tych epokowych odwiedzin.

W międzyczasie ulotniłem się na krótko z naszej konferencji, aby nie przeoczyć okazji do kupienia ładnych znaczków. Na „Poczcie” najpierw trzeba wziąć numerek; na moje zapytanie „Znaczki Jubileuszowe z Papieżem” od razu się znalazły: wydrukowany na cennej srebrnej folii znaczek o nominale 10 zł z portretem papieża (taki znaczek można by nawet oprawić) i arkusz z 25 znaczkami. Każdy z nich przypomina jeden rok z 25 lat papieskiej służby, od roku 1978 do 2003. Wśród tych 25 lat misyjnego dzieła – każdy znaczek w innym kolorze i z oznaczonym rokiem – również Brama Brandenburska. Znalazł się tu także zamach z 1981 roku. Całość, z tym jednym znaczkiem poplamionym krwią, składa się na mozaikę obrazów: jest wyrazem wdzięczności i uznania dla osobistej drogi krzyżowej, którą Papież żarliwie kroczy na oczach milionów ludzi; zapewnia: „To wspaniale, Ojciec Święty z naszej Polski, że jesteś!”

Podczas konferencji jasne się stało, że w naszej zintegrowanej Europie sprawy „ekstremalnie się komplikują” – tyle, że Europie nie wolno stać się synonimem „ekstremalnego komplikowania”. Nie chcemy jednak „przepisywać recept” na integrację, lecz tylko – zgodnie ze znaczeniem łacińskiego słowa – „gromadzić” wizje i doświadczenia, a więc: „con-ferre”. Od czasu do czasu spoglądałem na zwieszające się z sufitu sali Dworu Artusa stateczki: nic tylko mamią nas odległymi krainami, zachęcając do podróży i rozbudzając apetyt na morskie powietrze...

W międzyczasie przechodzimy obok „przedproży”, zdobnych w płaskorzeźby o bogatych formach i w kamienne rynnny z rzygaczami – którymi woda mogłaby urokliwie spływać, gdyby tylko znów wszystkie były sprawne. Innym razem usłyszałem dziwny szum: po drodze do Staro Ratusza w głąb miasta; byłem zdumiony, że tu właśnie szemrał sobie spiętrzony strumień, kiedyś chyba potok młyński. Robiło się coraz zimniej. Kupiłem sobie zamszowe rękawiczki: z Włoch, w EMPIK-u.

Kiedy ponownie znalazłem się w sali Dworu Artusa, ktoś wspomniął mi o niewielkim opowiadaniu E.T.A. Hoffmanna *Dwór Artusa*, objętościowo nie większym niż cienki tomik wydawnictwa Reclam. I znów „okrężną drogą” – ale jakże piękną – wypełniłem lukę w swoich wiadomościach. Dopiero w domu mogłem nadrobić tę zaległość. Na początku opowiadania poeta niezwykle obrazowo roztacza przed nami urok tej sali... I oto „cnoty już rozplynęły się” na tamtym malowidle o „Sądzie ostatecznym”, które powstało w 1602 roku, „do niepoznaki wysoko w szarej mgle”, tedy „występki w postaci całe urodziwych niewiast w lśniących kolorowych szatach uwypuklały się nader uwodzicielsko...”¹¹ „Magiczne wprowadzenie” E.T.A. Hoffmanna miało miejsce w roku 1816: oto młody pomocnik kupca popada w „imaginację”, przegapia służbowe „Aviso”... Przy tym E.T.A. Hoffmann wciąż niezauważalnie lawiruje między widzialną rzeczywistością a światem fantazji, opowiadając nam historię młodego człowieka dążącego do tego, by stać się wolnym artystą.

¹¹ Hoffmann, E.T.A. (1960): *Dwór Artusa*. W: tegoż: *Bracia Serafionscy*. Przełożył Andrzej Rybicki. Warszawa: Czytelnik. S. 124f.

Kto spojrzy na mapę „Zatoki Gdańskiej”, zobaczy delikatne, wąskie linie „Mierzei Wiślanej” i „Mierzei Kurońskiej”, za którymi rozciągają się rozległe wody „Zalewu Wiślanego” i „Zalewu Kurońskiego”. Przy jego krańcu zachodnim rozgałęzia się w deltę Wisła, a przy krańcu północnym uchodzi do morza Pregola, rzeka płynąca przez dawny Königsberg. Na kpinę historii zakrawa, że „Obwód Kaliningradzki” wciąż jeszcze znajduje się pod okupacją rosyjską; oczywiście, w międzyczasie teren ten stał się bardziej dostępny, jednak to upokarzające, że w tym „Obwodzie” miasto Tilsit¹² wciąż nazywa się „Sowetsk”, chociaż „Związek Radziecki” od dawna już nie istnieje i nie ma nic chwalebne, co mogłoby się kojarzyć z „radzieckością”. Przecież w Rosji nawet „Leningrad” został z powrotem przemianowany na pierwotny „Sankt Petersburg”.

Pewnego wieczoru, pod ciemnymi belkami sufitu w Starym Ratuszu, usłyszałem po raz pierwszy pisarza Arno Surmińskiego, czytającego jeden ze swoich utworów. Autor ten przyszedł na świat w roku 1934 w Prusach Wschodnich, po deportacji rodziców w 1945 roku pozostał jeszcze przez pewien czas w swoich rodzinnych stronach. Po powrocie do domu od razu zamówiłem sobie jego powieść *Lato czterdziestego czwartego czyli Jak długo jedzie się z Niemiec do Prus Wschodnich?* Zacząłem czytać i czytałem z coraz bardziej zapartym tchem, nie pominąłem ani jednego zdania i drżałem, gdy młody żołnierz Hermann Kallweit na Mierzei Kurońskiej spotkał swoją Magdalenę, aby po zbombardowaniu i spaleniu Königsbergu więcej jej nie zobaczyć. Dawno żadna książka nie doprowadziła mnie do łez.

I cóż za zwrot ku dobremu, cóż za „odwrócenie” dawnych błędów: oto Uniwersytet Gdański wyróżnia się niezłomną odwagą, od lat już wydając w Instytucie Filologii Germańskiej rocznik „Studia Germanica Gedanensia”, w którym publikowane są – w języku niemieckim – nie tylko krytyczne eseje, lecz także teksty autorów niemieckojęzycznych. Każdy z tych roczników uwrażliwia na niuanse – to jakby swoisty Duchowy Most między Polską a Niemcami. Kiedy koresponduję z Andrzejem Kątnym albo rozmawiam z Mirosławem Ossowskim, czuję, że wzajemne porozumienie z takimi ludźmi jest absolutnie nieskrępowane i radośnie możliwe. Czasami uśmiechamy się, gdy rozmowa schodzi na temat polsko-niemieckich kontaktów językowych – od grynszpanu („Grünspan”) po pechowca („Pechvogel”); polski „ranny ptaszek” – „der frühe Vogel” – u nas nazywa się „Frühaufsteher”... A więc każdy język europejski, który jako tako znam, ma swoje szczęśliwe Obrazy-Wyrazy. Są one częścią posagu – podobnego do uczucia „wewnętrzne” pokrewieństwa między Gdańskiem, Stralsundem a Lubeką.

Następnego dnia przyjechała z Norymbergi do Gdańska moja żona – po pełnej przygodzie podróży przez Krainę Nocnych Autobusów, w towarzystwie samych Polaków. Najkorzystniejszym połączeniem był „Polski Bus”. Wyjazd w nocy. Ona sama wśród powracających do domu Polaków. Czy w ogóle się nie boi? Autobus nabity. Czy dostanie z powrotem swój bagaż? Tylko jej przydzielono miejsce, obok którego jest jeszcze jedno wolne siedzenie. Ledwo bus ruszy, już lecą na dwóch ekranach filmy: kobiety zakute w kajdanki, BrutaloSex. Gdzieś przed granicą zapowiedź: „Napiwek” i „Dowody”. Obywa się jednak bez kontroli granicznej. Wkrótce potem na ciemnym parkingu: „Tylko przerwa na papierosa”! Z ciemności wyłaniają się dwaj mężczyźni: „Gramy”. Gra na refleks: trzy kubki, które szybko się przesuwa, a tylko pod jednym jest moneta: „Akcja!” Jeden drażni drugiego; ten przechwala się zwitkiem pieniędzy

¹² Pol. Tylża – przyp. tłum.

w kieszeni na piersi. Stawia 100 euro. Mówi do gościa stojącego obok: „Potrzymaj!” i daje mu swój zwitek. Stowa w plecy. Gwar. Doping. Nagle człowiek, któremu dał swoje pieniądze, ulatnia się, również ten z trzema kubkami znika bez śladu. Tumult. Pieniądze trafił szlag, wszystkie pieniądze, które zarobił w Niemczech i miał przywieźć do domu. Kruczoczarna noc. Współpasażerowie próbują namówić zrozpaczonego, by nie przerywał podróży. W autobusie wielkie poruszenie. Pewna pani do jedynej Niemki: Musi pracować w Niemczech, mąż jeszcze nie ma emerytury. Inny zarabia tylko tyle, by móc opłacić lekarzy. Inna znów kobieta pracuje w hotelu; ten, który załatwił jej pracę, zakwaterował ją w niedrogim lokum, wraz z innym mężczyzną: „Jeżeli nie będziesz grzeczna, powiem twojemu mężowi w Polsce...” Moja żona pyta się jej, czy cieszy się z powrotu do domu: „Dwójka dzieci, 14 i 17 lat, z pomocą ojca tak czy owak sobie poradzą, nikt się nie cieszy, gdy wracam na chwilę, zostaje mi tylko sprzątanie”. Ktoś narzeka, że papież ma za dużo złota – lepiej rozdałby biednym. Na zewnątrz stopniowo się rozjaśnia. Oto jest pierwszy przystanek. Po bitej godzinie autokar wyprzedza, głośno trąbiąc, taksówka. Kierowca się zatrzymuje. Ktoś, kto wcześniej już wysiadł, cały w nerwach. Zostawił swój portfel na tylnym siedzeniu. Wciąż tam leży. Na następnym przystanku ktoś dzwoni do kierowcy: Ze zdenerwowania i radości z ponownego spotkania jakiś podróżny zapomniał wszystkich prezentów dla żony, dzieci i kochanki. Kierowca go uspokaja: Gdy autokar dowiezie wszystkich na miejsce i będzie wracał do Niemiec, przywiezie wszystkie rzeczy. Kiedy w małej miejscowości pod Gdańskiem pozostaje już tylko garstka pasażerów do rozwiezienia, by po przesiadce dotrzeć mikrobusem do celu, moja żona cieszy się, że jej niewielki bagaż znalazł się wśród przepakowywanych walizek. „W ten sposób przeżyłaś kawałek prawdziwej Polski” – mówię. Na to ona: „Chwilami czułam się naprawdę nieswojo”.

Przełożył Adam Gorlikowski

BERICHTE UND REZENSIONEN

Translation im Spannungsfeld der *cultural turns* / Translation Among Cultural Turns. Eine Tagung des Instituts für Germanistik (Lehrstuhl für Linguistik und Translationswissenschaft) der Universität Gdańsk, 13.–14. Oktober 2011.

Die Tagung „Translation im Spannungsfeld der *cultural turns* / Translation Among Cultural Turns“, die von dem Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Linguistik und Translationswissenschaft organisiert wurde, fand am 13. und 14. Oktober 2011 in den Räumen der Universität Gdańsk statt. Die Vorträge, die auf Deutsch, Englisch und Polnisch gehalten wurden, wurden anschließend von den Teilnehmern gemeinsam diskutiert.

Schon im Begrüßungswort wurden die Hauptthemenkreise annähernd umrissen. Prof. Andrzej Ceynowa, Dekan der Philologischen Fakultät der Universität Gdańsk, hat einige einleitende Thesen über die Bedeutung des Phänomens der *cultural turns* für die gegenwärtigen linguistischen Untersuchungen formuliert. Prof. Andrzej Kątny, Leiter des Instituts für Germanistik, hat über die neuesten Tendenzen im linguistischen und translationswissenschaftlichen Diskurs einen kurzen Bericht erstattet. Die späteren Beiträge haben sowohl die theoretischen Grundlagen für die Besprechung der Problematik geschaffen als auch die praktische Anwendung der Theorie anhand von konkreten Beispielen dargestellt.

Den ersten Beitrag zu den theoretischen Grundlagen der Übersetzungswissenschaft hat Prof. Marian SZCZODROWSKI von der Universität Gdańsk (*Kodematrische Überlegungen zum Begriffsbereich: Traduktion – Translation*) geleistet. Zum einen hat er ausdrücklich auf die Tatsache aufmerksam gemacht, dass ein Übersetzer nicht nur über die sprachlich-kommunikative, sondern auch über die kulturelle Kompetenz (sowohl in der Ausgangs- als auch in der Zielsprache) verfügen soll. Zum anderen hat er den Unterschied zwischen zwei oft synonymisch betrachteten Begriffen: ‚Traduktion‘ (die sich eher auf die vorbereitende Arbeit an dem zu übersetzenden Text in der Ausgangssprache bezieht) und ‚Translation‘ (die den veröffentlichungsreifen übersetzten Text in der Zielsprache betrifft) beleuchtet. Mit dieser Problematik hat sich auch Mag. Inez OKULSKA von der Universität Poznań und der EUV in Frankfurt/O. (*Wozu Übersetzungstheorie*) in ihrem Vortrag befasst, in dem sie die Überlegungen bezüglich der Nützlichkeit der Translationstheorie in den modernen linguistischen Studien angestellt hat. Dabei hat sie auf zwei Arten von Übersetzungstheorie hingewiesen: die prospektive (zukunftsorientierte) Übersetzungstheorie, die Regeln für Übersetzer formuliert (wobei praktische Erfahrung in der übersetzerischen Tätigkeit ausdrücklich erwünscht wird), und die retrospektive (rückblickende) Übersetzungstheorie, die sich mit der Analyse bereits vorhandener Übersetzungen beschäftigt und daher von dem Forscher keine praktische Erfahrung verlangt. Dr. Adam SZELUGA von der Universität Gdańsk (*Kulturbedingte Kodeelemente*

im translatorischen Prozess. Ein Beitrag zur kognitiven Semantik) hat das Thema hingegen aus rein linguistischer Perspektive behandelt. Nachdem er die Grundthesen des sprachlichen Relativismus und der kognitiven Linguistik grob skizziert hatte, stellte er die These auf, dass Volläquivalenz in der Übersetzung weitgehend unerreichbar ist und die Quellen der Unübersetzbarkeit sowohl sprachlicher als auch kultureller Natur sein können. Zum Abschluss der Reihe von sprachtheoretischen Überlegungen haben Mag. Agnieszka GILEWSKA und Mag. Aniela STASZEWSKA von der Hochschule für Finanzen und Management in Białystok (*English, not German, as the main language taught in Translation Studies programs in Poland*) einen Beitrag über die deutsche Sprache und ihre Bedeutung in der Welt von heute geleistet. Ihrer Untersuchungen zufolge ist die Rolle des Deutschen auf der internationalen Bühne – trotz der wirtschaftlichen Stärke Deutschlands und anderer deutschsprachigen Länder – eher eingeschränkt. Bei den wichtigsten politischen, kulturellen und sportlichen Veranstaltungen sei die deutsche Sprache nicht (oder zu wenig) präsent, was sich auch im Verhalten der Fremdsprachenlerner in Polen widerspiegelt: Die meistgelernte und populärste Sprache unter polnischen Schülern sei immer noch das Englische, das ihnen problemloses Kommunizieren innerhalb der ganzen Europäischen Union ermöglicht.

Die zwei weiteren Vorträge haben die Frage der *cultural turns*, also der kulturellen Umorientierung in der Translationswissenschaft, thematisiert. Einen einführenden Beitrag hat Dr. Magdalena HORODECKA von der Universität Gdańsk (*Cultural turn and interpretation*) geleistet. Sie hat vor allem auf den Aspekt der Interdisziplinarität der Übersetzungswissenschaft hingewiesen: Infolge der kulturellen Umorientierung seien die rein linguistischen Methoden der Übersetzungsanalyse unzureichend geworden und die modernen linguistischen Untersuchungen profitieren von den Leistungen anderer Disziplinen, wie Sozial-, Kultur- und Medienwissenschaften. Bei einer übersetzerischen Tätigkeit seien mehrere außersprachliche Aspekte zu beachten, wie Geschlecht oder Volkszugehörigkeit des Übersetzers / der Übersetzerin. Sie hat betont, ein Übersetzer darf sich nicht auf die Rolle eines Kopisten beschränken, denn ihm sei eine viel wichtigere Rolle eines Sprachmittlers und eines Interpreten zugeschrieben. Diese These wurde von Dr. Tamara BRZOSTOWSKA-TERESZKIEWICZ von der Polnischen Akademie der Wissenschaften (*Modernist models of literary translation. At the intersection of Translation Studies and New Modernist Studies*) weiter entwickelt, erweitert und vertieft. Sie hat nämlich auf die Überschneidungspunkte der Translationswissenschaft mit den neuen Studien der Moderne aufmerksam gemacht: Im Zuge der modernistischen Bewegung seien jegliche Formen von Mimesis abgelehnt worden, was auch die mimetische Übersetzung (die Übersetzung als Kopie oder Nachahmung) betraf.

Die sprachwissenschaftliche Analyse hat eine Grundlage für die späteren Überlegungen zu verschiedenen Problemen der Translatorkik anhand von literarischen und nicht-literarischen Texten geschaffen. Von den literarischen Texten wurden vor allem Romane, aber auch Gedichte und Lieder untersucht. Von den nicht-literarischen Texten wurden wissenschaftliche Beiträge und Gebrauchstexte, aber auch der alltägliche Sprachgebrauch unter verschiedenen Aspekten einer Analyse unterzogen.

Prof. Zoja NOWOŻENOWA und Dr. Tatiana SINIAWSKA-SUJKOWSKA von der Universität Gdańsk (*Grafika i paragrafika w przekazie międzykulturowym – na materiale dwujęzycznych tekstów dyskursu naukowego / Graphik und Paragrafika in interkultureller Vermittlung – am*

Beispiel von zweisprachigen Texten des wissenschaftlichen Diskurses) haben sich in ihrem Vortrag mit dem Problem des wissenschaftlichen Diskurses im internationalen Umfeld befasst. Anhand von gemeinsamen Veröffentlichungen polnischer und russischer Wissenschaftler wurden strittige Punkte dargestellt, die bei einer zweisprachigen Publikation in verschiedenen Schriftsystemen und bei unterschiedlichen Verlagstraditionen am häufigsten vorkommen. Dazu gehört vor allem die Schreibweise der Namen und des Titels, die Zitierweise und die bibliographischen Angaben. Zwei weitere Referentinnen haben sich mit der Praxis der Translation im diachronischen Aspekt befasst. Dr. Marta TURSKA von der Universität Gdańsk (*Übersetzung im Dienste der Politik – ein Exkurs ins 18. Jahrhundert*) hat eine Sammlung von den aus dem 18. Jahrhundert stammenden Dokumenten der ostpreußischen Staats- und Kirchenbehörden aus dem Stadtarchiv von Elk einer Analyse unterzogen. Da sich die Verfasser dieser Schriftstücke bei den Empfängern – der polnischsprachigen Bevölkerung – verständlich machen wollten, wurden die Texte von sprachlich ausgebildeten Angestellten der Behörden aus dem Deutschen ins Polnische übersetzt. Die damalige preußische Sprachpolitik sei besonders vorteilhaft für die polnische Sprache gewesen: Nicht nur wurden die wichtigsten Dokumente auf Polnisch gedruckt, sondern auch die auf dem ganzen Staatsgebiet angeordnete Schulpflicht habe wesentlich zur Entwicklung der polnischen Hochsprache beigetragen. Mag. Anna KAPUŚCINIŃSKA von der Universität Bydgoszcz (*Was kostet eine Übersetzung? Zu Vor- und Nachteilen der funktionellen literarischen Translation*) hat einen Vortrag über die von Hans-Peter Hölscher-Obermaier verfasste deutsche Übersetzung des polnischen religiösen Liedes *Bogurodzica* gehalten. Da das Lied seit dem Mittelalter vor den wichtigsten Schlachten gesungen worden ist, ist es fest in der polnischen Geschichte verankert und scheint dadurch unantastbar zu sein. Hölscher-Obermaier hat es aber bei der Übersetzung weitgehend eingebürgert, also an die deutschen Verhältnisse angepasst. Im Referat wurde somit eine wesentliche Frage gestellt: ob der Übersetzer den Text einbürgern, also für den Rezipienten verständlich machen sollte, oder ob es besser wäre, die Übersetzung zu verfremden, und dadurch den bisher unbekanntem kulturellen Hintergrund zu vermitteln.

Drei Referate wurden dem aktuellen Thema der politischen Korrektheit gewidmet. Als Einführung konnte das Referat von Dr. Dennis SCHELLER-BOLTZ von der Universität Opole (*Politische Korrektheit und Übersetzung*) dienen, in dem der historische Hintergrund des Phänomens der *political correctness* sowie der aktuelle Forschungsstand zu diesem Thema dargeboten wurden. Die Idee der politischen Korrektheit ist während der Emanzipationsbewegungen der sechziger und siebziger Jahre des 20. Jh.s entstanden und ist heutzutage aus dem öffentlichen Sprachgebrauch nicht mehr wegzudenken. Es wird nach und nach gefordert, abwertende Ausdrücke zu vermeiden und geschlechtsneutrale Benennungen zu benutzen. Ein konkretes und aktuelles Beispiel dafür hat Dr. Barbara SAPAŁA von der Universität Toruń (*Cultural turns und die Frage der Beurteilung übersetzerischer Leistung. Eine Fallstudie*) angeführt. Während ihrer Teilnahme an einem deutsch-polnischen Projekt wurde sie mit dem Problem der Anwendung von politisch korrekten Bezeichnungen für gehörlose Menschen konfrontiert. In ihrem Referat hat sie von der unterschiedlichen Situation in Deutschland und Polen berichtet und die Meinungen der Betroffenen selbst anhand der diesem Thema gewidmeten Internet-Foren präsentiert. Schlussendlich hat Dr. Janina GESCHE von der Universität Gdańsk (*Gründe fürs Auslassen beim Übersetzen – die deutsche und schwedische Übersetzung von*

Stanisław Lems Erzählung „Der futurologische Kongress“) einen Vortrag über die Auffassung der politischen Korrektheit in Schweden am Beispiel der schwedischen Übersetzung der Erzählung *Der futurologische Kongress* von Stanisław Lem gehalten. In der Übersetzung ins Schwedische wurden zahlreiche Textstellen ausgelassen, und zwar nicht aufgrund der Unübersetzbarkeit, sondern aus ideologischen Gründen. Betroffen waren vor allem medizinische Wortschöpfungen, Begriffe zur Beschreibung der im schwedischen kollektiven Gedächtnis nicht vorhandenen Kriegserfahrung sowie alle Begriffe, die als rassistisch oder chauvinistisch geprägt gelten konnten. Dabei ist natürlicherweise eine Frage nach der Richtigkeit solch einer Herangehensweise aufgetaucht, die unausweichlich Konnotationen mit einer Art Zensur erwecken kann.

Das Referat von Dr. Gesche, das den Aspekt der politischen Korrektheit in der Literatur thematisierte, stellt ein Bindeglied zur nächsten Gruppe von Referaten dar, die das Thema der Übersetzung literarischer Werke angesprochen haben. Als Hauptthema bei den zweier- oder dreisprachigen Vergleichen hat sich die Fremdheit erwiesen, sowohl auf der Ebene der Sprache als auch auf der Ebene des Inhalts der besprochenen literarischen Texte. Mit der Übersetzung einer Kultur, also mit der Übertragung fremder Kulturelemente, befasste sich anhand der chassidischen Literatur Dr. Izabela OLSZEWSKA von der Universität Gdańsk (*Der Weg des Translators in der chassidischen Lehre. Zur Wiedergabe der chassidischen Kultur im Polnischen*). Als Beispiel dienten die Werke von Martin Buber, die aus dem Deutschen ins Polnische übersetzt worden sind, wobei die so genannten Judaika, d.h. polonisierte Wörter aus dem Hebräischen als eingebürgerte Elemente des Fremden, die meisten Probleme bei der Übersetzung bereiteten, da sie sich im Polnischen als sprachlich lächerlich erwiesen haben. Dr. Małgorzata JOKIEL von der Universität Opole (*Die Fremdheit vertraut machen. Der translatorische Umgang mit Reinhard Jirgls Unkonventionalität zwischen Übernahme, Kreativität, Verfremdung und Aufgabe*) hat die polnische Übersetzung des deutschsprachigen Romans *Die Unvollendeten* von Reinhard Jirgl einer Analyse unterzogen. Das Werk, das das Schicksal einer nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges aus ihrer Heimatstadt Komotau vertriebenen deutschen Familie beschreibt, wird durch seine formalen (merkwürdige Rechtschreibung und Interpunktion, Einsetzen von unterschiedlichen Schriftarten), sprachlichen (zahlreiche Wortschöpfungen) und inhaltlichen (große Anzahl von fremden Eigennamen) Besonderheiten auch von den deutschen Lesern als unkonventionell empfunden. Im Referat wurden die in der Übersetzung eingesetzten Methoden des translatorischen Umgangs mit der Fremdheit genannt: Übernahme (die bei der formalen Fremdheit möglich ist), Kreativität (die bei der sprachlichen Fremdheit begrenzt möglich ist), und schließlich Verfremdung und Verzicht, die bei der kulturellen Fremdheit meistens notwendig sind. Fast die gleiche Problematik wurde auch in der von Dr. Marta KAZMIERCZAK von der Universität Warschau (*Translating sensitive texts in the light of Cultural Turns*) durchgeführten Analyse von Jacek Dukajs Roman *Lód* und seiner englischen Übersetzung angesprochen. Kazmierczak hat nicht nur die linguistisch bezogenen translatorischen Probleme (zahlreiche Wortschöpfungen, breite Anwendung des Russischen und inkonsequentes Archaisieren) genannt, sondern auch die außersprachliche Problematik des Übersetzens umfassend dargestellt. Es geht vor allem um die Meta- und Intertextualität sowie um die kognitiven Übersetzungsschwierigkeiten, die sich im Roman in verschiedenen Erscheinungsformen beobachten lassen, wie zum Beispiel im wissenschaftlichen Diskurs oder in der Neubewertung von historischen Figuren und nationalen Mythen.

Die Fremdheit in verschiedenen Aspekten kehrt auch im Referat von Dr. Katarzyna LUKAS von der Universität Gdańsk (*Fremdheit als sprachliches, kulturelles und mediales Phänomen. Am Beispiel des Romans „Everything Is Illuminated“ von J. S. Foer in interlingualer und intersemiotischer Übersetzung*) zurück. Sie hat sich mit der deutschen und polnischen Übersetzung von J. S. Foers Roman *Everything Is Illuminated* befasst, in dem der Aufenthalt des Ich-Erzählers in der Ukraine und seine Gespräche mit dem jungen Dolmetscher Alex geschildert werden. Im Roman kommt das Phänomen der Fremdheit sowohl im kulturellen als auch im sprachlichen Sinne zum Vorschein, vor allem in Form der Aussagen des Dolmetschers Alex, der eine sehr gehobene Variante des Englischen benutzt, oftmals aber lächerlich fehlerhaft, was sich schließlich als Methode zur Bewältigung von verdrängten Erinnerungen erweist. Dr. Lukas ging auch auf die Verfilmung des Romans ein, womit sie die Frage der intersemiotischen Übersetzung ergriff.

Eines der Referate betraf auch das Thema der intralingualen und gleichzeitig interdiskursiven Übersetzung. Dr. Andrzej PILPOWICZ von der Universität Olsztyn (*Die Endfassung des Gedichts als Übersetzung von dessen Erstfassung. „Nachtergebung“ von Georg Trakl im Kontext der Trakl-Rezeption von Martin Heidegger*) hat die fünf Fassungen des gleichen Gedichts *Nachtergebung* von Georg Trakl analysiert und darüber hinaus den Aufsatz des Philosophen Martin Heidegger zu diesem Thema präsentiert. Während der Analyse kam also keine fremde Sprache ins Spiel, es wurde aber dargestellt, wie – innerhalb von einer Sprache – aus einem völlig unverständlichen, fast nur aus Substantiven bestehenden Gedicht eine viel längere und interpretierbare literarische Form entstanden ist: ein Prozess, der als eine Art intralinguale Übersetzung eingestuft werden kann. Dazu kam noch eine Interpretation, die nicht von einem Literaturwissenschaftler, sondern von einem Philosophen stammt, was eine gewisse Interdiskursivität darstellt.

Sowohl die gehaltenen Vorträge als auch die anschließenden Diskussionen haben einen wesentlichen Beitrag zu den translationswissenschaftlichen Studien geleistet. In dem abschließenden Meinungsaustausch der Referenten wurden vor allem die Rolle der Interdisziplinärität im gegenwärtigen geisteswissenschaftlichen Diskurs sowie ihre Vor- und Nachteile beleuchtet. Es wurden zwar Bedenken geäußert, dass die Auflösung einzelner Disziplinen im allgemeinen wissenschaftlichen Diskurs zu Unklarheiten führen kann. Es sei aber dabei besonders hervorzuheben, dass alle modernen wissenschaftlichen Disziplinen einen komparatistischen Charakter aufweisen und ihre Stärke in der Möglichkeit der Zusammenarbeit liegt.

Der geplante Konferenzband soll 2012 bei Peter Lang in der Reihe *Studien zur Germanistik, Skandinavistik und Übersetzungskultur* erscheinen.

Katarzyna Bednarska (Gdańsk)

EDELENBOS, Peter / KUBANEK, Angelika (2009): *Gute Praxis im Fremdsprachen-Frühbeginn*. Braunschweig: Westermann. 152 S.

Der Fremdsprachenfrühbeginn hat sich in den vergangenen fünfzehn Jahren sowohl zu einem etablierten Unterrichtsfach als auch zu einem bedeutenden Forschungsfeld entwickelt. Daher stellen die Autoren fest, dass „[a]ufgrund der Fülle und Qualität der Entwicklungen in Deutschland und Europa vieles zu berichten ist“ (151). Das will das vorliegende Buch von Peter Edelenbos und Angelika Kubanek leisten. Die Autoren sind auf dem Gebiet der Erforschung des Fremdsprachenfrühbeginns keine unbekanntenen Namen. Ihre Publikationen begleiten die Entwicklung dieser Disziplin, von Fragen der Ideengeschichte über viele Aspekte der Didaktik des Fremdsprachenfrühbeginns, besonders des narrativen Ansatzes, des interkulturellen Lernens bis hin zur diagnostischen Kompetenz. Auch haben sie zur Ermittlung der europaweit akzeptierten Prinzipien für den frühen Fremdsprachenunterricht einen wichtigen Beitrag geleistet (EDELENBOS / KUBANEK 2007).

Das vorliegende Buch, das an Fremdsprachenlehrer in der Grundschule und im Kindergarten gerichtet ist, gibt einen Einblick in die aktuellen Entwicklungen im Bereich des Fremdsprachenfrühbeginns. Da die erklärten Adressaten Lehrkräfte sind, legen die Autoren einen Schwerpunkt auf die unterrichtspraktischen Aspekte und bieten „einen Katalog an Möglichkeiten zur Verbesserung der Praxis“ an (151). Dieser Katalog gründet auf Erfahrungen mit guter Praxis und wissenschaftlichen Erkenntnissen, welche sich in diesem Buch auf die Probleme des Hörens, der interkulturellen Aufmerksamkeit und diagnostischen Kompetenz konzentrieren. Der Fokus wird in diesem Buch auf das Frühe Fremdsprachenlernen in Deutschland gerichtet. Der Leser erfährt, dass für die meisten deutschen Vor- und Grundschüler Englisch die erste Fremdsprache ist (8), dass sowohl Fachlehrkräfte mit Studium der Fremdsprache als auch fachfremde Pädagogen an Grundschulen und Kitas unterrichten (141), dass sich Curricula und Schulbücher von Bundesland zu Bundesland unterscheiden (13) und dass zurzeit die Übergangsproblematik im Frühbeginnbereich zwei Schnittstellen betrifft, nämlich den Übergang vom Kindergarten zur Grundschule sowie zwischen der Grundschule und der Sekundarstufe I (140). Obwohl diese Angaben sich vorwiegend im deutschen Kontext bewegen, sind sie auch außerhalb Deutschlands relevant, da sie nicht nur landesbezogene, sondern auch generelle Entwicklungen im Fremdsprachen-Frühbeginn aufzeigen.

Einleitend werden Rahmenbedingungen des Frühbeginns dargelegt, um die Grundlagen des fremdsprachlichen Unterrichts mit Kindern deutlich zu machen (Kapitel 1: *Qualität*). Die Autoren erklären die politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen, die den Frühbeginn geprägt haben, und zitieren einige Dokumente der Europäischen Kommission, wo die Wichtigkeit des Frühbeginns unterstrichen wird. Darauf folgend stellen sie eine Typologie der Hauptformen des Frühbeginns (Minimalmodell, themen- und situationsorientierter Unterricht, Durchschnittstyp des Fremdsprachenunterrichts, Erweiterter Fremdsprachenunterricht CLIL, Bilingualer Unterricht – Intensivform) vor. Diese Aufteilung basiert auf den empirisch ermittelten Faktoren, die die Leistungen und Haltungen der Kinder beeinflussen, d.h. Umfang der Zeit, Dominanz der Sprachen in der Umgebung, Struktur des Lehrplans, vorgegebene Ziele und Kompetenzen des Lehrers (13–17). Anschließend werden Qualitätsindikatoren für den Frühbeginn aufgelistet – mit dem Vorbehalt, dass sie in bestimmten Kontexten

unterschiedlich ausfallen. Da sich die Qualität – so die Verfasser – auch als Ergebnis von guter Praxis zeigt, ergründen sie verschiedene Aspekte des Unterrichts und Bedingungen für gute Praxis (Kapitel 2). Nützlich für Lehrer kann hier besonders die Zusammenstellung von Kriterien für die Analyse von Frühbeginn-Lehrwerken sein (40–44). Das dritte Kapitel betont die Bedeutung der Hörverstehenskompetenz beim Frühen Fremdsprachenlernen und versucht, mithilfe von Unterrichtsbeispielen die gängige Meinung zu falsifizieren, dass es sich dabei um eine einfache Fähigkeit handle. Im Kapitel 4 stellen die Verfasser unterschiedliche didaktische Konzeptionen für kulturelles Lernen, authentische Unterrichtsbeispiele und erprobte Formen der Einschätzung der interkulturellen Aufmerksamkeit der Kinder dar. Kapitel 5 hat die diagnostische Kompetenz zum Gegenstand. Nach der Einführung in die Konzeption der diagnostischen Kompetenz werden unterschiedliche Einschätzungsformate zum Erproben bereitgestellt, darunter Vorschläge zur Arbeit mit einem diagnostischen Test zum Wortschatz und zum Einsatz von Portfolios. Der Ausbau von diagnostischer Kompetenz wird im Bereich der mündlichen Interaktion aufgezeigt. Die Autoren weisen nachdrücklich auf die Wichtigkeit der diagnostischen Kompetenz hin, weil sie Basis für das angebrachte unterrichtliche Handeln und gleichzeitig für die berufliche Entwicklung der Fremdsprachenlehrkräfte selbst von Belang ist: „Der Aufbau von diagnostischer Kompetenz ist eine aktive Auseinandersetzung mit den Sprachlernprozessen“ (105). Kapitel 6 *Empfehlungen für gute Praxis* fasst die bisherigen Darlegungen zusammen, die dem im Titel genannten und in weiteren Teilen der Arbeit diskutierten Leitgedanken von guter Praxis folgen. Vorschläge für die weitere Arbeit mit dem Buch finden die Leser im Kapitel 7 (*Vom Katalog zur persönlichen Auswahl*).

Edelenbos und Kubanek nennen als Zielpublikum Pädagogen, die an der Verbesserung ihrer guten Unterrichtspraxis und ihrer Fremdsprachenverwendung interessiert sind (133). Der Adressantenkreis wird oft direkt angesprochen und charakterisiert. Die Autoren bestimmen auch weitgehend den Rezeptionskontext für dieses Buch, indem sie für eine Auswahl praktikabler und attraktiver Vorschläge für den Unterricht und für eine gemeinsame Diskussion der Lehrerschaft darüber plädieren. Damit sind das Lehrerbild und die Auffassung der Aus- und Weiterbildung von Fremdsprachenlehrkräften offen dargelegt. Die Rolle des Lehrers im Prozess des Lernens stimmt mit der Konzeption von Wygotsky überein, d.h. das Kind kann gute Fortschritte unter der fördernden Tätigkeit eines kompetenten Pädagogen machen, der es in die „Zone der nächsten Entwicklung“ führt (117). Die Autoren lassen den Lehrern ihre pädagogische Kompetenz und Freiheit, indem sie zu undogmatischem Umgang mit Curricula ermutigen, z.B.: „Der Lehrplan ist ein Ausgangspunkt und ein Gerüst für den Unterricht, aber die Lehrer sollen die einzelnen Aussagen des Lehrplans durchdenken...“ (13). Sie räumen den Pädagogen Selbstbestimmung in unterschiedlichen Bereichen ein, z.B.: „Was das Aussprachevorbild angeht, so sollte das Team einen Standpunkt festlegen“ (60). Darüber hinaus regen sie zu realitätsnahem Umgang mit Methoden an, z.B.: „Lehrer und Erzieher dürfen die etablierten didaktischen Methoden infrage stellen und vom Standard und standardisierten Themen abweichen, um die individuellen Lernwege von Kindern zu fördern“ (139).

Die von den Autoren geteilte Ansicht: „Bei der Fortbildung steht immer der Teilnehmer im Mittelpunkt. Es soll nicht der Ansatz des Wissenstransfers, sondern der erfahrungsorientierte, problemorientierte, handlungsorientierte und forschungsorientierte Ansatz bevorzugt werden“ (145), scheint auch das Leitbild für dieses Buch zu sein. Dies kommt implizit durch

die Form der Abhandlung mit dargestellten Problemen zum Ausdruck. Es werden unterschiedliche Konzeptionen gleichwertig zusammengestellt, wie z.B. das Verstehen des Sprachlernprozesses (106–112). Das Buch sensibilisiert somit für unterschiedliche Diskurse über das Frühe Fremdsprachenlernen. Anhand von Unterrichtsbeispielen, Bildern und Fotos zeigen die Autoren, dass sich Ansichten über den Frühbeginn im Laufe der Zeit ändern und dass aus den verschiedenen Perspektiven (z.B. Bildungssystem, Wirtschaft, Pädagogen, Eltern) unterschiedliche Konzeptionen folgen und gleichzeitig existieren. Auch zum Thema neuer Medien im Unterricht mit Kindern führen die Autoren verschiedene Meinungen an (47). Sie gehen mit Ratschlägen vorsichtig um und geben zu: „[D]ie Effektivität und die Durchführbarkeit bestimmter Methoden oder didaktischer Anregungen sind in vielen Fällen nicht gesichert, da eine Begründung oder ein Forschungsbeweis fehlen“ (133). Als einen unerlässlichen Ausgangspunkt für die Entwicklung beruflicher Lehrerkompetenzen bestimmen die Autoren das Bewusstwerden über eigene intuitive Annahmen zum Frühbeginn, die sich aufgrund unterschiedlicher persönlicher Erfahrungen ausgebildet haben: „Eine Beobachtung und Analyse des eigenen Denkens und Verhaltens im Bereich Sprache kann den Blick für das Sprachwachstum der Kinder schärfen“ (113). Dies betrifft auch Aufmerksamkeit für triviale Vorstellungen über Sprachenlernen, der so genannten „Didaktik des Natürlich-Selbstverständlichen“ (39), die das unterrichtliche Handeln bestimmt, was von den Autoren an einigen Beispielen aufgezeigt wird (60, 103, 131).

Dem Bild des reflektierten Lehrers folgt das implizite Leserbild und diese beiden Bilder verbindet der Begriff ‚Zeit‘. Die Auseinandersetzung mit dem vorliegenden Buch nimmt immerhin viel Zeit in Anspruch, denn die Lektüre verlangt Nachdenken und Überdenken sowie das Einbeziehen persönlicher Erfahrungen, die man sich ins Gedächtnis rufen soll. Man kann Pausen machen, um z.B. das zur Zeit im Unterricht benutzte Lehrwerk anhand der in diesem Buch aufgelisteten Kriterien zu überprüfen. Die Zeit als wichtige Einflussgröße für pädagogisches Handeln kommt auch vielerorts in diesem Buch zum Ausdruck. Im Bezug auf Lehrer betonen die Autoren, dass fertig gestellte Unterrichtsmaterialien Lehrer mit knappen Zeitbudgets entlasten können (19), dass man genügend Zeit für Fortbildung einplanen sollte (145), und dass man viel Zeit braucht, um die Fragen des Übergangs zu diskutieren (141). Außerdem sollte man genügend Zeit in die Ausbildung und berufliche Weiterbildung im Bereich der Unterrichtsbeobachtung und für Praktika investieren (18). Des Weiteren muss genügend Zeit vorhanden sein, um die diagnostische Kompetenz zu erwerben und zur Förderung von Kindern anzuwenden (144). Auch der Einsatz von Verbesserungsmaßnahmen, die das Buch anregt, braucht eine umfassende Zeitplanung (152). Dies kann aber zur guten Praxis beitragen und damit für das Fremdsprachenlernen von Kindern, was auch die Autoren mit den Zeitwerten beschreiben, fördernd sein.

Das Buch ist nicht für Lehrer, die fertige und komplette Unterweisungen für den Fremdsprachenunterricht mit Kindern erwarten. Ganz im Gegenteil: Das Werk regt zum Suchen nach eigenen Wegen vor dem Hintergrund persönlicher Erfahrungen und spezifischer Gegebenheiten des eigenen Unterrichts an. Dabei kann das Buch aufgrund der offenen Anregungen und unterschiedlichen Konzeptionen behilflich sein. Hervorzuheben sind die vielen authentischen Beispiele aus dem Unterricht, darunter Aufgaben sowie Arbeiten von Kindern und Lehrerdokumentationen, die aus dem Archiv von Kubanek stammen. Darüber hinaus

liefert das Buch einen Überblick über die neuesten empirischen Untersuchungen, welche die von den Verfassern dargestellten Annahmen über das Frühe Fremdsprachenlernen untermauern. Die Tabellen, Graphiken, Bilder und Kataloge machen das Buch übersichtlich und sind hilfreich bei der Lektüre. Auch die Konzeption der Umschlagseite lässt positive Erwartungen aufkommen, denn die allgemein bekannte Form des Spielwürfels wird hier genutzt, um die gewünschte vielfältige Landschaft von Fremdsprachen beim Frühbeginn graphisch bewusst zu machen. Bei allen guten Absichten wäre es jedoch angebracht gewesen, die sprachliche Richtigkeit der auf den Würfeln dargestellten Wörter zu überprüfen. Ich, mit Muttersprache Polnisch, war doch recht verwundert, die drei polnischen Wörter auf dem unteren Würfel mit großen Anfangsbuchstaben zu sehen, was ein Fehler ist und besonders auffällt, da die Wörter in anderen Sprachen richtig geschrieben sind. Insgesamt ist das aber ein sehr interessantes Buch nicht nur für Lehrer, die in Grundschulen und Kitas arbeiten, sondern auch für Ausbilder von Fremdsprachenlehrern, weil es klar eine bestimmte Philosophie der Aus- und Weiterbildung präsentiert. Es ist ein Werk, das Hilfestellungen gibt und sich in den gegenwärtigen Diskurs über das Frühe Fremdsprachenlernen fügt.

Ewa Andrzejewska (Gdańsk)

Literatur

EDELENBOS, Peter / KUBANEK, Angelika (2007): Fremdsprachen-Frühbeginn: Einzigartige Lernchancen nutzen. Zu den Ergebnissen der Studie EAC 89/04 für die Europäische Kommission. In: *Frühes Deutsch*, 16. Jahrgang, H. 10, 26–38.

FADEEVA, Galina M. / GUSEJNOVA, Innara A. / KARPENKO, Elena I. (Hg.) (2011): *Aktuelle Probleme der modernen Lexikologie und Phraseologie. Festschrift für Professor I. I. Černyševa zum 100. Geburtstag*. Moskva: IPK MGLU „Rema“. 472 S.

Die deutsche wie die russische Lexikologie und die mit der Zeit aus ihr hervorgegangene Phraseologie sind heute ohne die Forschungsarbeiten von Irina Ivanovna Černyševa kaum vorstellbar. Den 100. Geburtstag der Forscherin ehrten ihre Kollegen, Schüler und Freunde mit dem vorliegenden Festband, der neben dem Grußwort der MGLU-Rektorin und den einführenden Worten der Herausgeberinnen in seinem Hauptteil 29 Beiträge von insgesamt 30 Autoren enthält. Das beigefügte Verzeichnis aller Schriften der Jubilarin (443–448) gibt einen Überblick über ihr gesamtes wissenschaftliches Schaffen in den Jahren 1954–2006.

Die in russischer bzw. deutscher Sprache verfassten Beiträge sind in drei Teilen so zusammengestellt, dass sie alle in Černyševas Forschungen präsenten Themenbereiche abdecken sowie an die theoretischen Grundsätze und formulierten Postulate der Jubilarin anknüpfen, diese fortführen und weiterentwickeln. Es ist im Rahmen einer kurzen Besprechung kaum möglich, auf die Beiträge im Einzelnen einzugehen. Daher werden den Angaben zu Autor und Umfang jeweils nur knappe Hinweise auf die Thematik beigefügt.

Der den Band eröffnende Bereich *Traditionen und Innovationen bei der Erforschung des lexikalisch-phraseologischen Systems* enthält 7 Beiträge, fünf zu Lexikologie bzw. Phraseologie und zwei zu Kommunikation.

E.G. BELÂEVSKAJA, V. KUZNECOV und I. OĚŠANSKIJ bauen ihre Methodologie auf kognitive Aspekte und ergänzen auf diese Weise komplementär die stärker der Tradition verpflichtete Sicht Černyševs auf lexikalisch-phraseologische Erscheinungen. E.G. BELÂEVSKAJA (13–30) zeigt am Beispiel des Russischen und des Englischen die Bildung und das Nominationspotenzial konzeptueller Metaphern, welche lexikalischen und phraseologischen Einheiten zugrunde liegen, und unternimmt auch den Versuch ihrer Kategorisierung. KUZNECOV (97–106) untersucht die theoretischen und praktischen Aspekte der Motivation und Konzeptualisierung sprachlicher Zeichen und ihren Beitrag zur lexikographischen, insbesondere mehrsprachigen Praxis, was englische, französische und russische Beispiele illustrieren. OĚŠANSKIJ (107–115) wendet sich dem Problem sprachlicher Kategorien und kulturell-kognitiver Konzepte in der Lexik, Grammatik und Phraseologie zu.

Zwischen Tradition und Innovation sind die beiden Beiträge zur Phraseologie angesiedelt. H. BURGER (31–56) erläutert am Beispiel deutscher Paarformeln die Rolle der diachronen Betrachtung für das richtige Nachvollziehen der Mechanismen, die Lexikalisierung und Phraseologisierung paariger (und auch anderer) Ausdrücke begünstigen. Die heutige Verwendung von Paarformeln im Text beruht allerdings weniger auf ihren konstitutiven Merkmalen wie Irreversibilität und semantische Umdeutung als vielmehr auf Nutzung ihrer stilistischen Eigenschaften sowie auf Modifikationen. Einen umfassenden Einblick in die Mechanismen der Modifikationen bietet der Beitrag von D. DOBROVOĚSKIJ (57–88), der eine auf fünf Parametern (Ausdrucksplan, Inhaltsplan, Normen des Usus, Sprachspiel, Sprachregeln) basierende Typologie der Idiom-Modifikationen vorschlägt.

Zwei weitere Texte, von O. IRISHANOVA und R. POTAPOVA / V. POTAPOV, haben die Kommunikation zum Gegenstand. IRISHANOVA (89–96) beschreibt zwei in Opposition stehende Arten diskursiver Strategien, additive (kompensative) und nicht additive (integrative), während POTAPOVA / POTAPOV (116–128) eine Typologie des Sprach- und Redestils in wissenschaftlicher Kommunikation Deutsch – Russisch unter Berücksichtigung interkultureller Aspekte vorlegen. Die Autoren gehen dabei auf „verbale, para- und extraverbale Mittel“ (116) ein.

Der zweite Themenbereich *Das Wort: Zeit, Raum, Kultur* umfasst 15 Beiträge, die an das 1975 von Černyševa formulierte und später mehrfach wiederholte Postulat einer „sozial bedingte[n], kontextuelle[n] Konzeption der Wortbedeutung“ (KÜHN: 211 in diesem Band) anknüpfen und dessen Relevanz für die adäquate textuelle Verwendung, lexikographische Erfassung und fremdsprachendidaktische Vermittlung der Lexik an konkreten Text- und Wörterbuchanalysen bestätigen. Besonders hervorgehoben werden dabei kulturgebundene Aspekte.

Das Funktionieren lexikalischer Einheiten in der (Fach)Kommunikation und in (Fach)Textsorten vor historischem und sozio-kulturellem Hintergrund thematisieren fünf Beiträge:

E. ANISIMOVA (129–143) untersucht zum einen das von der „religiösen“ Lexik des deutschen katholischen Kirchenkalenders vermittelte sprachliche Weltbild und zum anderen deren kommunikativ-pragmatische Leistung. I. GUSEJNOVAS (159–172) Augenmerk gilt dagegen den kommunikativ-pragmatischen Aspekten der fachsprachlichen Lexik im Bereich der deutschen Marketingkommunikation. Das zentrale Anliegen des Beitrags von W. HEINEMANN (173–190) bilden Wörter im mentalen Lexikon und (Text)Wörter in der Kommunikation

beim Textgestalten und Textverstehen. E. KARPENKO (191–204) analysiert am Beispiel eines Romans die heutige Verwendung des biblischen Symbols *Kainszeichen* und verfolgt insbesondere den Wandel seiner Konnotation unter dem Einfluss historischer und soziokultureller Gegebenheiten. A. KIRILINA (205–210) zeigt die Dynamik semantischer Veränderungen und deren Gründe im Wortschatz der Sprache der heutigen Einwohner von Moskau.

Eigennamen und Personenbezeichnungen sind drei Beiträge gewidmet. N. MURAVLEVA (227–242) zeigt am Beispiel deutscher Eigennamen, dass deren lexikographische, geschichts- und kulturspezifische Aspekte berücksichtigende Beschreibung ein Sprachwörterbuch zu einem Sprach- und Kulturwörterbuch macht. Eigennamen in deutschen und russischen Volksmärchen aus sprach- und literaturkritischer Perspektive betrachtet in ihrem Beitrag L. NOSDRINA (253–270), die auf die textuellen wie semantischen Verflechtungen der Eigennamen eingeht. L. SAPOŽNIKOVA (305–313) dagegen zeigt an deutschen Eigennamen deren Wortbildungspotenzial und semantische Leistung in festen wie in okkasionellen, textgebundenen Bildungen auf, während S. POTAPOVA (271–287) am Beispiel deutscher Personenbezeichnungen Mechanismen und Textfunktionen usueller und okkasioneller Nomination erläutert.

In zwei Beiträgen befassen sich ihre Autoren mit dem Problem entlehnten Wortgutes. L. NEFEDOVA (243–252) thematisiert die z. T. kulturbedingten Veränderungen in der Lexik des heutigen Deutsch und zeigt, dass der Prozess des Vordringens von Anglizismen und Pseudoanglizismen mit Archaisierung und Schwund von Gallizismen einhergeht. „Wörter mit Migrationshintergrund“ (338) bilden die Basis für die theoretischen Überlegungen zu sprach- und kulturwissenschaftlichen Aspekten lexikalischer wie phraseologischer Entlehnungen im Deutschen und Russischen im Beitrag G. VON FADEEVA (326–340).

Der Beitrag von P. KÜHN (211–226) stellt eine Brücke zwischen lexikologischen und lexikographischen Aspekten der Wortschatzforschung dar. Der Autor postuliert „für die Lexikologie und Lexikographie eine kultursensitive Semantik“ (211), um die Beschreibung der Wortbedeutungen in Wörterbüchern um „kulturspezifische wie interkulturelle Gebrauchsweisen“ (211) zu bereichern, was sowohl für das Funktionieren der Wörter in (Fach)Texten als auch für deren didaktische Vermittlung wichtig ist.

Die semantische Struktur der Wörter aus diachroner Perspektive zeigt N. RAHMANOVA (288–304) am Beispiel der deutschen Lexeme *Rat* und *raten* und deren Verwendung in alten Texten sowie an ihrer Beschreibung in führenden Wörterbüchern wie u.a. das der Grimms und von Paul. S. VOLINA (144–158) erklärt an vielen didaktisierten Beispielen, wie man im DaF-Unterricht mit Wortbildungskonstruktionen umgehen kann und welche Probleme dabei besonderer Beachtung bedürfen.

Die bisher in den einzelnen Überlegungen angesprochenen textuellen, sozio-kulturellen und kognitiven Aspekte der Wortschatzforschung finden ein Fazit in dem Beitrag von N. TROŠINA (314–325), die für einen diskursiven Ansatz in der Lexikographie und für sog. Diskurswörterbücher plädiert. An drei deutschen und drei russischen Wörterbüchern zeigt sie auf, wie ein diskursrelevantes Vokabular „in thematische[r], sprecherbezogene[r], textliche[r], zeitliche[r] und funktionale[r] Hinsicht“ (314) beschrieben werden kann.

Der dritte Bereich mit 7 Beiträgen betrifft den Forschungskern in Černyševs Schaffen: *Phraseologieforschung: Überblick und Ausblick*. Er stellt einen abschließenden Rückblick auf das bereits Vollzogene und zugleich einen Ausblick auf das, was zu tun wäre, dar.

Die Herausbildung idiomatischer Kompetenz im Fremdsprachenunterricht am Beispiel des Deutschen und Russischen bedarf nach GONČAROVA (341–352) zuerst der Erstellung eines internationale, national- und regionalspezifische Einheiten berücksichtigenden idiomatischen Minimums, das nach sprachdidaktischer Bearbeitung stufen- und zielgerecht eingesetzt wird. A. GUSEVA (353–361) versucht an deutschen und russischen Phraseologismen gemeinsame und differenzierende Merkmale der phraseologischen Synonymie zu erstellen und schlägt fünf solche vor. L. ISAKOVA (362–370) charakterisiert deutsche Funktionsverbgefüge unter strukturellem, semantischem, stilistischem und funktionalem Aspekt und stellt sie ihren russischen bzw. englischen Entsprechungen gegenüber. N. LÛBIMOVA (371–384) analysiert die Verwendung verschieden strukturierter fester Wortverbindungen „im Straßenbild einer modernen Großstadt“ (371), d.h. auf Schildern, Plakaten und auch in mündlicher Kommunikation in Hinsicht auf ihr pragmatisches Potenzial, darunter auch die kreative Abwandlung. T. FEDULENKOVA (385–402) wendet sich der Analyse strukturgleicher Phraseologismen in drei germanischen Sprachen: dem Englischen, Deutschen und Schwedischen, zu und sondert einige typische Strukturmodelle aus. J. HÄUSERMANN (403–413) bringt, ähnlich wie H. Burger, die sprachgeschichtliche Perspektive in die phraseologischen Untersuchungen ein und zeigt, dass neben dem Wandel in der Verwendung und Bedeutung mancher Phraseologismen andere Charakteristika stabil bleiben, so etwa der emotionale Gehalt und die semantische Kontinuität. H. SCHWEIZER (414–442) illustriert am Beispiel eines Lorient-Textes die Pragmatik fester Wortkomplexe und erklärt, wie durch das Zusammenspiel von „wörtlicher und gemeinter Bedeutung“ (414) unerwartete, humorvolle, politisch brisante Interpretationen angeregt und erzielt werden können unter gleichzeitiger Wahrung des Gesichts der gegnerischen Parteien.

Der vorliegende Band ist nicht nur eine Ehrung Irina Černyševa als hochverdienter Germanistin, sondern er zeigt auch deutlich, für wie viele andere Sprachwissenschaftler ihre Forschungen wegweisend waren und nach wie vor als solche betrachtet werden können. Zusammen mit dem beigegeführten Verzeichnis der Schriften von Černyševa ist er eine empfehlenswerte und ideenreiche Lektüre für alle an einsprachiger wie auch kontrastiver, mehrsprachiger Lexikologie und Phraseologie sowie deren kommunikativer Einbettung Interessierten und darüber hinaus eine wichtige Informationsquelle für die Wissenschaftsgeschichte im Bereich der genannten Forschungsfelder, deren bedeutende Vertreterin die Jubilarin ist.

Czesława Schatte (Poznań)

GRZYWKA, K. / GODLEWICZ-ADAMIEC, J. / GRABOWSKA, M. / KOSACKA, M. / MAŁECKI, R. (Hg.) (2007): *Kultura – Literatura – Język. Prace ofiarowane Profesorowi Lechowi Kolago w 65. rocznicę urodzin / Kultur – Literatur – Sprache. Festschrift für Herrn Professor Lech Kolago zum 65. Geburtstag.* Warszawa: Instytut Germanistyki Uniwersytetu Warszawskiego. 991 S.

Die bereits 2007 erschienene Festschrift für Herrn Professor Lech Kolago ist ein interdisziplinär angelegter Band mit einem breiten thematischen Spektrum, der wegen seiner Aktualität

auch ein paar Jahre nach dem Erscheinen besonders zu empfehlen ist. Dieses große verlegerische und wissenschaftliche Werk umfasst 88 Beiträge (68 in deutscher und 20 in polnischer Sprache) aus mehreren Forschungsbereichen, die dem Warschauer Germanisten, Chefredakteur und Herausgeber der wissenschaftlichen Reihe *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde*, Herrn Professor Lech Kolago, von namhaften polnischen und ausländischen Wissenschaftlern, Freunden, Kollegen und Schülern des Jubilars gewidmet worden sind. Die Herausgeber weisen auf die besonders große Spannweite der Beiträge hin: „Obwohl sich der Jubilar in seinen Forschungen vor allem auf die Verslehre, die Korrespondenz der Künste, namentlich auf die Symbiose von Literatur und Musik, sowie auf die polnisch-deutschen Beziehungen im Bereich von Literatur und Kultur konzentriert, schien uns die Beschränkung auf Artikel, die sich ausschließlich der Probleme annehmen, die seinen wissenschaftlichen Interessen am nächsten stehen, ein Unrecht gegenüber Autoren zu sein, die beruflich oder privat mit ihm verbunden sind und die ganz andere Forschungsbereiche bevorzugen“ (S. 13).

Den Band eröffnet eine Einführung der Herausgeber und eine Aufstellung der unter der wissenschaftlichen Betreuung von Professor Lech Kolago entstandenen Dissertationen, die im Weiteren von Tomasz G. PSZCZÓŁKOWSKI näher gebracht und besprochen werden.

Teil I des Sammelbandes umfasst fünf für das Selbstverständnis der Germanistik grundlegende, dabei stark die polnische Perspektive berücksichtigende Beiträge folgender Autoren: Franciszek GRUZA (*(Auslands)Germanistik: Zu den Aufgaben (Pflichten) ihrer Vertreter*), Hubert ORŁOWSKI (*Verantwortung und Zweckrationalität. Über den deutsch-polnischen akademischen Austausch*), Marek JAROSZEWSKI (*Tradition und Innovation in der Philologie aus polnischer Perspektive*), Jan PAPIÓR (*Zur Opposition ‚Literaturtheorie‘ – ‚Literaturwissenschaft‘*), Alfred BEHRMANN (*Über die Aktualität des Verstehens*).

Acht Beiträge mit dem Schwerpunkt Geschichte, Historiographie und Geschichtsphilosophie bilden den II. Teil des Buches. Krzysztof A. KUCZYŃSKI stellt den deutsch-litauischen Streit der 1990er Jahre über die sich in Wilna befindenden Archivalien zur Geschichte Ost- und Westpreußens aus den Beständen des Staatsarchives Königsberg dar; Jerzy CENTKOWSKI und Lucjan MEISSNER besprechen die Hauptrichtungen der polnischen Historiographie im 20. Jahrhundert; Stanisław SUŁOWSKI erörtert die Rolle der Tradition bei der Untersuchung der deutschen Außenpolitik; Piotr KOŁTUNOWSKI stellt den Freiheitsbegriff in der Auffassung von Anton Hilckman (1900–1970) dar. Zenon WEIGT präsentiert die Anfänge des Pressewesens in Gießen und Lodz am Beispiel des *Gießener Anzeigers* und der *Lodzer Zeitung* und vergleicht die Entwicklung und Funktionen der beiden deutschsprachigen Zeitschriften im Lichte ihrer verschiedenen geographischen und soziokulturellen Hintergründe. Forschungsergebnisse des nationalsozialistischen, 1940 in Krakau gegründeten Instituts für Deutsche Ostarbeit zur Geschichte und Kultur der podhalianischen Goralen präsentiert Ireneusz GAWORSKI. Über die erste niederländische Polenbeschreibung, ein 623 Seiten umfassendes, enzyklopädisch angelegtes Buch von Andreas Cellarius, erschienen 1660, berichtet Stanisław PRĘDOTA. Bożenna CHYLIŃSKAS Beitrag ist der ersten deutschen Ansiedlung (1683) in Nordamerika gewidmet.

Überlegungen zu Europa bilden den Schwerpunkt der Beiträge im Teil III des Bandes. Auf gemeinsame Wurzeln und den christlichen Hintergrund der sprachlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklung Europas weist Max STEBLER in seinem Beitrag *Diagnosen zum Gesundheitszustand Europas. Literarische und andere Tatsachen* hin. Immer noch sehr

aktuell ist der Beitrag von Karl Heinrich EHRENFORTH *Auf dem gemeinsamen Weg nach Europa – Nationale und kontinentale Identität als Aufgabe der Zukunft* über die in Europa immer noch zu überwindenden nationalen Egoismen und Animositäten und das noch teilweise fehlende Bewusstsein der kulturellen Zusammengehörigkeit der Völker und Nationen. Fritz Riemanns Persönlichkeitsmodell bildet den Ausgangspunkt der Überlegungen von Stephan WOLTING im Beitrag *Kulturen der Angst? Überlegungen zu einer interkulturellen forschungsbezogenen Praxis auf der Grundlage von Fritz Riemanns Grundformen der Angst*. Marzena GÓRECKA definiert in ihrem Beitrag *Prologomena zu einer Wort- und Begriffsgeschichte der ‚Innerlichkeit‘* die interdisziplinäre Kategorie der Innerlichkeit und zeigt ihre Tradition und Wandlung in der Literatur auf.

Teil IV des Sammelbandes ist den großen Dichtern gewidmet. Norbert HONSA stellt in seinem mitreißenden Beitrag *Heinrich Heine. Pierwszy poeta trzeciego tysiąclecia* [Heinrich Heine. Der erste Dichter des dritten Jahrtausends] das Leben, den geistigen und beruflichen Werdegang, familiäre und amouröse Verhältnisse, das Werk und die Rezeption des Dichters dar. Heines Poetik des Essens und das Motiv kulinarischer Lebenspraxis wird im Beitrag von Claudia ALBERT thematisiert. Robert MAŁECKIS Überlegungen zum Motiv der Fremde und der Fremdheit in Heines Werk vervollständigen die Darstellung des Dichters in der Festschrift.

Auf Religion, Kunst, Emanzipation, Selbstbewusstsein, Liebe, Glauben, Wissen und Zerstörung in religiösen Texten Anette von Droste-Hülshoffs geht Winfried WOESLER im Beitrag *Die Modernität der geistlichen Dichtung der Droste* ein. Johann Wolfgang von Goethes *Prometheus* wird zum Ausgangspunkt der Überlegungen über Studentenrevolten und Revolutionen im Beitrag *Goethes Prometheus-Revolte oder Studentisches „Zündkraut einer Explosion“* von Dieter ARENDT. Begriffliche Klärungen zum Literaturkonzept der deutschen Romantik unternimmt Eugeniusz KLIN im Beitrag *Frühromantisch oder jungromantisch? Zur Präzisierung des romantischen Literaturbegriffs bei Friedrich Schlegel und Joseph von Eichendorff*. Eichendorffs Verskunst im Zyklus *Frühling und Liebe* wird noch einmal im Beitrag von Joanna ROCZNIK aufgegriffen. Auf den Einfluss der Schultexte, wie z.B. *Disticha Catonis*, auf die editorische und übersetzerische Tätigkeit Sebastian Brants sowie auf die Entstehung seines *Narrenschiffs* weist Sabine SEELBACH hin. Alina KUZBORSKAS Beitrag ist dem Werk des ostpreußischen litauischen Dichters Kristijonas Donelaitis gewidmet, das mit der deutschen Natur- und Landlebendichtung von Albrecht von Haller und Ewald Christian von Kleist verglichen wird. Den IV. Teil des Buches schließt der Beitrag von Małgorzata GRZYWACZ zum Werk zweier gegenwärtiger schweizerischer Autorinnen, deren Werk stark in der biblischen Tradition verwurzelt ist: *Unterwegs nach Jeruschalaim der Erwählten – Gabriele Markus und Silja Walter in den Kontexten ihres poetischen Zwiegesprächs* ab.

Der Artikel *Polnische Literatur und polonophile Panegyrik im Königsberger Dichterkreis* von Mirosława CZARNECKA, Barbara ROWIŃSKA-JANUSZEWSKAS Darstellung der schweizerischen literarischen Bewegungen und Schriftstellerverbände und zuletzt der Beitrag Anna GÓRAJEKS über die Spaltung des Verbandes deutscher Schriftsteller und seine friedensfördernde Stellungnahme gegenüber polnischen Ereignissen in den 80er Jahren des 20. Jh.s bilden den Teil V der Festschrift.

Maria KŁAŃSKA eröffnet mit dem Beitrag *„Die Dörfer meiner Kindheit ordnen meine Erinnerungen.“ Ostjüdische Autobiographien von Soma Morgenstern und Moses Rosenkranz* Teil VI des Sammelbandes, der sich aus elf Beiträgen mit dem Schwerpunkt Lebensberichte und

biographische Bezüge zusammensetzt. Ein besonderes künstlerisches Werk und die jüdische Biographie seines Autors werden auch von Edward BIAŁEK in *Das Theater im Zeugenstand. Über die Holocaust-Problematik in George Taboris Stücken* aufgegriffen. Joanna JABLŃKOWSKAS Essay *Ein neuer Generationsdiskurs? Die Väterbücher der letzten Jahre*. Uwe Timm und Martin Pollack befasst sich mit Familienerinnerungen und biographischen Texten aus der Zeit des Nationalsozialismus. Den historischen Hintergrund und Theodor Fontanes Einstellung zur preußischen Polenpolitik erörtert Anna STROKA im Artikel *Das Fremde in Werk am Beispiel der Polenthematik*. Ein bedeutender frühexpressionistischer Text wird im Beitrag Gerhard SAUDERS *Das indifferente ICH zwischen Satanismus und Askese: Max Brods Roman „Schloß Nornepygge“* besprochen. Die Gesellschaftskritik in zwei frühen „Gelehrtenromanen“ des österreichischen Gegenwartsschriftstellers Alois Brandstetter *Zu Lasten der Briefträger* und *Die Abtei* wird von Justyna M. KRAUSE besprochen. Auf als Reaktion auf die gesellschaftlichen und industriellen Veränderungen des 19. und 20. Jahrhunderts entstandene postmoderne literarische Lebensformen des Großstädters, Flaneurs, Pilgers, Touristen und Dandys geht Dorota PRUSS-PŁAWSKA ein. Katarzyna NOWAKOWSKA befasst sich mit der Suche nach eigener Identität und der Wahlfreiheit der Helden von Max Frisch. Auf die Frage, wie eine Gesellschaft in Umbruchzeiten aus der Innen- oder Außenperspektive wahrgenommen wird, gehen die folgenden Autoren ein: Lech ZIELIŃSKI in *Das Bild der polnischen Gesellschaft in Katharina Zimmermanns Roman „Das Freudenkind“* und Joanna OLEKSIEWICZ in *Die deutsche Gesellschaft nach der Wende in Christoph Heins Roman „Willenbrock“*. Das Bild der Natur im Werk von Marie Luise Kaschnitz, geprägt von autobiographischen Bezügen der Autorin zu Ostpreußen, bespricht Monika WOLTING.

Frauen, Liebesbeziehungen und Gefühlswelt, Frauenfrage und die Rolle der Frauen sind ein gemeinsamer Nenner der Beiträge im VII. Teil der Festschrift: *Orsina, Lady Milford und andere Mätressen* von Rüdiger BERNHARDT, *Zwischen Wirklichkeit und Utopie: Die Liebes- und Ehetheorie von Rainer Maria Rilke* von Renata T. KOPYŚĆ. Der Einsatz der Frauen gegen den Krieg wird von Agnieszka SOCHAL im Beitrag *„Frauen Europas, wo bleibt Eure Stimme?“ Zur pazifistischen Publizistik der deutschen Frauen während des Ersten Weltkrieges* aufgegriffen.

Parallelen zwischen musikalischen und literarischen Formen, die Wirkung der Musik und musikalischer Texte sowie die Musikalität von Texten werden im nächsten Teil des Sammelbandes berührt. Von politischer Lyrik und ihrem Rekurs auf mittelalterliche Heldenmythen erzählt Ulrich MÜLLER im Beitrag *Mittelalter, Rock und DDR: Beobachtungen zur Wirkung politischer Lyrik (Transit: „Hildebrandslied“ / Udo Lindenberg: „Sonderzug nach Pankow“)*. Über die Rolle der Vokale für die lyrische Dichtung schreibt Krzysztof LIPIŃSKI in *Die Geburt der Lyrik aus dem Geiste des Vokalismus*. Zusammenhänge zwischen der Sprache, Musik und Kunst bespricht Josef SULZ im Beitrag *Ad contextum musicae et linguae. Neuralgische Berührungspunkte von Sprache und Musik. Ein Kaleidoskop*. Die Reproduktion der Natur, literarische Kreativität und Klanggemälde im „klanggedenklichen“ Werk Arno Holz sind das Thema des Beitrags von Jens STÜBEN.

Im Weiteren werden auch Lieder und Lyrik thematisiert. Der Teil IX der Festschrift eröffnende Beitrag von Marek HAŁUB fokussiert auf Breslauer Lebensjahre des populärsten Liederdichters seiner Zeit, August Hoffmann von Fallersleben (1798–1874). Irena CHYŁA-SZYPUŁOWA bespricht das komische Epos *Myszeidos pieśni X* des polnischen Dichters

der Aufklärung Ignacy Krasicki. Anna MAŃKO-MATYSIAK stellt in ihrem Beitrag das Leben und Werk des Bunzlauer (Schlesien) Lehrers und Ratsherrn sowie Herausgebers eines imposanten Kirchengesangbuchs, Christoph Buchwälder (1566–1641), vor. Die Form und das spezifische Bild der Liebe in der überlieferten Minnelyrik des Autors *Der von Kürenberg* wird im Artikel von Joanna GODLEWICZ-ADAMIEC besprochen und mit anderen Autoren der Gattung – Dietmar von Aist und Heinrich von Veldeke – verglichen. Über Lieder in süddeutsch-österreichischen Volksschauspielen, mit Beispielen von überlieferten Texten und Noten, berichtet Thomas HOCHRADNER im Beitrag *Die Lieder des „Halleiner Weihnachtsspiels“*.

Die Beiträge *Carl Loewe in Stettin 1820–1866* von Ryszard LIPCZUK, *Zur Rolle der Musik im Leben des Prinzen Ferdinand von Preußen* von Przemysław JÓSKOWIAK sowie Lidia KOZUBEKS Überlegungen zur Rolle der Musik im Leben der Menschen bilden den Teil X des Bandes.

Musik vereint die Beiträge der Teile XI und XII der Festschrift: Peter Becker: *Desperando spero. Versuch über „Ein deutsches Requiem“ op. 45 von Johannes Brahms und die Trauermusik für Streichorchester von Witold Lutosławski*; Wolfgang MASTNAK: *Wort – Klang – Transzendenz. Aspekte zum Lied- und Opernschaffen von Gottfried von Einem*; Elmar BUDDE: *Musikalische Topoi von Liebe und Tod – zu Richard Wagners Tristan und Isolde*; Jacek RZESZOTNIK: *VEROPERTE KYBERMÄRCHEN. Stimmen der deutschen Kritik zur Wuppertaler Uraufführung von Krzysztof Meyers Oper „Kyberjade“ nach Stanisław Lem*; Małgorzata KOSACKA: *Märchen auf der Musikbühne. Märchenoper*.

Stefan KIEDROŃ stellt in seinem Beitrag *Musicae Compendium oder wie René Descartes die Musik ‚mathematisierte‘* ein Jugendwerk Descartes – ein Traktat über die mathematische Analyse und Beschreibung der Musik aus dem Jahr 1618 (zum ersten Mal 1650 veröffentlicht) – dar. Irena ŚWIATŁOWSKA bespricht autobiographische Züge im Roman *Symphonie Pathétique. Ein Tschaikowsky-Roman* von Klaus Mann sowie die Analogien zwischen dem Schriftsteller und seinem Protagonisten. Über die musikalische Poetik der großen österreichischen Dichterin schreibt Michaela SCHWARZBAUER im Beitrag *„Was aber ist Musik? Was ist dieser Klang, der dir Heimweh macht?“ Reflexionen zu ausgewählten Musikessays von Ingeborg Bachmann*. Małgorzata GRABOWSKA befasst sich mit dem Motiv des Pilgers in dem 1980 veröffentlichten, der Musik und dem großen Komponisten Franz Schubert gewidmeten Essay *Der Wanderer* von Eva Strittmatter. *„Und dann das sechste Gebot“ – die Beichte eines tugendhaften maltesischen Ritters aus Rosendorfers Don Ottavio als literarisches Refugium für Da Pontes und Mozarts Don Giovanni-Figuren* lautet der Titel des Beitrags von Anna WARAKOMSKA. Sehr häufige Motive der Musik und des Gesanges in Georg Trakls Lyrik sowie ihre Vertonungen bespricht Ewa WOJNO-OWCZARSKA. Katarzyna GRZYWKA widmet ihren Beitrag der Rolle und Funktion der Pfeifinstrumente in den von Oskar Kolberg gesammelten polnischen Volksmärchen. Die Erzählung *Er nannte mich As-Dur. Chopin-Miniatur* von Eberhard HILSCHER beendet diesen Teil der Festschrift.

Im methodischen Teil berichtet Elżbieta ZAWADZKA über die Notwendigkeit und einige Aspekte der kulturellen Bildung von Jugendlichen. Auf die Struktur und Funktion eines intraindividuellen Rückkopplungsgefüges im Fremdsprachenunterricht geht Marian SZCZODROWSKI ein. Marta TORENC bespricht wiederum die Realisierung der interkulturellen Dimension des Fremdsprachenunterrichts.

Den umfangreichen sprachwissenschaftlichen Teil XIV des Sammelbandes eröffnet der aufschlussreiche, mit vielen Beispielen aus der deutschen Literaturgeschichte illustrierte

Beitrag *Die Bedeutungsentwicklung des Wortes ‚geil‘ in der deutschen Sprache und ihr soziokultureller Hintergrund* von Józef WIKTOROWICZ. Im Anschluss daran finden wir den Artikel *Zur Etymologie des deutschen Wortes Gespan ‚Gefährte‘* von Tomasz CZARNECKI. Józef DARSKI setzt sich im Beitrag *Die Kennzeichnung des Kasus im Standarddeutschen* mit den traditionellen Termini der Wortanalyse auseinander. Im Beitrag *Zur Erfassung und Behandlung von Phraseologismen in dem deutsch-polnischen Wörterbuch von Chodera, Kubica, Bzdęga* stellt Andrzej KĄTNY das bereits in 18. Auflage erschienene Nachschlagewerk (1966) vor und bespricht seine lexikographischen Grundsätze am Beispiel der Einordnung und Beschreibung von Phraseologismen.

Maria Katarzyna LASATOWICZ geht in ihrem Beitrag auf die deutsche Mundart Oberschlesiens sowie die Geschichte und gegenwärtige Situation ihrer Sprecher ein. Grażyna ŁOPUSZAŃSKA behandelt *Das Bildungssystem der Personennamen im Prussischen*, das einen Einblick in die ausgestorbene prussische Sprache gewähren kann. Mit der Problematik der linguistischen Textbeschreibung und einer relativistischen Auffassung von Texten befasst sich Sambor GRUCZA im Beitrag *„Text“ und Text – Zu ihrer Stratifikation*. Zofia BERDYCHOWSKA bespricht in ihrem Beitrag die Redewiedergabe aus deiktischer Perspektive, unter Berücksichtigung der funktionalen und kognitiven Einbindung des Rede-Modus in den Diskurs. Maria NICOLINI stellt in ihrem Beitrag *Text und Sprache und der bessere Zustand. Zu den SpracheBemühungen im österreichischen Forschungsprogramm proVision* das inter- und transdisziplinäre Programm „proVISION_Vorsorge für Natur und Gesellschaft“ und eines seiner Forschungsprinzipien, nämlich das linguistische, dar. Besprochen wird das sprachliche Begleitprogramm unter dem Motto „Der Sprache Raum geben“. Wolfgang SCHRAMM analysiert in seinem Beitrag *Der „Osterspaziergang“ in Goethes „Faust“ – Beobachtungen aus sprachwissenschaftlicher Sicht* eine Textpassage der Tragödie. Marta CZYZEWSKA bespricht im Beitrag *Musik – Tonkunst? Die italienischen Entlehnungen in der Fachsprache der Musik im Lichte eines Verdeutschungswörterbuchs vom Ende des 19. Jahrhunderts* die sprachpuristischen Aktivitäten des 1885 gegründeten Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Agnieszka J. FRĄCZEK wendet sich der Frage der neuesten lexikalischen Übernahmen aus dem Englischen im Deutschen und der diesbezüglichen Stellungnahme des Vereins Deutsche Sprache und seiner Aktivitäten zu. *Phraseologismen als Gegenstand der diachronischen Untersuchungen* stellt Maciej PŁAWSKI in seinem Beitrag dar. In einem weiteren Artikel greift Karol CZEJAREK die Problematik der Verwischung der Unterschiede zwischen der literarischen und der Fachübersetzung auf und plädiert aus der Perspektive eines tätigen Übersetzers für die finanzielle Unterstützung entsprechender Forschungsbereiche. Im Essay *Ist das Lächeln ein kleines Lachen?* bespricht Dieter ZIMMERSCHIED beide Verben, ihre Nutzung und Wortbildung und führt zahlreiche literarische Beispiele dazu an. Den Band schließt ein Verzeichnis der Autorinnen und Autoren der Beiträge.

Der offen und interdisziplinär angelegte Sammelband bietet eine sehr reiche Auswahl an interessanten, gut zu lesenden, aufschlussreichen Beiträgen rund um Kultur, Literatur und Sprache, die in diesem Bericht notwendigerweise nur kurz und oberflächlich dargestellt werden konnten.

Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur germanistischen Forschung sowie eine ausgezeichnete Austauschplattform für die unterschiedliche Forschungsbereiche vertretenden Wissenschaftler. Daher ist es für jeden Sprach-, Literatur und Kulturinteressierten einfach eine Pflichtlektüre.

Marta Turska (Gdańsk)

HOFBAUER, Helmut (2009): *Interkulturelle Kommunikation – philosophisch betrachtet. Eine (Her-)Ausführung aus der Interkulturellen Kommunikation.* Dresden–Wrocław: Neisse Verlag / Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe. 199 S.

Der Begriff Interkulturalität ist in der letzten Zeit zu einem Schlagwort geworden, das man als Schlüssel zum Verständnis der gegenwärtigen Kulturprozesse in der zunehmend global werdenden Welt einsetzt. Andererseits ist er ein gern gebrauchtes und nicht selten missbrauchtes Modewort, mit dem sich Helmut Hofbauer in seinem Buch recht kritisch – wenn nicht gar provokant – auseinandersetzt. Das Provozierende am Text des jungen Philosophen aus Österreich, der 2003–2009 am Germanistischen Institut der Universität Wrocław/Breslau (Polen) Interkulturelle Kommunikation lehrte, ist der mutige Versuch – an sich argumentativ gut untermauert –, den Begriff der Interkulturellen Kommunikation in Frage zu stellen und ihn letzten Endes als Konstrukt hinzustellen.

In mehreren Einzeldarstellungen, aus denen das Buch in seinem Konzept besteht und die in vier Themenkreise gruppiert sind (*Philosophie und Kultur, Zur Interkulturellen Kommunikation, Zu Kulturbegriff und Kulturtheorie, In Richtung Selbstkultivierung*), wird vom Autor Schritt für Schritt der Weg nachgezeichnet, den er in seiner Beschäftigung mit dem Fach Interkulturelle Kommunikation gegangen ist. Es ist ein spezifischer Erkenntnisweg, wie ihn Hofbauer selbst bezeichnet, der anfänglich mit einer Bereitwilligkeit begonnen hatte, die darauf abzielte, sich von diesem Fach begeistern zu lassen, jedoch allmählich – über zunehmende Zweifel – zu dessen endgültiger Ablehnung führte. Diese ergab sich unter anderem daraus, dass die Interkulturelle Kommunikation, die kulturelle Missverständnisse zu vermeiden helfen sollte, in der Praxis zu diesen beiträgt. Darin äußern sich auch die inneren Widersprüche der Interkulturellen Kommunikation.

Problematisch scheint für Hofbauer nicht nur das Postulat des Vermeidens von diesen Missverständnissen (die trotz Irritationen, die sie häufig hervorrufen, doch produktiv sein können), sondern auch der Begriff der Kultur. Dieser ist in der gegenwärtigen Welt auf gar keinen Fall eine einheitliche Kategorie, daher verwickelt er sich in viele Widersprüche. Und wenn schon die eigene Kultur als Ausgangspunkt für einen interkulturellen Kontakt an sich keine Einheit darstellt, müsste man der Logik nach – so Hofbauer in seinem kritischen Blick – auch die andere Kultur different betrachten, was jedoch recht selten in der Interkulturellen Kommunikation erfolgt, weil man fremde Kulturen oft allzu monolithisch wahrnimmt. Als ein gutes Beispiel mag hier die Wahrnehmung der arabischen bzw. islamischen Länder durch die Europäer sein, die grundsätzlich indifferent gesehen werden, was die von Hofbauer aufgestellte These nur bestätigt.

Hofbauer macht seinerseits der Interkulturellen Kommunikation auch das zum Vorwurf, dass sie sich an Stelle einer authentischen und möglichst breit gefächerten Auseinandersetzung mit anderen Kulturen doch oftmals mit deren Pauschalisierung und Stereotypisierung zufrieden gibt, obwohl man hier glaubt, dagegen anzukämpfen. Dies kommt unter anderem dadurch zu Stande, dass man im Fach der Interkulturellen Kommunikation eher darum bemüht ist, die Kommunikation zu glätten oder – wie Hofbauer richtig bemerkt – Fettnäpfchen zu vermeiden. Allerdings kann bei der Anwendung solch einer Vorgehensweise oder gar

Strategie das Anderssein des kulturell Anderen so gut wie kaum zum Vorschein kommen. Und nicht selten ist es auch der Fall. Darüber hinaus wird dieses kulturell Andere in erster Linie punktuell behandelt, sodass man sich grundsätzlich auf isolierte Fragestellungen konzentriert, d.h. auf das Wissen über einzelne Fakten aus einer anderen bzw. fremden Kultur, statt diese in ihren komplexen Zusammenhängen zu sehen. Solch eine Beschränkung auf das Fragmentarische gilt nach Hofbauer als Ausdruck der eigenen Bequemlichkeit, in der man kaum bereit ist, sich selbst zu ändern oder etwas Neues zu lernen, was die Folge einer realen Begegnung von zwei Kulturen wäre. Auf diese Art und Weise wird im Endeffekt die Interkulturelle Kommunikation – wie Hofbauer an mehreren Stellen seiner Texte betont – zu einem Vorwand, hinter dem man sich gern versteckt bzw. seine Positionen verteidigt, um die eigene kulturelle Überlegenheit zu bewahren. Deswegen postuliert er klare Berücksichtigung der ethischen Komponente bei der Beschäftigung mit den Fragen der Interkulturellen Kommunikation, denn erst dann wird es möglich sein, negative Stereotypisierungen auszuschalten und anderskulturellen Gesprächspartnern ohne benachteiligende Voreingenommenheit zu begegnen.

Die Betrachtung einer anderen, aber auch der eigenen Kultur verleitet – wie Hofbauer zu Recht erkennt – zum Klischeehaften und Stereotypischen, zumal man oft nur von einer Kultur spricht, statt von mehreren Kulturen in einer Kultur, d.h. von unterschiedlichen Bewegungen und Gegenbewegungen, Strömungen und Gegenströmungen, die sich dementsprechend in mehr als eine Richtung begeben. Noch intensiver ist es im Falle verschiedener Kulturkreise, also im Bezug auf die so genannte Interkulturalität, die in der Fachwelt das Fundament der Interkulturellen Kommunikation ausmacht. Allerdings erweist sich hier der Begriff ‚Kommunikation‘ in ähnlicher Weise problematisch wie ‚Kultur‘. Die Frage, die Hofbauer in diesem Kontext stellt, gilt der Kommunikation als dem Prozess der gegenseitigen Beeinflussung, die zwischen Kommunikationspartnern zustande kommt, wobei sie recht oft einer Manipulation nahe steht. Ist es aber möglich, interkulturelle Verständigungsräume herzustellen, wenn man so parteiisch ist? Darüber hinaus sind die jeweiligen Lebenserfahrungen der an solch einer Kommunikation beteiligten Personen, die deren mentalen Horizont mitbestimmen, zu berücksichtigen.

Die Wahrnehmung und die darauf folgende Einschätzung der anderen bzw. fremden Kulturen resultiert – so Hofbauer – aus der Verankerung in der eignen Kultur, darüber hinaus ebenfalls aus den in sie eingeschriebenen Verhaltensweisen, Lebensstilen oder Meinungen, so dass man sich letzten Endes auch in der angeblich eigenen Kultur fremd fühlen kann. Dieses Fremdheitsgefühl ist das Ergebnis der sozialen Differenzierung einer jeden Gesellschaft, die aus Klassen oder Schichten besteht. Dabei unterliegen diese einer gewissen Oben-Unten-Wertung, d.h., sie bilden eine hierarchische Struktur. Diese Struktur wird oft auf Vertreter anderer Kulturen übertragen, um sie in der aufgestellten Hierarchie als höher oder niedriger einzustufen und damit letztendlich zu bewerten. Recht häufig dient es – wie Hofbauer zutreffend anmerkt – der Herausstreichung des Eigenen durch Abgrenzung des Fremden, was im Endeffekt den Kulturbegriff in die Nähe eines Rassebegriffs rückt. Dass damit klare Gefahren verbunden sind, liegt auf der Hand. Solch eine Betrachtung der eigenen Kultur zieht deren Homogenisierung nach sich, was jedoch nur scheinbar die ihr inhärenten Widersprüche zudeckt, zumal man innerhalb einer Kultur mehrere (Sub)Kulturen – was Hofbauer an vielen Stellen signalisiert – beobachten kann. Dies stellt eine allgemeine Einheit der Kultur in Frage.

Diese Einheit wird nach wie vor insbesondere in traditionell-konservativen Kreisen postuliert. Man ist hier auch unaufhörlich bestrebt – was Hofbauer zu Recht kritisch betrachtet –, das Partikulare zum Universalen zu erheben.

Die Vereinheitlichung der einen Kultur in Opposition zu einer anderen führt letzten Endes zum Kampf der Kulturen. Dieser scheint dann beinahe wie vorprogrammiert zu sein, wenn man kulturelle Differenzen verschweigt oder missachtet. Viel wertvoller sind daher – so Hofbauer – kulturelle Widersprüche, die man ernst nehmen soll und die in einem kulturellen Pluralismus produktiv zu nutzen wären, zumal man sie politisch gut zu handhaben weiß. Aus diesem Grund kommt hier eine besondere Rolle der wohlbedachten Politik zu, die einerseits vorlaute Kulturen zähmen sollte, um das Spielfeld – so das Postulat von Hofbauer – auf der anderen Seite den anderen aufzumachen. Es geht nun darum, dass auch sie sich entwickeln können. Denn wie Hofbauer anmerkt, ist es die kulturelle Vielfalt, die bereichert und zu einer Multikulturalität beiträgt: Multikulturalität, die etwas mehr bedeutet als die vorwiegend kommerziell verstandene Interkulturelle Kommunikation, die – zu einer gängigen Ware geworden – sich auch auf dem akademischen Markt gut verkauft.

Will man die Interkulturelle Kommunikation nicht zu einem wirtschaftlichen Produkt herabsetzen – so der vorwurfsmäßige Ton Hofbauers –, so müsste man zum einen den Begriff der Interkulturellen Kommunikation weniger essentialistisch auffassen, zum anderen die gegenseitige Relation von Kultur und Kommunikation genauer festlegen, zumal es mehrere Kulturen und mehrere Kommunikationsvarianten bzw. -modelle gibt, die man nur schwer auf den gemeinsamen Nenner bringt. Bereits beim Begriff der Kultur unterscheiden Wissenschaftler – wie Hofbauer feststellt – mehr als 300 Definitionen, die zugleich verdeutlichen mögen, wie problematisch es sein kann, sich über die Bedeutung der ‚Kultur‘ zu einigen. Die damit klar zum Ausdruck gebrachte Offenheit des Kulturbegriffs gipfelt letztlich darin, dass sich im Prinzip jedermann dieser Kategorie beliebig bedienen mag. Von daher muss auch der Begriff der Interkulturellen Kommunikation offener sein, zumal auch – wie bereits von Hofbauer dargestellt – der Kommunikationsbegriff auch keine eindeutige Festlegung zulässt. Und wie der Verfasser der hier besprochenen Publikation anmerkt, kann erst der Abbau von alten Verhaltensgewohnheiten und eingeschliffenen Denkweisen das Feld für neue Verhaltensweisen frei machen, um einen unvoreingenommenen Umgang mit Menschen aus anderen bzw. fremden Kulturen zu ermöglichen.

Kulturen sind im Endeffekt keine Selbstverständlichkeiten, sondern sie stellen vielmehr einen Prozess dar, der stets im Fluss ist und permanenten Veränderungen unterliegt. Deswegen scheint es schließlich problematisch zu sein, das Fach der Interkulturellen Kommunikation – so der nicht ganz *expressis verbis* artikulierte, dennoch implizierte Standpunkt Helmut Hofbauers – abgesehen von den schon angesprochenen terminologischen Bedenken als ein adäquates Instrument zur Beschreibung der sich zwischen den einzelnen Kulturen abspielenden Beziehungen zu betrachten. Die Dynamik dieser Relationen lässt sich letzten Endes mit stereotypisierenden Denkkategorien der Interkulturellen Kommunikation schwer erfassen, zumal sie an der Dialogizität der kulturellen Prozesse vorbeigeht und sie eher aus der Perspektive einer Konfrontation wahrnimmt. Solch ein Ansatz muss zu Recht in Frage gestellt werden.

Sebastian Mrozek (Kraków)

MALISZEWSKI, Julian (Hg./ed.) (2010): *Diskurs und Terminologie beim Fachübersetzen und Dolmetschen. Discourse and Terminology in Special Translation and Interpretation* (= *Posener Beiträge zur Germanistik*, Bd. 25). Frankfurt/M.: Peter Lang. 196 S.

Der Band enthält 14 Beiträge von polnischen und ausländischen Autoren, die sich mit Fragen der Terminologie und des Diskurses im Fachübersetzen und Dolmetschen auseinandersetzen. Radegundis STOLZE (Darmstadt) behandelt in ihrem Artikel *Kulturelle Aspekte beim Fachübersetzen* und weist einleitend darauf hin, dass der Übersetzer Kenntnisse braucht, „um die kulturellen Elemente zu entdecken“ (S. 11); diese Elemente erscheinen im Text (oft nur implizit) auf allen Ebenen – in der Sprachform, in der Syntax, der Textstruktur und in der Pragmatik. „Die Textstruktur als ein Reflex kultureller Normen ist besonders sichtbar in Texten, die gänzlich für ihre Situation strukturell standardisiert sind, wie z.B. ärztliche Zeugnisse, Wetterberichte, Steuererklärungen, Schul- und Arbeitszeugnisse, Gerichtsurteile, Rechnungen [...]“ (S. 19). Die Verfasserin führt dafür Beispiele hauptsächlich aus dem Deutschen und Englischen an. Im Vordergrund des Beitrags von Peter SANDRINI (Innsbruck) steht das *Fachliche Übersetzen*, das als interlinguale transkulturelle Fachkommunikation zu verstehen ist. „Fachübersetzen dient der Überbrückung der kulturellen und sprachlichen Grenzen innerhalb eines Fachbereiches“ (S. 37). Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, dass sich Kultur „für Fachgebiete und Fachkommunikation [...] keineswegs auf den traditionellen Rahmen der Nation beschränken“ (S. 39) lässt und dass Fachübersetzen sich zwischen Fachkultur und Nationalkultur bewegt. Die Globalisierung in den Fachbereichen trägt zur Entstehung der Interkultur bei. Fragen der *Deverbalisierung im konsekutiven Dolmetscheinsatz* behandelt mit Sachkenntnis Julian MALISZEWSKI (Częstochowa), der ein erfahrener Fachübersetzer und -dolmetscher ist. Ewa GUMUL und Andrzej ŁYDA (Katowice) untersuchen das Problem der grammatischen Metapher im Simultandolmetschen; die Verfasser beschreiben die Arten der translatorischen Verschiebungen im Simultandolmetschen und untersuchen deren Entstehungsursachen. Aleksandra RADZISZEWSKA (Częstochowa) setzt sich mit dem Problem der Äquivalenz in der Fachübersetzung auseinander, indem sie ältere Auffassungen (u.a. von Catford, Koller, Kade, Nida) kurz darstellt und Übersetzungsstrategien der Fachterminologie aus dem Managementgebiet an einer Reihe von Beispielen erörtert. Erwähnenswert ist in diesem Kontext der kommunikationswissenschaftliche Ansatz von Nida, nach dem „[e]ine Übersetzung nur dann adäquat ist, wenn sie sich bei Wahrung der ausgangssprachlichen Mitteilungsentention nach den Gebrauchsnormen der Zielsprache und den Dekodierungsfähigkeiten des Lesers des Übersetzungsproduktes richtet“ (S. 109). In dem Artikel *English Legalese on the basis of Powers of Attorney* diskutiert Alina BRYLL (Częstochowa) die sprachliche Spezifik der englischsprachigen Rechtstexte; sie weist auf die lateinische, französische und archaische englische Lexik (z.B. *hereto, hereof, hereby, heretofore, hereunder, whereby*). Der juristischen Phraseologie als Übersetzungsproblem wendet sich Joanna KRZEMIŃSKA-KRZYWDA (Częstochowa) zu; sie diskutiert unterschiedliche Auffassungen, u.a. Phraseologie im weiteren und engeren Sinne, sowie die Bedingung der Fachsprachlichkeit bei Fachphraseologismen, um schließlich die Definition von Radegundis Stolze zu übernehmen. Krzemińska-Krzywda behandelt stichwortartig folgende Gruppen von Fachphraseologismen: phraseologische Termini, Zwillingsformeln, fachsprachliche Funktionsverbgefüge, fachsprachliche Phraseologismen im engeren

Sinne, Routineformeln, fachsprachliche Kollokationen und Einwortphraseologismen; die Einbeziehung der letzteren begründet die Verfasserin durch kontrastive Analysen (z.B. *obrona konieczna* – *Notwehr, w dobrej wierze* – *gutgläubig*). In ihrem Beitrag *Verhandlungsdolmetschen und Übertragung des Verhandlungsablaufs aus dem Englischen ins Deutsche*¹ konzentriert sich Marta WIŚNIEWSKA (Częstochowa) auf die Bedeutung des Fachwortschatzes beim Dolmetschen; die Anführung einiger Listen mit Substantiven¹ ist m. E. wenig begründet. Die Werbeslogans und Probleme ihrer Übersetzung analysiert Iwona SIKORA (Częstochowa), wobei sie auf Wortspiele, idiomatische Wendungen und deren Modifikation besonderen Wert legt. Den Band schließt Jerzy SIKORA (Częstochowa) mit seinen Überlegungen zur inkorrekten Anwendung der Fachlexik in Werbetexten und zur irreführenden Übersetzung ab; die zweisprachigen Beispiele wurden der Home-Page der Firma „Gerlach“ entnommen. Der Verfasser plädiert für den funktionalen Ansatz bei der Übersetzung von Werbetexten.

Insgesamt liefert der Band eine Reihe von interessanten Beiträgen zum Fachübersetzen und Fachdolmetschen, wobei die Fragen der Terminologie und des Diskurses im Vordergrund stehen. Die Mehrzahl der Aufsätze gibt einen aktuellen Überblick über relevante Fragen der Fachübersetzung. Der Band kann sowohl Dozenten als auch Studierenden der Übersetzungsstudiengänge empfohlen werden.

Andrzej Kątny (Gdańsk)

¹ Zum Beispiel: Tabelle 1 (*debate* – *die Debatte, question* – *die Frage, steps* – *die Schritte*), Tabelle 9: Bankwesen und Finanzen (*bank account* – *Bankkonto, convertible currency* – *konvertierbare Währung*).

RDUCH, Robert (2009): *Unbehaustheit und Heimat. Das literarische Werk von Arnold Ulitz (1888–1971)* [= *Danziger Beiträge zur Germanistik, Bd. 27*]. Frankfurt/M. [u.a.]: Peter Lang. 353 S.

Die von Robert Rduch vorgelegte Monographie zu Arnold Ulitz und dessen literarischem Schaffen versteht sich als Versuch einer dezidierten Revision der von Arno Lubos in seiner 1967 herausgegebenen *Geschichte der Literatur Schlesiens* vorgeschlagenen Wahrnehmung des (ober)schlesischen Autors als Heimatschriftsteller bzw. -dichter, der sich kontinuierlich von einem Expressionisten zu einem Heimatautor entwickelte. Dabei wird in der von Robert Rduch zu Recht kritisch angelegten Betrachtung der von Arno Lubos aufgestellten These zu Arnold Ulitz als Heimatschriftsteller die Verharmlosung seiner literarischen Aktivitäten in der Nazizeit beanstandet, zumal Lubos diese Tätigkeiten als Ringen des Menschen um die Heimat sieht, anstatt hierin einen ideologischen Opportunismus zu erkennen. Dies zu beweisen und dadurch die bis heute in der Literaturgeschichtsschreibung gängige – insbesondere von Arno Lubos vertretene – Meinung zu revidieren, ist das unmittelbare Hauptanliegen der literaturwissenschaftlichen Studie von Rduch.

Darüber hinaus geht es ihm als einem an der Schlesischen Universität Katowice tätigen Germanisten auch um einen Beitrag zur literarhistorischen und kulturgeschichtlichen

Erkundung der ehemals deutschen Provinz Schlesien, in der Arnold Ulitz eine Zeitlang lebte – sei es im oberschlesischen Kattowitz,¹ sei es im niederschlesischen Breslau. Trotz dieser möglichen regionalen Verortung von Arnold Ulitz gilt er für Rduch als Autor, der vielmehr konsequent von expressionistischen Positionen ausgeht und literarisch nach wie vor das Universale anstrebt, d.h. das Phänomen der Unbehaustheit des modernen Menschen thematisiert, als sich nur auf das wie auch immer verstandene Provinzielle beschränkt. Eine derartige Haltung vertritt Arnold Ulitz vor allem in seinem Frühwerk aus den Jahren 1909–1924. Eine Hinwendung zu Heimat bzw. Beheimatung erfolgt grundsätzlich in der Zeit der NS-Diktatur. Wie Rduch diesbezüglich bemerkt, geschieht es allerdings nicht direkt im Jahre 1933, sondern erst 1938, zumal der (ober)schlesische Autor bis zu diesem Zeitpunkt um dichterische Autonomie wie auch künstlerische Authentizität seiner Werke rang. Zwischen den expressionistischen Anfängen und dem bereits erwähnten literarischen Opportunismus in der Nazizeit liegt auch die produktivste Phase im literarischen Schaffen Arnold Ulitz', in der er sich der Neuen Sachlichkeit als einer dominanten Literaturtendenz der Weimarer Republik verschrieb. Das Spätwerk des (ober-)schlesischen Schriftstellers machen seine erst nach 1945 entstandenen Texte aus.

Diese vier literarischen Abschnitte strukturieren die Monographie von Rduch, die in vier kohärente und argumentativ stringente Kapitel eingeteilt ist. Um an das literarische Werk von Arnold Ulitz analytisch sowie interpretatorisch, damit auch deskriptiv-diskursiv heranzukommen, bedient sich der Verfasser der Studie unter dem methodologischen Aspekt einer recht eklektizistisch verstandenen Kontamination von Forschungsinstrumenten, die in sich hermeneutische, ideologiekritische und positivistische Vorgehensweise integriert, wobei diese spezifische Vermengung jedoch keiner weiteren, das konkrete Forschungsinteresse Robert Rduchs stärker profilierenden Auslegung unterliegt.² Es wird nur lediglich auf den Sachverhalt hingewiesen, dass sich solch eine Methodenwahl aus einer Vielfalt historischer und literarästhetischer Zusammenhänge ergibt, in denen das Ulitzsche Werk entstand und rezipiert wurde. Für den Verfasser ist es in erster Linie von Belang, mit dem derart konzipierten methodologischen Ansatz die antinomischen Motive von Unbehaustheit und Heimat möglichst effektiv zu fixieren, zumal sie das literarische Schaffen Arnold Ulitz' in ihrer kontrapunktischen Zweiheit durchziehen.

Insbesondere im ersten Kapitel der Monographie (*Von entfremdeter Existenz zur Akzeptanz der Unbehaustheit. Literarische Konstruktionen unter dem Einfluss des Expressionismus*, S. 27–137) ist Robert Rduch bestrebt, die Kategorie der Unbehaustheit als eine das Frühwerk des (ober)schlesischen Autors leitmotivisch dominierende Tendenz zu erfassen, um dann seine

¹ Der Verfasser der Monographie nennt einige renommierte polnische Forscher, die sich in der jüngsten Zeit mit der nieder- bzw. oberschlesischen Thematik auseinandersetzen und diese als ehemalige deutsche Literaturlandschaft betrachten; grundsätzlich sind es Literaturwissenschaftler wie Wojciech Kunicki, Grażyna Barbara Szewczyk oder Marek Zybura. Es sei hier angemerkt, dass Robert Rduch eine interessante und sicherlich lesenswerte Studie zum deutschen Bild der Stadt Kattowitz/Katowice, die 2008 aus der Feder seines Institutskollegen stammt, merkwürdigerweise völlig unberücksichtigt lässt – vgl. dazu SKOP 2008.

² Schon der Blick auf die sehr komplexe methodologische Praxis der Interpretation literarischer Texte wie beispielsweise die Hermeneutik bedürfte einer ausführlicheren Positionierung, zumal man in diesem Kontext ein paar hermeneutische Konzepte u.a. von Paul Ricoeur, Hans Georg Gadamer oder Martin Heidegger mit seiner berühmten „Hermeneutik des Seins“ unterscheiden kann. Vgl. EAGLETON 1997: 19–58 sowie SCHUTTE 2005: 30–34 und KÖPPE / WINKO 2008: 20–29.

Zugehörigkeit zur literarischen Moderne – auf jeden Fall den regionalen Kontext überschreitend – zu belegen. Arnold Ulitz wird in der Wahrnehmung Rduchs zum konsequenten Expressionisten, der bereits in seiner Kattowitzer Schulzeit expressionistische Gedichte verfasste und sich an in ebendiesem Geiste gehaltenen Erzähltexten versuchte. Im Laufe der Lektüre des ersten Kapitels wird ebenfalls klar, dass Arnold Ulitz einen Anschluss an literarische Tendenzen seiner Zeit suchte und vor allem als ein erst angehender Autor sich mit den zeitgenössischen Modeerscheinungen in der deutschen, aber primär in der europäischen Literatur auseinandersetzte. Rduch belegt an mehreren Stellen dieses Kapitels in einer recht gekonnten Beweisführung den expressionistischen Charakter der literarischen Produktion von Arnold Ulitz. Außerdem wird hier auch deutlich, dass Ulitz in seiner Anknüpfung an den Expressionismus dessen grundlegende Haltungen teilte, und zwar die Ablehnung des Wilhelminischen Kaiserreiches mit seiner spießbürgerlichen Attitüde bzw. die Infragestellung des nationalen oder gar nationalistischen Gedankenguts. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs berauscht sich jedoch der (ober)schlesische Autor am patriotischen Pathos und bejubelt darauf den deutschen Kriegseinsatz. Wie Rduch zutreffend bemerkt, feuert der junge Schriftsteller nun in seinen aus dieser Zeit stammenden Erzählungen zur Verteidigung des Kaiserreiches sowohl in militärischer als auch ideologischer Hinsicht an, wobei er unter dem erzähltechnischen Aspekt weiterhin auf dem expressionistischen Boden stehen bleibt. Parallel zu negativen Auswirkungen des Krieges und den deutschen Niederlagen findet Arnold Ulitz Schritt für Schritt zu kritischen Tönen in seinem literarischen Werk, um schließlich immer deutlicher pazifistische Positionen zu beziehen.

Diese Abwendung vom Kriegerischen und Soldatischen – samt allen heroischen Elementen, die allein nur zur Entfremdung des Menschen beitragen – erfolgt mit zunehmender Vehemenz nach 1918, was Robert Rduch an mehreren Beispielen aus der Ulitzschen Lyrik und Prosa plausibel exemplifiziert. Infolge der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg wendet sich Arnold Ulitz erneut den expressionistischen Themen und Ausdrucksformen zu und verarbeitet in diesem Kontext literarisch das Spannungsverhältnis zwischen dem Urbanen der Stadt und dem Nicht-Urbänen der Natur, allerdings zugunsten des Letzteren, wobei er in der Natur eine Zuflucht vor der städtischen Unbehaustheit zu suchen scheint.

In dem von politischen Unruhen erschütterten Jahr 1919 engagiert er sich literarisch für die bereits ausgebrochene Revolution in Deutschland, zumal er in ihr das Aufkommen einer – von Expressionisten so sehnsüchtig erwünschten – neuen Menschheit wahrzunehmen scheint. In der Brüderlichkeit der Nationen erhofft sich Arnold Ulitz einen Ausweg aus der Unbehaustheit der menschlichen Existenz in der Zeit der Moderne. Daher plädiert er in seinen Erzähltexten für die Idee des Weltbürgertums und sieht in den apokalyptischen Visionen des Untergangs (an sich ebenfalls ein expressionistisches Element) eine gewisse Stunde Null, die gleichzeitig eine Vorstufe zu einer neuen Welt bedeuten soll. Robert Rduch betrachtet diese literarisch verbrämten Bilder sehr treffend als utopische Entwürfe, von denen sich Arnold Ulitz später selbst entschieden distanzieren wird. Auch die Ulitzsche Begeisterung für die russische Revolution hat einen nur vorläufigen Charakter.

Da der (ober)schlesische Autor seine Einstellungen zu aktuellen politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen im Deutschland der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts relativ oft wechselt, scheint dem Verfasser der Monographie recht schwer zu fallen, ihn in seiner Weltanschauung eindeutig festzulegen. Ulitz gilt für Robert Rduch mal als Revolutionär bzw. skeptischer

Revolutionär, der sich in seiner Prosa und Essayistik zur Revolution bekennt, die – wie auch immer grotesk dies anmuten mag – mit pädagogischen Mitteln durchgeführt werden sollte (vgl. S. 68). Mal ist er in seiner Betrachtung ein gemäßigter, Deutsche vor einem neuen Krieg warnender Reformator (vgl. S. 80), der sich in der neu gegründeten Weimarer Republik der Demokratie verschreibt, allerdings als linksbürgerlicher Autor, der eine besondere literarische Sensibilität für soziale Not entwickelt (vgl. S. 140).

Dem literarischen Werk von Arnold Ulitz zur Zeit der Weimarer Republik widmet Rduch das zweite Kapitel seiner Monographie (S. 139–208), das als *Heimatlosigkeit im Bekenntnis zur Republik* betitelt wurde. Ähnlich wie in seinem literarischen Schaffen aus der Zeit des Expressionismus neigt Arnold Ulitz auch hier zur Kritik am Philisterhaft-Bürgerlichen in der neuen republikanischen Gesellschaftsordnung, indem er sich dabei der literarästhetischen Mittel der Neuen Sachlichkeit bedient. Das von ihm kritisierte Spießbürgertum frönt vor allem dem kapitalistischen Drang nach dem Gewinn sowie gibt sich dem Materialistischen hin. Für seine Protagonisten, die sich nur schwer in solch einer sozialen Wirklichkeit, die darüber hinaus restaurative Tendenzen aufweist, zurechtfinden, bleibt nur das Gefühl einer – wie es Rduch definiert – unbehausten Existenz übrig.

Der (ober)schlesische Autor reflektiert in seiner Lyrik und Prosa aus der Zeit der Weimarer Republik über demokratisch-republikanische Werte und setzt sich gegen jeden reaktionären Nationalismus sowie jedes feudal-autoritäre Denken monarchistischer oder militärischer Autoritäten ein. Deswegen bedeutet der politisch-gesellschaftliche wie auch ideologische Umbruch des Jahres 1933 für Arnold Ulitz – so die Auslegung von Rduch – eine folgenschwere Zäsur, die den Schriftsteller zu gewissen, im Laufe der Zeit immer größeren Kompromissen mit neuen Machthabern zwingt, zumal er sich für kein Exilleben entscheiden wollte. Ob er solch eine Lösung überhaupt in Erwägung zog, bleibt in der gesamten Studie nicht erörtert. Da Arnold Ulitz als freier Schriftsteller für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen hatte und mit der Machtübernahme der Nazis seine bisherigen Erzähltexte, insbesondere diejenigen, in denen er pazifistische Töne anschlägt, verboten wurden, begann er sich allmählich – wie bereits signalisiert – in und mit dem neuen System *volens volens* zu arrangieren, zumal er gleichzeitig auch seines Amtes als Lehrer enthoben wurde. Dieser ökonomisch bedingte Schritt gilt in Augen des Verfassers der Monographie zu Recht als klarer Opportunismus.

Den literarischen und publizistischen Aktivitäten Arnold Ulitz' in der NS-Diktatur ist das dritte Kapitel *Nationalsozialistische Heimat als literarische Station* (S. 209–255) gewidmet, in dem Rduch auf den Prozess der Entwicklung der Ulitzschen Konformität hinsichtlich der neuen Machthaber eingeht und einzelne Prosawerke unter diesem Aspekt untersucht. Dabei ist er konsequent bemüht, die mit der nationalsozialistischen Ideologie konform gehenden Elemente in den jeweiligen Erzähltexten des (ober)schlesischen Autors aufzuspüren. Arnold Ulitz versuchte jedoch – so die Erkenntnis von Robert Rduch – vor allem durch das Schreiben historischer Romane einem klaren Bezug zur NS-Thematik auszuweichen (was ihm bis 1938/1939 gelang), indem er sich mit Stoffen beschäftigte, die außerhalb der deutschen Geschichte oder Kultur verortet waren. Sobald aber eine solche Haltung immer schwieriger wird, verschiebt der Schriftsteller seinen literarischen Fokus auf die Heimatthematik. Auch dies lässt sich als Ausdruck eines Kompromisses seitens Ulitz' verstehen, den er letzten Endes einging, um überhaupt publizieren zu dürfen.

Mit der literarischen Hinwendung zur Heimat scheint auch der Prozess einer spezifischen Beheimatung im Schaffen von Arnold Ulitz vonstatten zu gehen, und zwar er entdeckt in der (ober)schlesischen Heimatthematik auch für sich ein identitätsstiftendes Potenzial, dem er nach 1945, d.h. in der Zeit der Deprivation, die mit Flucht, Zwangsausiedlung und Vertreibung verbunden ist, weiterhin treu bleibt. Diese Aspekte machen den Inhalt des vierten und letzten Kapitels der Monographie von Robert Rduch, das als *Ambivalenz der Deprivation* (S. 257–286) überschrieben wurde, aus. In der Fixierung auf das Schlesische bzw. Oberschlesische betont Arnold Ulitz den deutschen Beitrag (im Sinne einer zivilisatorischen Mission) zur Entwicklung und Stärkung des europäischen Ostens, der vor der kolonisatorischen Tätigkeit der Deutschen – so die Perspektivierung des Schriftstellers – ein Brachland darstellte. Damit spricht er sich für die deutsche Expansionspolitik aus und fügt sich auf diese Art und Weise unmittelbar in das ideologische NS-Programm des deutschen / germanischen Drangs nach Osten ein, der eine Suche nach dem heißbegehrten Lebensraum bedeutet. Und auch wenn sich Oberschlesien in einigen Texten von Arnold Ulitz als Region einer kulturellen Vielfalt mit polnischen, jüdischen oder gar russischen Einflüssen darstellt, so ist sie stets ein deutsches Gebiet, denn sein existenzieller Kern im Wesentlichen – so Arnold Ulitz in seiner NS-konformen Argumentation – vom deutschen Element geprägt wurde. Auch die polnischen Bewohner Oberschlesiens sprechen in seinen Romanen grundsätzlich das so genannte Wasserpolnisch, d.h. eine Mischsprache, die in sich das Deutsche und Polnische vermengt.³

Diese Betrachtungsperspektive der (ober)schlesischen Heimat erweist sich schließlich als Ergebnis einer opportunistischen Annäherung an den ideologischen Standpunkt der Nazis (wie Robert Rduch plausibel interpretiert) und bedeutet ohne jeglichen Zweifel eine Verleugnung der humanen Werte samt der künstlerischen Autonomie, die das literarische Schaffen von Arnold Ulitz in der Weimarer Republik charakterisierten. Der Beheimatung in der (ober-)schlesischen Provinz verschreibt sich Arnold Ulitz – wie schon erwähnt – auch nach 1945, als sie zum integralen Teil des polnischen Staates wird und für den Autor nichts anderes als schmerzlichen Verlust bedeutet. Allerdings wird der Zusammenhang dieses Verlustes mit der NS-Diktatur und deren Folgen in den von Arnold Ulitz nun geschriebenen literarischen Texten, die nach dem Kriegsende erscheinen, nicht immer eindeutig klar hergestellt. Oft sind es Prosawerke, die sogar im Dritten Reich entstanden und damit klischeehaft idealisierte, immerhin noch im Geiste der NS-Ideologie präparierte Heimatkonstrukte – so Robert Rduch – präsentieren. Auf diese Art und Weise unterstützt Ulitz – mehr gewollt als ungewollt – restaurative und revisionistische, in der jungen Bundesrepublik offiziell prädominante Tendenzen, die nachhaltig eine kritische Auseinandersetzung mit der bejahenden Einstellung vieler Deutscher zur NS-Zeit erschwerten, was insbesondere in den Kreisen der Heimatvertriebenen, zu denen sich auch Ulitz selbst zählte, der Fall war. Allmählich wird er zu einer Versöhnung mit polnischen Nachbarn bereit, die jedoch insofern schwer fallen muss, als man

³ Es soll hier angemerkt werden, dass der Begriff ‚Wasserpolnisch‘, den Rduch als Beschreibungskategorie zur Charakterisierung des Sprachgebrauchs der Oberschlesier in einigen Ulitzschen Erzähltexten (S. 242) benutzt, ein ideologisch vorbelasteter Begriff ist, der schon im 19. Jahrhundert negativ konnotiert wurde. Vgl. dazu LASATOWICZ 1999: 23 sowie LASATOWICZ 2003: 51.

nicht fähig ist, mit der eigenen Vergangenheit ins Klare zu kommen und die Ursachen für den aktuellen Ist-Zustand, d.h. den Verlust der alten Heimat, zu erkennen.

Arnold Ulitz hatte damit – wie Robert Rduch diesbezüglich erläutert – gravierende Probleme, zumal er sich mit der eigenen literarischen Aktivität in der NS-Zeit so gut wie kaum auseinandersetzte und sich auf die klar nachvollziehbaren Kausalitäten zwischen dem für ihn schmerzlichen Verlust der (ober)schlesischen Heimat und der Naziherrschaft recht vorsichtig bezog. In diesem Zusammenhang gilt die Feststellung des Verfassers der vorliegenden Monographie als sehr angemessen, wenn er behauptet, dass es vielen in die propagandistische Maschinerie des NS-Systems verwickelten Autoren – darunter auch Arnold Ulitz – an Mut fehlte, ihre eigene Verstrickung zu reflektieren, geschweige denn offen zu thematisieren. Dass es gewissermaßen bis heute problematisch ist, kann unter anderem die Tatsache belegen, die an sich immerhin auch bedenklich stimmt, dass der von seinen zwei jüngsten Söhnen verwaltete Nachlass Arnold Ulitz' für die Forschung weiterhin unzugänglich bleibt. Der Einblick in ihn ließe womöglich einige Meinungen relativieren oder gar korrigieren, hoffentlich zugunsten des (ober)schlesischen Autors.

Aus der von Robert Rduch durchgeführten Analyse des literarischen Werks von Arnold Ulitz ergibt sich eine wichtige Erkenntnis: In der Monographie wird stichhaltig argumentativ nachgewiesen, dass sich in den expressionistischen Texten von Ulitz auf gar keinen Fall ein nationalsozialistisches Gedankengut aufspüren lässt. Darüber hinaus kann man sich nach der Lektüre der ganzen Studie des Eindrucks nicht erwehren, dass der (ober)schlesische Autor in vielen Momenten seines Lebens recht konform ging, indem er sich bemühte, den stets aktuellen Tendenzen seiner Zeit zu entsprechen: sei es als experimentierender Expressionist, sei es als revolutionärer Sozialist, sei es als republikanischer Demokrat oder opportunistischer Propagandist der NS-Diktatur bis zum restaurativen Befürworter der neuen Bundesrepublik Deutschland.

Die von Rduch als These für seine literaturwissenschaftliche Studie formulierte Behauptung von Unbehaustheit des (ober)schlesischen Schriftstellers wäre noch unter der Fragestellung zu erörtern, inwiefern Arnold Ulitz gezielt nach einem existenziell-geistigen Refugium für sich suchte oder auch dieses ablehnte, und inwieweit sich dieses aus seinen eigenen weltanschaulichen Überzeugungen bzw. seinem Wertesystem ergab. Um diesen Aspekt zu ergründen, müsste man auf die Biographie des (ober)schlesischen Autors wesentlich eingehender, als das Robert Rduch in seiner Monographie tut, zurückgreifen. Im Hinblick auf ihre jetzige Methodologie lag diese Fragestellung aber außerhalb des Anliegens des Verfassers der hier kommentierten Studie.

Sebastian Mrozek (Kraków)

Literatur

- EAGLETON, Terry (⁴1997): *Einführung in die Literaturtheorie*. Aus dem Englischen von Elfi BETTINGER und Elke HENTSCHEL. Stuttgart – Weimar: Verlag J.B. Metzler.
- KÖPPE, Tilmann / WINKO, Simone (2008): *Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung*. Stuttgart – Weimar: Verlag J.B. Metzler.

- LASATOWICZ, Maria Katarzyna (1999): Empirische Interkulturalität. In: LASATOWICZ, Maria Katarzyna / JOACHIMSTHALER, Jürgen (Hg.): *Assimilation – Abgrenzung – Austausch. Interkulturalität in Sprache und Literatur* [= Oppelner Beiträge zur Germanistik, Bd. 1]. Frankfurt/M., 21–32.
- LASATOWICZ, Maria Katarzyna (2003): Auf den Spuren des „Wasserpolschen“ im Werk von Horst Bienek. In: *Oberschlesien und das Phänomen der Grenze im Werk Horst Bieneks*. Sammelband von Redebeiträgen. Herausgegeben von Haus der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit. Gliwice, 49–57.
- SCHUTTE, Jürgen (2005): *Einführung in die Literaturinterpretation*, Stuttgart–Weimar: Verlag J.B. Metzler.
- SKOP, Michał (2008): *Das Bild der Stadt Kattowitz / Katowice im deutschen Schrifttum 1865–1945*. Dresden–Wrocław: Neisse Verlag / Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe.

ZNAMENÁČKOVÁ, Katarína (2007): *Fachsprachliche Wortgruppen in Textsorten des deutschen Zivilrechts* (= Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd. 93). Frankfurt/M.: Peter Lang. 324 S.

In der vorliegenden Monographie präsentiert Katarína Znamenáčková die Ergebnisse ihrer Untersuchung der Fachsprache des deutschen Zivilrechts. Im Fokus der Analyse stehen die juristischen Wortgruppen, d.h. Verbindungen von zwei und mehreren Wörtern (komplexe lexikalische Einheiten oberhalb der Wort- und unterhalb der Satzgrenze), die juristischen Charakter haben. Die Studie von Znamenáčková ist interdisziplinär zwischen Sprach- und Rechtswissenschaft angesiedelt und gehört somit zu den noch spärlich vorhandenen Untersuchungen zum Satzbau der deutschen Rechtssprache. Als solche schließt sich die Monographie von Znamenáčková glücklich an die Tradition der Fachsprachenforschung an.

Die Forscherin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Juristischen Fakultät der Universität Bratislava sowie Übersetzerin aus dem Englischen, Deutschen und Französischen beim Europäischen Parlament in Luxemburg. Ihr Promotionsstudium hat sie an der Universität Regensburg absolviert. Die hier besprochene Monographie wurde 2008 mit dem Förderpreis der Universität Regensburg (Arbeitskreis der Universität Regensburg „Sprache und Recht“) ausgezeichnet.

Znamenáčkovás umfangreiche, verdienstvolle und neuartige Arbeit ist in elf Kapitel gegliedert. Außer dem einleitenden theoretischen Teil (Kapitel 1 und 2, 3 und 4), dem methodischen Teil (Kapitel 5), und dem empirischen Teil (Kapitel 6, 7 und 8), der Auswertung (Kapitel 9), der Anwendungsmöglichkeiten in der Praxis (Kapitel 10) und dem Zusammenhang (Kapitel 11) enthält die Monographie auch Abkürzungsverzeichnis, Literatur- und Quellenverzeichnis, das in juristische Literatur und Quellen und in sprachwissenschaftliche Literatur geteilt ist, sowie ein Verzeichnis der infolge der Untersuchung ermittelten Wortgruppen.

Für die Zwecke ihrer Arbeit entscheidet sich die Autorin für einen konnotativ neutralen Begriff *Wortgruppe*, wodurch sie die Bezeichnung ihres Untersuchungsgegenstands von

anderen schon bestehenden Bezeichnungen absondert, die jeweils mit einer anderen Konnotation belastet sind: besondere Formen lexikalischer Einheiten (David A. Cruse, Hugo Steger, Herbert Ernst Wiegand), bevorzugte Analysen (Thun; Burger), lexikalische Solidaritäten (Eugenio Coseriu), Kollokationen (John Rupert Firth), nominale Wortgruppen (Yong), Nominationsstereotype (Fleischer), phraseologische Einheiten/feste Wortverbindungen/phraseologische Wortverbindungen (Burger), phraseologische Termini (Burger), Phraseologismen (Susanne Beckmann, Jarmo Korhonen, Peter-Paul König), polylexikale Phraseme (Delplanque), Routineformeln (Coulmas), übliche Verbindungen von Wörtern oder usuelle Wortverbindungen („groupements usuels“) (Charles Bally), wesenhafte Bedeutungsbeziehungen (Walter Porzig), Wortfügungen mit einer festen Struktur (Müller). Die Autorin setzt sich zum Ziel (Kapitel 1), die Hypothese zu überprüfen, dass die fachspezifischen (juristischen) Wortgruppen unterschiedlich stabil sind und dass eine Einteilung in Festigkeitsstufen möglich ist. Im Kapitel 2 (Gegenstand der Untersuchung) strebt die Autorin danach, auf Grund der dargestellten Ansätze zum Begriff der Wortgruppe sowohl in der Linguistik (Kapitel 2.1) als auch in der Fachsprachenforschung (Kapitel 2.2) ihren eigenen innovativen Standpunkt zur Erforschung von mehrgliedrigen Gefügen darzustellen. Und sie tut das, indem sie darauf verzichtet, in ihrer Arbeit nach der Idiomatizität und deren Grad zu fragen und mit phraseologischen Kategorien zu operieren (Kapitel 2.3). Daher untersucht sie nicht, ob und inwieweit die semantische Beziehung zwischen den Komponenten innerhalb einer Wortgruppe nachvollziehbar ist. Der Vorteil des von Znamenáčková angenommenen Untersuchungsansatzes und zugleich ein Merkmal, das ihre Untersuchung von anderen fachsprachlich orientierten Analysen dieser Art qualitativ unterscheidet, besteht darin, dass sie sich für die Variationsmöglichkeiten der Ausdrucksformen von fachspezifischen juristischen mehrgliedrigen Gefügen interessiert. In Anlehnung an die Thesen von Coseriu (1971), Thun (1978), Burger et al. (1982) und Kjaer (1992) sieht sie die Relativität der Festigkeit (in der Arbeit werden hierzu als Synonyme auch die Ausdrücke ‚Stabilität‘, ‚Beständigkeit‘ und ‚Invarianz‘ verwendet) in der direkten Relation mit dem Verwendungstext und -kontext. Dabei geht sie von einer textsorten- und kontextabhängigen Variabilität aus, was sie dazu führt, differenzierte juristische Textsorten als Textkorpus zur Grundlage ihrer Untersuchung zu machen.

Im Kapitel 3 wendet sich Znamenáčková der umfassenden Darstellung der Rechtssprache als Fachsprache zu. Die Besonderheiten der Rechtssprache sieht sie in dem Gegenstand des Rechts, der sich ihrer Meinung nach vom Gegenstand der Technik oder der Naturwissenschaft durch seinen direkten Bezug zum Alltagsleben unterscheidet. Diese Annahme hat m. E. einen verallgemeinernden Charakter, und man könnte einige Argumente dagegen vorbringen. Unter den Merkmalen, die die Rechtssprache von anderen Fachsprachen unterscheiden, nennt die Autorin eine geringere Beeinflussung durch moderne Fremdsprachen – sie schließt die Fälle deutsch-lateinischer Doppelterminologie, die auf die Wurzeln der deutschen Rechtssprache im Lateinischen zurückzuführen sind (wie z.B. *Abtretung* = *Zession*) aus ihrer Untersuchung aus – und eine geringe Neigung zu Neubenennungen. Zur Besprechung juristischer Texte als Untersuchungsbasis geht die Autorin im Kapitel 4 über. Anzumerken ist, dass sie nicht alle Wortgruppen in ihrer Untersuchung berücksichtigt, die in den analysierten Texten vorkommen, sondern nur diejenigen, die sie als fachspezifisch identifiziert, d.h. die einen

rechtsrelevanten Fachinhalt aufweisen, indem sie einen Sachverhalt (Handlung, Zustand, Grundsatz, Gegenstand oder Person) aus der juristischen Welt benennen.

Ein Vorteil der Untersuchung liegt in der Methodik der Auswertung vom Textkorpus (Kapitel 5). Znamenáčková basiert auf einer detaillierten Analyse deutschsprachiger juristischer Texte, die sie dem Bürgerlichen Gesetzbuch, höchst-, ober- und landesgerichtlichen Urteilen, gelegentlichen Beschlüssen des Bundesgerichtshofes, der Oberlandesgerichte und der Landesgerichte, Kommentaren zum BGB, Lehrbüchern für deutsche Jurastudenten, Fachwörterbüchern entnimmt. Die Exzerption von juristischen Wortgruppen beginnt sie mit den Lehrbüchern für deutsche Jurastudenten. Diese Verfahrensweise ergibt sich – so die Annahme der Autorin – aus der dominierenden Funktion der Lehrbücher, in das Kenntnissystem des Rechts und damit in seine Fachsprache auf verständliche Weise einzuführen. Nach Ansicht von Znamenáčková sollen die juristischen Lehrbuchtexte ihrer Funktion gemäß den Überblick darüber erleichtern, welche lexikalischen Einheiten sich als fachsprachlich einordnen lassen.

In den Kapiteln 6 bis 8 stellt Znamenáčková die Ergebnisse der empirischen Untersuchung der Wortgruppen vor, indem sie die einzelnen Strukturtypen auflistet und durch Beispiele verdeutlicht. Berücksichtigt werden strukturelle Änderungen (Änderung in der Struktur der Verbindung von Konstituenten, die auf der Oberfläche zum Ausdruck kommt), lexikalische Modifikationen (Änderung in der Besetzung der Konstituentenstellen), Konkurrenzformen. Nicht berücksichtigt werden dagegen die Unterschiede zwischen Wortgruppen im Singular und Plural, sowie der Artikelgebrauch. Die Identifizierung der semantisch äquivalenten Ausdrücke, also der konkurrierenden Formen (auch Alternativformen genannt) kann Bedenken erwecken. Nicht nur deswegen, weil synonyme Ausdrücke für die fachsprachliche Kommunikation nicht besonders qualitätsfördernd sind und daher auch vermieden werden. Nicht überzeugend scheinen mir vor allem die von der Autorin angeführten Argumente für die synonyme Betrachtung von *für etwas einstehen* und *etwas vertreten*, von *mangelfrei* und *fehlerfrei*, oder von den Verben *haften* und *schulden*. Meiner Meinung nach lässt sich die Tatsache, dass die erwähnten Lexeme von manchen Sprachbenutzern als synonyme Bezeichnungen betrachtet werden, nicht damit begründen, dass man sie auf gemeinsprachlichen Einfluss zurückführen kann. Die Gemeinsprache (Allgemeinsprache) ist kein gutes Vergleichsmaß dafür. Eine solche Betrachtungsweise könnte zu paradoxen Überzeugungen führen, in denen *Schuldverhältnisse* mit *Gefälligkeiten*, bzw. *schulden* (= leisten müssen) mit *haften* (= Zugriffsobjekt in der Zwangsvollstreckung sein) als Synonyme gleichgesetzt werden. Das tut die Autorin in ihrer Analyse ausdrücklich nicht. Man kann hier jedoch leicht in die Gefahr kommen, irreführende Urteile – falls sie nicht nur von Ergebnissen tief greifender semantischer Nachforschung untermauert werden – zu erlassen, indem man zwei anscheinend synonyme Ausdrücke als Konkurrenzformen identifiziert. Dieses Betrachtungsproblem taucht bei der Erörterung und Auswertung der Relativität der Festigkeit der juristischen Wortgruppen wieder auf. Znamenáčková verfährt hier nach dem von Kjaer vertretenen Grundsatz, der besagt, dass eine Analyse juristischer Wortverbindungen unvollständig bleibt, wenn sie – abgesehen von lexikalisch und morpho-syntaktisch absolut verfestigten Mehrworttermini (wie z.B. *bewegliche Sachen*, *einstweilige Verfügung* usw.) – nicht den fachlichen Situationszusammenhang, in dem die Wortverbindungen verwendet werden, einbezieht. Am Beispiel des von Kjaer angeführten Mehrwortterminus *Erledigung der Hauptsache* (Kapitel 9.4, Fußnote 446) – einer

Handlungsart des deutschen Zivilverfahrens – wird gezeigt, dass dieser Mehrwortterminus in einigen Textzusammenhängen wiederholt *Erledigung der Hauptsache* benannt wird, wobei in anderen Textzusammenhängen eine Kommutation von *Hauptsache* ersichtlich ist und *Erledigung* konstant bleibt: *Erledigung des Rechtsstreits, des Streitgegenstandes, der Sache, der Klage, des Anspruchs*. Aufschlussreich könnte hier die Antwort auf die Frage sein, ob es sich hier um Konkurrenzformen (synonyme Ausdrücke) handelt, oder eher um Formen, deren Gesamtbedeutung – verstanden als ihre denotative Bedeutung – sich durch eine angebliche Synonymersetzung voneinander grundlegend ändert. Da braucht man die Antwort nicht einmal zu relativieren. Denn es liegt auf der Hand, dass ein Ersatz von *Hauptsache* in der Wortverbindung *Erledigung der Hauptsache* im konkreten fachlichen Text der Zivilprozessordnung durch Synonyme ausgeschlossen ist oder zumindest die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ändert.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass die methodologische Herangehensweise der Autorin, die sich zum Ziel setzt, die Festigkeitsstufen der fachsprachlichen Wortgruppen zu erkennen und ihre Merkmale zu beschreiben, im Prinzip lobenswert ist. Aufschlussreich kann die Beantwortung der von der Autorin gestellten Frage sein, von welchen Faktoren die Variationsmöglichkeiten bzw. -restriktionen im Gebrauch von Wortgruppen in Textsorten des deutschen Zivilrechtes abhängen können und ob das Variieren von Wortgruppen im juristischen Kontext bestimmten Gesetzmäßigkeiten unterliegt. Die in der Einleitung formulierte Frage, ob und wie die Erscheinungsformen von ausgewählten Wortgruppen variieren, modelliert die Autorin in ihrer Untersuchung textsortenspezifisch, d.h. sie sucht eine Antwort auf die Frage, ob der Komplexitätsgrad der Phraseologismen (ihre Stabilität bzw. Variabilität) textsortenabhängig sein kann. In der textsortenorientierten Auswertung der ermittelten Wortgruppen besteht m.E. der wesentliche Mehrwert dieser Studie. Ein hoher Erkenntniswert käme einer Untersuchung zu, die entscheiden könnte, ob es einen Zusammenhang zwischen dem Komplexitätsgrad von juristischen Phraseologismen und der vertikalen Gliederung der juristischen Fachsprache gibt. Solch ein Beitrag zur Diskussion über das Spannungsfeld zwischen der sprachlichen Arbitrarität und der Kompositionalität des sprachlichen Zeichens kann aufschlussreich sein. Denn bekanntlich sind sprachliche Zeichen derart kombinierbar, dass die Verknüpfung von Ausdrücken mit einer Verknüpfung ihrer Bedeutungen korreliert ist.

Rafał Szubert (Wrocław)

Die Autorinnen und Autoren

Dr. Ewa Andrzejewska, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Arbeitsschwerpunkte: Fremdsprachendidaktik und -methodik, Frühes Fremdsprachenlernen. Tätig in der Lehrerfortbildung.

Katarzyna Bednarska, M.A., Studium der Slavistik (MA 2010) und Germanistik (MA 2011) an der Universität Gdańsk, Doktorandin an der Philologischen Fakultät der Universität Gdańsk; 2010–2011: Stipendiatin des DAAD und des Lions-Clubs an der Universität Siegen. 2009–2010 Mitglied des Studenten-Arbeitskreises „Literarisches Übersetzen“ am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Preisträgerin im journalistischen Wettbewerb „Konfrontacje 2011“ (2. Preis für einen publizistischen Text).

Dr. Małgorzata Czarnecka, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Wrocław. Promotion an der Universität Wrocław (2002). Forschungsbereiche: Kognitive Linguistik, Theorie der Sprachlehr- und Sprachlernforschung.

Dr. Anna Daszkiewicz, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Studium der Germanistik an der Universität Gdańsk. Promotion 2011. Forschungsschwerpunkte: pädagogische Tätigkeit und das Werk von Joseph Ratzinger, Ratzingers Beitrag zur Entfaltung der Religionspädagogik in Europa, Textanalyse.

Dr. Andrzej S. Feret, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanistik der Universität Rzeszów. Promotion: *Zur Bestimmung der grammatischen Kategorie ‚Partizip‘. Eine typologische Studie*, Kraków 2002. Veröffentlichungen im Bereich der konfrontativen Grammatik, Fremdsprachendidaktik, Übersetzung, Phonologie. Forschungsbereiche: deutsch-polnische kontrastive Grammatik, Phonologie, deutsche Entlehnungen im Polnischen.

Dr. Małgorzata Filipowicz, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Warschau, Lehrstuhl für Kultur des deutschen Sprachraumes. Studium der Germanistik an der Universität Warschau, dort auch Promotion (2004). Forschungsbereiche: Korrespondenz der Künste, Wechselbeziehungen zwischen Literatur, Musik und bildenden Künsten; Künstlerproblematik zur Zeit der deutschen Romantik; Ton-Wort-Verhältnis in der deutschen Gegenwartsliteratur, insbesondere im Werk Peter Härtlings; die deutschsprachige Kinder- und Jugendliteratur nach 1945.

Dr. Janina Gesche, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. 2003 Promotion im Fach Germanistik an der Universität Stockholm mit

der Arbeit *Aus zweierlei Perspektiven... Zur Rezeption der Danziger Trilogie von Günter Grass in Polen und Schweden in den Jahren 1958–1990*. Forschungsschwerpunkte: deutschsprachige Literatur des 20. Jahrhunderts, deutsch-polnisch-schwedische Literaturbeziehungen, Komparatistik, Literaturkritik.

Dipl.-Ing. Jörg Gesche, Studium der Mathematik und Informatik an der Technischen Universität Berlin, Studium der Polonistik an der Universität Stockholm, IT-Consultant in München und Stockholm.

Adam Gorlikowski, M.A., Studium der Germanistik an der Universität Gdańsk und der Universität Siegen; Stipendiat des DAAD und des Lions-Clubs. 2011 Master-Abschluss im Bereich der Sprachwissenschaft mit Schwerpunkt Lexikologie. 2009–2010 Mitglied des Studenten-Arbeitskreises „Literarisches Übersetzen“ am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Dichter, Übersetzer von literarischen Texten. Veröffentlichungen u.a. in: Marie Rossi (Hg.): *Menschen am Meer. Meeresanthologie*, Magdeburg 2011.

Monika Górecka, geb. 1989, Studium der Germanistik an der Universität Gdańsk mit dem Schwerpunkt Übersetzer- und Dolmetscherausbildung; Mitglied der Günter-Grass-Gesellschaft in Gdańsk sowie des Studenten-Arbeitskreises „Literarisches Übersetzen“ am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk.

Dagmara Grunt, M.A., Studium der Germanistik an der Universität Gdańsk; z.Z. Doktorandin an der Philologischen Fakultät. Deutschlehrerin.

Dr. Agnieszka K. Haas, Studium der Polonistik und Germanistik an der Universität Wrocław. Promotion über Faustübersetzungen ins Polnische. Seit 2003 didaktisch-wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk (Lehrstuhl für Deutsche Literatur und Kultur). Forschungsbereiche: Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, literarische Übersetzung und Übersetzungskritik, Ästhetik des literarischen Werkes, Literaturkomparatistik. Buchveröffentlichung: *Polskie przekłady „Fausta I” Goethego. Próba krytyki i zarys recepcji w Polsce*. Gdańsk: Uniwersytet Gdański 2005.

Natalia Horbacz, M.A., Studium der Germanistik an der Technischen Universität in Koszalin und an der Universität Gdańsk (2010). 2009–2010 Mitglied des Studenten-Arbeitskreises „Literarisches Übersetzen“ am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Forschungen zur Biographie von Else Jaffé von Richthofen, unter besonderer Berücksichtigung ihrer Briefe an Alfred Weber.

Paweł Huelle, 1957 in Gdańsk geboren, studierte Literaturwissenschaft an der Universität Gdańsk, arbeitete als Journalist und Lehrer. Träger von zahlreichen literarischen Preisen. Sein Roman *Weiser Dawidek* (1987) wurde ein großer internationaler Erfolg. Es folgten weitere Romane und Erzählungen: *Opowiadania na czas przeprowadzki* (1991), *Wiersze* (1994), *Pierwsza miłość i inne opowiadania* (1996), *Inne historie* (1999), *Mercedes-Benz. Z listów*

do Hrabala (2001), *Byłem samotny i szczęśliwy* (2002), *Castorp* (2004), *Ostatnia Wieczerza* (2007), *Opowieści chłodnego morza* (2008). Auf Deutsch sind von Huelle die Erzählungen *Schnecken, Pfützen, Regen und andere Geschichten aus Gdansk* (1992), *Silberregen: Danziger Erzählungen* (2000), die Feuilletons *Verschollene Kapitel* (1999), die Romane *Weiser Dawidek* (1990), *Mercedes Benz. Aus den Briefen an Hrabal* (2003) und *Castorp* (2005) in der Übersetzung von Renate Schmidgall erschienen.

O. Prof. Dr. habil. Jan Iluk, Leiter des Lehrstuhls für Fremdsprachendidaktik Deutsch als Fremdsprache an der Schlesischen Universität Katowice, Professor an der Universität Prešov, Vorsitzender des Prüfungsausschusses am Justizministerium für beeidigte Übersetzer und Dolmetscher in Polen, Lehrwerkgutachter am Bildungsministerium. Forschungsschwerpunkte: Lehrwerkevaluation, Übersetzen und Sprachmittlung im FSU, Sprache des Rechts, Schreibfertigkeit in der Fremdsprache, Textverständlichkeit, früher Fremdsprachenunterricht.

Dr. Mariola Jaworska, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Germanistik der Universität Olsztyn. Promotion an der Universität Warschau (2008) – *Autoevaluation im Lern- und Lehrprozess. Der Einsatz vom Europäischen Sprachenportfolio in der Lehrerbildung*. Forschungsbereiche: Förderung von Lernenden mit speziellen Bedürfnissen, Binnendifferenzierung und Individualisierung im Fremdsprachenlern- und Lehrprozess, Lehrerbildung.

Joanna Kilian, M.A., Studium der Germanistik an der Universität Danzig. Stipendiatin des DAAD an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena und Erasmus-Stipendiatin an der Universität zu Köln. 2011 Masterabschluss im Bereich der Sprachwissenschaft mit Schwerpunkt Lexikographie, gegenwärtig Promotionsstudium an der Universität Danzig.

Damian Kołnierzak, M.A., Masterabschluss in Jura und Bachelorabschluss in Germanistik an der Universität Wrocław, Sekretär des Studentenrats der Philologischen Fakultät an der Universität Wrocław. Interessengebiete: Europarecht, Wirtschaftsrecht, Text- und Bildlinguistik, Kommunikationsformen in digitalen Medien.

Dr. Iwona Legutko-Marszałek, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Studium der Germanistik an der Jagiellonen-Universität in Krakau. 2003 Promotion an der Universität Gdańsk über *Lexikalische Systeme als bilinguale Wirklichkeit*. Forschungsgebiet: Psycholinguistik. Forschungsschwerpunkte: Bilingualismus, mentales Lexikon, lexikalischer Zugriff, sprachliche Verarbeitungsprozesse.

Dr. Sebastian Mrozek, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Neuphilologischen Institut der Pädagogischen Universität Kraków / Krakau (Polen), Abteilung für deutsche Sprache und Kultur. Studium der Germanistik an den Universitäten Opole (Polen) und Hannover (Deutschland), 2001–2003 DAAD-Stipendiat an der Technischen Universität Berlin (TUB), Institut für Literaturwissenschaft, Neuere Deutsche Philologie, dort auch 2004 Promotion über das literarische Werk Hans Werner Richters. Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Literatur im Fokus ideologischer und kulturgeschichtlicher Diskurse, Literatur und Kulturtransfer,

Literatur nach 1945 sowie Literaturdidaktik. Veröffentlichungen zu H. Bienek, F. Dürrenmatt, J. von Eichendorff, H. Müller, H.W. Richter sowie zur Literaturdidaktik.

Dr. Izabela Olszewska, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Studium der Germanistik an der Universität Gdańsk (MA 2003). Erasmus-Stipendiatin an der Universität zu Köln. Promotion 2009. Monographie *Zur Übersetzung von Judaica in ausgewählten Werken der jiddischen Literatur* (Gdańsk 2011). Forschungsschwerpunkte: Übersetzung von Kulturelementen, Sprach- und Kulturkontakte, jiddische Kultur, interkulturelle Kommunikation, sprachliches Weltbild.

Dr. Roman Opiłowski, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Pressesprecher am Institut für Germanistik der Universität Wrocław. Promotion 2005 am Germanistischen Institut an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (*Intertextualität in der Werbung der Printmedien. Eine Werbestrategie in linguistisch-semiotischer Forschungsperspektive*. Frankfurt/M.: Peter Lang). Forschungsgebiete: Text-, Diskurs-, Bild- und Medienlinguistik, Werbekommunikation, multimodale Kommunikation.

Karolina Plichta, geb. 1987, Studium der Germanistik an der Universität Gdańsk. Mitglied des Studenten-Arbeitskreises „Literarisches Übersetzen“ am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk.

Dr. Karolina Prykowska-Michalak, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Gegenwartskultur der Universität Łódź. Forschungsschwerpunkte: gegenwärtiges Theater, das deutsche Theater und Drama, Beziehungen zwischen Kunst und Politik. Veröffentlichungen u.a.: *Teatr niemiecki w Łodzi. Sceny – wykonawcy – repertuar* [Das deutsche Theater in Łódź. Bühnen – Darsteller – Repertoire] (Łódź 2005), *Teatr niemiecki w Polsce* [Das deutsche Theater in Polen] (Łódź 2008, Hg.). Mitherausgeberin der Sammelbände: *Migrations / Standortwechsel. Deutsches Theater in Polen* (Łódź / Tübingen 2007, zusammen mit Artur Pełka), *Felix Austria – Dekonstruktion eines Mythos? Das österreichische Drama und Theater seit Beginn des 20. Jahrhunderts* (Fernwald 2009, zusammen mit Małgorzata Leyko und Artur Pełka).

Dr. Magdalena Rozenberg studierte Germanistik an der Universität Gdańsk und wurde 2004 im Fach Deutsch als Fremdsprache mit der Arbeit *Die Anwendung eines integrativ-ästhetischen Konzepts beim Fremdsprachenlehren und -lernen* an der Universität Bielefeld promoviert. Seit 2007 ist sie am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk tätig. Ihre Forschungsgebiete sind Beziehungen zwischen Kunst, Kulturwissenschaften und Fremdsprachendidaktik.

Prof. Dr. habil. Czesława Schatte, seit 1998 am Institut für Angewandte Linguistik der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań tätig. Forschungsschwerpunkte und Publikationen zu Fragen der kontrastiven deutsch-polnischen Grammatik, Syntax, Phraseologie und Parömiologie sowie der Sprache der Werbung. Mitautorin der *Deutsch-polnischen kontrastiven*

Grammatik (1999) und der Lehrbuchreihe *Dein Deutsch* für polnische Grundschulen, Oberschulen und Gymnasien.

Anna Słupecka, M.A., Studium der Slavischen Philologie und Russischen Kultur in Bochum. Doktorandin am Seminar für Slavistik der Ruhr-Universität Bochum. Forschungsbereich: Onomastik und insbesondere die Übersetzung von Eigennamen.

Magdalena Statkiewicz, geb. 1990, seit 2009 Studium der Germanistik an der Universität Gdańsk. Mitglied des Studenten-Arbeitskreises „Literarisches Übersetzen“ am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk.

Dr. Rafał Szubert, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanistik der Universität Wrocław. Studium der Germanistik und Niederlandistik an der Universität Wrocław und an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Promotion im Bereich Sprachwissenschaft. Mehrmaliger DAAD-Stipendiat an den Universitäten Münster, Duisburg-Essen und Siegen. Forschungsschwerpunkte: konfrontative Sprachwissenschaft (Polnisch, Deutsch, Niederländisch), Fachsprachenforschung, Rechtslinguistik, konfrontative technolektale Linguistik, Übersetzungswissenschaft.

Dr. Marta Turska, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Studium der Kulturwissenschaft an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/O. und an der Universidad de León, Spanien. Promotion: 2008 an der Universität Gdańsk. Publikationen u.a.: *Internationalismen in der Fachsprache der Gastronomie und der Kochkunst im fünfsprachigen Vergleich* (Frankfurt/M. 2010). Forschungsschwerpunkte: kontrastive Studien, Sprachkontakte, Internationalisierung der Sprache, Kulinaristik, interkulturelle Kommunikation.

O. Prof. Dr. habil. Zdzisław Wawrzyniak, ordentlicher Professor an der Universität Rzeszów. Forschungsbereiche: Textwissenschaft und Translatorik. Übersetzer aus dem Deutschen und Schwedischen. Veröffentlichungen u.a.: *Einführung in die Textwissenschaft* (Warszawa 1980), *Praktyczne aspekty translacji literackiej na przykładzie języków niemieckiego i angielskiego* [Praxisbezogene Aspekte der literarischen Übersetzung am Beispiel des Deutschen und Englischen] (Warszawa 1991); sechs Gedichtbände, u.a. *All Nature, zwei- und dreisprachige Gedichte* (Rzeszów 2008). Mitherausgeber der Zeitschrift *Studia Germanica Resoviensia*.

Dr. Barbara Widawska, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Pommerschen Akademie in Słupsk, 2002–2008 Leiterin des Lehrstuhls für Germanistik. Promotion 2001 an der Universität Gdańsk. Forschungsschwerpunkte: deutsch-polnische Wechselbeziehungen in der Geschichte, Literatur und Kultur im 19. Jahrhundert, deutsche Polenliteratur, Theodor Fontane, Literatur- und Landeskundedidaktik.

Dr. Ewa Wojaczek, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Studium der Skandinavistik (MA 1992) und Germanistik (MA 1995) an der Universität

Gdańsk. Mehrere Studienaufenthalte an den Universitäten in Schweden (Skärhamn 1988, Mora 1989, Västerhaninge 1990–1991), Österreich (Wien 1994) und Deutschland (Köln 1994–1995, Bremen 1999, 2001). 2004 Promotion an der Universität Gdańsk mit der Arbeit *Ablative Präpositionalphrasen mit zusammengesetzten Präpositionen im Polnischen und ihre Entsprechungen im Deutschen und Schwedischen*. Forschungsschwerpunkte: polnisch-deutsch-schwedische kontrastive Studien, Analyse von Interferenzfehlern, Dolmetsch- und Übersetzungsdidaktik, Textlinguistik, Psycho- und Pragmalinguistik, Phraseologie.

Dr. Iwona Wowro, Mitarbeiterin an der Schlesischen Universität im Institut für Germanistik (Lehrstuhl für Didaktik der deutschen Sprache). Dissertation *Die deutschen „weg“-Verben und ihre polnischen Äquivalente. Versuch einer konfrontativen Analyse*. Ihre Interessengebiete sind die Sprachwissenschaft, insbesondere die Wortbildung der deutschen Sprache, kontrastive deutsch-polnische Sprachanalysen und allgemeine Probleme der Translation mit besonderer Berücksichtigung der Wiedergabe von humorvollen Äußerungen sowie deren Entstehung und Rezeption.

Prof. Dr. habil. Ewa Żebrowska, Promotion – 2000, Habilitation – 2005; Studium der Philosophie und Germanistik; Leiterin des Lehrstuhls für Germanistik an der Universität Olsztyn; mehrere Forschungsaufenthalte als Stipendiatin an den Universitäten in Mainz, Erfurt, Kiel, Berlin, Klagenfurt, Innsbruck, Bayreuth. Zu ihren aktuellen Forschungsgebieten gehören Textlinguistik und allgemeine Sprachwissenschaft.

Dr. Tomasz Żurawlew, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Germanistik an der Universität Olsztyn. 2008 Promotion über *Poetik der Ironie im Schaffen von Wisława Szymborska: Original und Übersetzung von Karl Dedecius* an der Universität Gdańsk. Forschungsbereiche: Sprachaxiologie, poetischer Diskurs, Pragmatik der Übersetzung.

Die Herausgeber



O. Prof. Dr. habil. Andrzej Kałny, Leiter des Instituts für Germanistik an der Universität Gdańsk (seit 2002), Leiter des Lehrstuhls für Sprachwissenschaft und Übersetzungstheorie, Mitglied der Universitätsakkreditierungskommission (seit 1999); Gründer und Herausgeber der Reihe *Danziger Beiträge zur Germanistik* (Peter Lang, über 39 Bände), Herausgeber der Zeitschrift *Studia Germanica Gedanensia*; Mitgründer und Mitherausgeber (zusammen mit Stefan H. Kaszyński und Maria Krysztofiak) der Reihe *Studien zur Germanistik, Skandinavistik und Übersetzungskultur* (Peter Lang). Forschungsgebiete: kontrastive Linguistik deutsch-polnisch, kontrastive Phraseologie, Lexikographie, Sprachkontakte deutsch : polnisch : englisch (auch russisch und kaschubisch), Aktualität, Modalität.



Dr. Katarzyna Lukas, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Germanistik-Studium und Promotion (2006) an der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań. Forschungsgebiete: Übersetzungstheorie, deutsche, polnische und vergleichende Literaturwissenschaft. Veröffentlichungen u.a.: *Das Weltbild und die literarische Konvention als Übersetzungsdeterminanten. Adam Mickiewicz in deutschsprachigen Übertragungen*, Berlin 2009; *Germanistik in Polen: Geschichte – Perspektiven – interdisziplinärer Dialog*, Frankfurt/M. 2011 (Hrsg., zusammen mit Andrzej Kałny).